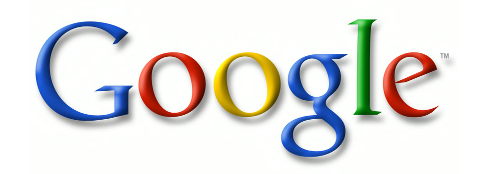
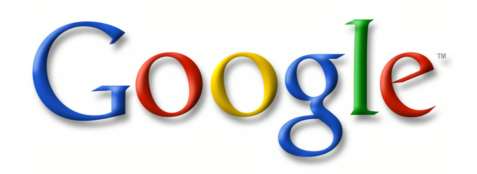




Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

R. Haym.



Zwölfter Band.

Berlin, 1863.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zur Literatur der Polemik gegen Friedrich den Großen. (C. Cauer.) . . Seite 1
Ein englischer Minister. Mittheilungen über Sir George Cornewall Lewis. (F. Liebrecht.) . . . . — 19
Die poetische und musikalische Lyrik des deutschen Volks. II. (Fr. Hinrichs.) — 39
Ein Artikel der Grenzboten. . . . . — 62
Politische Correspondenz. . . . . — 73
Notizen. (Zur Orientirung über den Krieg und Kriegsschauplatz in Nordamerica. — Zum Turnfest.) . . . . — 86

Zweites Heft.

Ein Philosoph und ein Naturforscher über Franz Bacon von Verulam. (C. Sigwart.) . . . . — 93
Cultur- und Geschichtsbilder aus Sicilien. I. (O. Hartwig.) . . . . . — 129
Das freie deutsche Oesterreich. (A. Springer). . . . . — 143
Was gehört zur Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage? . . . . . — 561
Politische Correspondenz. . . . . — 178

Drittes Heft.

Cultur- und Geschichtsbilder aus Sicilien. II. (O. Hartwig.) . . . . — 193
Die internationale landwirthschaftliche Ausstellung in Hamburg. (L. Meyn in Uetersen.) . . . . — 215
Veit Ludwig von Seckendorff. O. Nasemann. . . . . — 257
Zur Frage über das Disciplinarrecht der Minister gegen die Staatsbeamten. — 272
Militärische Correspondenz, Bundesinspectionen und Heereszustände in Deutschland. . . . . — 284
Politische Correspondenz. . . . . — 295

Viertes Heft.

Aegypten und Syrien im Jahre 1863. (Aus Beirut.) . . . . — 305
Christian Friedrich Freiherr von Stockmar. (Von einem Freunde des Verstorbenen.) . . . . — 328
Die Schlacht von Leipzig in ihrem Verlauf und ihrer Bedeutung für den Freiheitskrieg. (Von einem deutschen Officier.) . . . . — 344
Die Leipziger Gedenkfeier der Völkerschlacht. (Dr. Veit.) . . . . . . — 387
Politische Correspondenz. . . . . — 392
Notizen. (Heidelberger Rechtsgutachten. — C. Rößler, Studien zur Fortbildung der preußischen Verfassung.) . . . . — 403

Fünftes Heft.

Don Carlos. (H. Baumgarten.) . . . . Seite 409
Renan's Leben Jesu. (W. Lang.) . . . . — 450
Der Feldzug 1863 in Nord-Amerika. . . . . — 480
Die Entscheidung der schleswig-holsteinschen Sache. . . . . — 506
Politische Correspondenz. . . . . — 511

Sechstes Heft.

Der Wiener Congreß und der zweite Pariser Friede. . . . . — 521
Unsere Aufgaben und Pflichten für Schleswig-Holstein.. . . . . . . — 540
Bayrisches Verfassungsleben während der Jahre 1859 bis 1863. I. . . . — 567
Eine Anekdote aus der österreichischen Geschichte vom Jahre 1800. . . . — 586
Die schleswig-holsteinsche Flotille von 1849 und 1850. . . . . — 593
Briefe aus Schwaben. I. . . . . — 599
Politische Correspondenz. . . . . — 609
Notizen. (Aus Schleiermacher's Leben IV. Band. — Chroniken der deutschen Städte vom 14.—16. Jahrhundert II. Band. — Zwei Reden von Jacob Grimm. — H. v. Sybel's kleinere Schriften. — Zur schleswig-holsteinschen Literatur: Kleine Schriften von J. G. Droysen, Heft 1. — Aus Schleswig-Holstein an das Preußische Haus der Abgeordneten. — Zur Ebenbürtigkeitsfrage in der schleswig-holsteinschen Erbfolge. — Broschüren von G. Waitz, K. Esmarch, Beseler und H. Hälschner.) . — 622

[redacted]

Zur Literatur der Polemik gegen Friedrich den Großen.

Der jüngst von England her gemachte Versuch, die mit Recht längst vergessenen apokryphen Matinées royales de Frédéric II. der Lesewelt als etwas Neues und Bedeutendes aufzutischen und dadurch dem Andenken unseres großen Königs Eintrag zu thun, hat auch in Deutschland einen unerwarteten, von der Urtheilsfähigkeit eines großen Theiles unseres Publicums eben kein glänzendes Zeugniß ablegenden Erfolg gehabt. Das Aufsehen, welches die englische Publication gemacht hat, ist nun freilich schon wieder vorübergegangen; von den verschiedensten Seiten her ist die Unmöglichkeit, daß man hier ein Schriftwerk Friedrich's vor sich haben könne, für jeden, der sehen will, bis zur Evidenz nachgewiesen, am erschöpfendsten in den Aufsätzen von Sammer, welche unlängst die Grenzboten gebracht haben. Wir würden daher unsererseits kaum Veranlassung haben, auf eine Angelegenheit noch einmal zurückzukommen, die schon viel mehr, als sie verdient, von sich hat reden machen, wenn es nicht geschähe, um daran eine weiter ausgreifende Erörterung zu knüpfen, welche vielleicht dazu beitragen kann, uns für die Zukunft vor ähnlichen Irrungen und Mißgriffen zu schützen. —

Die Matinées sind das nicht, wofür sie sich geben; aber sie sind nichts desto weniger eine Realität und verdienen als solche an den Ort gestellt und in dem Zusammenhang gewürdigt zu werden, dem sie ihrem Ursprunge nach angehören, nämlich als einer der zahlreichen literarischen Angriffe und Feindseligkeiten gegen Friedrich. Dieser wäre der große Mann nicht gewesen, der er war, wenn er neben seinen Anhängern und Bewunderern nicht von seinem ersten Hervortreten an zu allen Zeiten auch Gegner und Widersacher in Menge gehabt hätte, die um so lieber gegen ihn zur Feder gegriffen haben, je schärfer und rücksichtsloser er selbst diese Waffe zu führen verstand. So ist denn eine reiche Literatur von Oppositionsschriften entstanden, in welcher die verschiedensten Standpunkte und Interessen zur Aussprache kommen und zu der es auch in den letzten

Jahren an namhaften Beiträgen nicht gefehlt hat. Auf diese Literatur einen vergleichenden Blick zu werfen, verlohnt sich wohl der Mühe nicht nur um dieses Tagesinteresses willen, sondern auch deshalb, weil die Bedeutung einer großen geschichtlichen Erscheinung sich ebenso in dem Widerstande und Widerspruche kund giebt, den sie hervorgerufen hat, wie in ihren positiven und unmittelbaren Wirkungen. Versuchen wir denn einen solchen Ueberblick, aus dem, wenn wir nicht sehr irren, zugleich das Ergebniß hervorspringen wird, daß die heutigen Tadler Friedrich's, mit wie vieler Prätension sie auch auftreten mögen, weit entfernt neue Gesichtspunkte oder gar neuen Stoff für ihre Anklagen gewonnen zu haben, nichts bieten als die matte Wiederholung längst gehörter und meist genügend zurückgewiesener Angriffe.

Schon die ersten schlesischen Kriege hatten Federn genug, und nicht blos officielle, in Bewegung gesetzt. Aber wie groß auch in ganz Europa die Theilnahme war, welche Friedrich's kühnes Auftreten gegen Maria Theresia und die Losreißung Schlesiens von dem Habsburgischen Ländercomplex erweckte: sie erscheint doch unbedeutend im Vergleich mit der ungeheuren Bewegung der Geister, die für und wider durch den siebenjährigen Krieg hervorgerufen wurde. Von den persönlichsten Stimmungen der Bewunderung, des Hasses, des Mitgefühls an bis zu den allgemeinsten Fragen des Staatsrechtes, der Moral, der politischen Machtstellung, der religiösen Gegensätze gab es kaum eine Leidenschaft oder ein Interesse, die jener Riesenkampf nicht aufgeregt hätte. Eine fast unübersehbare Menge von Flugblättern und Pamphlets in den verschiedensten Sprachen und in den mannichfachsten Formen, in Prosa und in Versen, in Ernst und Spott trat besonders in den ersten Jahren des Krieges an das Tageslicht und gewährt als treues Spiegelbild jener aufgeregten Zeit kaum ein geringeres Interesse, als die Kriegsthaten und die großen Staatsactionen selbst, durch die diese Literatur hervorgerufen wurde. Es fehlt in unseren Bibliotheken nicht an mehr oder minder reichhaltigen Sammlungen derselben. Eine der vollständigsten, ja vielleicht die vollständigste von allen ist im Besitze der Kriegsakademie zu Berlin, und diese ist dem Verfasser der folgenden Blätter durch die Güte ihres Herrn Bibliothekars in der liberalsten Weise zugänglich gemacht worden. Nach dem Friedensschlusse konnte es nicht fehlen, daß die vorangegangene Erregung noch eine Weile in langsameren und matteren Schwingungen fortwirkte, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Matinées royales eben unter den Nachklängen jener stürmischen Jahre ihren Platz anweisen. Dann aber trat eine verhältnißmäßige Ruhe ein, und obgleich die Augen Europas immer auf den Einsiedler von Sanssouci und die großartigen Schöpfungen seiner Friedens-

[redacted]

jahre gerichtet blieben, und es auch an Mittheilungen Berufener und Unberufener über seine Person und seine Thätigkeit niemals fehlte, so war es doch erst sein Tod, der wieder zu einer massenhafteren literarischen Production den Anstoß gab. Der Umstand, daß ein so gewaltiges und reiches Leben nun seinen Abschluß gefunden hatte, mußte an und für sich schon zu Darstellungen von den verschiedensten Standpunkten aus herausfordern. Das Schweigen der bisher auf den Lebenden genommenen Rücksichten erleichterte die Mittheilung und gab ihr größere Freiheit. Die Veröffentlichung seiner nachgelassenen Schriften und die Sammlung der früher veröffentlichten führte der Betrachtung einen neuen reichhaltigen Stoff zu und machte den vorhandenen zugänglicher, und so wirkte Alles zusammen, um die ersten Jahre nach Friedrich's Tode besonders fruchtbar an Publicationen über ihn zu machen.

Die französische Revolution, welche gegen das Ende des Jahrhunderts ihren Weg durch Europa begann, setzte diesen Publicationen ein natürliches Ziel. Vor der ungeheuren Gegenwart, die für längere Zeit die Geister ganz gefangen nahm, mußte das Andenken auch an die nächste Vergangenheit nothwendig sehr in den Hintergrund treten. Als dann endlich der wiederkehrende Friede Muße und Stimmung zur geschichtlichen Betrachtung mit sich brachte, vertheilte sich das Interesse unter sehr verschiedene Zeiten und Gegenstände, und der Held des achtzehnten Jahrhunderts war am wenigsten dazu angethan, die Theilnahme einer so ganz anders gearteten Zeit und eines neuen durch die großen Umwälzungen, unter denen es aufgewachsen war, von den Wurzeln seiner Existenz gleichsam losgerissenen Geschlechtes vorzugsweise in Anspruch zu nehmen. So ist denn in unserem Jahrhundert die Friedrichliteratur eine mehr sporadische, vom individuellen Geschmack abhängige oder auch durch diesen oder jenen Erinnerungstag angeregte geworden, — bis erst die neueste Zeit mit der größeren Reife ihres historischen Urtheils und mit ihren scharf ausgeprägten politischen Gegensätzen den großen König wieder mehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt hat. Dieser bethätigt aber sein fortwirkendes Leben noch heute darin, daß er, wie vielleicht kaum eine andere geschichtliche Erscheinung, Jeden, der sich mit ihm ernstlich einläßt, gleichsam zwingt, den innersten Kern der eigenen Natur herauszukehren und der Welt seine Denkart in politischen, sittlichen, religiösen Fragen und namentlich auch seine Grundsätze über die innere und äußere Gestaltung der Zukunft unseres Vaterlandes zu verrathen. So ist Friedrich's wunderbar scharf ausgeprägte Individualität für unsere Zeit zu einem unvergleichlichen Prüfstein der Geister geworden, und Wesen, Werth und Gehalt Einzelner wie ganzer Parteien und Zeitrichtungen läßt sich viel-

leicht an nichts Anderem sicherer abmessen, als an der Verschiedenheit ihrer Ansichten und Urtheile über Friedrich den Großen. —

Nicht die Charakteristik aller dieser, sondern nur der feindseligen Auffassungen ist die Aufgabe dieser Blätter. Versuchen wir also aus der ganzen Literatur, deren äußerer Umfang so eben angedeutet worden ist, die wichtigsten Standpunkte herauszuheben, von denen aus der große König angegriffen werden ist, und sie in einzelnen charakteristischen Vertretern vorzuführen, — wobei allerdings nicht außer Acht bleiben darf, daß nicht jeder Angriff sich auf ein einzelnes Motiv zurückführen läßt, sondern daß in manchen Erscheinungen eine Combination mehrerer unverkennbar ist.

I.

Der gemeinste und niedrigste unter den Standpunkten, auf welchen sich die literarischen Gegner Friedrich's gestellt haben, ist unstreitig der des persönlichen Hasses. Friedrich besaß besonders in seinen jüngeren Jahren und, wenn er wollte, auch noch in späterem Alter eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und verdankte ihr die große Zahl von Freunden, welche mit den Gefühlen der persönlichsten Hingebung und Verehrung, ja nicht selten mit einer bis zur Schwärmerei gesteigerten Lebhaftigkeit der Empfindung an ihm hingen. Aber nicht minder waren in Friedrich's Natur auch Elemente, die in demselben Maaße abstießen, wo er sie herauskehrte. Die kaustische Schärfe seines Witzes, sein schonungsloser Spott, eine gewisse schneidende Schärfe, die mit dem Bewußtsein persönlicher Ueberlegenheit nicht selten verbunden ist, die aber hier, wo sie zugleich als ein Mißbrauch der eine Abwehr durch gleiche Waffen ausschließenden bevorzugten Stellung empfunden wurde, doppelt verletzend wirken mußte. Nicht selten waren es dieselben Menschen, die sich erst von der einen und dann von der entgegengesetzten Seite in Friedrich's Wesen getroffen sahen und die dann wohl aus begeisterten Freunden um so heftigere und leidenschaftlichere Widersacher geworden sind. So sind zwei Hauptfundgruben für alle Schmach, die auf Friedrich's Namen gehäuft worden ist, entstanden: Voltaire's vie privée du roi de Prusse, eine Schrift, von der Friedrich selbst gegen Darget äußerte, sie verdiene keine Widerlegung, ihm komme es zu, seine Schuldigkeit zu thun und die Boshaften reden zu lassen, — und des Baren Friedrich von der Trenck „Merkwürdige Lebensgeschichte" (Wien 1786. 2. verm. Aufl. Berlin 1787). Beide Schriften tragen den Stempel ihres Ursprunges als Acte der Rache ihrer Verfasser für die persönlichen Kränkungen, die sie von Friedrich erfahren, deutlich an der Stirn, und wer in diesem Zusammenhange die Matinées royales ansieht, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß er es in ihnen

mit einem Machwerk ganz ähnlicher Art zu thun hat. Mag man nun mit Preuß Bonneville für ihren Verfasser halten oder mag man ihren Ursprung in den Kreisen suchen, auf die Sammer hingewiesen hat, oder mag man in ihnen, wie es uns am wahrscheinlichsten dünkt, die Bethätigung irgend einer aus den Erlebnissen des siebenjährigen Krieges herrührenden persönlichen Feindschaft sehen —: daß Motive der niedrigsten und gehässigsten Art dem Verfasser die Feder in die Hand gegeben haben, diese Ueberzeugung liegt allen jenen Hypothesen gleichmäßig zu Grunde. Das Große in hämischer Weise zu verkleinern, die Erfolge, die sich nicht wegleugnen ließen, als durch Zufall oder durch Betrug oder durch die Verdienste Anderer gewonnene darzustellen, auf den König den Makel der häßlichsten und unsittlichsten Leidenschaften zu werfen, das war des Verfassers Tendenz, und die Form, deren er sich dabei bediente, nämlich dem König selber alles das in den Mund zu legen, wodurch er ihn herabsetzen wollte, war eine jener Zeit durchaus geläufige. Hatte sich doch Friedrich selbst ihrer während des siebenjährigen Krieges mehrfach bedient in den Schriftstücken, die er unter den Namen seiner Gegner, des Papstes Clemens XIII., Daun's, des Prinzen von Soubise veröffentlichte.

Zwei Umstände sind es, denen die Angriffe der bisher charakterisirten Art eine weit größere und allgemeinere Wirkung verdanken, als sie ihrem unwürdigen Ursprunge nach verdienen. Das Eine sind die aus wirklicher Beobachtung geschöpften individuellen Züge, die ihnen, wie sehr auch immer karikirt und mit verleumderischen Erfindungen vermischt, das Gepräge der Wahrscheinlichkeit geben, und von dieser Seite ist selbst den Matinées ein gewisser Werth nicht abzusprechen, sofern deren Verfasser sich zwar in den preußischen Dingen im Allgemeinen sehr unwissend, aber über die Person des Königs wohl unterrichtet zeigt. Das Zweite, wodurch solche Schriften wirken, ist die Lust am Skandal, welche ihnen bei einem großen Theile des Publicums entgegenkommt, die Freude und Beruhigung, welche so viele kleine Seelen darin finden, wenn sie das Große und Außerordentliche auf das Niveau ihrer eigenen Denk- und Handlungsweise heruntergezogen sehen. Sie haben daher zu allen Zeiten ihren Wiederhall auch in der Literatur gefunden, und es würde nicht schwer halten, ihre Nachwirkung bis auf Macaulay und Onno Klopp herunter nachzuweisen. Aber es möge statt vieler hier ein Beispiel genügen, ein mit Recht fast vergessenes Buch, in welchem bald nach Friedrich's Tode in alphabetischer Ordnung Alles aufgespeichert wurde, was bei seinen Lebzeiten Schmähliches und Herabwürdigendes gegen ihn war in Umlauf gesetzt worden. Dieses Schandbuch führt den Titel: „Lexicon aller Anstößigkeiten und Prahlereyen, welche in denen zu Berlin in funfzehn Bänden

erschienenen sogenannten Schriften Friedrich's des Zweyten vorkommen. Leipzigermesse 1790. Der Freyheit im Denken gewidmet von ihrem Vetter G—fen von M— Historiographen in P—s." In der Vorerinnerung giebt sich der Verfasser den Anschein, nachweisen zu wollen, daß die in Berlin erschienenen Schriften Friedrich's von dem großen König nicht herrühren könnten, weil sie so vieles Unwahre, Widersprechende, Anmaaßende enthielten, dessen man sich von seiner Größe und Weisheit nicht versehen dürfte. In dem Lexikon selbst läßt er aber diese Fiction durchaus fallen, und ohne besondere Rücksicht auf Friedrich's Schriften sammelt er alles Gift, welches mündliche und gedruckte Traditionen ihm darbieten, und es charakterisirt seinen Standpunkt vollständig, daß er mit ganz besonderem Wohlgefallen aus den Matinées schöpft, an deren Echtheit er natürlich nicht den mindesten Zweifel hegt. Aus ihnen ist z. B. die lächerliche Behauptung genommen, Friedrich sei damit umgegangen, der Stifter einer neuen Religion zu werden, eine Behauptung, der, wenn überhaupt etwas Positives, vielleicht irgend ein heiterer Scherz zu Grunde liegt, den Friedrich einmal bei guter Laune im Kreise seiner geistreichen Tischgenossen ausgesponnen haben mag. Daneben wird auch aus Trenck geschöpft und überhaupt nichts verschmäht, was dazu dienen kann den großen Mann zu verunglimpfen. Von seinem Thun als Herrscher an, seinem Ehrgeiz, seiner Treulosigkeit, seiner Begünstigung des Adels, seinem Despotismus bis herunter zu den kleinsten Zügen des Privatlebens, seiner Eß- und Trinkgier, seiner Vorliebe für Hunde, seinem Jähzorn, seinem Vergnügen an lasciven Reden und viel Schlimmerem giebt es keinen Vorwurf, der ihm je mit oder ohne Grund gemacht worden ist, der in diesem Alphabet von Scandalosis nicht seine Stelle gefunden hätte, und den Meisten von denen, die an den Matinées jetzt wieder ihr stilles Behagen gefunden haben, müßte daher diese Schrift, die sich noch überdies durch ihre bequeme Anordnung empfiehlt, als eine noch viel ergiebigere Fundgrube willkommen sein. Als Proben von dem Geiste des Buches mögen hier nur wenige Stellen ihren Platz finden. Der Artikel: Glaubensbekenntniß Friedrich des Großen, lautet: „Ich glaube an Gott Mars, den allmächtigen Schöpfer meines Schlesiens. Und an seine vielgeliebte Söhne, meine Preußen, die empfangen sind von nervigten Männern und gebohren von Jungfrauen [Anm. des Verf.: Friedrich nahm die unehelichen Söhne seiner Soldaten unter das Militär und leistete ihnen zu ihrer Beförderung besondern Vorschub]; gelitten unter mir und meinen Generalen bei Kollin, bei Jägersdorf, bei Breslau, bei Kay, bei Kunersdorf, gehenkt, weil die Racker davon laufen wollten, zerschossen, zerhauen, zerfetzt, gestorben, begraben, zum Teufel gefahren; wieder auferstanden von den Todten [Anm. des Verf.:

[redacted]

Friedrich setzt in seinen hinterlassenen Schriften die Zahl der Todten immer um einige Tausende geringer an als sie wirklich ist. Wie könnte er diese Tausende aus der Todtenliste wegstreichen, wenn sie nicht wieder auferstanden wären|, mir auf's neue statt der Spielmarken gedient und endlich in ihre Heimath gezogen sind, von dannen sie kommen werden, zu plündern die Lebendigen und die Todten. Ich glaube an die heilige Politik, an die Geschicklichkeit meiner Spione, und an meine eigenen Betrügereyen, eine Gemeinschaft der Länder (meine gegenwärtige Besitzungen ausgenommen, die ich mir allein vorbehalte), Vergebung der Schnitzer und Sottisen, keine Auferstehung des Fleisches und kein ewiges Leben. Amen!" Der Artikel: Physiognomie schließt mit den Worten: „In Friedrichs Physiognomie selbst konnte man sich nicht irren. Jeder einzelne Zug seines Gesichts verkündigte Menschenhaß. Mord saß auf der Stirne — Eigennutz, Neid, Mißbehagen und üble Laune herrschten um die Nase — Tod und Verderben blitzte aus dem wilden, funkelnden Auge — und sein Lächeln war das Hohngelächter der Hölle über einen gefallenen Heiligen." Endlich lautet der Artikel: Zeitvertreib. „Als Kronprinz verlebte Friedrich, da er einmal sich selbst überlassen war, seine Tage in thatloser Thätigkeit — er aß, er trank, er schlief, er ..... und machte französische Verse. Als König und als Mann beschäftigte er sich, wenn es auswärts nichts zu thun gab, mit seinen schönen Pagen, mit seiner Wachparade und mit seinen Windspielen. Als Greis und auf dem Todbette weidete er seine Augen an seinen schönen Tabatieren, Ringen, Banknoten u. s. w. und sein Herz an der Hoffnung noch einige Jahre zu leben. — — — Wie klein war doch der große Friedrich!" —

II.

Aber es ist Zeit, die unreine Sphäre solcher vom persönlichen Hasse dictirten Schmähungen zu verlassen. Indem wir uns einer anderen Gruppe von Friedrich's Gegnern zuwenden, fassen wir zunächst diejenigen zusammen, in welchen die durch ihn verletzten politischen Interessen zu Worte kommen. Der Opfer seiner Kriegs- und Staatskunst waren freilich nicht wenige. An ihrer Spitze steht Oesterreich, welches sich über den Verlust Schlesiens und die dauernde Feindseligkeit von Friedrich's Politik zu beklagen hatte, und es Friedrich natürlich nie verzeihen konnte, daß er der Schöpfer einer zweiten, der eigenen ebenbürtigen Macht in Deutschland war. Sachsen hatte nicht nur durch die Occupation und Ausbeutung während des siebenjährigen Krieges unerhört zu leiden, sondern sah sich überhaupt durch das kühne Emporstreben der preußischen Macht für immer aus der dominirenden Stellung in Nord-Deutschland hinausgedrängt, die

es auf Grund seiner großen Vergangenheit in Anspruch nahm. Alle diejenigen, welche an der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung ein Interesse hatten, mußten in Friedrich die Rücksichtslosigkeit hassen, mit der er die Unhaltbarkeit dieses morschen altersschwachen Baues vor aller Welt Augen aufgedeckt hatte. Frankreich hatte die Schmach von Roßbach zu rächen, Polen seine Beraubung durch die erste Theilung, an der Friedrich einen so hervorstechenden Antheil hatte, und je weniger alle diese durch den König in ihren wesentlichsten Interessen verletzten Mächte in der Lage waren, durch Thaten Vergeltung zu üben, desto näher lag ihren Verfechtern der Gebrauch der Feder. Diesen Umständen verdankt eine so große Menge von Streitschriften ihre Entstehung, daß selbst der flüchtigste Ueberblick dieses Gebietes weit über die Grenzen unserer gegenwärtigen Aufgabe hinausgehen würde. Wir begnügen uns daher einiges Wenige auf's Gerathewohl herauszugreifen.

Eine der ersten und verbreitetsten Flugschriften gegen Friedrich's Politik, die der siebenjährige Krieg hervorgebracht hat, führte den Titel: „Réflexions d'un Suisse sur les motifs de la guerre présente“ und trägt das ihre Tendenz charakterisirende Motto aus Horaz:

— — unde manus juventus
Metu deorum continuit? quibus
Pepercit aris?

Sie trat schon im Jahre 1756 an's Licht ohne Angabe des Druckortes, ist dann aber mehrfach in französischer und deutscher Sprache wiederholt werden (die königliche Bibliothek in Berlin besitzt Drucke aus dem Haag, aus Cöln und Zürich) und hat auch eine Replik preußischerseits hervorgerufen, welche unter dem Titel erschien: „Gedanken über eines Schweizers Betrachtung der Beweggründe des gegenwärtigen Krieges“ (ohne Druckort 1757). Die Reflexionen des Schweizers kehren den protestantischen Standpunkt heraus und bemühen sich, wie mehrere andere Flugschriften jener Zeit, die Besorgnisse der Protestanten vor einer Gefährdung ihrer Religion durch den Bund der katholischen Hauptmächte Europas, Oesterreich und Frankreich, zu zerstreuen, Besorgnisse, welche in dem protestantischen Deutschland allgemein verbreitet waren und von Seiten Preußens geflissentlich genährt wurden. Während sich aber Andere mit einer Abwehr dieser Auffassung des beginnenden Krieges begnügten, ist die Haltung des „Schweizers“ eine durchaus aggressive. Er wendet sich nicht nur gegen die zur Rechtfertigung des preußischen Verfahrens erschienenen Staatsschriften, namentlich gegen Hertzberg's bekanntes Mémoire raisonné, sondern greift auch darüber hinaus den König selbst und sein ganzes politisches System an. Er bezeichnet Friedrich's Regierung als ein gouvernement militaire, um, wie er sagt, unter diesem schonenden Namen das lebendige Bild des

härtesten Despotismus zu verhüllen, führt aber dann dieses Bild selbst in den grellsten und übertriebensten Farben aus. Er schildert, wie alle Einrichtungen des preußischen Staates auf die möglichste Steigerung der kriegerischen Kraft berechnet seien. Von dem Cantonsystem entwirft er eine abschreckende Karikatur. „Das Kind empfängt bei der Geburt den Stempel der Sclaverei; der Erwachsene wird aus dem Schooße einer Familie fortgerissen, deren einzige Stütze er bildete, der Gatte aus den Armen seiner Frau, der Priester vom Altar. Das schöne Schlesien ist verödet; ganze Dorfschaften retten sich in die Wälder, um sich diesen furchtbaren Gewaltthaten zu entziehen, und gehen in Hunger und Elend zu Grunde." Mit ähnlichen Zügen wird dann die Härte des Steuerdruckes und der Durchführung der fiscalischen Interessen, die von der Willkür des Cabinets abhängige Rechtspflege geschildert und diese Skizze mit der Behauptung geschlossen, daß unter diesem Regierungssystem Niemand frei athmen, viel weniger frei reden oder laut denken dürfe. Der König aber sei selbst die Seele des Ganzen; er sei sein eigner Minister, sein General, sein Financier; das System sei ganz sein Werk, und er wende die ungeheuren Mittel, die es ihm zur Verfügung stelle, an, um die Pläne seines maaßlosen Ehrgeizes durchzuführen; dadurch aber nöthige er ganz Europa zu ähnlichen Anstrengungen und versetze es in einen Zustand, in welchem Ackerbau, Handel und alle Zweige des bürgerlichen Erwerbes nur dazu dienen müssen, um den Soldaten zu ernähren, und die Mittel der Vertheidigung die Mittel der Existenz absorbiren, so daß die Gesellschaft in dem Bestreben sich zu erhalten sich selbst zerstören werde. So starke Uebertreibungen sehen wir hier aufgeboten, um die Sympathien zu vernichten, welche sich überall im protestantischen Deutschland für die preußische Sache kundgaben. Wir unterlassen es, der Schrift in ihrer tendenziösen Zergliederung der auswärtigen Politik des Königs nachzugehen, als deren Grundgedanke bezeichnet wird: pour conserver la Silésie, il faut écraser la maison d'Autriche, — und wenden uns lieber einer anderen Flugschrift jener Tage zu, welche die gleiche Tendenz in wirklich origineller und geistreicher Weise verfolgt. Sie führt den Titel: „Politisches deutsches Glossarium, von Dr. Johann Volkha, gemeinem Lehrer der neuen Militärstaatskunst und der politischen deutschen Wohlredenheit, in dem Gymnasio politico zu Berlin ad instructionem privatam verfertiget, und mit königlich sächsischer und chursächsischer depositarischer Erlaubniß (doch die Exemplarien nur den Schülern und ingeheim zuzustellen) gedruckt in unserm Gymnasio politico. Nun wegen seiner Außerordentlichkeit nachgedruckt. Utopien bei Peter Marteau. Im Jahre 1757." Schon der Name des Verlegers ist charakteristisch für die Tendenz

der Schrift. Es ist der einer Firma in Lüttich, aus der ein besonders großer Theil der antipreußischen Literatur jener Tage hervorging. Die Fiction, die dem Ganzen zu Grunde liegt, ist die einer geheimen Anweisung für die neue preußische Staatskunst, die in Berlin entstanden, aber durch einen bösen Zufall in die unrechten Hände gerathen sei und nun veröffentlicht würde. Voran steht eine poetische Zueignungsschrift „an P.... den Vortrefflichen." Offenbar ist Plotho, der preußische Reichstagsgesandte zu Regensburg, gemeint, der bei den dortigen weitläufigen Verhandlungen, zu denen Friedrich's Auftreten Veranlassung gab, besonders oft Gelegenheit hatte, seines Königs Politik öffentlich zu vertreten. Die in seinen und anderen preußischen Staatsschriften jener Zeit vorgebrachten Argumente und die darin herrschende Schreibart werden schon in der ausführlichen Vorrede auf eine witzige Weise persiflirt. Da heißt es: „Man findet in diesem Glossarium viele Erläuterungen über die Unverständlichkeit dieser neuen deutschen Sprache, die Denkungsart und Lehren der itzigen Staatsmänner, ohne welche diesen unmöglich gewesen wäre zu verlangen, daß die nicht blinde Welt sich des Widerspiels dessen, von dem sie mehrentheils ein Zeuge ist, würde überreden lassen. Noch weniger würde, ohne diese sonderbaren Begriffe zu haben, Jemand sich unterfangen dürfen, die Gerechtigkeit alles dessen zu verfechten, so das gemeine Wesen fast aller gesitteten Völker bisher als das unbilligste verabscheuet hatte." Auch in den Aeußerlichkeiten ihres Stils, so z. B. in der Vorliebe für französische Ausdrücke, werden die preußischen Staatsmänner, die Podewils, Plotho, Klinggräff, Hellen, auf eine geschickte Weise parodirt. Aber auch der König selbst wird nicht geschont und ihm namentlich, wie so oft, aber unseres Erachtens in der Hauptsache ohne Grund, ein Widerspruch zwischen seinen Handlungen und den im Anti-Macchiavel ausgesprochenen Grundsätzen vorgeworfen. Das Glossarium selbst nimmt in alphabetischer Ordnung die Stichwörter der preußischen Politik durch und giebt sie dem Spotte preis. Hier müssen einzelne Proben daraus genügen:

„Alt, altväterisch, antiqui Politici. Sind Leute, welche sich die Schönheit unserer politischen Actionen nicht einnehmen lassen, sondern bei ihrem alten Schlendrian, dem Völkerrecht, den Gewohnheiten der Höfe und Völker verbleiben. Darunter sind ohne Zweifel die Staatsmänner des Wienerischen Hofes die merkwürdigsten; sie machen sich noch wohl gar eine Ehre daraus, daß sie unsere Staatskunst nicht ausüben wollen. Aber ganz wohl! Dieses bringt uns allzeit Vortheile; denn was wissen sie von dem Feinen? welches doch bei uns Modernen allgemein ist. Sie wissen alle Gesetze Deutschlands und anderer Völker, alle Handlungen, Verträge und Bündnisse jedes Hofes, alle Vorrechte jedes Volks, jedes Geschlechts, jeder

[redacted]

Stadt insbesondere. Sie kennen die gültne Bulle, die Reichsverfassung u. s. w. auswendig. Aber man frage sie einmal, was eine Reciprocität sei? Verstehen sie auch den Unterschied zwischen den zwoen Schuldigkeiten: je m'engage au payement, und je m'engage à payer? Was ist ein depôt sacré? Was eine raison de guerre zur Friedenszeit? Was ein malheur du temps? Nichts wissen sie, und wollen dennoch, daß man sich nach ihnen richten soll."

„Ambition muß vor Allem der Gegenpartei an den Hals geworfen werden; doch nicht eine allgemeine, solche würde zu gering sein. Eine ungezähmte Ambition ist das wenigste, so man sagen muß. Dahin geht, wenn ein obrigkeitliches Haupt in einem gemeinen Wesen sein Amt verrichten will, da kann man ihm bei den darüber Mißvergnügten eins anhängen, und ihn despotischer Desseins verdächtig machen. Ferner: ein Fürst hat mehrere Kriegsvölker auf den Beinen, als er bedarf, daß ich ihn ecrasiren könnte: wird er mir dadurch des pernicieusesten Desseins der Universalmonarchie verdächtig, und kann ich von ihm ausstreuen und ihm vorwerfen, daß er eine unermeßliche und unverantwortliche Ambition hege."

Erdichtungen. Dieser Artikel enthält sehr specialisirte Beschuldigungen gegen Friedrich's Verfahren.

Depôt sacré. Unter dieser Aufschrift wird das preußische Verfahren gegen Sachsen scharf und fein kritisirt.

Schutz. „Staasmänner, die so patriotisch gesinnt sind als wir, nehmen Alles in Schutz. Die Zeit wird es lehren, wie wir sogar unser mit Gewalt genommenes Depôt sacré gegen seinen eigenen Landesherrn und dessen Bundesgenossen bis auf die letzte darin lebende Seele, wider der Inwohner eigenen Willen, beschützen werden." —

Neben Lüttich und den österreichischen Hauptstädten Wien und Prag war auch Cöln an Erzeugnissen einer preußenfeindlichen Presse in deutscher wie in französischer Sprache während des siebenjährigen Krieges besonders fruchtbar. Es mag von jeder dieser beiden Gattungen wenigstens ein Beispiel angeführt werden.

„Abbildung des gegenwärtigen Krieges in Teutschland, nach seinem eigentlichen Ursprunge und Folgen vorgestellt in dem Briefe eines Bürgers der freien Reichsstadt F. an einen preußischen Unterthanen. Coelln 1757."

Die Person des Königs wird hier in der feindseligsten Weise behandelt. „Das preußische Volk ist zu beklagen, dessen Glückseligkeit ein trauriges Opfer des Ehrgeizes und der Herrschbegierde eines Prinzen werden muß, welcher den Scepter als einen Beruf des Himmels ansiehet, seinen



Unterthanen das schwerste Joch einer despotischen Regierung aufzubürden und das menschliche Geschlecht in dem Besitze des edelsten Theiles seiner Glückseligkeit, ich meine der Ruhe und des Friedens, ohnaufhörlich zu unterbrechen." Die Bezeichnung Friedrich's als des nordischen Salomo, welche Voltaire und die Franzosen aufgebracht hatten, wird hier mit bitterem Spott gegen ihn gewendet, und die Behauptung protestantischer Schriftsteller, daß der Protestantismus gefährdet sei, eben so nachdrücklich wie von dem „Schweizer" zurückgewiesen. Der Verfasser weist darauf hin, wie wenig Friedrich's Thaten, namentlich die in den grellsten Farben ausgemalte Gewaltthat gegen Sachsen, dem angeblichen Zwecke, die protestantische Religion sicherzustellen, entsprechen, und behauptet, es sei ein Trugschluß preußischerseits, wenn die gegenwärtige österreichische Regierung für vergangene Dinge verantwortlich gemacht werde. Es sei das, sagt er höhnisch, nicht anders als wenn man in Preußen aus der durch die früheren Fürsten geschehenen Beeinträchtigung der landständischen Rechte auf ähnliche Absichten Friedrich's schließen und ihm den Gedanken zutrauen wolle, ihnen die Ueberbleibsel ihrer wenigen Rechte vollends zu entreißen. Auch hänge die Religionsfreiheit mit der politischen Independenz der Reichsfürsten zusammen, so daß auch die katholischen ein Interesse für erstere haben müßten, wenn sie wirklich von Oesterreich gefährdet wäre.

Während die Wirkung dieser Schrift auf ein deutsches Publicum berechnet war, wandte sich eine gleichzeitige französische Broschüre an das Ausland und insbesondere an die Holländer, deren Haltung für den weiteren Verlauf des begonnenen Krieges von großer Wichtigkeit war. Sie führt den Titel: „L'Europe ridicule ou réflexions politiques sur la guerre présente. Cologne 1757." Sie hat die Form von drei aus Paris datirten Briefen an einen Freund im Haag, und übertrifft noch an directer Feindseligkeit auch gegen die Person Friedrich's die eben besprochene deutsche Flugschrift. Die Jugendgeschichte des Königs und sein Verhältniß zum Vater wird mit in den Bereich der Darstellung gezogen, dann lange und eingehend bei seinem gewaltthätigen Verfahren gegen den Bischof von Lüttich verweilt, mit dem er gleich bei seinem Regierungsantritte debütirte, endlich die Nichtigkeit seiner Ansprüche an die schlesischen Fürstenthümer ausführlich deducirt. Beigefügt ist diesen unmittelbar gegen Preußen und Friedrich gerichteten Briefen eine interessante und offenbar aus kundiger Feder geflossene „Suite de l'histoire des services rendus par l'Angleterre à la Hollande." Die Beziehungen zwischen Holland und England werden hier in der Tendenz durchgenommen, um zu zeigen, wie Holland immer von England beeinträchtigt worden sei und durch die Verbindung mit ihm gelitten habe. Auf diese Weise soll es verhindert wer-

[redacted]

den, in dem gegenwärtigen Kriege wieder wie so oft der Politik Englands, also diesmal einer preußenfreundlichen, zu folgen.

Aber es würde uns von unserem gegenwärtigen Ziele abführen, wenn wir noch länger bei der politischen Constellation des siebenjährigen Krieges verweilen wollten. Eine speciellere Charakteristik der Flugschriftenliteratur gerade dieser aufgeregten Periode mag einer anderen Darstellung vorbehalten bleiben, in der dann gegenüber dem literarischen Angriffe natürlich auch die Vertheidigung wird zu Worte kommen müssen, — und die das preußische Interesse verfechtenden Federn, voran die des großen Königs selbst, waren wahrlich nicht die am wenigsten spitzen, — und in der inmitten der mannichfachsten Parteischattirungen auch dem „neutralen Philosophen," wie er sich selbst nennt, seine Stelle gebühren wird, der im Jahre 1757 sang:

„ich bin aller Völker Freund,
Von braunen, schwarz und weißen;
Ein Mensch, der's gut mit allen meynt,
Mit Oestreich wie mit Preußen."

Dagegen erfordert es der vorliegende Zusammenhang, wenigstens in aller Kürze darauf hinzuweisen, daß nicht blos der siebenjährige Krieg, sondern auch andere politische Ereignisse zu literarischen Fehden Veranlassung gegeben haben. So erschien z. B. nach der ersten Theilung Polens eine Spottschrift: „Le partage de la Pologne, en sept dialogues entre le roi de Prusse, l'impératrice-reine et l'impératrice russe." Ihr Verfasser war, wie Friedrich selbst ermittelte und in einem Briefe vom 26. März 1775 an Voltaire mittheilte, ein Engländer Namens Lindsey, ein Theologe von Profession und Hofmeister bei dem jungen Prinzen Poniatowski, dem Neffen des Königs von Polen. „Ein gewisser Gérard," fährt er fort, „französischer Consul in Danzig, dem es nicht an Witz fehlt, der mir aber die Ehre erzeigt mich von ganzem Herzen zu hassen, hat sie durchgesehen und ihnen die Gestalt gegeben, in der sie zum Vorschein gekommen sind. Ich habe sehr dabei gelacht, hin und wieder sind Grobheiten und abgeschmackte Plattitüden darin; aber auch wirklich witzige Einfälle. Uebrigens werde ich mich mit diesem Sykophanten in kein Federgefecht einlassen; man muß sich nach dem richten, was der Cardinal Mazarin sagte: Mögen doch die Franzosen singen, wenn sie uns nur schalten lassen."

III.

Wir verlassen hiermit die zweite Hauptgruppe der literarischen Gegner Friedrich's, und werfen schließlich noch einen Blick auf diejenigen, die füglich als seine principiellen Gegner bezeichnet werden können. Freilich ist

es eine ziemlich bunte und verschieden geartete Gesellschaft, die unter diesem Titel zusammengefaßt werden muß, denn die Principien, die Lebens- und Denkgewohnheiten, mit denen sich Friedrich durch Wort und That in Widerspruch gesetzt hat, sind kaum minder zahlreich und mannichfaltig, als die durch ihn verletzten persönlichen und politischen Interessen. Die Strenggläubigen und Kirchlichen, protestantische wie katholische, haben in ihm zu allen Zeiten den Unchristen und den Feind der Kirche gehaßt; vom nationalen Standpunkte aus ist er vielfach um seiner undeutschen Gesinnung und seiner Vorliebe für das Fremde willen angegriffen worden; den Feudalen, den Freunden des historisch Ueberlieferten, hergebrachter Ordnungen und Unordnungen ist der kühn reformatorische, beinahe revolutionäre Zug seines Wesens ein Greuel, und auf der anderen Seite hat es auch im Lager des Liberalismus niemals an Stimmen gefehlt, die ohne Rücksicht auf die Ziele, die er verfolgte, und auf die Zeitumstände, an die er mit seinem Wirken gebunden war, die Rücksichtslosigkeit seines Verfahrens, seine durchgreifend autokratische Natur verurtheilt haben. Jeder einzelne dieser Standpunkte hat seine zahlreichen literarischen Vertreter gefunden, der letzte besonders unter den Engländern, die neben den wärmsten Freunden und den feurigsten Bewunderern Friedrich's von den Tagen des großen Königs an bis auf Macaulay und den neuesten Herausgeber der Matinées herab auch zu der Schaar der Widersacher ein ansehnliches Contingent gestellt haben. Auch an Combinationen verschiedener Gesichtspunkte, z. B. des nationalen und des christlichen, des christlichen und des feudalen u. s. w. fehlt es nicht. Und so verschieden, wie nach Art und Mischung der darin enthaltenen Elemente, sind alle diese Schriften auch in Ton und Haltung und in dem Gewicht und Werth der in's Feld geführten Thatsachen und Argumentationen. Wir begegnen auf der einen Seite dem beschränkten und engherzigen Eifern kleiner hinter ihrer Zeit zurückgebliebener Geister, wie z. B. in jenem Anti-Sanssouci, der im Jahre 1761 zu Bouillon erschien und den Namen Formey's mißbräuchlicher Weise an der Stirne trug, einer Schmähschrift „gegen die Thorheit der neuen Philosophen, Naturalisten, Deisten und anderen Ungläubigen,“ von der d'Argent an Friedrich schrieb, daß sie werth sei aus der Feder eines Miethskutschers geflossen zu sein, — oder in der öffentlichen Erklärung, welche die Geistlichen von Amsterdam um dieselbe Zeit in den Zeitungen gegen die Oeuvres du philosophe de Sanssouci erließen. Aber neben diesen keiner Beachtung werthen Ausbrüchen eines ohnmächtigen Zornes lassen sich auch die gewichtigen Stimmen würdiger Männer in scharfem Tadel vernehmen, Stimmen, denen kein Deutscher ihre Berechtigung und Bedeutung wird bestreiten wollen. Der Dichter des Messias, Klop-

[redacted]

stock nimmt unter ihnen der Zeit nach die erste Stelle ein, unter den Zeitgenossen des großen Königs einer seiner radicalsten und entschlossensten Gegner. Denn wenn auch die zahlreichen feindseligen Bemerkungen gegen Friedrich in seinen Oden hin und wieder einen Beigeschmack des Verdrusses über persönliche Vernachlässigung haben mögen, so läßt sich ihnen principielle Begründung darum doch nicht absprechen. Wie hätte auch der Sänger des Messias für den Freund Voltaire's irgend eine Sympathie empfinden sollen? Der gefühlsweiche Dichter wendet sich voll Abscheu von dem Eroberer, von dem Kriegsfürsten ab, der durch seine blutigen Thaten so viel individuelles Lebensglück zerstört hat, der mit Silbergetön die Unsterblichkeit in das eiserne Feld gelockt hat, die viel zu theuer durch's Blut blühender Jünglinge und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft wird. Ihm stellt er seinen dänischen Friedrich entgegen, den König und Christen, der nach einem erhabeneren Ruhme als nach dem des Eroberers geize. Mehr aber noch als über das rauhe und unchristliche Wesen Friedrich's zürnt der patriotische Eifer Klopstock's über seine undeutsche Gesinnung. Anfangs ist es mehr der Ton schmerzlicher Klage über getäuschte Erwartungen, den er dem Könige gegenüber anstimmt, wie z. B. in der Ode an **Gleim** vom Jahre 1752 in den bekannten Strophen:

> „Würdig war er, uns mehr, als dein beglücktester
> Freiheitshasser, o Rom, Octavian zu sein u. s. w.
> . . . Aber er wandte sich,
> Strömt' in Haine, wohin ihm
> Heinrich's Sänger nicht folgen wird."

Aber dieser Ton steigert sich später zu schneidender Schärfe, wie z. B. in der Ode vom Jahre 1779: **Die Verkennung**, und besonders war es Friedrich's Schrift über die deutsche Literatur, die den ganzen Zorn des Dichters herausforderte, wie er ihn in den beiden eigens gegen den König gerichteten Oden des Jahres 1782: **Die Rache**, und **Delphi** ausspricht.

> „Du erniedertest dich, Ausländertöne
> Nachzustammeln, dafür den Hohn zu hören,
> Selbst nach Arouet's Säubrung
> Bleibe dein Lied noch tüdesk."

So ruft er ihm in der ersten dieser beiden Oden zu, und in der zweiten fragt er bitter, wie lange es noch fortglühen solle wie Waldbrand „Friedrich's Verkennen und Verspotten seiner Deutschen und ach, des Glaubens." Auch nach des großen Königs Tode hat Klopstock noch einmal gegen ihn zur Feder gegriffen und über seine Kriege geschrieben, aber die Handschrift dann selbst vernichtet.

Klopstock war nicht der einzige Deutsche, den Friedrich's Vorliebe für französische Bildung und Literatur verletzte. Die schon erwähnte Schrift



über die deutsche Literatur namentlich rief eine ganze Reihe von Gegenschriften hervor, unter denen die des wackeren Justus Möser (Ueber die deutsche Sprache und Literatur. Osnabrück 1781) bei weitem die bedeutendste ist. Auch Goethe, der ja in jener Abhandlung von Friedrich persönlich angegriffen war, trug sich mit dem Plane einer Entgegnung, von dem er — wenn anders die Stellen so zu deuten sind — in den Briefen an die Stein mit Lebhaftigkeit spricht, der aber unausgeführt geblieben ist. Er hat sich später durch eine halb scherzhafte Wendung mit dieser Nichtachtung des Königs abgefunden. „Daß Friedrich der Große gar nichts von ihnen wissen wollte," sagt er in seinen Maximen und Reflexionen, „das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen;" und in ernsterer Fassung hat er in Wahrheit und Dichtung Zeugniß abgelegt über die unermeßliche Bedeutung, die Friedrich gerade auch für den nationalen Aufschwung des deutschen Geistes und unserer Literatur gehabt hat. Wir wollen uns an diesem Zeugnisse eines Größeren, als Klopstock war, genügen lassen und an dieser Stelle nicht versuchen, den König auch von Seiten seiner Gesinnung zu rechtfertigen, wie dies von Anderen zur Genüge geschehen ist. Der Gegner aber schließt sich an Klopstock eine ganze Reihe an, die den von ihm angeschlagenen Ton unter mancherlei Variationen weiter klingen lassen und in seine Vorwürfe zum Theil mit weit tieferer Begründung und gesteigerter Lebhaftigkeit einstimmen. Als sich die Herrschaft französischer Bildung in Deutschland seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in eine Herrschaft der französischen Waffen umgewandelt hatte und unter solchem Drucke der deutsche Volksgeist mehr und mehr sich selbst fühlen und verstehen lernte: da mußte, was unter Friedrich's Zeitgenossen nur Einzelnen an ihm als ein Mangel erschienen war, von immer Mehreren und immer lebendiger als ein unleidliches Unrecht empfunden werden: sein von dem Positiven der Nationalität und Religion abgewendeter Sinn; ja, es war nicht zu verwundern, wenn er dem veränderten Zeitgeiste geradezu als die Verkörperung jener gott- und volklosen Principien des achtzehnten Jahrhunderts erschien, die man für das Unheil der Gegenwart verantwortlich machte. So erklärt sich, um statt aller Anderen den kräftigsten Vertreter des mit dem Anfange des Jahrhunderts in Deutschland erwachten neuen Geistes vorzuführen, die schroffe Verurtheilung Friedrich's in E. M. Arndt's Schriften aus jener Periode: „Germanien und Europa" 1803. Erster Theil des „Geistes der Zeit" 1805. Die großartige Kühnheit, mit der in dieser letzteren Schrift der lebende Gewaltherrscher angegriffen, die eingreifende Wahrheit, mit der sein politisches System geschildert wird, ist zu allen Zeiten der allgemeinen Bewunderung gewiß. Die

[redacted]

Urtheile über Preußen und seinen Schöpfer Friedrich, die sie enthält, werden wir nicht unterschreiben; aber sie zu begreifen aus den Zeitumständen und aus des Mannes Denkart, ist nicht schwer, so hart sie auch klingen. „Wir Deutschen, wenn wir uns als Volk ansehen," schreibt er z. B. „haben uns dieses Königs wenig zu erfreuen gehabt, ja keiner hat uns so sehr geschadet, nicht blos scheinbar, sondern wirklich." Das ist rechtes Wasser auf die großdeutsche Mühle der Onno Klopp und Genossen; — und doch ist es noch bei weitem das stärkste nicht, was aus Arndt's Feder gegen den großen König geflossen ist. Als der Geist der Unabhängigkeit, den Arndt's Schriften in den trübsten Tagen der Knechtschaft genährt hatten, mächtig genug geworden war, um die Ketten der Fremdherrschaft zu sprengen, damals, in der enthusiastischen Erregung der großen Zeit von 1813, nahm Arndt noch einmal über Friedrich das Wort (in dem Historischen Taschenbuche von 1814 und im ersten Theil seiner „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte"). Hier schildert er ihn in jener emphatischen, an die Bibel erinnernden Redeweise, wie er sie in jener Periode liebte, geradezu als die Incarnation des bösen Princips. „Gott," heißt es, „hatte sein Herz von ihm gewandt und er war verstockt und erblindet und erkannte nie die Treue, den Glauben, den Tiefsinn seines Volkes, sondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit. Daher ward sein Name Deutschland zum Verderben und sein Gedächtniß seinem Volke zur Trauer." „Er stand da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unseliger und von Gott verlassener Geist in der kalten Einsamkeit seines Gedankens;" und endlich: „Verflucht ist, wer von seinem Volke läßt und elend geräth das Werk des Mannes, der keine Liebe hat."

Aber diese Auffassung trägt in Inhalt und Form zu entschieden den Stempel der Zeit, der sie entstammt, als daß sie eine andere Bedeutung, als eben die, ein Zeichen ihrer Zeit zu sein, für sich beanspruchen könnte. Arndt war selbst später am weitesten davon entfernt sie zu vertreten. Bewährte doch eben in jenen Tagen die Monarchie Friedrich des Großen auf das Unzweideutigste ihren deutschen Beruf. Aus dem, was damals von Preußen geleistet worden ist, ging für Arndt der feste Glaube an die Mission dieses Staates hervor, den weder der nachherige Abfall desselben von seinem eigenen besseren Selbst, noch die Mißhandlungen erschüttern konnten, die gerade auch dieser Edle in jenen traurigen Jahren der Reaction zu ertragen hatte. War er doch selbst unter denen, die im Namen des deutschen Volkes dem Erben Friedrich des Großen die deutsche Kaiserkrone antrugen. Nur natürlich, daß dann das veränderte Urtheil über die Stellung Preußens zu Deutschland unseren Arndt auch über den Gründer der preußischen Macht billiger urtheilen lehrte, wie er denn

auch in seinen späteren Schriften wiederholt die Gelegenheit ergriffen hat, sich selbst in diesem Punkte zu rectificiren. Uebrigens blieb Arndt's herber Tadel schon in jener Zeit nicht ohne Erwiderung. Es erschien gegen ihn: „E. M. Arndt's Urtheil über Friedrich den Großen, beleuchtet von K. G. N. Leipzig 1818;" ein Buch, dessen Verfasser die Feder nicht ohne Kraft und Geschick geführt hat.

Von verwandtem Geiste getragen wie die Arndt'schen, aber viel matter und von einseitig literarischer Bedeutung sind die Angriffe, die fast in derselben Zeit Friedrich von Schlegel gegen Friedrich den Großen richtete, in seinen zu Wien gehaltenen und gedruckten Vorlesungen: „Ueber die Geschichte der alten und neuen Literatur. 1815." Es ist um so weniger nöthig näher auf sie einzugehen, als sie schon auf frischer That eine angemessene Abfertigung erfahren haben durch Varnhagen von Ense in der Abhandlung: „Gegen einige neuere Verunglimpfungen König Friedrich des Zweiten," im Deutschen Beobachter März 1815. Auch liegt es außerhalb unseres gegenwärtigen Planes, diesen literarischen Kämpfen weiter nachzugehen, wie ja überhaupt eine wenn auch nur annähernde Vollständigkeit in der Vorführung der Gegner Friedrich's uns hier nicht in den Sinn kommen konnte. Karl Friedrich Köppen hat über den gleichen Gegenstand ein ganzes Buch geschrieben: „Friedrich der Große und seine Widersacher. Eine Jubelschrift. Leipzig 1840," welches, wenn auch in einem etwas zu exaltirten Tone gehalten, viel Treffendes über den großen König und die ihm feindlichen Mächte enthält, unter denen er sich aber hauptsächlich mit den „Pfaffen" und mit den Feudalen aus der Schule Haller's befaßt. — So mag denn hier zum Schlusse auf diese Darstellung als auf eine Ergänzung unseres Aufsatzes hingewiesen werden, dessen Zweck ein doppelter war: einmal den Matinées royales den ihnen gebührenden Platz in der Friedrich-Literatur anzuweisen, und zweitens auf den Inhalt dieser Literatur selbst so weit einzugehen, als es nöthig schien, um die Herkunft der verschiedenen Beschuldigungen gegen Friedrich anzudeuten, die in unserer Zeit von den Macaulay, Klopp und Anderen mit so viel Prätension zu Markte getragen worden sind. Die Widerlegung, die dem großdeutschen Biographen Friedrich's durch L. Häußer zu Theil geworden, ist den Lesern dieser Zeitschrift noch in frischer Erinnerung, und überhaupt bedarf ja wohl dieser Leserkreis am wenigsten eine Belehrung darüber, wie viel oder wie wenig Gewicht sie den Stimmen des Tadels beizumessen haben, die wir uns erlaubt haben ihnen vorzuführen.

E. Cauer.

[redacted]

Ein englischer Minister.

Mittheilungen über Sir George Cornewall Lewis.

Es ist nicht gar zu lange her, daß der Unterzeichnete von dem nun dahingeschiedenen gelehrten Kriegsminister Sir George Cornewall Lewis, während eines Spaziergangs auf seinem Landsitze Harpton-Court in Radnorshire auch nach dem Friedhofe von New-Radnor und der daselbst befindlichen Kirche geführt wurde, wo Sir George ihm die Familiengruft und Grabstätte seines verstorbenen Vaters wies. Beide Besucher ahnten nicht, wie bald dieser letzte Ruheort einen von ihnen, den in Staat und Wissenschaft bei weitem höher Gestellten, aufnehmen und der Ueberlebende Gelegenheit haben würde, dem Andern einen Nachruf zu widmen. Die größere Freiheit, die dies dem Urtheil gewährt, ist theuer erkauft. Oder vielmehr, um ihretwillen brauchte Sir Lewis nicht zu den Todten zu gehören, mochte er noch lange seinem Vaterlande und der Wissenschaft erhalten bleiben; denn so war dieser Mann, daß Alles, was über ihn sich sagen läßt, auch bei seinen Lebzeiten hätte gesagt werden dürfen, ohne weder ihn noch die Wahrheit zu verletzen. Der Schreiber dieser Zeilen weiß aus persönlicher Erfahrung, daß der Verstorbene auch dann, ja dann am liebsten, der Stimme der Wahrheit sein Ohr lieh, wenn sie nicht schmeichelte oder lobte.

Fast alle bisherigen Veröffentlichungen über Lewis, so namentlich die bei Gelegenheit seines Todes mitgetheilten Lebensskizzen beschränkten sich auf seine politische Wirksamkeit, ohne in irgend genügender Weise seine ungemein große Thätigkeit als Schriftsteller in Betracht zu ziehen. Und doch ist es unleugbar, daß, wenn ein richtiges Bild des ganzen Mannes gewonnen werden soll, letztere fast mehr in Betracht kommt als seine Amtshandlungen. Er erscheint bei diesen vielfach unter dem Einfluß von Umständen, denen er weichen oder doch sich anbequemen mußte; er selbst, der Mann wie er war, stellt sich uns in den Ideen und Grundsätzen dar, die er in seinen Schriften niedergelegt hat. Daß diese in ihrer Gesammtheit selbst in England eine nur beschränkte Verbreitung gefunden, liegt nicht nur an ihrer Zahl und ihrem Umfang, sondern vielleicht auch an ihrer Darstellungsweise. Sie leidet nämlich an demselben Fehler wie die Reden ihres Verfassers im Parlament; sie ist, wenn auch klar und überzeugend, doch breit und weitschweifig, so daß man oft eine dicke Schale

durchbrechen muß, um zu dem lohnenden Kern vorzudringen. Man darf nichts desto weniger diese Mühe nicht scheuen. Ja, nur aus der Gesammtheit aller, nur im Verfolgen des Entwicklungsganges, der sich in ihnen zeigt, mag sich ein richtiges Gesammturtheil über den Sinn und Geist des Verfassers ergeben. Denn so allein wird man inne, welch' ein wunderbar consistenter Geist dies war. Da widerspricht keine spätere Ansicht, kein späteres Princip einem frühern; der gründliche Denker, der unermüdliche Forscher, der liberale Publicist zeigt sich von Anfang bis zu Ende, — in stetem Fortschritt, versteht sich, und in immer größerer Reife. So laut redenden Zeugnissen innerer Festigkeit und strenger Consequenz gegenüber wird man sich nicht irre machen lassen, wenn die Erfordernisse seiner öffentlichen Stellung oder der Zustand der öffentlichen Meinung ihn zuweilen in einen temporären Widerspruch mit jenen zu setzen scheint. Es ist wahr, Sir George war Mitglied eines Ministeriums, welches den Obercaplan der großen Orangistenloge in Irland zum Primas dieses Landes ernannte, obwohl er als Schriftsteller einer Beseitigung der protestantischen Staatskirche in Irland das Wort geredet hatte, obwohl er später sogar die locale Anwendung jenes Grundsatzes, des Grundsatzes der Trennung von Staat und Kirche, verallgemeinerte und die möglichen Einwürfe schlagend widerlegte. Es ist wahr, Lewis gab als Minister jedesmal sein Votum gegen den alljährlich wiederkehrenden Antrag Berkeley's über geheime Abstimmung bei Parlamentswahlen ab, während er doch als Schriftsteller das Ballotement mit der Anonymität der Presse auf eine Linie gestellt und letztere mit scharfer Logik vertheidigt und sie treffend vindex tacitae libertatis genannt hatte. Namentlich in Betreff dieses letztern Umstandes ist es dem Schreiber dieses oft aufgefallen, wie keiner der Freunde und Vertheidiger des Ballot dem Minister diesen Widerspruch mit seiner öffentlich ausgesprochenen Ansicht zum Vorwurf gemacht hat. Schonung war es sicherlich nicht; so zarte Rücksichten werden von politischen Gegnern nicht genommen. Die Wahrheit ist: nur wenige derselben mochten die betreffende Schrift Sir George's gelesen haben oder des darin Gesagten sich erinnern.

Uns liegen die sämmtlichen Schriften des Mannes vor. Eine kurze Revue über dieselben wird einestheils die große Mannichfaltigkeit der geistigen Interessen des Verfassers, anderntheils den Zusammenhang zeigen, in welchem er von der einen Schrift zur andern geführt wurde. *Ein* Faden aber geht durch alle hindurch, *eine* Tendenz spricht sich in allen ohne Ausnahme aus. Ueberall gilt es ihm um die Gewinnung der *größtmöglichen Klarheit in Ansichten und Grundsätzen*, um das Aufgeben alles Unsichern und Hypothetischen, um die constatirte Erreichbarkeit

[redacted]

des Gewollten. Diese Principien befolgte er auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung wie der praktischen Politik: nach ihnen allein muß er beurtheilt werden. —

Geboren im Jahre 1806 erhielt Lewis seine erste Schulbildung in Eton und begab sich 1824 nach Oxford, wo er Baccalaureus wurde und den ersten Preis in den klassischen Sprachen, den zweiten in der Mathematik erhielt (1828). Er wurde dann als Advocat Mitglied des Middle Temple und Barrister (1831). In den Staatsdienst trat er zuerst als Mitglied der Commission zur Untersuchung des Zustandes der Staatskirche und des Armenwesens in Irland (1835). Im folgenden Jahre wurde er Mitglied einer andern Commission für die maltesischen Angelegenheiten und 1839 Poor Law Commissioner. Er war bereits 41 Jahre alt, als er zum ersten Mal in's Parlament trat; zugleich wurde er Secretär des Board of Control. Im folgenden Jahre erhielt er den Posten als Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, und 1850 den als einer der Secretäre des Schatzes, als welcher er sich wegen seiner finanziellen Tüchtigkeit einen großen Ruf erwarb. Er trat zugleich mit Lord John Russel aus dem Amt, dann aber wieder in das Palmerston'sche Ministerium als Schatzkanzler (1855). In der zweiten Verwaltung Lord Palmerston's (1859) übernahm er das Ministerium des Innern und nach Lord Herbert's Tod das des Krieges, in welchem er am 13. April d. J. starb. — Das die auch anderweitig bekannten Lebensdata — für uns nur der Rahmen für seine schriftstellerische Thätigkeit.

Zum ersten Male wurde Lewis dem größeren Publicum als Uebersetzer bekannt, indem er im Jahre 1830 mit seinem Freunde Tufnell K. O. Müller's Dorier übertrug, wozu der Verfasser ihnen wichtige Verbesserungen und Zusätze lieferte. Es war eine Fortführung dieses Unternehmens, wenn er später den ersten Band von K. O. Müller's Geschichte der griechischen Literatur übersetzte, während J. W. Donaldson die übrigen zwei Bände herausgab. Allein besorgte Lewis endlich auch die Uebertragung von Böckh's Staatshaushaltung der Athener. Seine ersten Originalarbeiten bestanden aus Beiträgen zu dem Cambridge Philological Museum, welches in den Jahren 1832 bis 1833 von dem Archidiaconus Hare und dem gegenwärtigen Bischof von St. David, Dr. Thirlwall, herausgegeben wurde. Sie behandelten philologische Gegenstände und besonders zeichnete sich darunter eine Untersuchung über den griechischen Fabeldichter Babrius aus, welchen Lewis so lieb gewonnen hatte, daß er ihn noch später dem englischen Gelehrtenpublicum in einer sorgfältigen Ausgabe vorlegte, deren zweiter Theil (London 1859) — der erste erschien 1846 — einer vom britischen Museum angekauften Handschrift entnom-

men war und bisher unbekannte Babrianische Fabeln enthielt, die denn den Philologen zu mehrfachen Untersuchungen und Erörterungen Stoff gaben. —

Auf das politische Gebiet führen uns zuerst die, London 1836, herausgegebenen „Remarks on the Use and Abuse of some political Terms.“ Und hier zum ersten Male erkennen wir auf publicistischem Gebiete jene bereits hervorgehobene Geistesrichtung Sir George's — das Streben, alle Unklarheit, wo immer sie sich finde, zu verbannen. Der Zweck dieser Schrift war nämlich kein anderer als der, die verschiedenen Bedeutungen, welche in politischen Discussionen oft den wichtigsten Ausdrücken beigelegt werden, erörternd festzustellen und auf diese Weise unnützen Wortzänkereien und Declamationen zuvorzukommen. Man erkennt den Schüler Bacon's, er thut, was Bacon forderte, als er schrieb: „Magnae et solennes disputationes hominum doctorum saepe in controversias circa verba et nomina desinunt: a quibus (ex more et prudentia mathematicorum) incipere consultius foret, easque per definitiones in ordinem redigere.“ In diesem „technischen Vocabularium“ der Politik, wie der Verfasser es nennt, finden wir demnach, beispielsweise, erörtert, was man gewöhnlich versteht oder doch verstehen solle unter den Ausdrücken „Gemischte Regierungsform — Gleichgewicht der Staatsgewalten — Naturzustand — Macht, Gewalt, Autorität u. s. w.“ Lewis hat sich bei seinen Definitionen von jedem Parteistandpunkt fern zu halten gesucht, vielfach übrigens gegen die unrichtigen Meinungen anderer Schriftsteller, besonders Blackstone's, polemisirend.

Im Jahre 1835 erschien von Lewis „An Essay on the Origin and Formation of the Romance Languages. Oxford,“ worin er die Ansicht Raynouard's über die Entstehung der romanischen Sprachen aus der provenzalischen entgegentrat und an die Stelle der letzteren die lateinische setzte. Zur Zeit des Erscheinens von Lewis' Untersuchung war noch keine ähnliche vorhanden; die Arbeiten von Diez, Burguy u. s. w. erschienen erst viel später; aber auch jetzt noch bietet diese Schrift in zusammenhängender und ausführlicher Darstellung, was jene meist nur gelegentlich besprechen. Die vor Kurzem erschienene neue Auflage (London 1862) ist nur wenig abgeändert, enthält dagegen häufige Verweisungen auf jene deutschen Werke.

In Folge davon, daß Lewis im Jahre 1835 Mitglied der Commission zur Untersuchung des Armenwesens und des Zustandes der Kirche in Irland gewesen war, gab er im darauf folgenden Jahre heraus: „On local Disturbances in Irland and on the Irish Church Question. Lond. 1836.“ Da die irischen Zustände leider fast immer noch dieselben sind wie früher, so hat diese Arbeit auch jetzt noch Werth und von ihrem Interesse

[redacted]

nichts verloren, um so weniger als sie auf eine historische Prüfung aller einschlägigen Punkte eingeht und den Ursprung der derzeitigen Verhältnisse so wie die Mittel zu ihrer Beseitigung nachzuweisen sucht. Wer sich also über die Ursachen, den Charakter und Zweck, so wie über die Wirkungen der localen Unruhen in Irland, ferner über die damit zusammenhängende irische Kirchenfrage gründlich belehren will, findet bei Lewis alles Nöthige vereint. Gleich das erste Capitel behandelt die Geschichte dieser Unruhen seit 1760 bis auf die neueste Zeit, und man mag daraus ersehen, was die Whiteboys (1761), die Rightboys (1785), die Oakboys (1764), die Steelboys (1772), die Peel o' Day Boys (1785), die Thrashers (1806), die Orangemen und Ribonmen eigentlich waren und wollten. Aus dem Abschnitte über die irische Kirchenfrage aber verdienen besonders des Verfassers bereits oben erwähnten höchst aufgeklärten Ansichten über das gegenseitige Verhältniß von Kirche und Staat hervorgehoben zu werden.

Die Unruhen in Canada sofort gaben Lewis Veranlassung zu seinem „Essay on the Government of Dependencies (Lond. 1841)," worin er die Natur der gegenseitigen Verhältnisse von Mutterländern und abhängigen Gebieten, die Vortheile, die für beide aus denselben erwachsen können, so wie die unvermeidlichen Uebelstände, denen Dependentien ausgesetzt sind, gründlich darlegt und zur geduldigen Ertragung letzterer auffordert, um größeren Calamitäten zu entgehen. Bemerkenswerth ist das Verdammungsurtheil, welches Lewis bei dieser Gelegenheit über die englische Regierungsweise in Indien fällt, wobei er außer dem anmaaßenden Benehmen der englischen Beamten auch die vielfachen, weitgreifenden Veränderungen bestehender Rechte auf das Schärfste tadelt und zu dem Schlusse kommt, „daß in den meisten Theilen des Landes Leben und Eigenthum jetzt kaum sicherer sind als unter den eingeborenen Fürsten." Die Aufhebung der ostindischen Compagnie mag inzwischen Manches von den gerügten Verwaltungsgebrechen in Indien beseitigt haben. Was Lewis an einer andern Stelle in Betreff einer freiwilligen Aufgabe der Obergewalt über Dependentien bemerkt, hat gerade jetzt ein specielles Interesse. Im Gegensatz nämlich zu Adam Smith's Meinung, daß eine solche nie stattfinden würde, räumt unser Verfasser zwar ein, daß die Geschichte bisher kein Beispiel der Art biete, zugleich jedoch will er die Möglichkeit eines solchen Falls offen lassen. Und zwar führt er dabei gerade dieselben Gründe an, welche auch die englische Regierung in diesem Augenblick hinsichtlich der ionischen Inseln dem englischen Volke gegenüber geltend macht. Der ganze Abschnitt legt ein schönes Zeugniß von dem staatsmännischen Scharfblick des Verfassers und seiner Freiheit von gewöhnlichen Vorurtheilen ab. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Lewis nebst Glad-

stone zu der jetzt beabsichtigten Aufgabe des englischen Protectorats über jene Inseln nicht am wenigsten beigetragen hat.

Demnächst ist es wieder der Baconianer, den wir in dem, London 1849 erschienenen „Essay on the Influence of Authority in Matters of Opinion“ erkennen. Da es nämlich fest stehe, daß in der menschlichen Entwickelung von der Kindheit an bis zum reifen Mannesalter unsere Meinungen, die speculativen sowohl wie die praktischen, während unserer Erziehung, und später im thätigen Leben in Folge unserer Unfähigkeit oder Abgeneigtheit, die betreffenden Gegenstände selbst zu prüfen, sich oft durch fremde Autorität bestimmen lassen — die Baconischen Idola fori —, so untersucht Lewis in dieser Schrift, in welchem Grade eine solche Beeinflussung als zulässig betrachtet werden dürfe. In einem Anhange bespricht er dann auch den Unterschied zwischen Aristokratie und Demokratie, so wie die Ausdehnung des Gebietes der politischen Wissenschaften. Im nahen Zusammenhang damit folgte drei Jahr später in zwei Bänden der „Treatise on the Methods of Observation and Reasoning in Politics (Lond. 1852),“ worin Lewis, seine frühern Andeutungen weiter entwickelnd, das Object der politischen Wissenschaften in theoretischer wie in praktischer Beziehung, und die Methode, wie dasselbe zu durchforschen sei, festzustellen, und so den Weg zu bahnen sucht für eine definitive Behandlung der „Philosophie der Politik“ in ihrem ganzen Umfange, die er für um so nothwendiger hält, als das Gebiet der politischen Theorien und Doctrinen bisher nichts als ein wüstes Chaos geboten habe, in welches Licht und Ordnung zu bringen er allerdings für eine höchst schwierige Aufgabe hält. Wir werden uns noch unten auf dieses gedankenreiche Werk beziehen und heben hier nur als besonders interessant auch für weitere Kreise den Abschnitt: „On ideal Models of Politics“ hervor, worin Lewis die verschiedenen politischen Utopien bespricht, welche von der ältesten Zeit bis auf die neuere als Phantasiegebilde tadelloser Musterstaaten aufgestellt worden sind; ein Thema, das freilich seitdem Robert von Mohl in ausführlicherer Weise behandelt hat.

Und unmittelbar aus diesem Werke ging nun die ohne Zweifel bedeutendste Arbeit Sir George's hervor. Es ist die (von dem Unterzeichneten in's Deutsche übertragene) „Inquiry into the Credibility of the early Roman History.“ Da nämlich die Beobachtung in der Politik sich vorzugsweise auf die Geschichte vergangener Zeiten stützt, so hatte Lewis in einem Abschnitte des eben genannten Werks, unter der Ueberschrift: „Upon the Treatment of political History“ die Regeln festzustellen gesucht, nach denen im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit historischer Berichte und Thatsachen zu beurtheilen sei, und versuchte nun, da das alte

[redacted]

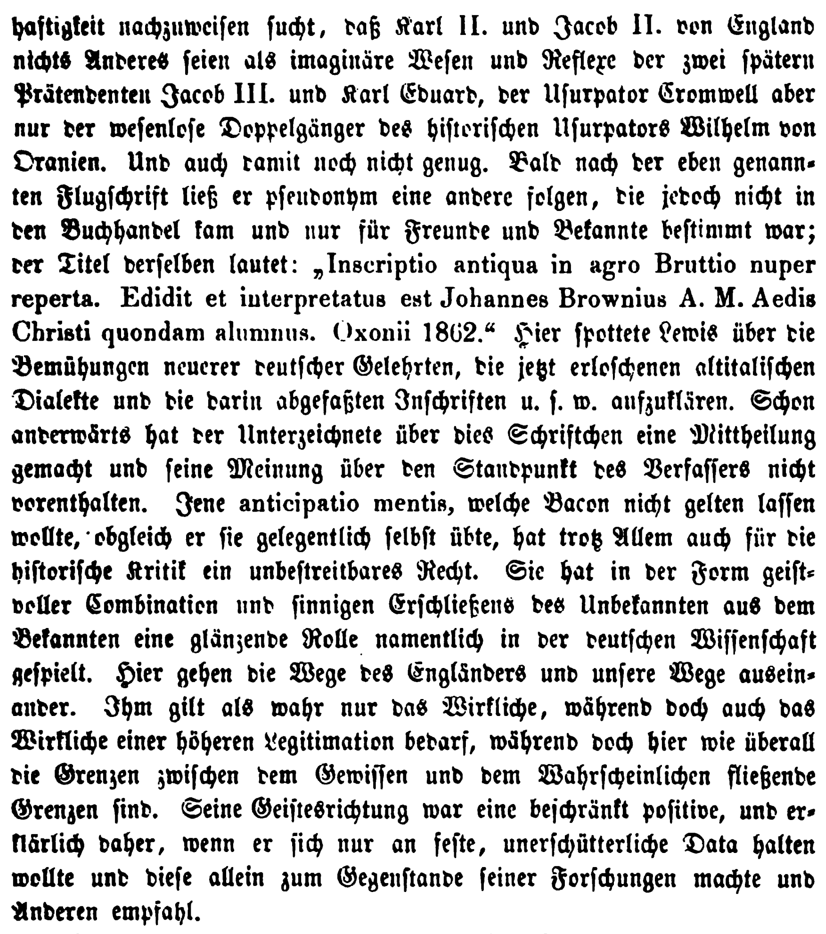
Rom einen so bedeutenden Einfluß auch auf die späteren Jahrhunderte bis auf die Neuzeit geübt hat, eine specielle Anwendung dieser Regeln auf die ältere römische Geschichte, um so festzustellen, welche Theile derselben zuverlässig seien, welche nicht. Er trat dabei in offenen Widerspruch zu den bisher in dieser Beziehung geltenden Meinungen. Hatte nämlich die frühere Ansicht, welche freilich auch noch in der neuesten Zeit ihre Vertreter fand, die römische Urgeschichte in ihrem ganzen Umfange für wahr betrachtet und sich dabei auf die Tradition berufen, hatte andererseits Niebuhr jene Anschauungsweise zu stürzen und in Folge einer Wahrscheinlichkeitstheorie der überlieferten Geschichte eine von der bisherigen ganz verschiedene Gestalt zu geben versucht, so hält Lewis als obersten Grundsatz fest: als historisch wahr zu betrachten seien nur diejenigen Berichte von Thatsachen, welche sich auf Augenzeugen zurückführen ließen und gleichzeitig aufgezeichnet wären. Fehle eine solche Aufzeichnung, so könne der mündlichen Ueberlieferung, die weiter zurückreiche als etwa 60 Jahre, keine volle historische Glaubwürdigkeit beigelegt werden; sei sie noch älter, so könne sie bis 160 Jahre rückwärts nur einzelne richtige Thatsachen enthalten; was über jenen Zeitraum hinausgehe, sei historisch absolut unzuverlässig. Demgemäß nimmt Lewis an, die eigentlich glaubwürdige römische Geschichte beginne erst mit der Landung des Pyrrhus (280 v. Chr.), etwa 60 Jahre vor den ältesten römischen Geschichtschreibern Fabius und Pictor, während die Geschichte der frühern Zeit bis zur Einnahme Roms durch die Gallier (390 v. Chr.) uns nur eine geringe Zahl glaubhafter Thatsachen biete, die älteste Periode aber als schlechthin unhistorisch betrachtet werden müsse.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wer nur vollkommen beglaubigte, d. h. durch unantastbare Zeugnisse bedingte Thatsachen für Geschichte hinnehmen will, den Resultaten Sir George's beistimmen muß. Allerdings räumt er der Zuverlässigkeit der mündlichen Ueberlieferung eine nur sehr beschränkte Stelle ein, während doch die zähe Lebenskraft derselben sich nachweisbar über eine lange Reihe von Jahrhunderten erstreckt. Eben dies hatte der Unterzeichnete unter Anderm in einem Aufsatz in Ebert's Jahrbuch nachgewiesen. Sir George schrieb ihm in Bezug darauf: „Es scheint mir, daß zwischen mündlicher Ueberlieferung belustigender oder ergreifender Geschichten einerseits und der Tradition historischer Thatsachen andererseits ein Unterschied zu machen sei. In Betreff letzterer zeigt alle Erfahrung, daß schriftliche Aufzeichnung der einzige treue Hüter der Wahrheit ist. Was hingegen erstere anlangt, so bieten Sie allerdings schlagende Beweise ihrer Ueberlieferung von Land zu Land durch lange Zeiträume." Mit welchem Rechte Lewis hier diese Scheidungslinie zieht, läßt sich durchaus nicht absehen.

Warum sollte eine ergreifende geschichtliche Thatsache nicht ebenso weit durch Zeit und Raum hindurch überliefert werden und sich lebendig erhalten können, wie ein belustigendes Histörchen? Allein der Unterschied liegt darin (und Lewis vergaß, dies in seinem Briefe anzuführen), daß es immer schwer, wenn nicht meist unmöglich sein wird, nachzuweisen, ob ein mündlich überliefertes Factum wirklich ein zuverlässiges ist oder nicht, ob es in seinen Haupt- oder Nebenumständen nicht bedeutend verändert worden sei und ob es überhaupt auf einem wirklichen Vorfall beruhe. Sind vielfache Märchen, Novellen, Mythen u. s. w. auf höchst überraschende Weise ohne alle Aufzeichnung und im bloßen Volksmunde in weit von einander entfernten Ländern und nach vielen Jahrhunderten fast unverändert geblieben, so läßt sich dagegen an andern nachweisen, daß sie bedeutende Veränderungen erlitten und nach kurzer Zeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden sind; und Gleiches ist daher bei geschichtlich sein sollenden aber nur mündlich überlieferten Thatsachen der Fall, wie vielfache Beispiele zeigen, und deshalb die Tradition allerdings als historische Quelle im strengen Sinne des Wortes nicht zu betrachten. Ganz anders jedoch verhält es sich, wenn es sich von Culturgeschichte handelt, d. h. also nicht von der Erzählung wirklicher Vorfälle, sondern von der Darstellung sowohl der geistigen (also auch der religiösen) wie der materiellen Entwickelung der Völker; denn bei letzterer ist die Durchforschung und Benutzung der Sagenwelt fruchtbar und unerläßlich, und da die Culturzustände der Völker einen wichtigen Theil ihrer Geschichte ausmachen, so ergiebt sich leicht, daß ihre Sagengeschichte keineswegs als so ganz unersprießlich bei Seite gelassen werden muß, wie Lewis dies haben wollte.

Dieselben Grundsätze, wie in dem eben besprochenen Werke, brachte er in dem „Historical Survey of the Astronomy of the Ancients (Lond. 1862)“ zur Anwendung, und suchte den neuern Forschern gegenüber, wie z. B. Rawlinson, Kenrick, Bunsen, Brugsch, Lepsius u. s. w., die gänzliche Haltlosigkeit der uns überlieferten Nachrichten sowohl, wie die Ergebnisse der Untersuchungen jener in Betreff der ältesten Geschichte und Chronologie der Völker des Orients nachzuweisen. Sir George blieb indeß bei der streng wissenschaftlichen Widerlegung der eben genannten Gelehrten nicht stehen; er ließ vielmehr bald darauf anonym eine kleine Flugschrift erscheinen: „Suggestions for the Application of the Egyptological Method to Modern History. Illustrated by Examples (Lond. 1862),“ eine Schrift, worin er sich nicht ohne Witz über die von manchen Aegyptologen allerdings zu weit getriebenen Freiheiten in der Behandlung ihres Gegenstandes lustig macht und auch seinen Spott über Niebuhr ausgießt, indem er schließlich die Methode dieser Gelehrten befolgend mit scheinbarer Ernst-

[redacted]



haftigkeit nachzuweisen sucht, daß Karl II. und Jacob II. von England nichts Anderes seien als imaginäre Wesen und Reflexe der zwei spätern Prätendenten Jacob III. und Karl Eduard, der Usurpator Cromwell aber nur der wesenlose Doppelgänger des historischen Usurpators Wilhelm von Oranien. Und auch damit noch nicht genug. Bald nach der eben genannten Flugschrift ließ er pseudonym eine andere folgen, die jedoch nicht in den Buchhandel kam und nur für Freunde und Bekannte bestimmt war; der Titel derselben lautet: „Inscriptio antiqua in agro Bruttio nuper reperta. Edidit et interpretatus est Johannes Brownius A. M. Aedis Christi quondam alumnus. Oxonii 1862.“ Hier spottete Lewis über die Bemühungen neuerer deutscher Gelehrten, die jetzt erloschenen altitalischen Dialekte und die darin abgefaßten Inschriften u. s. w. aufzuklären. Schon anderwärts hat der Unterzeichnete über dies Schriftchen eine Mittheilung gemacht und seine Meinung über den Standpunkt des Verfassers nicht vorenthalten. Jene anticipatio mentis, welche Bacon nicht gelten lassen wollte, obgleich er sie gelegentlich selbst übte, hat trotz Allem auch für die historische Kritik ein unbestreitbares Recht. Sie hat in der Form geistvoller Combination und sinnigen Erschließens des Unbekannten aus dem Bekannten eine glänzende Rolle namentlich in der deutschen Wissenschaft gespielt. Hier gehen die Wege des Engländers und unsere Wege auseinander. Ihm gilt als wahr nur das Wirkliche, während doch auch das Wirkliche einer höheren Legitimation bedarf, während doch hier wie überall die Grenzen zwischen dem Gewissen und dem Wahrscheinlichen fließende Grenzen sind. Seine Geistesrichtung war eine beschränkt positive, und erklärlich daher, wenn er sich nur an feste, unerschütterliche Data halten wollte und diese allein zum Gegenstande seiner Forschungen machte und Anderen empfahl.

Wir haben hier die letzten Schriften Sir George's, welche sich auf das Alterthum beziehen, zusammen erwähnt, obwohl sie durch eine staatsrechtliche unterbrochen wurden, die im Jahre 1859 erschien und worin er die Gesetzvorlagen zu vertheidigen suchte, welche im Jahre vorher in Folge des Bernard'schen Attentats eingebracht worden waren und deren Verwerfung den Rücktritt des Palmerston'schen Ministeriums zu Wege gebracht hatten. Die nicht sehr umfangreiche Schrift führt den Titel: „On foreign Jurisdiction and the Extradition of Criminals.“ Lewis sucht darin die Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit der englischen Gesetzgebung mit Bezug auf die sich in England aufhaltenden Ausländer und die Nothwendigkeit einer Präcisirung derselben darzulegen, obwohl mancherlei Umstände, so wie der jetzige Stand der öffentlichen Meinung in England sich einem solchen Unternehmen keineswegs günstig zeigen und Lewis selbst deshalb

seine Schrift mit der Bemerkung schließt, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, in der eine Revision der betreffenden Gesetze mit Aussicht auf Erfolg könne unternommen werden. Mehrere der von Lewis hier ausgesprochenen Ansichten sind, wie es scheint, von deutschen Publicisten nicht ganz beifällig aufgenommen worden; jedenfalls aber bietet die in Rede stehende Untersuchung unter Anderm auch eine willkommene Darlegung der zur Zeit in England hinsichtlich der Ausländer geltenden juristischen und staatsrechtlichen Praxis.

Der Dialogue on the best Form of Government (Lond. 1863) ist die letzte größere Arbeit Sir George's und kurz vor seinem Tode erschienen. Sie bildet gewissermaaßen eine Ergänzung des oben erwähnten Abschnittes (On ideal Models of Politics) in seinem Treatise on the Methods etc. Statt jedoch ein neues System in Bezug auf einen idealen Staat darzulegen, wie es die Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gethan, läßt Lewis in diesem Gespräch drei Personen auftreten, welche in Gegenwart einer vierten, der Eine die monarchisch-absolute, der Zweite die aristokratisch-constitutionelle, der Dritte die demokratische Regierungsform mit den bestmöglichen Gründen vertheidigen. Zwischen allen Dreien sucht der Verfasser eine ganz objective Haltung zu beobachten und lehnt alle Verantwortlichkeit für die auf jeder Seite gebrauchten Argumente ab. Wenn wir hier keinen Republikaner auftreten sehen, so erklärt sich dies dadurch, daß „Aristocraticus" das Königthum vom Monarchismus genau unterscheidet und z. B. hinsichtlich Englands bemerkt, daß er es für eine Republik halte. „Es mag keine demokratische sein," fährt er fort, „aber es ist doch eine Republik. Unter einer solchen verstehe ich nämlich jede Regierung, in welcher die höchste Gewalt sowohl der Form wie dem Wesen nach sich in den Händen einer Mehrzahl von Personen befindet." Uebrigens wiederholt diese Arbeit häufig nur und stellt zusammen oder entwickelt weiter, was Sir George in seinen frühern Schriften zerstreut über die einzelnen darin behandelten Punkte bemerkt hat; andererseits spielen die Argumente des Aristocraticus bei weitem die Hauptrolle, jedoch so, daß sich hin und wieder zwischen diesen und denen des Democraticus annähernde Momente bieten — wie denn Lewis in dem Essay on the influence of authority die amerikanische Demokratie sehr lebhaft gegen den ihm persönlich befreundeten Tocqueville vertheidigt hatte. „Ich bin," so bezeichnet der Aristocraticus seinen Standpunkt, „keineswegs der Meinung, daß für eine aristokratische Regierungsform ein politische Vorrechte besitzender Erbadel unerläßlich sei, obgleich er bei einer solchen politisch nützlich ist. Findet sich das Stimmrecht so geordnet, daß die arbeitenden Klassen gehindert sind, den Charakter der Regierung zu be-

stimmen, dann halte ich den Staat für einen aristokratischen." Am schwächsten vertheidigt der Absolutist seine Sache.

Außer diesen größern, mehr oder minder umfangreichen Schriften hat Lewis noch zahlreiche andere anonym als Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften geliefert, von denen wir das Cambridge Philol. Museum bereits angeführt. Späterhin war er, wie aus mehreren seiner Arbeiten erhellt, gewissermaaßen der officielle Publicist der Whigs, auch wenn sie sich nicht im Amt befanden, und so kam es denn, daß er zwischen dem Rücktritt des Russel'schen Ministeriums, wo er einer der Secretaire der Treasury gewesen, bis zur Uebernahme des Schatzkanzleramts unter Palmerston (1855) die Herausgabe der Edinburgh Review leitete und mehrfache Artikel für dieselbe schrieb. Kleinere, meist klassische Gegenstände betreffende Aufsätze sandte er eine Reihe von Jahren hindurch an die bekannte Londoner Zeitschrift Notes and Queries, wo sie zuweilen mit seinem Namen, zuweilen nur mit dessen Anfangsbuchstaben unterzeichnet sind. Dort auch erschien das allerletzte Erzeugniß seiner Feder ganz kurz vor seinem Tode, ein Aufsatz über den Vorsitz und die Leitung öffentlicher Versammlungen (Senate, Parlamente, Volksversammlungen u. s. w.) im Alterthum und der neuern Zeit.

Nehmen wir zu dem Angeführten endlich noch ein anonymes Schriftchen hinzu, das unter dem Titel: „A glossary of provincial words used in Herefordshire" im Jahre 1839 bei Murray in London erschien — eine mit schätzbaren etymologischen und anderweitigen Nachweisungen begleitete, von seinem Vater und ihm selbst angelegte Sammlung von Provinzialismen seiner heimathlichen Grafschaft, — so liegt die schriftstellerische Thätigkeit von Sir George vollständig vor uns. Sie zeigt, auf wie mannichfachen Gebieten der Wissenschaft der Mann heimisch war und wie er, der steten Amtsgeschäfte ungeachtet, den unwiderstehlichen Drang fühlte, die von ihm gewonnenen Resultate mittelst der schriftlichen Darstellung sich selbst klar zu machen und Andern mitzutheilen. Sich Klarheit zu erringen, um den jedesmaligen Gegenstand, das jedesmal erstrebte Ziel deutlich hinstellen zu können, dieser Grundzug seines Charakters geht, wie gesagt, als Motiv durch alle jene Schriften. Das eine Mal handelt es sich um die Sicherstellung politischer Begriffe, das andere Mal um die allgemeinere Frage, unter welchen Bedingungen man fremde Meinungen sich ohne Gefahr zu irren aneignen dürfe, wieder ein anderes Mal um die Grenzen der Zuverlässigkeit auf dem Gebiete der alten Geschichte. Bei all' diesen Untersuchungen nun hat Lewis von Anfang an und natürlich im Laufe der Zeit in immer höherem Grade eine wahrhaft Staunen erregende Erudition an den Tag gelegt, die sich auf die fernliegendsten Theile der Ge-

[redacted]

sammtliteratur erstreckt und den jedesmal behandelten Gegenstand in Bezug auf das bereits von Anderen darüber Mitgetheilte erschöpfen zu wollen scheint. Wie gewissenhaft er in dieser Hinsicht war, wie er nimmer abließ, als bis er seinen jedesmaligen Vorwurf in allen Beziehungen ergründet, geht z. B. nicht nur aus seinen naturgeschichtlichen Untersuchungen (in Notes and Queries) über den Geier in Italien, den Löwen in Griechenland, den bonasus, bison und bubalus u. s. w. hervor, sondern auch aus der Entstehungsgeschichte seines Werkes über die Astronomie der Alten, das gewissermaaßen einen Pendant zu den Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der römischen Geschichte bildet — wie es denn in der That denselben ihren Ursprung verdankte. „Ich wurde," so schrieb er an den Unterzeichneten bei Uebersendung jenes Werkes, „ich wurde zu diesem meinen gewöhnlichen Studien fernliegenden Gegenstand durch Nachsuchungen über das zehnmonatliche Jahr des Romulus geführt. Diese Frage gehört in das Gebiet der altrömischen Geschichte, war aber zu technisch und verwickelt, als daß ich in meinen „Untersuchungen" darauf hätte eingehen können. Bei näherer Prüfung derselben fand ich jedoch, daß sie mit der allgemeinen Frage in Betreff der Länge des Jahres bei den Alten zusammenhing und so ließ ich mich denn von einem Punkte zu dem anderen so weit führen, daß meine Arbeit die Dimensionen annahm, die Sie jetzt vor sich sehen u. s. w." Bei solcher wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, mit der sich die umfassendste Gelehrsamkeit verband, ist man sicher, nie ohne die mannichfachste Belehrung von dannen zu gehn oder doch zu wiederholter genauerer Prüfung der behandelten Gegenstände veranlaßt zu werden. Wie einseitig und nüchtern der historische Positivismus und Conservatismus des Mannes ist: immerhin bildet derselbe ein wohlthätiges Gegengewicht gegen allen wissenschaftlichen Leichtsinn und wissenschaftliches Phantasiren. Daß die Vorsicht nicht zu weit getrieben, daß nicht die Forschung auf Gebieten, wo zur Zeit noch Dunkelheit herrscht, ein für allemal abgeschnitten werde, dafür ist hinreichend durch die Wißbegier gesorgt, die der echten Wissenschaft ebenso unentbehrlich ist, wie das Verlangen, sicher und fest zu wissen.

Bei alle dem war jedoch Lewis, wenn auch ein unabhängiger Denker, doch kein eigentlich schöpferischer Geist. Nirgend hat er etwas eigentlich Neues aufgestellt, was auf bloßer Combination oder Speculation beruht. Auch bei seinen linguistischen Untersuchungen suchte er nur sichere Gebiete und deshalb auch hebt er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Essay über die romanischen Sprachen ganz besonders hervor, daß „die Wichtigkeit und das Interesse des philologischen Problems, welches darin behandelt sei, besonders durch den Umstand erhöht werde, daß es

ganz und gar innerhalb der historischen Zeit liege und daß nicht nur die Muttersprache so wie deren Töchter, sondern auch die den Uebergang begleitenden Umstände durch glaubwürdige Zeugnisse und eine ununterbrochene Tradition bekannt seien. Es biete sich daher ein Problem, welches eine Lösung durch demonstrative Argumente gestatte, ohne daß man seine Zuflucht nehmen dürfe zu einer Reihe von Hypothesen und Conjecturen, die desto mehr von ihrer Kraft verlieren, je länger die Kette werde." Dem combinatorischen Erahnen von Wahrheiten räumt er schlechterdings kein Recht ein; mit beißender Ironie vielmehr bemerkt er einmal, daß, wer in Betreff historischer Thatsachen einen so strengen Zeugenbeweis verlange, wie er von einem Gerichtshof erfordert würde, nur ein beschränkter Kopf sein könne und fährt dann fort: „Wer andere Geschichte schreibt, sollte denen, die sich mit der alten beschäftigen, nachahmen und die Gabe der Divination sorgfältig pflegen. Er sollte sich erinnern, daß einleuchtende, durch unantastbare Zeugnisse festgestellte Thatsachen ja von jedermann benutzt werden können. Daher sollte der geniale Historiker eigentliche Beweisführungen nur untergeordneten Geistern überlassen, sich selbst aber auf Conjecturen und Hypothesen beschränken." Diese und ähnliche Hiebe wurden von Sir George allerdings gegen diejenige Richtung auf dem Gebiete der Geschichtsforschung geführt, die sich namentlich in Deutschland seit Niebuhr geltend gemacht; gleichwohl hegte er vor deutscher Gelehrsamkeit eine ganz besondere Hochachtung und traute ihr zu, daß sie es über sich gewinnen werde, seine eigenen Arbeiten unparteiisch zu beurtheilen. „Nichts könnte mir größere Freude machen," heißt es in einem seiner Briefe, „als wenn meine Ansichten zur Kenntniß der deutschen Gelehrtenwelt kämen, vor deren Erudition und Scharfsinn ich die aufrichtigste Hochachtung empfinde und deren Arbeiten ich sorgfältig studirt habe. In England findet sich allerdings viel gesunder Verstand und richtige Beurtheilung historischer Zeugnisse, jedoch keine so große Zahl von Männern, welche auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, namentlich der das Alterthum betreffenden, erfahren sind, wie in Deutschland. Seltsam scheint es mir überdies, daß, wie ich glaube, die Superstition hinsichtlich Niebuhr's und der Glaube an seine Unfehlbarkeit bei Ihnen in weit geringerem Maaße herrscht, als in England, und daß ein Forscher, der eine unabhängige Stellung einnimmt, mehr Aussicht hat gehört zu werden als hier." — Und in einem späteren Schreiben bemerkt er wiederum in Bezug auf Deutschland: „Ich hege die vollkommenste Ueberzeugung, daß die Grundsätze, welche meine Arbeiten in Bezug auf historische Beweisführung festzuhalten suchen, von größter Wichtigkeit sind. Allerdings werden sie in der Praxis jetzt nicht befolgt, jedoch verdienen sie die Prüfung eines



Publicums, welches mehr als jedes andere in Europa befugt ist, in historischen Fragen ein Urtheil auszusprechen" (and they deserve the examination of a public which is beyond any other in Europe competent to judge of historical questions). Eine günstigere Meinung über deutsche Gelehrsamkeit konnte Lewis füglich nicht aussprechen, und wenn er bei Gelegenheit wider seine Gegner scharfe Waffen führt, so darf ihm das um so weniger verargt werden, als er nur vertheidigte, was er nach strengster Prüfung für richtig hielt.

Inzwischen nicht blos der durch die Natur seiner Ansichten bedingte Mangel an Originalität macht es zu einer minder reizenden Aufgabe, seine Werke durchzustudiren, sondern weit mehr noch die Weitschweifigkeit und Breite des Stils und der Darstellung, so wie die Ueberfülle der angeführten Thatsachen. Erstere entsprang aus dem Wunsch klar und deutlich zu sein, letztere aus dem, möglichst vollständige Beweise zu liefern, beide aus dem seinem Charakter inhärirenden Bestreben, alle Unsicherheit, alle Unbestimmtheit in Bezug auf den erörterten Gegenstand zu entfernen. Er steht hier in geradem Gegensatze zu jenen anderen Gelehrten, welche bei ihren Lesern eine weit größere Kenntniß des behandelten Themas und der darauf bezüglichen Thatsachen voraussetzen, als sich wirklich bei ihnen vorfindet und dadurch oft dunkel und unverständlich werden. Gleichwohl läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Lewis' Schriften wahrscheinlich in Folge der eben angedeuteten Mängel der Mehrzahl nach nicht diejenige Verbreitung gefunden haben, die sie unleugbar verdienen.

Jene Grundtendenz Sir George's, nur das vollständig Erwiesene für wahr anzunehmen, läßt es interessant erscheinen, zu wissen, wie er wohl in Bezug auf die theologischen Streitfragen gedacht haben mag, die in Deutschland schon lange, in England neuerdings besonders durch Bischof Colenso zur Erörterung gekommen sind. Der Gedanke, daß, wer unumstößliche Beweise auf dem Gebiete der Profangeschichte verlangt, dieselben auch auf dem der Theologie verlangen muß, drängt sich natürlich auf, und die Vermuthung liegt nahe, daß der rücksichtslose Skepticismus des Mannes den englischen Zionswächtern alsdann den ärgsten Anstoß geben müßte. Lewis hat seine Ansichten hinsichtlich des theologischen Kampfes, der jetzt in England gekämpft wird, nirgends direct ausgesprochen; sie lassen sich jedoch leicht aus seinen Werken abstrahiren, und lange ehe jener Streit durch Colenso die gegenwärtige Bedeutung erhielt, geschah dies auch in der That in England, wie beispielsweise aus folgenden Worten erhellt, die in einem unlängst an den Examiner gerichteten Schreiben enthalten sind: „Die orthodoxe Partei sieht sehr wohl ein, daß sie in einigen unserer größten Forscher auf dem Gebiete der alten Geschichte Gegner ge-

funden hat, die um so furchtbarer sind, weil sie nicht ex professo auftreten. Lesern, die nur irgend welchen gesunden Menschenverstand besitzen, kann es nicht entgehen, daß Grote die Arbeiten Simson's nicht mehr respectirt, als die des Hercules. Durch den Tod des Sir George Lewis ist uns einer der allergrößten Kritiker der Neuzeit entrissen worden, welchen die jetzt unter den Theologen herrschenden Ansichten um so mehr zu fürchten hatten, als er auf ihre Theorien, die an die Stelle des Geistes der heiligen Schrift den Buchstaben setzen wollen, auch nicht einmal durch eine Anspielung hingewiesen hat." Und dies ist ganz richtig; Sir George konnte die von den Verfassern der Essays and Reviews, von Colenso u. s. w. eingeschlagene Richtung nicht anders als im Stillen billigen; dies öffentlich zu thun, dazu fühlte er ebenso wenig Beruf wie andere Männer in England, die seine Ansichten theilen, ja, er durfte dies um so weniger, als ihn seine amtliche Stellung daran hinderte. Hatte doch das Palmerston'sche Ministerium schon früher bei einer viel geringeren Veranlassung nachgeben müssen, als die Geistlichkeit mit dem Erzbischof von Canterbury an der Spitze bei demselben Einspruch erhob gegen die in den Londoner Parks von Militärmusik aufgeführten Sonntagsconcerte, weil, so schien es, sie es für moralischer und die Religion förderuder hielt, das Volk an jenem Tage in die Gin-palaces und andere unsaubere Spelunken zu treiben, als Musik anhören zu lassen. Sir George hat dem Schreiber dieses selbst sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß das Ministerium nicht umhin gekonnt, dem Drängen jener mächtigen Pfaffenpartei nachzugeben und den genannten Concerten wenigstens den ferneren Beistand der Militärmusik zu verweigern, obwohl glücklicherweise dieselben dadurch keineswegs unterbrochen wurden.

Wir sind von dem Schriftsteller zu dem Staatsmann Lewis gelangt und damit auf ein Gebiet, wo das Princip, nur sichere Pfade zu beschreiten, ohne Zweifel größere Berechtigung hatte, als auf dem theoretischen Felde historischer Forschung. Mit Bezug auf das alte Aegypten, Assyrien und Babylonien Theorien und Speculationen zu folgen, die, wenn sie sich als unrichtig erweisen, leicht und ohne Schaden aufgegeben werden können, um immer wieder neue aufzustellen, bis endlich das Richtige erfunden ist, so daß diese Experimente als gewissermaaßen in corpore vili vorgenommen betrachtet werden können, dies, glauben wir, läßt sich eher gestatten, als an der Spitze der politischen Leitung eines Staates gleichfalls Experimente anstellen zu wollen, deren Mißglücken von ganz anderen Folgen begleitet zu sein pflegt, als die Aufstellung falscher Verzeichnisse von Königen, die vor Jahrtausenden gelebt. Kecke politische Experimente, angeblich rettende Thaten, wie sie auch die neueste Zeit und selbst die Ge-

genwart wieder vor ihren Augen machen sieht, werden wohl von Individuen versucht, die entweder nur persönliches Interesse oder doch blos das einer Partei zum Zwecke haben, und demselben alle anderen Rücksichten opfern, auch wenn darüber der ihrer Leitung anvertraute Staat oder dessen Leitung sie sich angemaaßt, offenbarem Unheil, wenn nicht gar seinem Untergang entgegen geht: — Versuche dieser Art unternähme jedoch weder ein wahrer Patriot, noch ein gewiegter Staatsmann. Aber auch weit weniger gewagte Experimente, natürlich in entgegengesetzter Richtung, hätten Sir George fern gelegen, wenn er einmal an die Spitze eines englischen Cabinets getreten wäre. Leugnen läßt sich gleichwohl nicht, daß auch hierin zu weit gegangen werden kann, und mit Vorsicht unternommene Versuche auch auf dem politischen Gebiete ebenso, wie auf jedem anderen gewagt werden müssen. Freilich sollen dieselben sich hauptsächlich auf Beobachtung und Erfahrung stützen, und damit diese letzteren richtig benutzt werden, hat eben Lewis seinen Treatise on the Methods of Observation and Reasoning in Politics geschrieben; indeß räumt er selbst ein, daß „obgleich wissenschaftliche Experimente in der Politik nicht anwendbar sind, doch die praktischen, die experimenta fructifera, in derselben allerdings ihre Stelle finden und deshalb von dem Politiker noch fortwährend in Anwendung gebracht werden;“ — wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß es sich hierbei eben von keinem corpus vile handelt, vielmehr das Leben so wie Habe und Gut des Volkes auf dem Spiele stehen, was Lewis Alles in einem eigenen Abschnitte des genannten Werkes ausführlich behandelt. Erklärlich nach alle dem, wie er zu dem politischen Standpunkte gekommen, den er in der letzten Zeit als praktischer Staatsmann eingenommen und den er wahrscheinlich auch später eingenommen haben würde, wenn er wirklich, wie man allgemein annahm, später einmal an Palmerston's Stelle getreten wäre, — der Standpunkt der größten, vielleicht zu weit getriebenen Vorsicht. Daß er kein Mann des Stillstandes, kein junkerhafter Tory war (auch die Engländer besitzen eine squirearchy), brauchen wir nicht erst zu bemerken. Oft genug macht er sich an mehrfachen Stellen seiner Schriften über das lustig, was jene Partei der Welt über die glückseligen Zustände des Mittelalters vorgaukeln will. Wie sehr er vielmehr seinem inneren Wesen nach dem politischen Fortschritt sich zuneigte, erhellt aus zahlreichen Stellen seiner Werke auf's Schlagendste. Man lese z. B. nur, wie er in seinem Treatise on the Methods etc. sich wiederholt darüber ausspricht; so wenn er sagt: „Die Einwendung gegen politische Ideale, die sich darauf gründet, daß sie über die Grenzen unserer speciellen Fähigkeit hinausliegen, will nichts sagen, wenn sie überhaupt menschlichen Anstrengungen erreichbar sind. Ja

[redacted]

sogar, wenn sie wirklich unerreichbar sein sollten, so können wir uns doch wenigstens ihnen nähern und Nutzen ziehen aus dem, was wir wirklich erlangen bei dem vergeblichen Bestreben, Höheres zu erlangen." Ferner: „Das unangenehme Gefühl, welches wir bei der Zerstörung unserer alten Gewohnheiten empfinden, so wie die Schwierigkeit, die vis inertiae zu besiegen, welche uns an herkömmliche Verfahrungsweisen festknüpft, machen jede Veränderung von Gesetzen und Institutionen zu einem schwierigen Unternehmen. Keine legislative Neuerung läßt sich ohne eine oder die andere Unbequemlichkeit einführen; jedenfalls wird irgend ein Widerstand zu beseitigen, irgend eine Anstrengung zu machen sein. Daher herrscht immer eine gewisse Präsumption zu Gunsten des gegenwärtigen Zustands, der bestehenden Einrichtungen, der Zurückweisung aller Ideale, des Aufgebens aller praktischen Experimente an dem großen Leviathan der menschlichen Gesellschaft. Gleichwohl aber kann nur durch diese Ideale, durch Versuchen dessen, was an der Gesellschaft noch nie versucht worden, der politische Fortschritt bewirkt, die Civilisation befördert werden." Charakteristisch ist in dieser Beziehung ferner der ganze und letzte Abschnitt „On political Progress" im zweiten Bande des genannten Werkes: „Wir müssen," heißt es dort unter Anderem, „bemerken, daß das Verlangen, einen idealen Fortschritt in politischer Beziehung zu verwirklichen, ein berechtigtes und verständiges sein muß, wenn es Früchte tragen soll; es muß begleitet sein von der Ueberzeugung, daß der Gegenstand erreichbar sei. Es muß nicht ein Verlangen sein, wie das ohne Speise zu leben oder ohne Augen zu lesen. Unter den Hindernissen, die dem Fortschritt der Wissenschaften entgegen treten, stellt Bacon die Verzweiflung an der Möglichkeit eines solchen in die erste Reihe. Dies ist ein Irrthum, in den, wie er ganz richtig bemerkt, Männer von besonnener strenger Urtheilskraft, welche die Erfahrung vorsichtig darin gemacht hat, sanguinischen Hoffnungen Raum zu geben, ganz besonders leicht verfallen." Hier haben wir den Kern des politischen Systems Sir George's. Er hält es für einen Irrthum, an dem politischen Fortschritt verzweifeln zu wollen; er muß versucht und er wird erreicht werden; doch ist Hauptbedingung hierbei, daß man ihn für erreichbar halte, — und hier schied sich denn auch Lewis von der Reformpartei in England, indem diese zuweilen für erreichbar erachtet, was ihm selbst nicht so schien und zwar aus dem Grunde, weil er die öffentliche Meinung sich mit Bezug auf den etwaigen Gegenstand nicht hinlänglich übereinstimmend und entschieden aussprechen sah. Er war nämlich immer bereit, für das englische Volk alles das zu thun, was es gethan haben wollte, sobald es seinen Willen in dieser Beziehung nachdrücklich an den Tag legte; zuvorkommen mochte er je-

doch demselben nicht, mochte nicht rascher fortschreiten, als die Majorität des Volkes, und so etwa durch Separatvota die Sicherheit eines Cabinets gefährden, dessen Ansichten er im Allgemeinen theilte. So war er der Trennung von Staat und Kirche, der geheimen Abstimmung bei Parlamentswahlen u. s. w., principiell nicht entgegen: wohl aber glaubte er den Augenblick, sie in's Leben zu rufen, noch nicht gekommen — weil die vox populi sich noch nicht hinlänglich laut erhoben hatte. Sobald dies geschehen, dann hätte er sicherlich, so weit es an ihm war, gehandelt, und der scheinbare Widerspruch zwischen seinen öffentlich dargelegten Meinungen und seinen ministeriellen Handlungen würde seine Lösung gefunden haben.

Ganz besonders ausgezeichnet hat sich Lewis als Kanzler der Schatzkammer. Er sparte, wo er konnte, und wenn er gewisse Einschränkungen in den Staatsausgaben nicht so weit führte, wie es wohl hätte geschehen können, so fühlte sich das Volk überzeugt, daß die Schuld nicht an Lewis, sondern an fremden Einflüssen lag. Auch war er mit Ausnahme Sir Robert Peel's der einzige Mann unserer Zeit, in dessen Händen die Finanzwelt der City sich vollkommen sicher fühlte, da sie nicht blos wußte, daß sie sich auf sein Wort verlassen dürfe, sondern auch daß sich hinter demselben nichts Anderes verbarg, als was sein schlichter Sinn besagte. Als Minister des Inneren wirkte er zwar wie immer so viel Gutes, als er vermochte, jedoch fehlte ihm jene Geschmeidigkeit und Ueberredungsgabe, durch welche allein sich dieses Departement ohne Verlust der Beliebtheit im Unterhause verwalten läßt. Er verschmähte es, durch Witz und Spott und auf Umwegen dasselbe zu Maaßregeln zu veranlassen, welche junkerhafte Vorurtheile gegen sich hatten. Wenn aber seine Verwaltung des Kriegsministeriums außer vielfacher Anerkennung auch zuweilen Mißbilligung fand und zwar unter der liberalen Partei, so muß man bedenken, daß auch hier jene äußeren Einflüsse sich geltend machten und er nicht immer handeln konnte, wie er wollte. Es gelang ihm nicht immer, die übertriebenen Geldausgaben bei Gelegenheit der neuen Maaßregeln in Bezug auf die Nationalvertheidigung oder die im Sinne des Hofes gewünschte Besetzung der höheren Militärstellen zu hintertreiben, obwohl er voraussah, daß der Unwille der Nation sich einmal auf drohende Weise zu erkennen geben und durch scheinbare Concessionen sich nicht besänftigen lassen würde. Inzwischen verwaltete er das Kriegsministerium so gewissenhaft und redlich, wie alle seine anderen Aemter und wie es in seinem Charakter lag, während er trotz der gegenwärtigen Apathie der Mehrzahl des Volkes günstigere Zeiten zur Einführung größerer Sparsamkeit abwartete, um wo möglich dem einstigen Sturme vorbeugen zu können.

Welchen Antheil Sir George's Ansichten an der äußeren Politik Eng-

lands hatten, weiß Schreiber dieses nur zu muthmaaßen, jedoch erinnert er sich einer mündlichen Aeußerung desselben gegen ihn, wonach Sir George es gern gesehen hätte, daß England sich so wenig wie möglich in fremde Angelegenheiten mischte. Welches Urtheil er sonst im Jahre 1859 über den damaligen Stand der Dinge hegte, geht aus folgender Stelle eines Briefes vom August desselben Jahres hervor. „Die preußische Regierung (heißt es nämlich darin) hat in der letzten Zeit klug und besonnen gehandelt, dagegen hat die österreichische ihre gewöhnliche Blindheit und Mangel an gesundem Menschenverstande an den Tag gelegt .... Ich hoffe, daß die französische Regierung jetzt mehr Mäßigung und weniger Aengstlichkeit zeigen wird. In einer *τυραννίς* ist es die Furcht, welche zu strengen Repressivmaaßregeln treibt." Andere hierhergehörige Ansichten finden sich in seinen Schriften zerstreut; namentlich erinnert die obige Erwähnung Frankreichs an das höchst ungünstige Urtheil, welches sich an verschiedenen Stellen derselben über die moralische Seite des ersten Napoleon ausgesprochen findet; so z. B. in dem Essay on the Influence of Authority etc., wo er von dessen übermäßiger Selbstsucht, von dem unruhigen, gewissenlosen Ehrgeiz des Mannes spricht und an ihm auch das Jupiter quem perdere vult, eum dementat bewahrheitet sieht. Aehnliches bemerkt Aristocraticus in dem Dialogue etc. und fügt hinzu, daß Napoleon es war, der dem Continent den militärischen Charakter aufgedrückt und den Emblemen der rohen Gewalt überall zur Oberherrschaft verholfen habe; ihm verdanke man die Conscription, die großen stehenden Armeen und die Verwandlung jedes Hofes in einen état major. — Ueber einen anderen noch jetzt lebenden Monarchen äußerte Sir George gegen den Schreiber dieses mündlich: „Es ist der größte Schuft, der je gelebt (he is the greatest scoundrel that ever lived)." —

Ueber den Privatcharakter Sir George's schließlich nur wenige Worte. Er hatte keinen Feind und selbst seine politischen Gegner hegten Vertrauen und Hochachtung für ihn. In all' seinem Thun und Reden im höchsten Grade gelassen, ja vielleicht kalt, lag ihm andererseits jede Heftigkeit und Bitterkeit fern, so daß er also auch nicht der Verfasser jenes für Lord John Russel so verletzenden Aufsatzes sein konnte, der ihm in einer deutschen Zeitschrift beigelegt worden ist.*) Daß Sir George in der Arbeit unermüdlich schien und sich weder Ruh' noch Rast gönnte, war in England allgemein bekannt; daß er dadurch seine Gesundheit unter-

*) S. Brockhaus' Unsere Zeit. Augustheft 1857, wo sich eine biographische Skizze über Sir George findet, und dazu einen Artikel vom Schreiber dieses in der Kölnischen Zeitung 1858 Nr. 6 zur Berichtigung und Ergänzung des obigen bei Brockhaus.

graben und so eine schnelle Beute des Todes wurde, ist mehr als wahrscheinlich. In Gesellschaften, selbst bei Meetings, sah man ihn nur sehr selten; am wohlsten mag er sich an seinem Arbeitstische gefühlt haben, umgeben von seiner reichen Bibliothek und versenkt in jene Studien, denen wir eine so große Zahl werthvoller Früchte verdanken; denn wenn er auch einerseits jenen Männern des Alterthums nicht gleichen wollte, von denen es bei Cicero heißt: „A regendis civitatibus totos se ad cognitionem rerum transtulerunt: quae vita propter tranquillitatem et propter ipsius scientiae suavitatem, qua nihil est hominibus jucundius, plures quam utile fuit rebus publicis delectavit,“ so wußte er doch andererseits den Verlust auch der höchsten Staatsämter mit dem größten Gleichmuth zu ertragen und wandte die so gewonnene reichere Muße alsobald seinen Lieblingsbeschäftigungen zu. Als er zu Anfang des Jahres 1858 aus Veranlassung der damaligen politischen Ereignisse in England sein Amt als Schatzkanzler niederlegte, äußerte er sich hierüber in einem Briefe an den Schreiber dieses auf folgende Weise: „Vor einigen Tagen ist Lord Palmerston's Ministerium in Folge eines Votums des Unterhauses zurückgetreten. Ein Torycabinet ist in der Bildung begriffen und die Partei, der ich angehöre, wird jetzt die Opposition bilden. Dies wird mir Muße gewähren, Beschäftigungen wieder vorzunehmen, die zwar weniger aufregend, für mich jedoch angenehmer sind und mir mehr zusagen, als ein Ministerleben.“ Nur wenige politische Männer mögen bei Erfüllung ihrer Pflichten so wenig von Ehrgeiz getrieben sein, wie Sir George es war!

Schließen wir diese Erinnerungen an den dahingeschiedenen Staatsmann mit den Worten, die bei Gelegenheit seines Todes über ihn in seinem Vaterlande ausgesprochen worden sind: „Es wird schwer sein, solch' einen Mann zu ersetzen. Freilich ein Nachfolger für ihn als Kriegsminister muß schleunigst ernannt werden; nicht aber dürfen wir erwarten, die Stellung, welche Sir George Lewis als Staatsmann und Gelehrter sich selbst zur Ehre so wie dem Lande zum Nutzen viele Jahre lang eingenommen hat, so bald wieder ausgefüllt zu sehen.“

Felix Liebrecht.

[redacted]

Die poetische und musikalische Lyrik des deutschen Volks.

II.

Die Musiker von Fach haben sich dem Zauber des Volksgesanges, dessen Eigenthümlichkeit und Entwickelung in unserem ersten Artikel skizzirt wurden, nie entziehen können, wie abgelegene Wege sie auch einschlagen mochten.

So finden wir schon jene alten Contrapunktiker, die über den noch unenthüllten Geheimnissen der Technik grübelten, bei ihren ersten Versuchen künstlerischer Gestaltung lebhaft darauf bezogen. Von freier, selbständiger melodischer Erfindung konnte für sie, die Umhertastenden, Experimentirenden, noch keine Rede sein: sie griffen daher bekannte Melodien aus dem Munde des Volkes auf und umgaben diesen lebendigen und deshalb belebenden Kern mit einem Gewebe frei geführter oder in nachahmenden Gängen einander folgender Stimmen. Aus solchen Arbeiten hat man alte Volksweisen, natürlich mehr oder weniger entstellt, unter den contrapunktischen Staub- und Trümmermassen hervor an's Licht ziehen können. Bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein blieb diese Methode in Uebung. Man unterschied den „Sänger,“ den Erfinder der Melodie, und den „Setzer,“ den kunstgeübten Bearbeiter des melodischen Stoffes.

Schon in ihrem ersten Auftreten stellt also die „freie“ Kunst dem Volksgesange, dessen Weisen sie aufnimmt, den Chorgesang gegenüber. Sie gliedert die in jenem gleichmäßig und unterschiedslos verbundene Masse zu selbständigen Gruppen, zu Stimmen, deren jede dem Ganzen auf ihre Weise dient — sie erweist sich also schon in ihren Anfängen als die Kunst der Polyphonie im Gegensatz zu dem wesentlich homophonen Volksliede, und nur in dieser reicher entwickelten Form unterscheidet sie sich zunächst von der volksthümlichen Kunst.

Es ist die Sache einer allgemeinen Geschichte der Musik, darzulegen, wie nach und nach eine Herrschaft über diese Form gewonnen wurde, wie die Technik im unausgesetzten Streben nach diesem Ziele über den Formalismus, von dem sie ausging, hinauskam, wie sie allmählich lernte, Wohlklang und die freieste Bewegung ihrer Stimmen ausgleichend zu vereinigen. Wir erwähnen nur, daß die Heimath der neuen Kunst die Niederlande waren, von wo aus sie zunächst nach unseren großen Handelsstädten Köln, Mainz, Augsburg, Nürnberg verbreitet wurde, daß sie dann wieder im

Laufe des sechszehnten Jahrhunderts ihre eigentliche Blüthe in Italien erreichte, mit dem die Städte des Südens ebenfalls in lebhafter Verbindung standen, so daß sie auch nach dieser Seite hin die natürlichen Vermittler wurden, daß also der Schwerpunkt der Entwickelung im Ganzen und Großen bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein im Auslande und namentlich in Italien lag, dem für diese Zeit eine überlegene formale und zugleich freiere, humanere Bildung nicht abzusprechen ist.

Es wurde schon erwähnt, daß die Techniker der kirchlichen Kunst des Protestantismus wesentliche Dienste zu leisten im Stande waren. Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte sich das allgemeine Interesse ihren Bestrebungen schon so weit zugewendet, daß größere Sammlungen mehrstimmig gesetzter Lieder im Drucke Verbreitung fanden. Die Zusammenstellungen von Forster (1539) und Ott (1544), von denen die erste eine populärere Haltung erstrebt, bringen vorzugsweise ältere Versuche im niederländischen Stile von Isaac, Senfl u. A. und gelten als eine hauptsächliche Quelle für alte Volksmelodien, die aber in der Bearbeitung so mannichfach modificirt sind, daß sie Niemand, am wenigsten das Volk, als volksmäßig wiedererkennen würde. Daran schließen sich zahlreiche Sammlungen neuerer Compositionen von berühmten Meistern, von denen hier nur Orlandus Lassus, Leo Haßler, Joh. Eccard, Melchior Franck genannt sein mögen. Hier finden sich neben ähnlichen Bearbeitungen noch sogenannte Quodlibets, in denen verschiedene bekannte Weisen zugleich in verschiedenen Stimmen erklingen und so zu einem musikalischen Ganzen verbunden werden, dann aber auch schon ganz selbständige Compositionen von freier Erfindung, in denen die Figuralmusik sich ganz auf ihre eigenen Mittel verläßt.

Diese Kunst ist, soweit sie weltlich sein will, eine uns mindestens ebenso fremdartige, als etwa die der Minnesänger; sie ist noch abstoßender, weil sie höhere Prätensionen macht, weil sie bedeutende Mittel in Bewegung setzt. Wie nachsichtig man auch gegen die ersten Versuche einer werdenden Kunst sein mag — schon dem ersten eigentlich künstlerischen Streben stellt sich sofort mit dem vollsten Rechte die Kritik gegenüber, welche die künstlerische Intention an ihren Erfolgen mißt. Sie wird den Reiz nicht verkennen, der in dem ungelenken, unfertigen Verlaufe rhapsodischer Volksmelodien liegen kann, sie muß es aber als höchst unerquicklich bezeichnen, wenn ein gleich unfertiges Wesen sich in methodischer Breite gehen läßt. Die „freie" Kunst, für die jene gewissermaaßen natürliche Einheit von Wort und Melodie nie existirt hat, hat ihre Stoffe und ihre Mittel frei zu wählen. Jene Musiker aber sind es, deren Sammlungen mehr rohe und unreine Texte enthalten, als irgend eine Volksliedersammlung ohne

[redacted]

Melodien: sie waren, hiernach zu schließen, in Wahrheit noch der Zucht der Kirche bedürftig und konnten sich ohne Gefahr der Leitung des eigenen Geschmackes noch nicht überlassen. Im Einzelnen mißhandelt ihre ungefüge Technik das Wort des Textes in den einzelnen Stimmen auf wahrhaft grausame Art, so daß der sinnige Ausspruch der Vorrede jener Ott'schen Sammlung, „die Melodie solle die Gedanken bei dem Worte stille stehen machen," gerade nicht den glücklichsten Platz gefunden hat. Jenen derben Texten nahen sich die Componisten in aller Naivetät mit einer steifen, doctrinären Polyphonie, welche sich von ihren kirchlichen Traditionen nur hin und wieder frei zu machen versteht und auch jenem Unfuge der Worte gegenüber nie ganz den erbaulichen Ton, der unabänderlich aus den alten Tonarten herausklingt, aufzugeben vermag. Sie verstehen es noch nicht, die Volksweise in unserer Weise einfach zu harmonisiren — eine Kunst, die sich erst nach vielen Umwegen aus dem Figuralgesange entwickelte —, sie entstellen und erdrücken den entlehnten melodischen Kern durch Zusammenhäufung von Stimmen, die sie noch nicht glatt und durchsichtig neben einander hinzuführen wissen. Nur selten, dann meist im Anschlusse an Tanzweisen von bestimmterem, sicherem Rhythmus, treffen sie einen etwas leichteren Ton. Immerhin mochten die Zeitgenossen diesen Versuchen Geschmack abgewinnen, wenn die Sängerchöre, welche die Vorläufer der späteren Hofcapellen sind, sie als Tafelmusik vortrugen, oder wenn in kunstliebenden Städten auch wohl Dilettanten dergleichen sangen, worauf aus der Verbreitung durch den Druck wohl zu schließen ist — für uns ist diese Kunst abgestorben. Sie bietet nur Interesse, soweit sie über die Fortschritte der Technik und den Zeitgeschmack einiges Licht giebt.

Der Schwerpunkt der Entwickelung ist noch geraume Zeit in der Kirchenmusik zu suchen, für welche allein die Mittel der Kunst einigermaaßen vorbereitet waren, so daß alle weitergreifenden Versuche als voreilige Experimente gelten müssen. Dies gilt noch für das siebzehnte Jahrhundert, während dessen man im Gebiete des weltlichen Kunstliedes italiänische und französische Manieren nachzuahmen suchte. Alle bedeutenderen Erfolge wurden nur im Gebiete der geistlichen Lyrik errungen, welche, wie wir früher sahen, allein eine lebendige Beziehung zum inneren Leben des Volkes hatte, während die weltliche Poesie, und mit ihr die Musiker, wenn sie die von ihr dargebotenen Texte wählten, der Ausländerei, dem an den Höfen herrschenden Modetone verfielen. Jene Namen: M. Franck, Eccard, Haßler, zu denen nun noch Schein, Prätorius, Schop u. A. zu nennen wären, verdanken ihren guten Klang lediglich ihren geistlichen Compositionen, welche vielfach im Choralgesange der Kirche Aufnahme gefunden haben. Hier entwickeln sie und andere, zum Theil ganz unbekannte Componisten naturwüch-



sige Kraft, hier zeigt sich wahres und warmes Gefühl, hier zeigt sich denn auch die Technik der künstlerischen Absicht gewachsen.

Von einer selbständig verlaufenden, in sich zusammenhängenden Geschichte des weltlichen Liedes kann demgemäß bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein keine Rede sein. Die Lieder der einzelnen Zeiträume spiegeln wohl die Manieren ab, die in der Gesammtkunst herrschten — das Gebiet, auf dem sich der Fortschritt vollzieht, ist aber nicht das der Lyrik, sondern im Anfange das der kirchlichen Kunst, später das der Oper. Was von Analogien innerhalb der Lyrik hervortritt, kommt daher stets aus der zweiten Hand in abgeschwächten, unklaren Formen, ist nichts Ursprüngliches, sondern Abgeleitetes.

Es herrscht in dieser Literatur dieselbe Leere, wie in der poetischen Lyrik der Zeit. Das innere Leben der Nation stockte unter dem Drucke unglücklicher Zeiten, alle Kunst wurde als gelehrtes Handwerk behandelt: die Poeten „verfertigten" Gedichte und die Musiker Melodien dazu, beide ohne bedeutende formale Bildung und beide ohne inneren, überwältigenden Drang, mehr nach fremden Mustern schielend, als der eigenen, allerdings dürftigen Gestaltungskraft vertrauend. Jene Zeit der Hofpoeten, der „zierlichen" Schäferpoesien, der Schwulst der schlesischen Schulen konnte die bildungsbedürftigen Musiker nicht fördern. Sie verfielen einem ähnlich gezierten Tone, wenn sie sich nicht in die Arme der kirchlichen Kunst warfen, oder, auf höhere Ansprüche verzichtend, die Art und Weise der volksmäßigen Kunst aufgriffen, die schon damals auf die einfachsten und dürftigsten Formen sich zu beschränken anfing. Einzelne Namen, wie z. B. der Heinrich Albert's, verdanken ihren Ruf nur einigen schlichten Melodien, die ganz in das Bereich der volksmäßigen Kunst fallen, wenn sie von den Autoren auch mit steifen, schwerfälligen Bässen ausgestattet und mit höheren Prätensionen veröffentlicht wurden.

Vergegenwärtigt man sich die ganze Eigenthümlichkeit der damaligen Lyrik bis auf Klopstock herunter, ihr wortreiches, breites, umständliches Gebahren, von dem selbst begabte und leidenschaftliche Dichter, wie Günther, sich nicht frei machen konnten, so wird der Schluß nahe liegen, daß auch den Musikern der Zeit eine dem entsprechende Form die eigentlich gemäße sei, daß man die entwickelte musikalische Lyrik dieser Zeit überhaupt nicht in den knappen Formen des Liedes zu suchen habe. Dies ist in der That der Fall: ein Blick auf den weiteren Verlauf lehrt, daß von Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis in Mozart's Zeit hinein die Musiker, wenn sie über den volksmäßigen Ton hinausgehen und der Empfindung bedeutsameren und eigenthümlichen Ausdruck geben wollten, zu der Form der Arie griffen. Die schlagende, gewissermaaßen epigrammatische

[redacted]

Kürze des eigentlichen Liedes liegt ihnen fern, sie haben alle gleichmäßig das Bedürfniß, ziemlich weit auszuholen und ausführlich zu entwickeln, ganz wie die poetische Lyrik der Zeit in die Breite zu gehen liebte.

Eine dem entsprechende Form fand sich in der Arie. Man wollte in Italien zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts dem Worte, das in den mehrstimmigen Sätzen der alten Kunst zu kurz kam, zu seinem Rechte verhelfen und brachte deshalb den begleitenden Einzelgesang auf. Schnell genug erhielt aber die Musik in durchgebildeten Cantilenen und in virtuoser Behandlung des Sologesanges wieder das Uebergewicht. Der contrapunktische Stil der Zeit machte sich diese neue Form schnell dienstbar und nahm namentlich die virtuosen Manieren, die ihm neue Effecte boten, bereitwillig mit in den Kauf. Aus diesen dazu ganz geeigneten Elementen entwickelte sich schnell eine neue höfische Kunst, die Oper. Wie die Minnesänger ohne durchgebildete Technik nicht über den erbaulichen Ton des Volksgesanges hinauskommen konnten, so nahmen jetzt die Componisten, die nur über einen kirchlich geschulten Stil zu gebieten hatten, denselben nothgedrungen mit auf das neue Feld hinüber, das sich ihnen eröffnete. Alle Fortschritte der Technik halfen ihnen hier nur langsam weiter: ein charakteristisch verschiedener weltlicher und wahrhaft dramatischer Stil konnte erst mit Hülfe einer ganz neuen Anschauungsweise und der nach und nach aufkeimenden ästhetischen Bildung gewonnen werden.

So entstand eine — nur hin und wieder dramatisch bewegte — Lyrik in breiten, typischen Formen, die von wesentlich gleichen Elementen ausgeht, wie das Lied, nur anders damit wirthschaftet. Dieses faßt wenige einfache Motive zu einem übersichtlichen Ganzen zusammen, verschmilzt sie alle zu einem melodischen Ergusse. Die Arie läßt dagegen ihre Motive, wenn sie sie gelegentlich auch in ähnlicher Weise verbindet, doch zugleich vereinzelt, in wechselnder Gruppirung für sich ihre Wirkung üben, sie erweitert, verkürzt, sucht Contraste, läßt Episoden zu, kurz sie behandelt die lyrische Grundstimmung, bei welcher das Lied einfach verharrt, zugleich rhetorisch in den mannichfachsten Nüancen. Die Arie vermag daher einer fein entwickelten Lyrik sowohl zu dienen, wie der Dramatik, dagegen tritt sie zur Poesie in ein ganz anderes Verhältniß, als das Lied. In diesem bewegen sich die beiden Schwesterkünste in wesentlich gleicher Richtung. Wie die poetische Lyrik aber, sobald sie rücksichtslos ganz ihre eigenen Wege verfolgt, sobald sie breite Formen annimmt, darstellt, schildert, reflectirt, Mannichfaches zusammenfaßt, schlechthin unmusikalisch wird, so bedarf umgekehrt die musikalische Lyrik, wenn sie sich in der Form der Arie ergeht, der vollen Herrschaft über das Wort, das sich ihr unterordnen, also mehr andeutend, als erschöpfend halten muß. Die Arie stellt

sich über den Text, um ihre Kunst an ihm in aller Freiheit zu entfalten, sie emancipirt sich von der poetischen Lyrik, an welche das Lied gebunden bleibt.

Der „freien" musikalischen Kunst vermittelte also die ihr eigenthümliche polyphone Form, wie vorher im Chorgesange, so nun im ariosen Einzelngesange, ein viel loseres Verhältniß zur Poesie, als es für die volksmäßige, dem Worte eng verbundene Kunst je denkbar war. Dadurch wurde jene befähigt, in voller Unabhängigkeit ganz ihre eigenen Wege zu gehen, und daraus erklärt sich wieder, wie die Musiker den Dichtern so unendlich weit vorauszueilen im Stande waren. Das Lied blieb, wie es seiner intimeren Beziehung zum Worte und seiner Beschränkung auf einfachere Grundformen entspricht, vorläufig, wie die Poesie, weit in der Gesammtentwicklung zurück. Dennoch können wir nicht umhin, auch diese im Auge zu behalten.

Ueber der Zeit vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts liegt ein noch wenig aufgeklärtes Dunkel. Der weitere Verlauf macht es aber unzweifelhaft, daß sich damals in aller Stille und Unscheinbarkeit ein bedeutender Fortschritt vollzog.

Die formal überlegene italiänische Kunst fand nun immer weitere Verbreitung, der Sinn für virtuose Formen der Vocal- und Instrumentalmusik wurde lebendig. Die Aufnahme derselben giebt der Polyphonie, an der man festhielt, größere Freiheit und Mannichfaltigkeit, als bei der früheren Beschränkung auf den Chorgesang möglich war. Im reich entwickelten ariosen Einzelngesang sucht das phantastische Element der Kunst zu seinem Rechte zu kommen, man beginnt mit dem bisher starren und schwerfälligen Material schon zu spielen. So steif und leer das aufkommende Opernwesen war, es erfüllte die Phantasie der Componisten wenigstens mit dem Schein dramatischen Lebens und stellte der Kunst ganz neue Aufgaben, indem es zu individueller Charakteristik aufforderte.

Daneben ist aber für Deutschland als ein sehr wesentliches Moment die Entwicklung der protestantischen Kirchenmusik in's Auge zu fassen. Sie wurde gleichmäßig fortgepflegt neben der Modemusik des Auslandes. In Sachsen, Thüringen und dem nördlichen Deutschland bildeten sich Schulen mit festen Traditionen, die sich nach und nach durch die strengste technische Schulung eine handwerksmäßige Sicherheit erarbeiteten, welche den Componisten bis auf einen gewissen Punkt den Mangel ästhetischer Bildung ersetzen konnte, indem sie ihnen die Fähigkeit gab, mit Freiheit ihren Eingebungen zu folgen und das, was sie ausdrücken wollten, mit aller Bestimmtheit und mit ganzer Herrschaft über ihre Mittel wirklich zu sagen. Die Kunst des Orgelspiels, die sich rasch bis zu einer nie wieder er-

reichten Höhe steigerte, spielte hierbei eine große Rolle: das mächtige Instrument ersetzte den Cantoren, die im Uebrigen auf die knappsten Mittel angewiesen waren, zum guten Theile einen Chor und ein Orchester zugleich — zu ihm steht die ganze Kunst S. Bach's in der nächsten Beziehung. Wie weit hinaus man sich auf das kaum entdeckte Meer der Instrumentalmusik wagen mochte, wie zähe man sich in die verzweifeltsten Probleme der Contrapunktik vertiefte, diesem Streben stand, wie ein guter Genius, der protestantische Choral, jener Nachklang des alten Volksgesanges, zur Seite. Er bleibt die Seele dieser Kunst, der lebendige Mittelpunkt, um den sich alles Uebrige gruppirt. Neben die complicirtesten Formen tritt er immer wieder in schlichter Einfachheit, an ihm lernen die Componisten alle Stimmen nach dem Vorbilde der Choralmelodie selbst gesangsmäßig und ausdrucksvoll führen, ihn lassen sie in fugirte oder in freier Polyphonie gehaltene Chöre hineinklingen als cantus firmus, als allbekannte Melodie, in der der kirchliche Geist gleichsam verkörpert erscheint, wie er sich auch da noch über das wechselnde Treiben der Kunst stellt, wo diese Nichts will, als ihn nach besten Kräften verherrlichen. Die Kirche bedarf in der That des Zusammenwirkens volksmäßiger und freier Kunst. Der Katholicismus hat — nicht zu seinem Vortheil — sich vielfach mit der letzteren zu behelfen gesucht: die altprotestantischen Componisten, vor allen S. Bach, ließen nicht von jener Verbindung, selbst als ihre Kunst schon über die reichsten Mittel gebot und ihre künstlerischen Intentionen sich schon zu schwindelnder Höhe erhoben. Der Schwerpunkt liegt demgemäß noch immer in den geistlichen Compositionen dieser Zeit; das weltliche Wesen steht im Hintergrunde, bereit sich hervorzudrängen, es wird hier und da schon laut, vermag aber nicht, sich ganz erschöpfende Formen zu geben.

So bereitete sich unsere große klassische Musikepoche vor. Sie nimmt alle lebenskräftigen Elemente der alten Kunst in sich auf, macht sich aber allmählich von der formalistischen Methode derselben frei. Ihr Streben wird immer universeller, sie giebt die frühere Isolirung mehr und mehr auf und setzt sich mit allen Bildungselementen einer gewaltig bewegten Zeit in immer lebendigere Beziehung. Es kommt so nach und nach zur durchgreifenden Scheidung eines kirchlichen und weltlichen Stils, die beide charakteristisch durchgebildet und in sich abgeschlossen werden, und endlich gelingt es, über alles Herkommen und alle Ueberlieferung hinaus zum persönlichsten Ausdrucke vorzuschreiten. Dieser Proceß vollzog sich in S. Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven. Die „freie" Kunst im eminenten Sinne beginnt für Deutschland erst mit diesen Meistern, welche ihr eine eigene, in sich abgeschlossene, alles Menschliche aufnehmende und verklärt wiederspiegelnde Welt schaffen.

In dieser Periode wurden die größeren Formen der Cantate, Messe, der Oper, des Oratoriums, der Sonate und der Symphonie der Kunst vollständig gewonnen und in ihren Grundzügen für alle Zeiten festgestellt. Dieser bedeutsamen Aufgabe gegenüber lag es jenen Männern fern, das eigentliche Lied zu pflegen: ihre reiche Phantasie, ihre vielseitige Technik, die ganze Richtung ihrer an jene großen Formen geschulten Kunst wiesen sie immer wieder auf die Kirche, das Theater, die Concertsäle an, um dort vor aller Welt, in der großen Oeffentlichkeit dem neuen großartigen Streben Anerkennung zu erkämpfen. Zumal im Anfange dieser Periode hätte es nach den herrschenden Vorstellungen einem Musiker ersten Ranges kaum angestanden, sich mit geringfügigeren Aufgaben zu befassen.

Man darf aber nicht vergessen, daß die Musik eine durch und durch lyrische Kunst ist und daß man sich hieran durch alle ihre Erfolge auf epischem und dramatischem Gebiete nicht irre machen lassen darf. Man muß die Lyrik jener Meister nur an der rechten Stelle suchen und man wird sie finden, selbst wenn man ganz von den Liedern, die auf ihren Namen gehen und die im Ganzen weit unter dem Niveau ihrer größeren Werke stehen, und ebenso von den vereinzelten Stellen größerer Sätze absieht, in denen gerade auf dem Höhepunkt der Entwicklung ächt lyrische Empfindung, Alles überströmend, mächtig hervorbricht.

Die Arien Bach's und Händel's sind wesentlich lyrische, die Themen sind häufig genug liedmäßig gehalten und nur die Durchführung führt ganz über die eigentliche Liedform hinaus: was daran fesselt, ist viel mehr in diesen lyrischen Grundstoffen als in der weiteren thematischen Entwicklung zu suchen, die häufig genug für uns unvortheilhaft davon absticht. Bei Bach sind daneben die tiefsinnigen Choralbearbeitungen in's Auge zu fassen, in denen er die Volksmelodie auf seine Weise beleuchtet, bei Händel, Haydn und Mozart wiederum die freie und geniale Art, wie sie gelegentlich auf den Ton des weltlichen Volksliedes eingehen. Sie scheinen sich zu ihm herabzulassen, nur selten aber steigen sie in Wahrheit von der Höhe ihrer idealen Kunst zur Menge herab; auch sie sind im Sinne und nach dem Maaße der volksmäßigen Kunst nie populär geworden. Das Kaiserlied von Haydn ist eine vereinzelte Ausnahme: sein Erfolg, seine Erhebung zur kaiserlich-königlichen Nationalhymne soll dem patriotischen Manne selbst eine Art Ehrfurcht vor diesem seinen eigenen Werke eingeflößt haben, so daß er es vor allen anderen auszeichnete. Nach verbürgten Ueberlieferungen sind aber alle jene großen Männer dem Reize des Volksliedes nicht verschlossen geblieben, und selbst Beethoven suchte, als es galt, sein größtes Werk, die neunte Symphonie, zu krönen, für den Chor an die Freude eine volksmäßige Weise zu finden: er stellte ihr aber die kühnsten Conceptionen der freien Kunst

[redacted]

dicht zur Seite, und ebenso haben es seine großen Vorgänger auch in ihren populärsten Werken nie verleugnet, daß sie doch noch mehr wollten, als den gemüthlichen Bedürfnissen der Menge dienen.

Auch die Instrumentalmusik darf man hierbei nicht außer Acht lassen. Die Instrumentalmelodie ist nichts, als die der Natur des Instrumentes angepaßte Vocalmelodie: wo sie sich ganz frei bewegt, weder dem Gesange untergeordnet ist, noch dem Zwange der Thematik oder des Figurenwerkes unterliegt, wetteifert sie häufig genug in lyrischer Gedrungenheit des Ausdruckes, in schlagenden und gleichsam sprechenden Wendungen mit der Kunst des Gesanges. Bach übte in manchem seiner Clavierstücke, seiner Zeit weit vorauseilend, die lyrische Kunst einheitlicher Stimmungsmalerei schon meisterhaft, seine Nachfolger aber, zumal Beethoven, ließen lange, ehe der scheinbar paradoxe Ausdruck von Mendelssohn aufgebracht wurde, Lieder ohne Worte in ihrem Orchester oder in ihren Claviersonaten ertönen bald selbständig und in sich abgeschlossen, bald als Episode in einem größeren Ganzen.

Die musikalische Lyrik fand also die reichste Pflege in jener großen Epoche, wenn auch nicht in ihrer eigensten Form, im Liede; denn dieses wurde, wie erwähnt, vernachlässigt. Als die aufblühende klassische Poesie die Aufmerksamkeit der Musiker auf sich zog, zeigte es sich, daß das einmal zerrissene Band, das früher beide Künste verbunden hatte, nicht so leicht wieder anzuknüpfen war. Wenn Ph. E. Bach, Graun, Marpurg u. A. liedmäßig zu schreiben suchten, so verfielen sie immer wieder in den Arienstil, so sehr sie ihn auch abzuschwächen und in die engsten Grenzen zusammenzudrängen suchten. Gluck war von Klopstock's Gedichten begeistert, er fand aber keine andere musikalische Form dafür, als die musikalisch ärmliche einer freien, psalmodirenden Recitation. Mozart hat den Figuren seiner Opern hin und wieder köstliche, charakteristische Lieder in den Mund gelegt, auch aus dem Goethe'schen Veilchen eine reizende Romanze gemacht, — wie matt und dürftig nehmen sich, an diesen seinen eigenen Werken gemessen, seine übrigen Lieder aus? Beethoven's Beziehungen zur klassischen Literatur waren viel intimere — aber auch seine am Größten bewährte Kunst scheiterte oft genug daran, zu einem Goethe'schen Liede eine entsprechende Melodie zu finden. Der Stil aller dieser Meister hatte sich ausschließlich an größeren Formen gebildet, und es mußte erst nach und nach eine neue Tradition für den rein lyrischen Ausdruck im engeren Anschlusse an das Wort wieder gewonnen werden.

Die ersten Anläufe hierzu wurden schon während jener klassischen Epoche von Talenten zweiten Ranges gemacht, welche dem Idealismus der selbständig entwickelten, die nationalen Gegensätze in sich aufhebenden Kunst

ein nationales Streben gegenüberstellten. Das Lied wird in diesem Sinne gepflegt und erhält dadurch, bestimmter als bisher, eine gegensätzliche Bedeutung zu jenen durchgebildeten Kunstformen, es gewinnt auf dieser Basis eine besondere, in sich geschlossene Entwicklung. Hierher werden die Anfänge einer Sondergeschichte des deutschen Liedes zu verlegen sein.

Die Massenhaftigkeit des schnell aufgehäuften Materials gestattet hier nur einen Blick auf die Hauptgruppen, die sich deutlich unterscheiden lassen.

Die Erfolge der fremdländischen Oper brachten es auch in Deutschland, wie in England und Frankreich, zu einer nationalen Reaction. Hiller wurde der Schöpfer des deutschen Singspieles, welches dem gespreizten, hochgeschraubten Wesen der Hofoper gegenüber von vorne herein in einen bürgerlichen, philiströsen Ton verfiel. Um Hiller's Stellung zur Sache zu charakterisiren, wird es genügen, zu erwähnen, daß er den vornehmen Personen seiner Stücke Arien, den Figuren niederen Standes liedmäßige Sätze in den Mund legte. Von diesen unbeholfenen Anfängen, die unter dem bildenden Einflusse der Mozart'schen deutschen Oper von den Nachfolgern schnell überflügelt wurden, übertrug sich auf diese doch das Streben, dem nationalen Wesen auch auf der Bühne zu seinem Rechte zu verhelfen. C. M. v. Weber errang sich in dieser Richtung seine schönsten Erfolge und seine Popularität, unser Opernwesen aber hat sicherlich nicht dabei gewonnen, daß es diese ihm wohl anstehende Mission seitdem fast ganz aufgegeben hat. Im Singspiel bürgerte sich das Lied, das jenem Streben allein dienen konnte, auf der Bühne ein. Es gewann hier, wo es mit der dramatischen Kunst zu wetteifern hatte, die präciseste, abgerundetste Form, schlagfertigen, scharf pointirten Ausdruck, nahm also Etwas vom französischen Vorbilde des Couplets an. Alle hervorragenden Talente wandten sich bis in die ersten Jahrzehente unseres Jahrhunderts vorzugsweise dem Theater zu: ihnen verdankt dieses Genre des Liedes seine besondere Pflege. Hieraus und aus jener drastischen Form erklären sich die großen Erfolge des Opernliedes bei den Massen, deren Geschmack es zeitweise — nie dauernd — beherrscht hat, und sein indirecter Einfluß auf das rein lyrische Lied, für das jener formelle Fortschritt nicht ohne Bedeutung bleiben konnte.

Im Bereiche des letzteren müssen wir auf die volksthümlichen Lieder zurückkommen, über die schon in unserm ersten Artikel gehandelt wurde. Die Musiker nahmen eine ganz ähnliche Stellung zur Sache, wie die Dichter. Unsere klassischen Meister haben ihre großen Werke wahrlich auch für das Volk geschrieben, für die in ewiger, unverwüstlicher Jugend blühende Nation, deren inneren Reichthum sie in künstlerischer Form, ihren Zeitgenossen und den nächsten Generationen weit vorgreifend, offen dargelegt haben.

[redacted]

Ihre Kunst wendet sich in Wahrheit an die Gesammtheit: sie nimmt aber, wenn ihr volles, erschöpfendes Verständniß werden soll, Alles in Anspruch, was dieser Gesammtheit an Bildung, Geist und Empfindung zu Gebote steht, sie wendet sich in dieser Gesammtheit an die Besten, und man kann daher dem Streben der freien Kunst einen aristokratischen Zug nicht absprechen. Die Componisten der volksthümlichen Lieder dagegen wenden sich ganz den Massen ihrer Zeit zu und schneiden ihre Kunst nach den Bedürfnissen derselben zurecht. Sie thun dies in bewußter, von einzelnen ausgesprochener Tendenz. J. A. P. Schulz, der Componist der oft genannten Lieder im Volkstone, F. Reichardt, Zelter, auch Hiller, dessen schon gedacht wurde, waren alle lebhaft auf die klassische Kunst bezogen, unter ihnen finden sich erklärte Verehrer Händel's, Bach's, Gluck's, sie waren fast alle streng geschulte Musiker, einzelne von ihnen auch bei den ersten Versuchen betheiligt, musikalische Fragen in kritisch-ästhetischer Weise zu erörtern — allen diesen Apparat, über den sie zu verfügen hatten, warfen sie aber hinter sich, wenn sie die Lieder der neu aufblühenden Poesie in Musik setzen wollten. Schulz galt es, wie er selbst erklärt, als die Hauptsache, gute Gedichte im Volke zu verbreiten. Diese wohlmeinende Absicht und ein bescheidenes Talent setzten seiner Production die engsten Schranken — sein Volkston wurde so ein äußerst zahmer, nüchterner, hausbackener, aber es war der Ton der Zeit, er klang in ganz Deutschland an. Von dem im Munde der Kinder noch lebenden Liede von Usteri und Nägeli: „Freut euch des Lebens“ (1793) konnte ein zeitgenössischer Sammler bekunden, daß es sich, wie ein elektrischer Schlag, schnell durch das ganze Volk verbreitet habe. Die Masse dieser Lieder ist verschollen, hat also nicht die wahre Volksthümlichkeit bewährt: für die hier in Frage stehende entwickelte Kunst haben sie aber die Bedeutung eines belehrenden Experiments.

Die Tendenz, volksmäßig zu schreiben, führte auf die einfachsten Grundformen zurück, welche zwar den größten Werken der Klassiker ebenfalls zu Grunde lagen, dort aber nur als Ausgangspunkt einer reich entwickelten Kunst in Frage kamen. Wo diese verschwendete, ging man nun mit der äußersten Oekonomie zu Werke und suchte damit das gute Recht auch der kleinsten lyrischen Formen wieder in sein volles Licht zu stellen. Immerhin wurde dabei Einfachheit und Dürftigkeit verwechselt, mit Aengstlichkeit jeder freiere Aufschwung, der über die engsten Formen hinausgeführt hätte, vermieden, immerhin verlor man über jenem tendentiösen Streben nach Volksmäßigkeit gerade den wirklichen Volksgesang aus dem Auge, dem erst viel später die ihm gebührende Aufmerksamkeit zugewendet wurde: allein jene Beschränkung mußte auch wohlthätige Folgen üben. Sie stellte

die intime Beziehung zur Poesie wieder her, wenn sie dieser auch die Musik zunächst über die Gebühr unterordnete, und es lag ihr die Wahrheit zu Grunde, daß der lyrische Ausdruck seiner Natur nach sich zu concentriren hat und daß ihn sein eigenes Wesen auf kleinere, knappere Formen anweist.

Die große Masse der Componisten hat von diesen Wahrheiten nur mißverständliche Anwendung gemacht. Sie hielt an jenem den Eigenthümlichkeiten des Volksgesanges entsprechenden Schema auch noch fest, als die poetische Lyrik ganz andere Ansprüche an die Schwesterkunst zu erheben berechtigt war. Schon in den Liedern Reichardt's und Zelter's fühlen wir den inneren Widerspruch häufig genug sehr deutlich heraus, wenn dort Gebilde der freien poetischen Kunst musikalisch auf das Maaß volksmäßigen Gesanges zurückgeführt werden. Dennoch hielten Viele bis auf die Gegenwart herunter an dieser Methode fest — nur daß man dabei das Volk mehr und mehr aus den Augen verlor und an seine Stelle die gebildete Gesellschaft der Salons, das immer anwachsende Heer der Dilettanten setzte. Man fügte sich dem Geschmack und der Fassungsgabe dieser sehr zahlreichen Klasse, deren Neigungen immer zwischen der volksmäßigen und der strengen Kunst getheilt waren, in der unglücklichsten Weise, indem man beide Stile vermischte, die alte Methode in der Hauptsache festhielt und nur die äußeren Mittel steigerte, nur die Manieren wechselte. Die große Masse der unzählbaren Lieder mit Clavierbegleitung steht unentschieden und charakterlos mitteninne zwischen beiden Richtungen, durch ihre Gesammthaltung, durch den Zuschnitt der Melodie auf den Beifall des großen Publicums, durch allerlei daran geheftete prätenziöse Wendungen auf den der Kenner speculirend. Es findet sich da im Einzelnen viel Hübsches, Ansprechendes, selbst Reizvolles, aber sehr wenig Schönes im eigentlichen, strengen Sinne — es ist eine Kunst, die sich noch immer der Menge accommodirt, statt sie in neue Bahnen zu führen, eine Kunst, welche andererseits wahre Volksmäßigkeit ebensowenig erstrebt, als erreicht. Aus der bescheidenen Muse jener ersten volksthümlichen Componisten ist so im Laufe der Zeit ein coquettes, nach Effect haschendes Wesen geworden. Die widerwärtigsten Erscheinungen bietet nach dieser Seite gerade die Literatur der Männergesangsvereine dar. Ihre ersten Anfänge wurden von Männern jener Richtung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst in der Schweiz und Berlin in's Leben gerufen, sie sollten der volksmäßigen Kunst und der Veredlung ihrer Formen dienen. Die meisten dieser Institute sind zu einer Caricatur der Bestrebungen der „freien" Kunst ausgeartet.

Legt man, wie hier geschehen muß, die Maaßstäbe der klassischen

[redacted]

Kunst an jenes Treiben, so ergiebt sich, daß beide im Ganzen und Großen nichts mit einander gemein haben. Die Modecomponisten, welche wesentlich auf den jeweiligen Ton der Gesellschaft, auf beliebte Zeitmanieren eingehen, verfallen nach flüchtiger Herrschaft der Vergessenheit. Wir dürfen daher auch hier alle Einzelheiten übergehen und uns sofort zu einer Reihe von Künstlern wenden, die uns als Begründer einer selbständigeren, modernen Lyrik gelten.

Diese Gruppe knüpft bei den Traditionen der klassischen Kunst an, macht mit dem vollsten Ernste ächt künstlerischen Strebens den Versuch, durch ebenbürtige Leistungen im Gebiete der bisher vernachlässigten Lyrik das der Gesammtkunst zu erweitern. Der ganze Reichthum der früher gewonnenen Kunstmittel muß diesem Streben dienen, durch eigenthümliche Verwendung derselben wird aber ein neuer, von dem älteren charakteristisch verschiedener Stil geschaffen. Das Schema der volksmäßigen Melodie wird nicht mehr ängstlich eingehalten, aber nur selten ganz aus den Augen verloren, es bleibt das Vorbild für die freieren Structuren, zu denen man vorgeht — bei aller Steigerung der Mittel und aller Freiheit der Bewegung wird die Beziehung zur Poesie endlich nur eine noch intimere.

Ein Blick auf die Entwickelung der letzteren wird daher zugleich über die Grundrichtung der neuen musikalischen Kunstlyrik am besten orientiren.

Der lyrische Dichter, der sich nicht im Sinne der volksmäßigen Kunst lediglich zum Organ der Gesammtheit machen will, der sich der letzteren also gegenüberstellt, ist ganz auf die Macht seiner persönlichen Empfindung, seiner Phantasie, der Idealität seines Strebens angewiesen. Er muß daher dem individuellen Gehalte auch eigenthümliche, charakteristische Form zu geben suchen, während die volksmäßige Lyrik, die im Gemüthe, dem Gemeingefühle wurzelt, einen geselligen, an Altbekanntes anklingenden Ton festzuhalten hat. Letztere hat ihren größten Reiz darin, daß in ihr der Zusammenhang mit einer alten, mannichfach bedingten Bildung gleichsam aufgehoben erscheint: man nimmt ihre Lieder hin, wie eine reife Frucht, die man am Wege findet, ohne viel nach dem Woher zu fragen — im zweiten Falle wird dagegen der Dichter nur durch eine überlegene Bildung und dadurch, daß er sich dem Gang der bisherigen Kunstentwickelung an der rechten Stelle anzuschließen weiß, seinem persönlichen Hervortreten Berechtigung und Nachdruck geben können.

Klopstock war im vorigen Jahrhundert der erste, der mit voller Sicherheit eine solche Stellung einzunehmen wußte. Die poetische Rhetorik seiner Oden macht eine der Methoden anschaulich, die der lyrischen Kunst wohl anstehen. Schiller vor allen wandte sich nach derselben Seite, um

der Poesie in solchen Formen eine neue Welt von Gedanken und Anschauungen zu erobern: Goethe, der auch darin mit ihm wetteiferte, gab aber zugleich das glänzende Vorbild einer zweiten, ganz verschiedenen Behandlung. In der, jenem ganz fremden, unscheinbaren, aber reizvollen Form des Liedes, auf den Ton volksthümlicher Kunst eingehend, ohne sich jedoch ganz in ihn zu verlieren und ohne je jene selbständige dichterische Stellung aufzugeben, wußte er sein persönlichstes inneres Leben in kleine Bilder zusammenzufassen, deren jedes einen lebendigen Eindruck, ein Erlebniß und mit diesem den ganzen Menschen wiederzuspiegeln scheint. Er stellt der freien poetischen Anschauung, dem lyrischen Schwunge des andrängenden Gefühles das unklarere Element der Stimmung gegenüber, welche gegensätzliche Momente in sich zusammenfaßt, ohne irgend eines davon zu erschöpfen und deshalb zu isoliren. Die dichterische Darstellung der Stimmung läßt sie nicht mehr als die blos natürliche, zufällige erscheinen, sondern markirt ihren Zusammenhang mit dem ganzen Geistes- und Gemüthsleben, das in ihr nur eine besondere traumartige Form gewinnt. Allgemeines und Individuelles ist in diesen Gebilden auf's Engste verbunden, so daß eine strenge Scheidung ganz unmöglich wird — es ist dieselbe Methode, die dem älteren Volksliede nach der früheren Darlegung zu Grunde liegt; ihre Anwendung auf das complicirte Leben der Neuzeit mußte nur zu ganz neuen, völlig verschiedenen Ergebnissen und Formen führen. Je nach dem Stoffe hat Goethe deshalb neben der einfachsten, volksliederartigen Strophe die freiesten Metren, die sich rhythmischer Prosa hin und wieder annähern, für solche Gedichte gewählt.

Dieser Richtung haben sich die talentvollsten Lyriker der späteren Zeit fast durchweg angeschlossen. Sie belauschen die subjective Empfindung in ihren eigenthümlichsten Regungen, verlieren sich von der breiten Straße in kaum betretene Wege und suchen verwandte Gemüther, welche die innere Nothwendigkeit solchen Suchens und Strebens nachzufühlen vermögen, nach sich zu ziehen. Sie geben jene active, gleichsam angreifende Haltung der Rhetoriker, die direct überzeugen, gewinnen wollen, auf — ihre Gedichte zeigen vielmehr das leidende, von Eindrücken beherrschte Subject und suchen für dieses zu interessiren. Sie verschmähen noch vielmehr die handgreifliche, unzweideutige Weise, wie jene volksthümlichen Lieder einzelne Gefühle isoliren, um sie in ihrer Abgeschlossenheit und Einseitigkeit ausführlich und drastisch, etwa als jauchzende Freude oder thränenreiche Wehmuth, zu schildern — ihr Object ist der ganze Mensch, eine Welt von Gegensätzen, die nur die Kehrseiten von einander sind, so daß also für sie z. B. die Freude fast immer einen Rest oder einen Keim des Schmerzes in sich trägt.

[redacted]

Mehr und mehr haben endlich diese Dichter — ganz im Sinne der obigen Andeutungen — die ganze Bildung ihrer Zeit mit in das Spiel zu ziehen gesucht: aus Liebesliedern, Naturbildern u. dgl. können wir ohne Schwierigkeit herauslesen, wie der Dichter mit Gott und der Welt steht. Die früher so harmlose lyrische Atmosphäre ist nun von unheimlichem Leben erfüllt: die Gemälde der persönlichen Stimmung spiegeln zugleich die verschiedenen Richtungen der Zeit des Dichters mehr oder weniger deutlich wieder. Dabei hat man aber doch immer versucht, musikalisch zu dichten, d. h. alle so herangezogenen Elemente der das Ganze beherrschenden Empfindung unterzuordnen, den lyrischen Grundton festzuhalten.

Wie man nun auch über diese Wendung denken mag, ob man darin eine unvermeidliche Consequenz der Entwickelung der Kunst oder nur einen schwächlichen Zug der Zeit erkennen mag, — man wird zugeben müssen, daß diese Lyrik nach Inhalt und Form das Hervorstechendste, Vollendetste ist, was die Neuzeit, die überall sonst hinter der klassischen Periode zurückblieb, in der schönen Literatur hervorbrachte. Es entspricht dies auch der Stellung der Kunst im modernen Leben, das sie nicht mehr ausfüllt, dem sie nur noch eine Episode ist. Die neue Lyrik aber ist in Wahrheit eine Kunst des Momentes für den Moment, sie giebt nur Fragmente und sucht gerade im Fragmentarischen ihren Hauptreiz, sie wirft flüchtige Schlaglichter auf das Treiben der Zeit, dem gründlich aufzuhelfen sie sich selbst nicht zutraut. Die Kunstlyrik zeigt auch darin ihre Verwandtschaft mit dem Volksliede, das ganz dieselbe Stellung hat, das nur gesungen wird, wenn der Moment dazu auffordert. Die schwachen Seiten unserer Lyriker treten demgemäß sofort hervor, wenn sie, dies außer Acht lassend, umfangreiche Sammlungen veröffentlichen und sich damit als Lyriker von Profession geriren. Es springt dann die Ungleichheit ihrer Leistungen in die Augen, es machen sich Manieren fühlbar und es wird klar, daß es auch den Begabtesten nur ausnahmsweise gelingt, in so kurzen Anläufen die ganze Höhe der Kunst zu erreichen. Wir haben hier bezüglich der Dichter, wie Musiker, im eben Gesagten, wie im Nachfolgenden, nur ihre hervorstechendsten Leistungen, die Geschöpfe ihrer glücklichsten Momente, im Auge, zu denen man das Uebrige mit in den Kauf nehmen muß. Selbst bei Goethe zeigt sich in diesem Genre eine ähnliche Unsicherheit, ein ähnliches Schwanken: es liegt dies in der Natur der Lyrik, für welche alle die Kunstmittel kaum existiren, die in entwickelteren Kunstformen eine Ausgleichung ermöglichen.

Wer aber den eben geäußerten Ansichten in keiner Weise beipflichten möchte, wird doch einräumen müssen, daß jene Poesie mit den geschilderten Eigenthümlichkeiten, ganz abgesehen von der äußeren Form, schon in ih-

ein nationales Streben gegenüberstellten. Das Lied wird in diesem Sinne gepflegt und erhält dadurch, bestimmter als bisher, eine gegensätzliche Bedeutung zu jenen durchgebildeten Kunstformen, es gewinnt auf dieser Basis eine besondere, in sich geschlossene Entwicklung. Hierher werden die Anfänge einer Sondergeschichte des deutschen Liedes zu verlegen sein.

Die Massenhaftigkeit des schnell aufgehäuften Materials gestattet hier nur einen Blick auf die Hauptgruppen, die sich deutlich unterscheiden lassen.

Die Erfolge der fremdländischen Oper brachten es auch in Deutschland, wie in England und Frankreich, zu einer nationalen Reaction. Hiller wurde der Schöpfer des deutschen Singspieles, welches dem gespreizten, hochgeschraubten Wesen der Hofoper gegenüber von vorne herein in einen bürgerlichen, philiströsen Ton verfiel. Um Hiller's Stellung zur Sache zu charakterisiren, wird es genügen, zu erwähnen, daß er den vornehmen Personen seiner Stücke Arien, den Figuren niederen Standes liedmäßige Sätze in den Mund legte. Von diesen unbeholfenen Anfängen, die unter dem bildenden Einflusse der Mozart'schen deutschen Oper von den Nachfolgern schnell überflügelt wurden, übertrug sich auf diese doch das Streben, dem nationalen Wesen auch auf der Bühne zu seinem Rechte zu verhelfen. C. M. v. Weber errang sich in dieser Richtung seine schönsten Erfolge und seine Popularität, unser Opernwesen aber hat sicherlich nicht dabei gewonnen, daß es diese ihm wohl anstehende Mission seitdem fast ganz aufgegeben hat. Im Singspiel bürgerte sich das Lied, das jenem Streben allein dienen konnte, auf der Bühne ein. Es gewann hier, wo es mit der dramatischen Kunst zu wetteifern hatte, die präciseste, abgerundetste Form, schlagfertigen, scharf pointirten Ausdruck, nahm also Etwas vom französischen Vorbilde des Couplets an. Alle hervorragenden Talente wandten sich bis in die ersten Jahrzehente unseres Jahrhunderts vorzugsweise dem Theater zu: ihnen verdankt dieses Genre des Liedes seine besondere Pflege. Hieraus und aus jener drastischen Form erklären sich die großen Erfolge des Opernliedes bei den Massen, deren Geschmack es zeitweise — nie dauernd — beherrscht hat, und sein indirecter Einfluß auf das rein lyrische Lied, für das jener formelle Fortschritt nicht ohne Bedeutung bleiben konnte.

Im Bereiche des letzteren müssen wir auf die volksthümlichen Lieder zurückkommen, über die schon in unserm ersten Artikel gehandelt wurde. Die Musiker nahmen eine ganz ähnliche Stellung zur Sache, wie die Dichter. Unsere klassischen Meister haben ihre großen Werke wahrlich auch für das Volk geschrieben, für die in ewiger, unverwüstlicher Jugend blühende Nation, deren inneren Reichthum sie in künstlerischer Form, ihren Zeitgenossen und den nächsten Generationen weit vorgreifend, offen dargelegt haben.

[redacted]

Ihre Kunst wendet sich in Wahrheit an die Gesammtheit: sie nimmt aber, wenn ihr volles, erschöpfendes Verständniß werden soll, Alles in Anspruch, was dieser Gesammtheit an Bildung, Geist und Empfindung zu Gebote steht, sie wendet sich in dieser Gesammtheit an die Besten, und man kann daher dem Streben der freien Kunst einen aristokratischen Zug nicht absprechen. Die Componisten der volksthümlichen Lieder dagegen wenden sich ganz den Massen ihrer Zeit zu und schneiden ihre Kunst nach den Bedürfnissen derselben zurecht. Sie thun dies in bewußter, von einzelnen ausgesprochener Tendenz. J. A. P. Schulz, der Componist der oft genannten Lieder im Volkstone, F. Reichardt, Zelter, auch Hiller, dessen schon gedacht wurde, waren alle lebhaft auf die klassische Kunst bezogen, unter ihnen finden sich erklärte Verehrer Händel's, Bach's, Gluck's, sie waren fast alle streng geschulte Musiker, einzelne von ihnen auch bei den ersten Versuchen betheiligt, musikalische Fragen in kritisch-ästhetischer Weise zu erörtern — allen diesen Apparat, über den sie zu verfügen hatten, warfen sie aber hinter sich, wenn sie die Lieder der neu aufblühenden Poesie in Musik setzen wollten. Schulz galt es, wie er selbst erklärt, als die Hauptsache, gute Gedichte im Volke zu verbreiten. Diese wohlmeinende Absicht und ein bescheidenes Talent setzten seiner Production die engsten Schranken — sein Volkston wurde so ein äußerst zahmer, nüchterner, hausbackener, aber es war der Ton der Zeit, er klang in ganz Deutschland an. Von dem im Munde der Kinder noch lebenden Liede von Usteri und Nägeli: „Freut euch des Lebens" (1793) konnte ein zeitgenössischer Sammler bekunden, daß es sich, wie ein elektrischer Schlag, schnell durch das ganze Volk verbreitet habe. Die Masse dieser Lieder ist verschollen, hat also nicht die wahre Volksthümlichkeit bewährt: für die hier in Frage stehende entwickelte Kunst haben sie aber die Bedeutung eines belehrenden Experiments.

Die Tendenz, volksmäßig zu schreiben, führte auf die einfachsten Grundformen zurück, welche zwar den größten Werken der Klassiker ebenfalls zu Grunde lagen, dort aber nur als Ausgangspunkt einer reich entwickelten Kunst in Frage kamen. Wo diese verschwendete, ging man nun mit der äußersten Oekonomie zu Werke und suchte damit das gute Recht auch der kleinsten lyrischen Formen wieder in sein volles Licht zu stellen. Immerhin wurde dabei Einfachheit und Dürftigkeit verwechselt, mit Aengstlichkeit jeder freiere Aufschwung, der über die engsten Formen hinausgeführt hätte, vermieden, immerhin verlor man über jenem tendentiösen Streben nach Volksmäßigkeit gerade den wirklichen Volksgesang aus dem Auge, dem erst viel später die ihm gebührende Aufmerksamkeit zugewendet wurde: allein jene Beschränkung mußte auch wohlthätige Folgen üben. Sie stellte

die intime Beziehung zur Poesie wieder her, wenn sie dieser auch die Musik zunächst über die Gebühr unterordnete, und es lag ihr die Wahrheit zu Grunde, daß der lyrische Ausdruck seiner Natur nach sich zu concentriren hat und daß ihn sein eigenes Wesen auf kleinere, knappere Formen anweist.

Die große Masse der Componisten hat von diesen Wahrheiten nur mißverständliche Anwendung gemacht. Sie hielt an jenem den Eigenthümlichkeiten des Volksgesanges entsprechenden Schema auch noch fest, als die poetische Lyrik ganz andere Ansprüche an die Schwesterkunst zu erheben berechtigt war. Schon in den Liedern Reichardt's und Zelter's fühlen wir den inneren Widerspruch häufig genug sehr deutlich heraus, wenn dort Gebilde der freien poetischen Kunst musikalisch auf das Maaß volksmäßigen Gesanges zurückgeführt werden. Dennoch hielten Viele bis auf die Gegenwart herunter an dieser Methode fest — nur daß man dabei das Volk mehr und mehr aus den Augen verlor und an seine Stelle die gebildete Gesellschaft der Salons, das immer anwachsende Heer der Dilettanten setzte. Man fügte sich dem Geschmack und der Fassungsgabe dieser sehr zahlreichen Klasse, deren Neigungen immer zwischen der volksmäßigen und der strengen Kunst getheilt waren, in der unglücklichsten Weise, indem man beide Stile vermischte, die alte Methode in der Hauptsache festhielt und nur die äußeren Mittel steigerte, nur die Manieren wechselte. Die große Masse der unzählbaren Lieder mit Clavierbegleitung steht unentschieden und charakterlos mitteninne zwischen beiden Richtungen, durch ihre Gesammthaltung, durch den Zuschnitt der Melodie auf den Beifall des großen Publicums, durch allerlei daran geheftete prätenziöse Wendungen auf den der Kenner speculirend. Es findet sich da im Einzelnen viel Hübsches, Ansprechendes, selbst Reizvolles, aber sehr wenig Schönes im eigentlichen, strengen Sinne — es ist eine Kunst, die sich noch immer der Menge accommodirt, statt sie in neue Bahnen zu führen, eine Kunst, welche andererseits wahre Volksmäßigkeit ebensowenig erstrebt, als erreicht. Aus der bescheidenen Muse jener ersten volksthümlichen Componisten ist so im Laufe der Zeit ein coquettes, nach Effect haschendes Wesen geworden. Die widerwärtigsten Erscheinungen bietet nach dieser Seite gerade die Literatur der Männergesangsvereine dar. Ihre ersten Anfänge wurden von Männern jener Richtung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst in der Schweiz und Berlin in's Leben gerufen, sie sollten der volksmäßigen Kunst und der Veredlung ihrer Formen dienen. Die meisten dieser Institute sind zu einer Caricatur der Bestrebungen der „freien" Kunst ausgeartet.

Legt man, wie hier geschehen muß, die Maaßstäbe der klassischen

[redacted]

Kunst an jenes Treiben, so ergiebt sich, daß beide im Ganzen und Großen nichts mit einander gemein haben. Die Modecomponisten, welche wesentlich auf den jeweiligen Ton der Gesellschaft, auf beliebte Zeitmanieren eingehen, verfallen nach flüchtiger Herrschaft der Vergessenheit. Wir dürfen daher auch hier alle Einzelheiten übergehen und uns sofort zu einer Reihe von Künstlern wenden, die uns als Begründer einer selbständigeren, modernen Lyrik gelten.

Diese Gruppe knüpft bei den Traditionen der klassischen Kunst an, macht mit dem vollsten Ernste ächt künstlerischen Strebens den Versuch, durch ebenbürtige Leistungen im Gebiete der bisher vernachlässigten Lyrik das der Gesammtkunst zu erweitern. Der ganze Reichthum der früher gewonnenen Kunstmittel muß diesem Streben dienen, durch eigenthümliche Verwendung derselben wird aber ein neuer, von dem älteren charakteristisch verschiedener Stil geschaffen. Das Schema der volksmäßigen Melodie wird nicht mehr ängstlich eingehalten, aber nur selten ganz aus den Augen verloren, es bleibt das Vorbild für die freieren Structuren, zu denen man vorgeht — bei aller Steigerung der Mittel und aller Freiheit der Bewegung wird die Beziehung zur Poesie endlich nur eine noch intimere.

Ein Blick auf die Entwickelung der letzteren wird daher zugleich über die Grundrichtung der neuen musikalischen Kunstlyrik am besten orientiren.

Der lyrische Dichter, der sich nicht im Sinne der volksmäßigen Kunst lediglich zum Organ der Gesammtheit machen will, der sich der letzteren also gegenüberstellt, ist ganz auf die Macht seiner persönlichen Empfindung, seiner Phantasie, der Idealität seines Strebens angewiesen. Er muß daher dem individuellen Gehalte auch eigenthümliche, charakteristische Form zu geben suchen, während die volksmäßige Lyrik, die im Gemüthe, dem Gemeingefühle wurzelt, einen geselligen, an Altbekanntes anklingenden Ton festzuhalten hat. Letztere hat ihren größten Reiz darin, daß in ihr der Zusammenhang mit einer alten, mannichfach bedingten Bildung gleichsam aufgehoben erscheint: man nimmt ihre Lieder hin, wie eine reife Frucht, die man am Wege findet, ohne viel nach dem Woher zu fragen — im zweiten Falle wird dagegen der Dichter nur durch eine überlegene Bildung und dadurch, daß er sich dem Gang der bisherigen Kunstentwickelung an der rechten Stelle anzuschließen weiß, seinem persönlichen Hervortreten Berechtigung und Nachdruck geben können.

Klopstock war im vorigen Jahrhundert der erste, der mit voller Sicherheit eine solche Stellung einzunehmen wußte. Die poetische Rhetorik seiner Oden macht eine der Methoden anschaulich, die der lyrischen Kunst wohl anstehen. Schiller vor allen wandte sich nach derselben Seite, um

der Poesie in solchen Formen eine neue Welt von Gedanken und Anschauungen zu erobern: Goethe, der auch darin mit ihm wetteiferte, gab aber zugleich das glänzende Vorbild einer zweiten, ganz verschiedenen Behandlung. In der, jenem ganz fremden, unscheinbaren, aber reizvollen Form des Liedes, auf den Ton volksthümlicher Kunst eingehend, ohne sich jedoch ganz in ihn zu verlieren und ohne je jene selbständige dichterische Stellung aufzugeben, wußte er sein persönlichstes inneres Leben in kleine Bilder zusammenzufassen, deren jedes einen lebendigen Eindruck, ein Erlebniß und mit diesem den ganzen Menschen wiederzuspiegeln scheint. Er stellt der freien poetischen Anschauung, dem lyrischen Schwunge des andrängenden Gefühles das unklarere Element der Stimmung gegenüber, welche gegensätzliche Momente in sich zusammenfaßt, ohne irgend eines davon zu erschöpfen und deshalb zu isoliren. Die dichterische Darstellung der Stimmung läßt sie nicht mehr als die blos natürliche, zufällige erscheinen, sondern markirt ihren Zusammenhang mit dem ganzen Geistes- und Gemüthsleben, das in ihr nur eine besondere traumartige Form gewinnt. Allgemeines und Individuelles ist in diesen Gebilden auf's Engste verbunden, so daß eine strenge Scheidung ganz unmöglich wird — es ist dieselbe Methode, die dem älteren Volksliede nach der früheren Darlegung zu Grunde liegt; ihre Anwendung auf das complicirte Leben der Neuzeit mußte nur zu ganz neuen, völlig verschiedenen Ergebnissen und Formen führen. Je nach dem Stoffe hat Goethe deshalb neben der einfachsten, volksliederartigen Strophe die freiesten Metren, die sich rhythmischer Prosa hin und wieder annähern, für solche Gedichte gewählt.

Dieser Richtung haben sich die talentvollsten Lyriker der späteren Zeit fast durchweg angeschlossen. Sie belauschen die subjective Empfindung in ihren eigenthümlichsten Regungen, verlieren sich von der breiten Straße in kaum betretene Wege und suchen verwandte Gemüther, welche die innere Nothwendigkeit solchen Suchens und Strebens nachzufühlen vermögen, nach sich zu ziehen. Sie geben jene active, gleichsam angreifende Haltung der Rhetoriker, die direct überzeugen, gewinnen wollen, auf — ihre Gedichte zeigen vielmehr das leidende, von Eindrücken beherrschte Subject und suchen für dieses zu interessiren. Sie verschmähen noch vielmehr die handgreifliche, unzweideutige Weise, wie jene volksthümlichen Lieder einzelne Gefühle isoliren, um sie in ihrer Abgeschlossenheit und Einseitigkeit ausführlich und drastisch, etwa als jauchzende Freude oder thränenreiche Wehmuth, zu schildern — ihr Object ist der ganze Mensch, eine Welt von Gegensätzen, die nur die Kehrseiten von einander sind, so daß also für sie z. B. die Freude fast immer einen Rest oder einen Keim des Schmerzes in sich trägt.

[redacted]

Mehr und mehr haben endlich diese Dichter — ganz im Sinne der obigen Andeutungen — die ganze Bildung ihrer Zeit mit in das Spiel zu ziehen gesucht: aus Liebesliedern, Naturbildern u. dgl. können wir ohne Schwierigkeit herauslesen, wie der Dichter mit Gott und der Welt steht. Die früher so harmlose lyrische Atmosphäre ist nun von unheimlichem Leben erfüllt: die Gemälde der persönlichen Stimmung spiegeln zugleich die verschiedenen Richtungen der Zeit des Dichters mehr oder weniger deutlich wieder. Dabei hat man aber doch immer versucht, musikalisch zu dichten, d. h. alle so herangezogenen Elemente der das Ganze beherrschenden Empfindung unterzuordnen, den lyrischen Grundton festzuhalten.

Wie man nun auch über diese Wendung denken mag, ob man darin eine unvermeidliche Consequenz der Entwickelung der Kunst oder nur einen schwächlichen Zug der Zeit erkennen mag, — man wird zugeben müssen, daß diese Lyrik nach Inhalt und Form das Hervorstechendste, Vollendetste ist, was die Neuzeit, die überall sonst hinter der klassischen Periode zurückblieb, in der schönen Literatur hervorbrachte. Es entspricht dies auch der Stellung der Kunst im modernen Leben, das sie nicht mehr ausfüllt, dem sie nur noch eine Episode ist. Die neue Lyrik aber ist in Wahrheit eine Kunst des Momentes für den Moment, sie giebt nur Fragmente und sucht gerade im Fragmentarischen ihren Hauptreiz, sie wirft flüchtige Schlaglichter auf das Treiben der Zeit, dem gründlich aufzuhelfen sie sich selbst nicht zutraut. Die Kunstlyrik zeigt auch darin ihre Verwandtschaft mit dem Volksliede, das ganz dieselbe Stellung hat, das nur gesungen wird, wenn der Moment dazu auffordert. Die schwachen Seiten unserer Lyriker treten demgemäß sofort hervor, wenn sie, dies außer Acht lassend, umfangreiche Sammlungen veröffentlichen und sich damit als Lyriker von Profession geriren. Es springt dann die Ungleichheit ihrer Leistungen in die Augen, es machen sich Manieren fühlbar und es wird klar, daß es auch den Begabtesten nur ausnahmsweise gelingt, in so kurzen Anläufen die ganze Höhe der Kunst zu erreichen. Wir haben hier bezüglich der Dichter, wie Musiker, im eben Gesagten, wie im Nachfolgenden, nur ihre hervorstechendsten Leistungen, die Geschöpfe ihrer glücklichsten Momente, im Auge, zu denen man das Uebrige mit in den Kauf nehmen muß. Selbst bei Goethe zeigt sich in diesem Genre eine ähnliche Unsicherheit, ein ähnliches Schwanken; es liegt dies in der Natur der Lyrik, für welche alle die Kunstmittel kaum existiren, die in entwickelteren Kunstformen eine Ausgleichung ermöglichen.

Wer aber den eben geäußerten Ansichten in keiner Weise beipflichten möchte, wird doch einräumen müssen, daß jene Poesie mit den geschilderten Eigenthümlichkeiten, ganz abgesehen von der äußeren Form, schon in ih-

rer Grundrichtung musikalisch ist. Die Musik ist die Kunst der Stimmungsmalerei; dem unklaren, schwankenden, schwebenden Wesen der Stimmung entsprechen durchweg ihre ganz gleichartigen Mittel, die, wie keine anderen, dazu geeignet sind, dem natürlichen Processe der werdenden, anwachsenden, sich auflösenden Empfindung gleichsam auf dem Fuße zu folgen und alle so berührten Momente zugleich einheitlich, wie dies in der Stimmung geschieht, zusammenzufassen. Die Darstellung des Werdens, der psychologischen Entwickelung ist das eigentliche Feld der Musik, sei es daß das Fortschreiten von Stimmung zu Stimmung mit seiner befreienden Gewalt geschildert, oder die ganze Tiefe einer Empfindung in ihrer Ausschließlichkeit völlig durchmessen werden soll. Ueberall kommt ihr hier die poetische Lyrik der Neuzeit auf halbem Wege entgegen und mehr, als je zuvor, wird so der natürliche Drang beider Künste, ihre ursprüngliche Einheit wieder zu gewinnen, an dem allen anschaulich.

Die begabtesten Musiker der Zeit haben sich demgemäß auch der Lyrik zugewendet: die Grundzüge ihres Verfahrens wurden schon oben angedeutet, wir müssen aber noch näher darauf zurückkommen.

Das Verhältniß der Musik zum Texte wird freier und doch inniger. Die Volksmelodie schließt sich fest an das Wortgerüste des Gedichtes an, entlehnt diesem ihre Rhythmen und sucht nur im Ganzen und Großen einen verwandten Ton zu treffen. Die moderne Lyrik verfährt da ähnlich, wo der Dichter wirklich für das, was er sagen wollte, eine erschöpfende Sprachmelodie gefunden hat, was auch unseren größten Dichtern gleichmäßig durch den ganzen Verlauf eines Gedichtes nur selten gelungen ist. An den entscheidenden Stellen zeigt sie in der Regel, daß sie von den Vorgängern zu lernen wußte, wo von ihnen wirklich zu lernen war. So wird die lyrische Grundform festgehalten und gerade da markirt, wo es darauf ankommt. Im Uebrigen aber waltet volle Freiheit: der Componist verweilt bei den den Gang der Entwickelung bestimmenden Einzelheiten, er eilt über Gleichgültigeres flüchtiger hinweg. So wird es ihm möglich, näher auf die poetische Absicht in allen ihren Nüancen einzugehen und zugleich durch eine angemessene Declamation jede bedeutungsvollere Wendung des Gedichtes gebührend hervorzuheben — es handelt sich nun nicht mehr darum, den Worten blos den volleren musikalischen Klang zu leihen, sondern den Sänger auf eine kunstvoll gegliederte Recitation hinzuleiten. Was die klassischen Meister in dramatischen Formen schon wirklich geleistet hatten, wurde so in entsprechender Umbildung dem Kunstliede gewonnen. Die größten Schwierigkeiten waren hierbei zu überwinden, und dies wurde nur möglich durch ein anscheinend untergeordnetes Moment, das für die große klassische Kunst viel geringere Bedeutung hat, den **Geschmack**, diese negative

Eigenschaft, die vor jeder Ausschreitung, jedem Extrem bewahrt, alles Störende, Ueberflüssige beseitigt, die nicht vermag, Feuer und Leben zu ersetzen, die es aber doch versteht, mit tausend kleinen Mitteln ausgleichend zu wirken und den Reiz der Harmonie um sich zu verbreiten. Für die kleinen lyrischen Formen, in denen sich Alles eng aneinander drängt, ist ein derartiges, wesentlich kritisches Verhalten unentbehrlich. Das Gleichgewicht der beiden Künste, das erreicht werden soll, wird nur gewonnen, wenn die Eigenthümlichkeit einer jeden für den ganzen Verlauf im Auge behalten und demgemäß jeder Fortschritt in vermittelnder Weise gemacht wird. Mehr noch als die Dramatik und Epik ist die Lyrik auf ein Compromiß der beiden Künste angewiesen, welche in ihr innerhalb der kleinsten Dimensionen in die nächsten Beziehungen treten.

Demgemäß waren nun weiter die breiten musikalischen Ausdrucksformen der klassischen Zeit auf ein entsprechendes Maaß zurückzuführen. Der neue Stil bildet sich hauptsächlich durch das Ausmerzen aller der Formen, die auf einer einseitigen Pflege rein musikalischer Elemente beruhen: alles Concertmäßige, Virtuose, Alles was aus der Instrumentalmusik herstammt, wird bei Seite geworfen, die Gesangsmelodie wirklich nach dem Vorbilde des Volksliedes geführt, auf das Wesentliche, prägnant Charakteristische beschränkt. Die Oekonomie des volksthümlichen Liedes wird für die Anlage des Ganzen beibehalten, das Schema, an das es sich zu klammern pflegte, sein Verweilen bei wenigen Grundharmonien, wird aufgegeben: alle Mittel der Kunst werden herangezogen, wie sie der Intention des Componisten dienen können, nur auf das Aeußerste concentrirt. Alles soll unmittelbar dem Ausdrucke dienen, Nichts mehr für sich reizen — wie weit sich auch der Componist versteigen mag, das Ganze soll doch übersichtlich und einheitlich bleiben, nicht in schöne Details auseinanderfallen. Hieraus ergiebt sich, daß auch dieser Stilbildung wesentlich eine kritische Thätigkeit zu Grunde lag, die sich gegen den den Stilgesetzen der klassischen Kunst entsprechenden Formalismus wandte. Das Material ist das alte, aber die Methode, damit zu wirthschaften, eine völlig veränderte.

Die Begleitung wird nun nothwendig ein wesentliches, dem Gesange ebenbürtiges Moment — sie darf sich nicht mehr darauf beschränken, einige Grundharmonien schmächtig auseinanderzulegen, die Singstimme nothdürftig zu stützen: sie erhält die Aufgabe, mit instrumentalen Mitteln selbständig, wenn auch im engsten Anschlusse an den Gesang, das zu sagen, was dieser nicht auszusprechen vermag, in ihrer Weise auf die Intention des Ganzen einzugehen. An diesem Streben hat sich eine neue Kunst der Polyphonie gebildet, die alle überkommenen Formen aufgegeben und nur das mit der älteren gemein hat, daß alle ihre Stimmen dem Ganzen die-

nen. Sie ist vielfach thematisch, aber nicht in der hartnäckigen und in die Breite gehenden Weise des älteren Stils — sie geht leichten und schwungvollen Schrittes neben der Gesangsmelodie her, mit ihr in ausdrucksvollen Wendungen wetteifernd.

Nur das Clavier vermag diesen vielseitigen Ansprüchen zu genügen. Die übrigen Instrumente bieten vollere, aber auch einseitiger charakteristische Klänge: die ausgleichende Klangfarbe des Claviers entspricht dem lyrischen Wesen, das alles Gegensätzliche in einer schwebenden Grundstimmung auflöst. Im Laufe eines Jahrhunderts hat es die hier nöthige Freiheit und Beweglichkeit im vollsten Maaße erlangt. Die Clavierliteratur hat seit jeher Alles zusammenzufassen gesucht, was die Gesammtkunst bot, sie hat das Instrument für jene Dienste geschult, die jetzt von ihm verlangt werden. Sie hat sich weiter von vorne herein der Richtung der neuen Lyrik auch selbständig angeschlossen, in ihrem Bereiche auch ihrerseits die alten großen Formen aufgelöst und in kleineren, scharf pointirten Charakterstükken auf eigene Hand Aehnliches zu leisten gesucht. So ist die moderne Lyrik gar nicht ohne das Clavier zu denken.

Die Musiker stellen sich also nunmehr neben den Dichter, dem sich die volksthümlichen Componisten untergeordnet, den sich die klassische Kunst der Oper dienstbar gemacht hatte. Sie wollen sich ihm ebenbürtig erweisen und suchen alle Vorzüge der poetischen Darstellungsweise der eigenen Kunst zu gewinnen, ohne der Selbständigkeit derselben Etwas zu vergeben. Es ist die Methode der „freien“ Kunst, der sie folgen, die ihre Formen, ihre Stilgesetze immer der Eigenthümlichkeit des Objectes der Darstellung gemäß zu bilden, alles Traditionelle in diesem Sinne umzugestalten wußte und die nun innerhalb der Lyrik auch bei Einhaltung der einfachsten Grundformen zugleich die größte Freiheit für sich in Anspruch nehmen muß. Das Volkslied behält seine vorbildliche Bedeutung, das Kunstlied nimmt aber bezüglich seiner Grenzen, seiner Mittel, seiner Durchbildung zugleich noch andere Kriterien für sich in Anspruch, als jenes. Das Liederwesen erweitert sich zu einer vielfach gegliederten Lyrik, welche neben den einfachsten auch die freier entwickelten Formen umfaßt und von volksthümlichen Weisen bis in das Gebiet der älteren lyrischen Arie vorschreiten darf, wenn es ihr gelingt, charakteristische Formen sich dafür zu schaffen.

In einer solchen Lyrik wird, wie schon oben dargelegt wurde, der Ausdruck nothwendig zu einem persönlich gefärbten, der innere Gehalt des Dichters, wie des Componisten tritt darin zu Tage. Es ist daher hier unumgänglich, wenigstens einen flüchtigen Blick auf die Männer zu werfen, welche als die Begründer der neuen Richtung gelten können.

Den Zusammenhang derselben mit jenen Versuchen im volksthümlichen



Stile machen die Lieder Mendelssohn's anschaulich. Berlin war der Mittelpunkt jener popularisirenden Bestrebungen gewesen, F. Reichardt und Zelter hatten sich denselben angeschlossen und auch der klassischen Lyrik gegenüber an dem Schema des Volksliedes festzuhalten gesucht. Diese Tradition hat lange in Berlin geherrscht: unter ihrem Einflusse ist es Mendelssohn gelungen, jene allbekannten Lieder zu schreiben, in denen er volksthümlich geworden ist, ohne auch nur in einer Wendung die edle Haltung des hochgebildeten Künstlers aufzugeben oder sich auf das Nothdürftige zu beschränken, was seinen Vorgängern als volksmäßig gegolten hatte. Auch in seinen ausgeführteren Liedern für gemischten oder Männerchor weiß er durch eine ungemein fein abgewogene Verwendung reicher Kunstmittel darüber zu täuschen, daß er solche in Bewegung setzt, uns den Eindruck einfachster Natürlichkeit zu geben, diesem Streben aber seine glückliche melodische Erfindung auf das Geschickteste anzupassen. So ist er der Meister einer Polyphonie geworden, welche ganz unscheinbar auftritt und doch die durchgebildetste Technik voraussetzt: durch sie gelang es ihm, Texte volksthümlichen Inhalts, ohne ihrem Wesen Eintrag zu thun und ohne allen Zwang, der freien Kunst zu gewinnen. Er schreibt nicht volksmäßig, aber trifft den „Volkston," er giebt dasselbe, was die Volksmelodie anzudeuten sucht, in entwickelterer Weise, in einem idealen Bilde. Auch in den begleiteten einstimmigen Liedern, wie in den Liedern ohne Worte, schlägt er in seinen besten Momenten immer wieder eine ähnliche Richtung ein. Wo es darauf ankäme, eine mächtig bewegte Persönlichkeit zu zeigen, scheint seine Kraft nicht auszureichen: immer spricht der fein gebildete und fein empfindende Künstler zu uns, eine gesellige Natur, der es Bedürfniß ist, Maaß zu halten und die Schranken nie zu überschreiten, denen sich die beste Gesellschaft fügt; er verfällt aber leicht in einen conventionellen Ton und in eine persönliche Manier, statt sich zum persönlichen Ausdruck zu erheben. Immerhin zeigt er sich auch hier als Meister jener Kunst des Geschmackes, wodurch er auf die fernere Entwickelung großen Einfluß gewann — der Schwerpunkt seiner Leistungen liegt aber in seinen Chorliedern.

Während man so im Norden noch an den älteren Vorstellungen hing, hatte schon vorher in Wien, der Heimathsstadt der klassischen Kunst, in aller Stille, kaum beachtet, Franz Schubert eine ganz neue Lyrik geschaffen, von der im umfassendsten Maaße Alles gilt, was oben im Allgemeinen bemerkt wurde. Er betrat schon in seinen ersten Werken das neue Gebiet mit voller Sicherheit, schwerlich aus selbstbewußter, freier Wahl, sondern weil er nicht anders konnte, weil er von vorne herein die Welt mit anderen Augen betrachtete, als seine Vorgänger. Während sei-

nes kurzen, gedrückten Lebens blieb er mit Hast dabei beschäftigt, seine Entdeckung nach allen Seiten hin auszubeuten, die ganze Scala der lyrischen Empfindung von dem Düstersten, Verzweifeltsten bis zum Heiterschalkhaften zu durchmessen, jeden Ton anzuschlagen, der hier anklingen will.

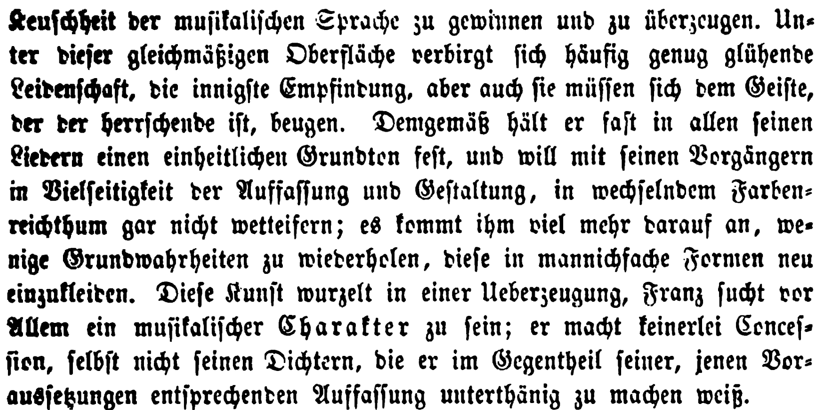
Er knüpft an den Stil der dramatischen und instrumentalen Meisterwerke der klassischen Epoche an. Vor ihm hatte Zumsteeg einen ähnlichen Versuch in seinen Balladencompositionen gemacht, aber in einer mechanischen, rein nachahmenden Weise: Schubert bildete die überkommenen Elemente dagegen mit genialer Sicherheit um, so daß sie völlig neu erscheinen, und ebenso ergeben sich ihm aus einer wesentlich dramatischen Methode, von der er den Wiener Traditionen gemäß ausgeht, ganz neue Resultate. Er faßt die lyrische Situation mit ähnlicher Freiheit, wie der Operncomponist die dramatische, sie verkörpert sich ihm gewissermaaßen zu leibhaften Gestalten von individueller Lebendigkeit, die sich anschaulich vor uns zu bewegen scheinen; dabei verfällt er aber fast nie in einen theatralischen Ton, sondern drängt den ganzen Verlauf in die fernere Perspective lyrischer Betrachtung zurück, so daß die herrschende Empfindung zugleich in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung erscheint. Schubert zeichnet ideale Charakterköpfe, die der Natur abgelauscht zu sein scheinen: man kann seine Lyrik eine plastische nennen. So hat er jene idealen Gestalten Goethe's, Gretchen, Mignon, Suleika, musikalisch nachgeschaffen, das Bild des Dichters noch voller herausgearbeitet und mit dem glühendsten Leben erfüllt, und selbst den blassen, marklosen Figuren der Liedercyclen W. Müller's bestimmte Physiognomie gegeben. Fast alle seine bedeutenderen Schöpfungen folgen derselben Methode: wo er sich nicht selbst unter die Gesetze plastischer Gestaltung, einer solchen Objectivirung, stellt, übernimmt er sich leicht und wird schwülstig, wie die Wiener Localpoeten, an deren Producte er häufig genug seine herrliche Kraft vergeudet hat. Er bedarf der leitenden Hand des Dichters, giebt aber Alles von Werth, was dieser bieten kann, in verschwenderischer Fülle zurück. Er hat dies auch noch an einigen Gedichten Heine's, den er zuerst in die musikalische Literatur eingeführt hat, bewährt.

Diese Richtung auf das scharf Charakteristische erklärt es, daß die glänzenden, reizvollen Melodien Schubert's nie an das Volksmäßige anklingen und daß sie in diesem Sinne nie populär werden konnten. Sie sind häufig genug von der einfachsten Structur, in irgend einer Wendung verlassen sie aber immer jenes Bereich: wenn Schubert populär schreiben will, so fällt er in den Stil des Couplets, dem er nichts Neues abzugewinnen weiß.

Der Gegensatz zu Mendelssohn ist hiernach ein fast diametraler, wie keiner näheren Ausführung bedürfen wird. Ein vielseitiges, auf die Wirklichkeit und ihre dichterische Gestaltung lebhaft bezogenes inneres Leben wird in der Lyrik Schubert's laut, wenn er sich auch nach der Art der Dramatiker hinter Geschöpfen seiner eigenen Phantasie noch zu verbergen sucht. Bestimmter markirt sich schon die Persönlichkeit Robert Schumann's in seinen Liedern. Er ist durch und durch Romantiker, Dichtern wie Eichendorff, Kerner, Chamisso am verwandtesten. An Goethe scheitert er immer, an Heine meist, weil er diesen, verleitet durch die Tücke des genialen Mannes, nicht einfach als Romantiker zu nehmen wagt und ihm in Regionen folgt, die dem musikalischen Ausdrucke verschlossen sind. Die Production Schumann's zeigt demgemäß die scharfen Contraste der romantischen Kunst. Jetzt erscheint er als eine sinnige, träumerische Natur, die, phantastisch angeregt, wohl auch in Ueberschwänglichkeiten verfällt, dann wieder faßt er die Wirklichkeit mit überraschender Schärfe in's Auge und giebt sich einem Realismus der Darstellung hin, der mit jener Haltung kaum vereinbar erscheint, dann wieder bricht hinter dem Allen eine mächtige, wahrhaft großartige Leidenschaft hervor. Er hat eine Neigung zu gesuchten, oft befremdlichen Wendungen und ist doch wieder voller Sinn für den Zauber des Volksliedes, von dem er Anklänge in die seinigen aufnimmt; Prägnantes, Schlagendes und höchst Verschwommenes finden sich oft dicht neben einander. Der Naturcultus der Romantiker wird von Schumann auf's Lebhafteste aufgegriffen, und die Mittel der Musik erweisen sich nach dieser Seite hin noch ergiebiger, als die der Poesie. Es handelt sich nicht mehr um Naturmalerei etwa im Matthison'schen Stile, sondern um Veranschaulichung des Natureindrucks auf ein empfängliches Gemüth, das sich erst daran seiner eigenen Tiefe ganz bewußt wird. Die lyrische Stimmung erhält durch solche Beziehung einen bedeutsamen Hintergrund, ihr Horizont erweitert sich in's Unermeßliche. Schumann leistet hier die fortgeschrittene Claviertechnik, die er für die Lyrik ausbeutet, ihre besten Dienste: er erzielt durch sie Wirkungen, die man den schönsten Effecten der modernen Landschaftsmalerei vergleichen kann, und so darf er es mitunter wagen, den Schwerpunkt eines Liedes in die Begleitung zu legen. Der Mendelssohn'schen Romantik gegenüber, die sich auf den äußeren Apparat von Elfenspuk u. dgl. beschränkt, erscheint die Schumann'sche als die viel reichere und tiefere — sie ist nie vom Gemüthe verlassen und folgt, auch wenn sie sich in's Absonderliche verliert, wenigstens dem Zuge innerer Nothwendigkeit. Wir sprechen natürlich auch hier nur von Schöpfungen aus der besten Zeit des Componisten: die Krankheit, der er später erlag, entzieht seine weiteren Arbeiten der Kritik.

Aus der Gegenwart, in der von jeder der geschilderten Richtungen etwas lebt, von der daher ein sehr buntes Bild zu entwerfen sein würde, gedenken wir hier nur noch eines Künstlers, weil er sich in sehr umfassender Weise fast ausschließlich der Lyrik zugewendet hat, weil seine Production gerade in neuster Zeit der Gegenstand lebhafter Controversen geworden ist, und weil die Parallele, die hier zwischen musikalischer und poetischer Lyrik zu ziehen versucht wurde, in der That noch nicht erschöpft ist. Auf Robert Franz allein vermögen wir zu verweisen, wenn wir innerhalb der musikalischen Literatur eine Analogie zu jenem Bestreben der Dichter aufweisen sollen, die Lyrik zur Trägerin einer bestimmten geistigen Richtung zu machen, in ihren Formen für eine bestimmte Weltanschauung zu kämpfen. Man mag einen solchen Uebergriff für verwegen erklären, darin einen Widerspruch mit dem Wesen der Kunst finden: der Versuch ist trotzdem von den größten Talenten gemacht worden, die Lyrik hat auch immer die Neigung gehabt, selbst das Eigenthümlichste zugleich als ein Allgemeingültiges, Vollberechtigtes hinzustellen. Mit musikalischen Mitteln sind natürlich nicht die feinen Schattirungen der Zeitrichtungen wiederzugeben, Franz erreicht aber einen ähnlichen Erfolg, wie die Dichter, indem er consequent und gleichmäßig alle Stoffe, denen er sich zuwendet, idealisirt, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel daran setzt, nicht im einzelnen Falle besonders abstechende charakteristische Formen zu finden, sondern seine ganze Kunst auf eine Höhe zu heben, die seiner Grundanschauung entspricht. Es ist dies ein Idealismus, der keineswegs blos die Wirklichkeit verherrlichen und verklären will, der ihr vielmehr eine rein geistige ideale Welt gegenüber zu stellen sucht, dem man daher spiritualistische Tendenz beimessen kann. Ein den endlichen Formen der Wirklichkeit abgewendeter Sinn, ein um so festerer Glaube an den unendlich höheren Werth der Offenbarungen, welche die Kunst über den ausgießt, der sich ihr mit ganzem Herzen ohne allen Rückhalt zuwendet, der Glaube an das unbeschränkte Recht der Individualität, sich in dieser Weise eine ideale Existenz zu geben, sind die Grundelemente, welche für diese Lyrik in ihrer ganzen Richtung, wie in ihrer Durchbildung maaßgebend sind. Sie geben ihr etwas Exclusives: man kann sogar einen polemischen Zug gegen alle früheren Richtungen aus ihr herausfühlen, die hier mit ihren eigenen Waffen bekämpft werden.

Franz sucht demgemäß die Empfindung in jener Allgemeinheit zu fassen, wie sie dem religiösen Gefühl eigenthümlich ist: er giebt ihr mehr rückhaltenden, andeutenden, als energisch hervorbrechenden Ausdruck. Er verschmäht alle sinnliche Schilderei, alle äußerlichen Effecte, den Reiz des Gefälligen, die rhetorische Wirkung durch starke Contraste, er sucht durch eine maaßvolle Gesammthaltung zu imponiren, durch Adel, Reinheit,



Keuschheit der musikalischen Sprache zu gewinnen und zu überzeugen. Unter dieser gleichmäßigen Oberfläche verbirgt sich häufig genug glühende Leidenschaft, die innigste Empfindung, aber auch sie müssen sich dem Geiste, der der herrschende ist, beugen. Demgemäß hält er fast in allen seinen Liedern einen einheitlichen Grundton fest, und will mit seinen Vorgängern in Vielseitigkeit der Auffassung und Gestaltung, in wechselndem Farbenreichthum gar nicht wetteifern; es kommt ihm viel mehr darauf an, wenige Grundwahrheiten zu wiederholen, diese in mannichfache Formen neu einzukleiden. Diese Kunst wurzelt in einer Ueberzeugung, Franz sucht vor Allem ein musikalischer Charakter zu sein; er macht keinerlei Concession, selbst nicht seinen Dichtern, die er im Gegentheil seiner, jenen Voraussetzungen entsprechenden Auffassung unterthänig zu machen weiß.

Es ist demgemäß nicht zufällig, sondern steht im Einklang mit dieser ganzen künstlerischen Richtung, daß Franz — und dies ist sein unbestrittenes Verdienst — den für die Lyrik früher kaum verwendeten Reichthum der strengeren Harmonik der älteren Zeiten und namentlich Bach's der modernen Kunst fruchtbar zu machen gewußt hat, so daß jetzt in dieser alle Elemente, welche in der Gesammtentwickelung von maaßgebender Bedeutung waren, neben einander wirksam sind. Es lag ihm für seine künstlerischen Zwecke in der That nahe, auf jene Periode zurückzugehen, wo der geistliche und weltliche Stil sich noch nicht streng geschieden hatten und wo die Kunst noch nicht der Weltlichkeit verfallen war, welcher sie seine idealisirende Richtung wieder entreißen möchte.

Franz zieht alle Consequenzen der letzteren ohne Scheu. Er hält auf die strengste Reinheit der Form, bildet alle Details auf's Sorgsamste durch; alle sinnliche Analogie anderer Künste abweisend, sucht er nur den feinsten Duft der poetischen Anschauung zu reproduciren, dabei aber doch seine Musik dem Worte so anzuschmiegen, daß ihre selbständige Entwickelung häufig darunter merklich leidet. Er ist demgemäß mehr und mehr zur strengen Strophenform auch in der Composition zurückgekehrt und hat der eigenen Kunst immer entschiedener eine nur dienende Stellung angewiesen, so daß die neueste Phase seiner Lyrik ebenso viel Verwandtschaft mit den ältesten Formen, wie mit denen seiner Vorgänger zeigt. Nach alle dem wird es nicht wunderbar erscheinen, daß sich diesem Streben enthusiastische Anhänger zur Seite, antipathisch berührte Gegner aber gegenüber stellen.

Indem wir hiermit diese Uebersicht, die lediglich die Hauptstadien der Entwickelung unserer Doppelkunst markiren sollte, schließen, liegt uns noch ob, mit wenigen Worten auf die im Eingang erwähnten Werke zurückzukommen. Der erste und bis jetzt einzige Band des Schneider'schen Buches behandelt nur die Geschichte der von uns als volksmäßig bezeich-

neten Kunst bis auf die Meistersänger: er hellt das historische Dunkel, das über diesen Zeiten liegt, nicht auf, verdüstert es eher noch mehr durch wohl stilisirtes, aber wenig präcises ästhetisirendes Raisonnement und höchst unkritische Conjecturen. Das Reißmann'sche Werk umfaßt dagegen das ganze hier berührte Material in ungleicher, oft eingehender, oft flüchtig darüber hinwegeilender Bearbeitung. Fast keiner der hier geltend gemachten Gesichtspunkte ist demselben völlig fremd, wie sie denn im Wesentlichen schon längst von den Literarhistorikern und Aesthetikern zur Geltung gebracht sind — nur wenigen aber ist eine gleiche Bedeutung oder gleiches Gewicht beigelegt, wie im Obigen geschah, am wenigsten hat der Verfasser danach seinen Stoff in durchgreifender Weise gegliedert und seine Urtheile danach bestimmt. Die Begrenzung unserer Aufgabe überhebt uns der Nothwendigkeit, die Differenzen der Ansichten im Einzelnen näher festzustellen.

Fr. Hinrichs.

Ein Artikel der Grenzboten.

Sehr wider unseren Wunsch sehen wir uns genöthigt, noch einmal auf die Stellung zurückzukommen, welche diese Blätter sich zu der Verordnung vom 1. Juni und zu der in Folge dessen gegen die Presse gehandhabten Praxis zu geben beabsichtigen. Sehr wider unseren Wunsch, denn besser als jedes Programm müßte ja wohl und wird unsere thatsächliche Haltung den Sinn, der uns leitet, den Freunden wie den Feinden interpretiren. Allein das Unerwartetste ist uns widerfahren. Zu unserem unaussprechlichen Erstaunen hat unsere der Verordnung vom 1. Juni gewidmete Besprechung ein uns befreundetes Blatt zu einem leidenschaftlich-heftigen Angriff gegen uns veranlaßt. Um Alles zu sagen: ein langjähriger treuer Mitarbeiter unserer Zeitschrift, dem wir uns allezeit im Grunde der Gesinnung verbunden fühlten, hat unter der Ueberschrift: „Das Schweigen der Presse in Preußen" in Nr. 29 der Grenzboten das Wort ergriffen, um sich in seinem und der Grenzboten Namen förmlichst von den Preußischen Jahrbüchern loszusagen. Wir träumen nicht. Der betreffende Artikel liegt vor uns, und wenn uns unser gutes Bewußtsein darauf schweigen hieße — unsere Achtung vor dem Gegner zwingt uns die Feder in die Hand.

Zwar, ob es so ganz loyal war, uns in einem Augenblicke, der der uneingeschränkten Meinungsäußerung so ungünstig ist, zu einer Discussion zu provociren, bei der es sich unmittelbar um die Beurtheilung derer handelt, die nach unfaßbaren Normen und nach persönlichem Belieben über uns schalten, das soll unerörtert bleiben. Uns scheint, als ob Licht und Wetter in diesem Streite nicht ganz gleich getheilt sei, und wir werden ein wenig auf die Großmuth oder, richtiger gesagt, auf den guten Willen des Verstehens von Seiten unseres Gegners rechnen müssen. Er und das zuhörende Publicum wird zufrieden sein müssen, wenn unsere Ausdrücke schlicht und offen sind. Man wird nicht verlangen, daß wir ein ausgesucht heldenmäßiges Pathos entwickeln, und man wird uns glauben, daß wir gern in lebhafterem Tone redeten, — wenn wir nicht vor Allem wünschen müßten, daß das, was wir schreiben, auch wirklich vor die Augen der Leser komme.

Freilich, wenn dieser gute Wille des Verstehens bei unserem Gegner vorhanden gewesen wäre, so dürfte diese ganze Discussion uns erspart worden sein. Der gute Wille, sagen wir, wohl wissend, daß auch Stimmungen und vorgefaßte Meinungen den Willen zu trüben im Stande sind. Wunderlich fürwahr, was die Grenzboten uns Alles sagen, denken und fühlen lassen, etwas mehr als wunderlich, was sie uns nicht sagen lassen, was sie verschweigen. In der reinsten Absicht, wie wir keinen Augenblick zweifeln, mit der edelsten Leidenschaft stellen sie ein Bild von unserer Denkweise auf, das nur wahr zu sein brauchte, um uns vor uns selbst erröthen zu machen. Dies Bild stellen sie vor einem Leserkreis aus, der nur zum Theil in der Lage ist, unseren Aufsatz damit zu vergleichen. Keine Frage: der warmen, eifrigen, vom lautersten Patriotismus, vom stolzesten Rechtsgefühl eingegebenen Rede, die unser Gegner dem Publicum hält, muß ein stürmischer Applaus folgen. Wir gestehen unsere Schwäche. Obgleich wir der mißhandelte Theil sind — wir selber haben uns des Beifalls, der Zustimmung, der inneren Bewegung bei vielen Stellen dieser Rede nicht erwehren können. Es ist nicht zu viel gesagt: wenn die Spitze der Worte nicht gegen uns gerichtet wäre, so könnten wir wohl wünschen, diese Rede selbst gehalten zu haben.

Sie gilt nämlich, diese Rede, einem gutmüthigen aber etwas schwachsinnigen Manne, der sich auch nach der Verordnung vom 1. Juni nicht von dem Glauben entwöhnen kann, daß auch jetzt noch ein, obzwar hartes Recht für die preußische Presse existire. Aus ehrenwerthem, aber übelangebrachtem Stolz, aus preußischem Stolz soll dieser Mann vor sich selbst das Geständniß verbergen, daß die Verfassung in Preußen verletzt ist. Wie der Vogel Strauß steckt dieser unglückliche Politiker den Kopf in die

Erde, um sich die Thatsache einer mehr als Napoleonischen Knechtung der Presse hinwegzuläugnen. Er tröstet sich damit, daß die betreffenden Maaßregeln aus Wohlmeinung für den Thron und das Land hervorgegangen sind, ja, er ist so kindisch, zu hoffen, die Regierung werde nur die Verletzung der Sittlichkeit durch Verwarnungen strafen. „Wir haben es nie für möglich gehalten," so bricht an diesem Punkte seiner Charakteristik der Redner aus, „daß die menschliche Vertrauensseligkeit einer so grenzenlosen Ausdehnung fähig sei" — und er entwickelt nun, mit einem nur wenig gedämpften Hohn über die gutmüthige Einfalt, die Wirkung, welche solche Vorstellungen und Aeußerungen auf das Publicum einerseits, auf die Regierung andererseits unfehlbar haben müssen.

Und diese gutmüthigen, vertrauensseligen Politiker, denen nichts angelegener ist, als die Thatsache zu verhüllen, daß in Preußen das Recht des Landes gebrochen ist, die durch höfliche und beschwichtigende Worte den Unwillen des Landes abstumpfen, statt daß es ihre Pflicht wäre, ihn zu schärfen und ihn ununterbrochen auf das Eine Ziel zu lenken, daß das Recht wiederhergestellt werde — diese Uebergläubigen, die mit all' ihren edlen Absichten nicht viel besser als Verräther sind, diese altersschwachen Exliberalen sind wir!

Sind wir! — Es hat niemals für eine leichte Kunst gegolten, zu schreiben, und sie ist zehnfach schwer auf einem Terrain, wo dem politischen Schriftsteller überall Fußangeln gelegt sind. Wir waren gefaßt auf den Vorwurf, daß unser Gedankengang zu künstlich, daß mit einem Vortrag wie der unsrige für die beabsichtigte Wirkung auf ein größeres Publicum wenig gewonnen sei: — wir müssen erfahren, daß die Kunst zu lesen noch viel seltener ist.

Es gehört zu dem Widerwärtigsten, was es giebt, sich selbst auszulegen und zum zweiten Mal zu sagen, was man deutlich schon einmal gesagt zu haben glaubt. Sollen wir in einer so ernsten Angelegenheit wie diese rhetorische Figuren erläutern? Wäre es wirklich ein Verbrechen, den Gedanken, daß es eine Schmach sei, das preußische Königthum durch despotischere Maaßregeln zu schützen, als die die Napoleonische Dynastie für nöthig erachtet, — wäre es wirklich ein Verbrechen, diesen Gedanken in die Wendung zu kleiden: „Man wird doch auf Preußen solche Schmach nicht laden wollen?" Ist es durchaus und an jeder Stelle nöthig, in jedem Zusammenhange und zu jedem Zwecke geboten, immer nur die Eine Sentenz unaufhörlich zu wiederholen: „Das Recht des Landes ist gebrochen?" Soll diese Formel nicht blos der Text, auf den sich Alles bezieht, sondern auch das ausdrückliche Motto und der Refrain jedes preußischen Journalartikels sein? Etwa deshalb, weil es überflüssig wäre, den gan-



zen Sinn und die Consequenzen des unseligen Zustandes zu entwickeln? Oder umgekehrt deshalb, weil man fürchtet, das Rechtsbewußtsein der Nation werde einschlafen, wenn es nicht beständig durch die nacktesten und drastischesten Anrufungen aufgerüttelt würde? Und wenn diese Parole nicht befolgt wird, — dann, so scheint es, darf man vergessen, daß die Preußischen Jahrbücher seit dem ersten Auftreten des Bismarck'schen Ministeriums die durch dasselbe in Scene gesetzte Deutung des Verfassungsrechtes Schritt für Schritt in ihrer inneren Unhaltbarkeit wie in ihren unheilvollen Folgen verurtheilt haben.

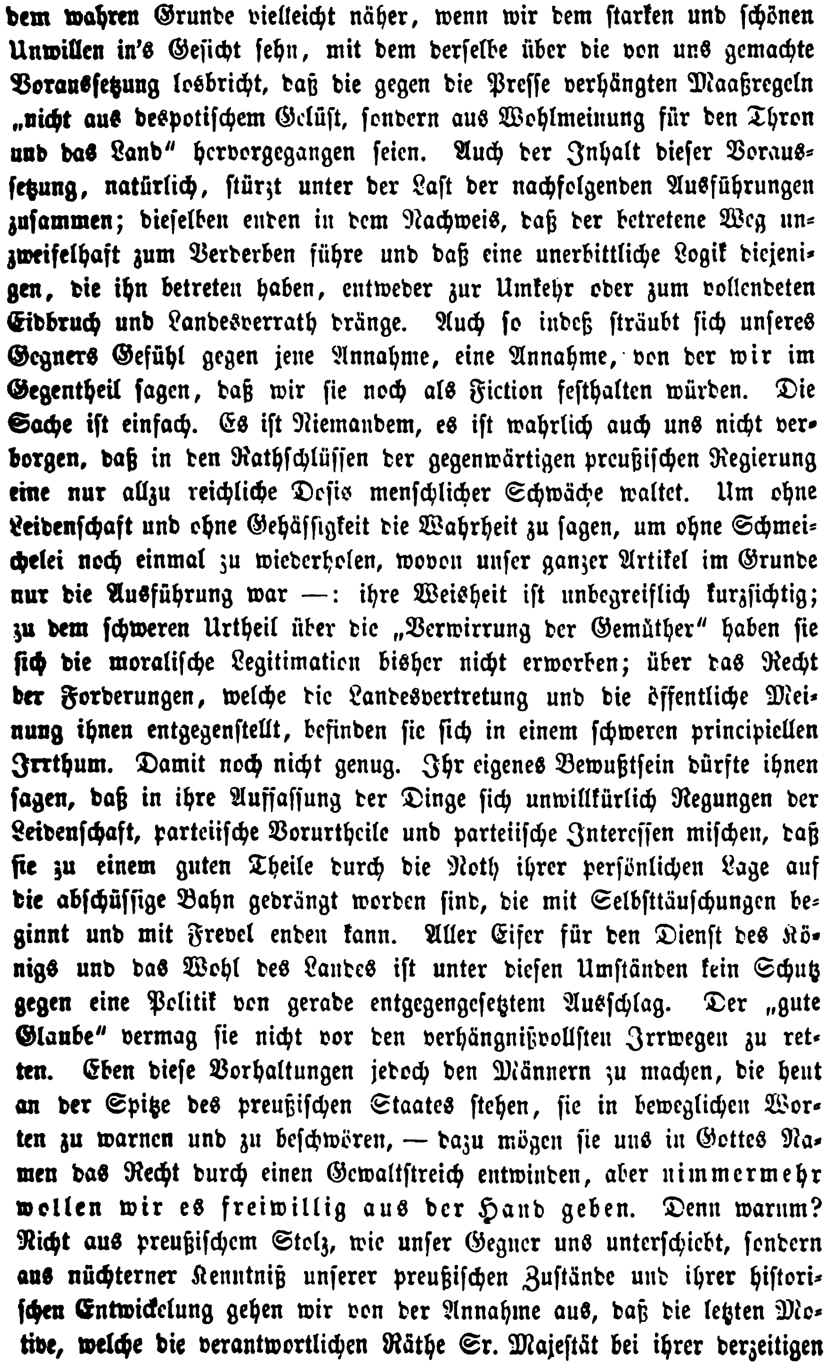
Wohl stünde es uns zu, uns auf die Gesammthaltung unserer politischen Artikel zu berufen und von alten Bundesgenossen einigen Respect vor unserem Charakter zu erwarten. Aber freilich, — der erste Juni könnte uns eines Besseren belehrt, die Preßordonnanz könnte uns zahm gemacht, könnte uns überzeugt haben, daß sich zwischen der Verfassung und ihrer ministeriellen Auslegung am Ende doch transigiren lasse! Ist das wirklich der Inhalt des von den Grenzboten denuncirten Artikels? — Eben dieser Artikel vielmehr und die mit ihm zusammenstimmende „Politische Correspondenz" desselben Heftes, beide führen sie den Beweis, daß der Erlaß der Preßverordnung vom 1. Juni an dem 63. Paragraphen der Verfassung den gesetzlichen Halt nicht hat, den die Minister behaupten, daß der Inhalt dieser Preßverordnung mit einer Anzahl anderer Bestimmungen der Verfassung sich in Widerspruch setzt. „Das Recht des Landes ist gebrochen" — nun wohl, wem es wörtlich um diesen Ruf und wem es um die Leidenschaft dieses Rufes zu thun ist, den zu befriedigen sind wir für diesmal außer Stande. Wir hielten es für zweckmäßiger — ein klein wenig mehr zu thun; die Ueberzeugung der Rechtsverletzung nicht sowohl vorauszusetzen, als sie dergestalt historisch und logisch zu begründen, daß es selbst für die Urheber jener Octroyirung, für ihr Gewissen und für ihre Einsicht kein Entrinnen gäbe. — Unglaublich für alle diejenigen, die unsere Ausführungen nur aus der Rede unseres Gegners kennen! — Nämlich mit der Umstandslosigkeit und Eingenommenheit eines Inquisitionstribunals, um nicht zu sagen einer Verwarnungsbehörde, wird hier unsere Heterodoxie constatirt. „Die Minister," so lautet das Verdict, „versichern in derselben Verordnung, welche die von ihnen beschworne Verfassung verletzt: wir stehen auf dem Boden der Sittlichkeit, -- und die Preußischen Jahrbücher glauben ihrem Worte und leben der Hoffnung, die Regierung werde nur die Verletzung der Sittlichkeit durch Verwarnungen bestrafen!" War es möglich, fragen wir, einem langjährigen Genossen unserer Bestrebungen möglich, in so gröblicher Weise sich selbst und Andere über den Gehalt unserer Ausführungen zu täuschen? Wir



glauben dem Worte der Minister! Die Wahrheit ist: wir nehmen sie bei jenem ihrem Worte, um sie, indeß ihr Arm gegen uns aufgehoben ist, zwei Augenblicke lang zu zwingen, den Beweis anzuhören, daß ihre Berufung auf das Nothrecht sittlicher Zucht im Fundamente, in der Citirung der Verfassung, welche wider sie ist, eine Lücke habe. Wir sollen der Hoffnung leben, die Regierung werde nur die Verletzung der Sittlichkeit bestrafen! Die Wahrheit ist: wir wagen es auf jene ihre Versicherung hin, ihr auseinanderzusetzen, daß es eine Vermessenheit ist, den sittlichen Geist des Staates in der Erhebung über das Recht des Landes, in der Isolirung von, in dem Gegenstreben gegen die öffentliche Meinung des eignen Volkes besitzen und verwalten zu wollen. —

Das ist, nach unserer Meinung, das köstliche Recht und der Werth der mündlichen und schriftlichen Debatte, daß sich Keiner auf sie einlassen kann, ohne der Gewalt der Wahrheit und der sittlichen Mächte zu verfallen. Wehe demjenigen, der in frivoler Weise sich auf Begriffe und Worte stützt, die von dem Gewissen der Nation ihre unveränderliche Prägung empfangen haben: sie kehren sich unfehlbar gegen ihn, der sie mißbräuchlich führt. Wer das Verfassungsrecht im Munde und den Treubruch im Herzen trüge, wer Sittlichkeit und Selbstachtung auf seine Fahne schriebe, um Beides mit Füßen zu treten, der gewärtige, daß er bei seinen Worten ergriffen und nach seinen Thaten gerichtet werde. Diesem Recht der Discussion hatten sich auch die Urheber der Preßverordnung durch die Motivirung derselben in dem begleitenden Bericht an Se. Majestät den König preisgegeben, und hatten zugleich durch ihre Berufung auf die Norm des Sittlichen der geknechteten Presse als eine letzte Gunst bewilligt, was ihr Recht ist. Wir halten sie fest bei diesen Versprechungen und Zugeständnissen, um ihnen durch alle Instanzen das Unhaltbare ihrer Position zu enthüllen. Es ist nicht unsere Schuld, wenn sich als das Ergebniß unserer Ausführungen herausstellt, daß der Boden, den sie occupiren, sie nicht trägt: — es ist ebensowenig unsere Schuld, wenn ein liberales, ein von lange her mit unsern Intentionen vertrautes Blatt dieses Ergebniß zu unterschlagen für gut findet, um uns jenes Ausgangs wegen als abschreckendes Exempel altliberaler Vertrauensseligkeit aufzustellen!

Zufällig zwar kann eine solche Mißdeutung, eine so entstellende Vorstellung unserer Ansichten gewiß nicht sein. Sie aus krankhafter Reizbarkeit gegen den Schein, den ununtersuchten Schein jener zum Stichwort gewordenen „Vertrauensseligkeit“ zu erklären — wir denken zu gut von dem politischen Urtheile, von der Gründlichkeit und Unbefangenheit unseres Gegners, um uns bei dieser Erklärung zu beruhigen. Wir treten



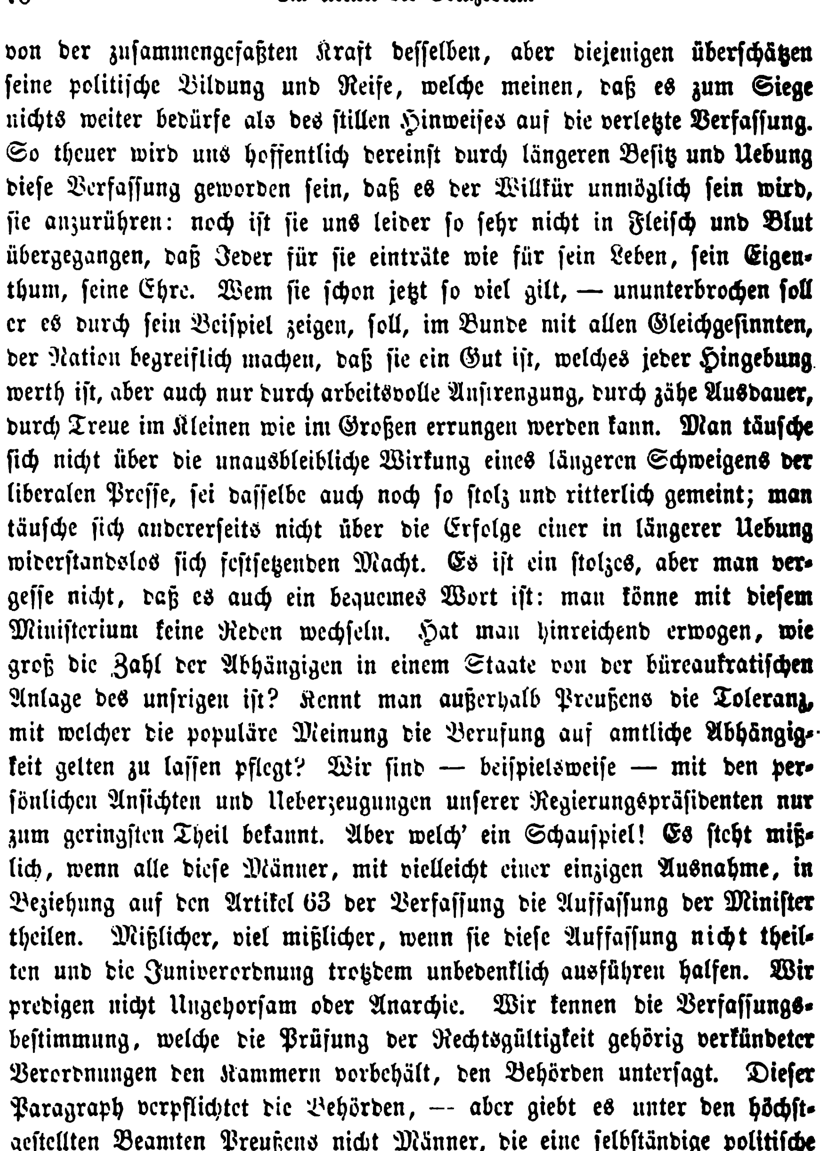
dem wahren Grunde vielleicht näher, wenn wir dem starken und schönen Unwillen in's Gesicht sehn, mit dem derselbe über die von uns gemachte Voraussetzung losbricht, daß die gegen die Presse verhängten Maaßregeln „nicht aus despotischem Gelüst, sondern aus Wohlmeinung für den Thron und das Land" hervorgegangen seien. Auch der Inhalt dieser Voraussetzung, natürlich, stürzt unter der Last der nachfolgenden Ausführungen zusammen; dieselben enden in dem Nachweis, daß der betretene Weg unzweifelhaft zum Verderben führe und daß eine unerbittliche Logik diejenigen, die ihn betreten haben, entweder zur Umkehr oder zum vollendeten Eidbruch und Landesverrath dränge. Auch so indeß sträubt sich unseres Gegners Gefühl gegen jene Annahme, eine Annahme, von der wir im Gegentheil sagen, daß wir sie noch als Fiction festhalten würden. Die Sache ist einfach. Es ist Niemandem, es ist wahrlich auch uns nicht verborgen, daß in den Rathschlüssen der gegenwärtigen preußischen Regierung eine nur allzu reichliche Dosis menschlicher Schwäche waltet. Um ohne Leidenschaft und ohne Gehässigkeit die Wahrheit zu sagen, um ohne Schmeichelei noch einmal zu wiederholen, wovon unser ganzer Artikel im Grunde nur die Ausführung war —: ihre Weisheit ist unbegreiflich kurzsichtig; zu dem schweren Urtheil über die „Verwirrung der Gemüther" haben sie sich die moralische Legitimation bisher nicht erworben; über das Recht der Forderungen, welche die Landesvertretung und die öffentliche Meinung ihnen entgegenstellt, befinden sie sich in einem schweren principiellen Irrthum. Damit noch nicht genug. Ihr eigenes Bewußtsein dürfte ihnen sagen, daß in ihre Auffassung der Dinge sich unwillkürlich Regungen der Leidenschaft, parteiische Vorurtheile und parteiische Interessen mischen, daß sie zu einem guten Theile durch die Noth ihrer persönlichen Lage auf die abschüssige Bahn gedrängt worden sind, die mit Selbsttäuschungen beginnt und mit Frevel enden kann. Aller Eifer für den Dienst des Königs und das Wohl des Landes ist unter diesen Umständen kein Schutz gegen eine Politik von gerade entgegengesetztem Ausschlag. Der „gute Glaube" vermag sie nicht vor den verhängnißvollsten Irrwegen zu retten. Eben diese Vorhaltungen jedoch den Männern zu machen, die heut an der Spitze des preußischen Staates stehen, sie in beweglichen Worten zu warnen und zu beschwören, — dazu mögen sie uns in Gottes Namen das Recht durch einen Gewaltstreich entwinden, aber nimmermehr wollen wir es freiwillig aus der Hand geben. Denn warum? Nicht aus preußischem Stolz, wie unser Gegner uns unterschiebt, sondern aus nüchterner Kenntniß unserer preußischen Zustände und ihrer historischen Entwickelung gehen wir von der Annahme aus, daß die letzten Motive, welche die verantwortlichen Räthe Sr. Majestät bei ihrer derzeitigen

Politik leiten, die Motive eines Patriotismus sind, dessen Urtheil über die Bedürfnisse unseres Staates nicht das unsrige ist, das aber darum nicht weniger aus der früheren wie aus der jüngsten Geschichte des Landes, aus den Schicksalen der Parteien, aus sehr natürlichen Gefühlen und Anschauungen seine Nahrung zieht. Wer diese Thatsache leugnet, der hat sicher von unseren preußischen Zuständen einen sehr unvollkommenen Begriff; wer sie bei seiner politischen Rechnung außer Acht läßt, der könnte es erleben, daß sich dieser Rechnungsfehler empfindlich rächte; wer aber nur einen Trumpf darauf setzt, diese Thatsache nicht auszusprechen, jetzt nicht auszusprechen, der sehe zu, daß ihm über dem Eifer für das Recht nicht das Gefühl der Gerechtigkeit abhanden komme. Wenn es der Partei, welche jetzt den König zu rettenden Thaten drängt, gelingen sollte, was Gott verhüte, dieses Königreich zu zerstören oder in die wildeste Gährung zu werfen, so werden wir auch dann noch, Angesichts einer Katastrophe, die sie selbst am wenigsten überleben würde, auf der Ansicht beharren, daß es auch in ihrer Mitte ein gut Theil Patrioten gab, die um ihres Patriotismus willen verdient hätten, vor namenloser Verblendung bewahrt zu werden. Und deshalb also, deshalb sind wir gewillt, jene Annahme so lange festzuhalten, als der Grund dieses Staates uns und sie noch trägt. Darüber hinaus ist nach unseren Begriffen für die politische Debatte kein Raum mehr. Es ist das Letzte, was wir mit einander gemein haben, es ist das einzige Band, das uns noch über den Rissen des erschütterten Rechtsbodens mit ihnen zusammenknüpft. Dieses Band fallen zu lassen, dazu sollen uns am wenigsten die rasenden Herausforderungen und die giftigen Schmähungen aus dem Lager der feudalen Scribenten bestimmen. Es fallen lassen, das heißt, in unseren Augen, nur die Gewalt noch übrig lassen und die Revolution in Aussicht nehmen.

Und eben hier, wenn wir nicht irren, stoßen wir auf die Grunddifferenz unserer Anschauungen von denen, die uns in den Grenzboten einen Bundesgenossen in einen Gegner verwandelt haben. Wir sagen nicht, daß dort die Revolution gepredigt wird, aber wir gestehen, daß wir kein irgend klares Bild von der Kampfesweise und von der Entwickelung der Dinge haben, wie sie dort in Aussicht genommen wird. „Wer ein guter Bürger ist, der wirke, daß das verletzte Recht des Landes wiederhergestellt werde“ — das bezeichnet der Verfasser des Grenzbotenartikels als das Eine, was Noth thue. Wir mit ihm. Aber er nennt seltsamer Weise beschwichtigende und ablenkende Worte, was in dem Zusammenhange, in dem es steht, eben zur Einschärfung jener großen und allgemeinen Bürgerpflicht niedergeschrieben wurde. Für die Ermöglichung jenes Ringens um die Verfassung suchen wir einen Boden. Wir legen alles

Gewicht darauf, daß das gute Bewußtsein des Rechtes und der Muth, es zu vertreten, keinen Augenblick stumm oder unsichtbar werde. Die Art und Weise, in der die Sage den Galiläi gegen die Inquisition protestiren läßt, hat uns niemals der großen Sache würdig geschienen, die er zu vertreten hatte. Und doch, wie viel leichter retten sich theoretische Wahrheiten als jene großen praktischen Güter, als Recht und Freiheit, die nur der verdient, der täglich sie erobert. Darum ringen wir, wie sehr immer gelähmt durch die unerträglichsten Fesseln, um das Recht der überzeugenden Rede, und sehen mit Bedauern, daß ein Theil der liberalen Presse es vorgezogen hat, sich hinter die Mauern des Schweigens zurückzuziehn. Es ist uns niemals eingefallen, dieses Bedauern — wie uns die Grenzboten irrthümlich vorwerfen — zu einer allgemeinen Beschuldigung auszudehnen. Wir verlangen weder das Unmögliche, noch überheben wir uns so sehr, daß wir eine und dieselbe Methode von Allen verlangen sollten. Zu unserer Genugthuung haben einzelne uns gesinnungsverwandte Blätter in der That ihre Opposition wieder aufgenommen, und wir sind sicher, daß die Stimmung des Landes durch den Anblick solcher Pflichterfüllung sich gehoben fühlen wird, während sie dem gedämpften Wort ohne Mühe einen verstärkten Widerhall giebt. Aber die Doctrin der Grenzboten können wir nimmer zu der unserigen machen. Mögen sie sich nicht täuschen! Der männliche Stolz, mit welchem sie von dem Recht und wieder von dem Recht und nur von dem Recht geredet wissen wollen, steht ihnen schön zu Gesichte. Wir glauben ihnen auf's Wort: wenn sie in dem Fall der preußischen Zeitschriften wären und schwiegen, so wäre es ein beredtes Schweigen. Die Rechnung jedoch, wonach sie der Taktik des Schweigens schlechtweg ihre eigene edle und zuversichtliche Gesinnung leihen, dürfte nicht stichhaltig sein. So wie sie argumentiren, so werden ohne Zweifel die besseren der Blätter, welche es zu reden verschmähen, die Sache auffassen. Dasselbe Raisonnement jedoch wird leider auch denen zum Vorwand und zum glänzenden Deckmantel dienen, die, je nachdem die Zeiten sind, mit der erhitztesten Rede oder aber mit dem ehrwürdigsten Schweigen Zwecke verfolgen, die mit den Freiheiten der Nation nichts gemein haben. Ein klein wenig Mißtrauen, wenn wir bitten dürfen, auch nach dieser Seite! Es scheint uns nicht gut, nicht vorsichtig, wenn Euch ohne Weiteres diejenigen, welche schweigen, als treuere und verläßlichere Bundesgenossen gelten als die, welche in fortgesetzter Debatte — etwa dem Recht etwas vergeben? — nicht doch! sondern nur auch jetzt noch „das Kind nicht mit dem Bade wollen ausgeschüttet wissen."

Fürwahr, wir denken nicht gering von dem Kern unseres Volkes und



von der zusammengefaßten Kraft desselben, aber diejenigen überschätzen seine politische Bildung und Reife, welche meinen, daß es zum Siege nichts weiter bedürfe als des stillen Hinweises auf die verletzte Verfassung. So theuer wird uns hoffentlich dereinst durch längeren Besitz und Uebung diese Verfassung geworden sein, daß es der Willkür unmöglich sein wird, sie anzurühren: noch ist sie uns leider so sehr nicht in Fleisch und Blut übergegangen, daß Jeder für sie einträte wie für sein Leben, sein Eigenthum, seine Ehre. Wem sie schon jetzt so viel gilt, — ununterbrochen soll er es durch sein Beispiel zeigen, soll, im Bunde mit allen Gleichgesinnten, der Nation begreiflich machen, daß sie ein Gut ist, welches jeder Hingebung werth ist, aber auch nur durch arbeitsvolle Anstrengung, durch zähe Ausdauer, durch Treue im Kleinen wie im Großen errungen werden kann. Man täusche sich nicht über die unausbleibliche Wirkung eines längeren Schweigens der liberalen Presse, sei dasselbe auch noch so stolz und ritterlich gemeint; man täusche sich andererseits nicht über die Erfolge einer in längerer Uebung widerstandslos sich festsetzenden Macht. Es ist ein stolzes, aber man vergesse nicht, daß es auch ein bequemes Wort ist: man könne mit diesem Ministerium keine Reden wechseln. Hat man hinreichend erwogen, wie groß die Zahl der Abhängigen in einem Staate von der büreaukratischen Anlage des unsrigen ist? Kennt man außerhalb Preußens die Toleranz, mit welcher die populäre Meinung die Berufung auf amtliche Abhängigkeit gelten zu lassen pflegt? Wir sind — beispielsweise — mit den persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen unserer Regierungspräsidenten nur zum geringsten Theil bekannt. Aber welch' ein Schauspiel! Es steht mißlich, wenn alle diese Männer, mit vielleicht einer einzigen Ausnahme, in Beziehung auf den Artikel 63 der Verfassung die Auffassung der Minister theilen. Mißlicher, viel mißlicher, wenn sie diese Auffassung nicht theilten und die Juniverordnung trotzdem unbedenklich ausführen halfen. Wir predigen nicht Ungehorsam oder Anarchie. Wir kennen die Verfassungsbestimmung, welche die Prüfung der Rechtsgültigkeit gehörig verkündeter Verordnungen den Kammern vorbehält, den Behörden untersagt. Dieser Paragraph verpflichtet die Behörden, — aber giebt es unter den höchstgestellten Beamten Preußens nicht Männer, die eine selbständige politische Meinung über den Besitz ihres Amtes setzen?

Wie? So tief sehen wir die Macht mit ihren Wirkungen sich erstrekken — und wir sollten uns der ausführenden, einläßlichen Gegenrede freiwillig entschlagen? sollten uns einbilden, daß es nur kalter und stolzer Zurückhaltung bedürfe, um die vorhandene Krisis zur heilsamen Entscheidung zu treiben? wir sollten dem Rathe der Grenzboten folgen, lieber gar nicht zu reden, als so wie wir es versucht haben? — Nimmermehr!



Hier in der That besteht zwischen uns eine Differenz. Sie beruht in letzter Linie auf der Verschiedenheit unserer beiderseitigen Beurtheilung des vorhandenen politischen Materials. Anders freilich formuliren die Grenzboten den Gegensatz. Sie finden ihn darin, daß die Jahrbücher die große Umwandlung des Parteilebens in den jüngsten Jahren niemals unbefangen zu würdigen gewußt hätten. Nun, — wer wäre selbst über seine Befangenheit oder Unbefangenheit ein competenter Richter? Aber die Grenzboten charakterisiren jene Umwandlung. Aus den alten Parteien des Centrums und der Demokratie sind die rührigsten Elemente zu einer neuen Partei zusammengetreten. Auf beiden Seiten hat man gelernt, hat alte Gewohnheiten, alte Schwächen abgethan. Von dem Centrum hat die neue nationale Partei den Grundsatz ererbt, daß der Neubau des deutschen Staats an Preußen sich anschließen muß, von der Linken ist die Beweglichkeit auf sie überkommen und die Opferwilligkeit und das heilsame, wache Mißtrauen gegen die noch unerstorbenen Mächte des Absolutismus. Fürwahr, ein schönes und verlockendes Bild! Scheltet uns befangen oder unbefangen und fügt den Vorwurf der Aufdringlichkeit hinzu — denn fast genau so ist die Partei beschaffen, die wir uns suchen und wünschen. Nehmt noch ein wenig Sorge um die Reife, um die Stätigkeit und Festigkeit unseres Volkes hinzu, laßt uns nicht vergessen, ausdauernde Tüchtigkeit in das Programm zu schreiben, und wir gehören von Stunde an zu dieser Partei, gehören ihr um so lieber an, — je mehr Opferwilligkeit in ihr zu finden sein wird.

Umsonst! wir werden zurückgewiesen; — denn wir haben, sagen die Grenzboten, „Vertrauen in die guten Absichten des Ministerium Bismarck" ausgedrückt.

Suchen wir zu verstehen statt uns zu ereifern.

Ob es im Lager der liberalen Partei Männer giebt, die aus Schwachköpfigkeit oder aus unvertilgbarem Groll gegen die Demokratie von ehemals, selbst jetzt noch an eine, wenn auch entfernte und unwahrscheinliche Möglichkeit eines Zusammengehens mit dem Ministerium Bismarck denken, wissen wir wahrlich nicht zu sagen. Gewiß ist nur soviel, daß diese Männer, wenn sie sich jemals liberal nannten, von dem Sinn dieses Namens niemals eine Ahnung hatten. Aber ein allgemeines, unbestimmtes Mißtrauen, zum Theil verschuldet, zum Theil unverschuldet, ruht auf der Partei der sogenannten „Altliberalen." Es hilft nichts, daß Männer von unantastbarer Reinheit der sittlichen wie der politischen Gesinnung, Männer wie Simson und Schwerin die dermaligen parlamentarischen Führer dieser Partei sind: — für den öffentlichen Leumund ist es nicht gut, mit

dieser Partei im Zusammenhang zu stehn! Die Grenzboten standen bisher nach der Annahme des Publicums in einem solchen Zusammenhang, während ihre politische Haltung thatsächlich eine fortgeschrittenere war. Sie waren in einer schiefen Stellung; sie fühlten sich in dieser Stellung unbehaglich. Angesteckt von jenem weitverbreiteten Mißtrauen kämpften sie wohl länger schon mit ihren Antipathien, hielten nur ungern das alte Band noch fest. Die vage Vorstellung von der überall herumgesungenen „Vertrauensseligkeit" der Altliberalen lastete wie ein Alp auf ihnen. Vertrauen in dieser Zeit, Vertrauen diesem Ministerium gegenüber! Der Gedanke, daß es möglich sei, nach den Erlebnissen der letzten anderthalb Jahre, vollends nach der Verordnung vom 1. Juni, mit dieser Regierung zu transigiren, dieser Gedanke trieb ihnen den Zorn, der, daß sie selbst mit solchen Politikern irgend zusammengeworfen werden könnten, die Schaam in die Wangen. Und da kömmt ihnen das Juniheft der Preußischen Jahrbücher zu Gesicht. Von ihren Phantasien voll lesen sie eben diese Phantasien in den Artikel hinein; bald an der Schwelle stößt ihnen jenes Vertrauensgespenst auf — steht es nicht mit dürren Worten da: „Wohlmeinung für den Thron und das Land?" — Rechts um! Was kümmert es sie, was sonst in dem Artikel steht! Die längst gewünschte Gelegenheit, sich von den Altliberalen zu scheiden, die eigene Parteistellung klar auszusprechen, scheint gefunden, ja, sie mögen sich einreden, daß sie eine unverzeihliche Schuld auf sich lüden, wenn sie diesen Artikel nicht geradezu als einen Aufruf betrachteten, Farbe zu bekennen!

Die gewünschte Gelegenheit — aber auch die richtigste, auch eine in der Sache selbst gegründete, auch die zweckmäßigste Gelegenheit? Eben jetzt wäre es zweckmäßig, die im Verschwinden begriffenen Parteinamen und Parteidifferenzen mit einer neuen Leidenschaft herauszustellen? Eben jetzt zweckmäßig, wo es den gemeinschaftlichen Kampf gegen einen gemeinschaftlichen Feind gilt, wo jeder Hader innerhalb des liberalen Lagers den Sieg zu erschweren und zu verzögern droht, jetzt, wo im Gegentheil eine Verdoppelung des guten Willens, sich zu verstehen und zu vertragen, zur einfachen Bürgerpflicht geworden ist? Jetzt zweckmäßig und wohlgethan, von den Ansichten eines noch gestern befreundeten Organs eine Vorstellung unter dem Publicum zu verbreiten, die, wenn sie aus irgend einem anderen Munde käme, nicht mehr und nicht minder als eine Calumnie wäre?

Zwar, noch zur rechten Zeit fällt es uns ein — auch die officiöse Presse hat ja unsere Aeußerungen ebenso aufgefaßt wie die Grenzboten und hat es versucht, dieselben im Interesse der Regierung auszubeuten!

Hat sie? Und so machten ja wohl gar diejenigen, die sich in ihrer Isolirung an jeden Schatten und Schein, an Lüge und Verläumdung an-



Klammern, gemeinsame Sache mit denjenigen, die im Eifer ihrer Entrüstung über die Dinge, die in Preußen geschehen, aus vorgefaßter Meinung und aus Sorge um die Reinhaltung des Rechtskampfes uns vorwurfsvoll von sich wegweisen?

Ja. Und die öffentliche Meinung wird in diesem Zusammentreffen eine Bestätigung jener Vorwürfe erblicken. Die Correspondenten gewisser Zeitungen, sie mögen die Preußischen Jahrbücher gelesen haben oder nicht, finden den Mythus von einem Compromiß zwischen Bismarck und einem Theil der liberalen Partei werth, geglaubt und verbreitet zu werden.

Finden sie? O des heillosen Zustandes, wo unter der verkümmerten Freiheit der Rede die Wahrheit nur in gebrochenen Lauten sich vernehmen lassen darf, während der Lüge und dem nichtsnutzigsten Geklatsch freie Bahn gegeben ist, — des dreimal heillosen Zustandes, wo jede Verläumdung haften, jedes Mißverständniß wuchern mag, wo die Bösen und die Guten zusammenwirken, um die Parteien gegeneinander, die Zusammengehörigen auseinanderzuhetzen!

Politische Correspondenz.

Berlin, den 29. Juli 1863.

Mit unsern inneren Bedrängnissen beschäftigt, haben wir eine Zeit lang die Frage außer Acht gelassen, die seit einem halben Jahr Europa beunruhigt. Wir nehmen heute den abgerissenen Faden wieder auf und verknüpfen ihn mit unseren sonstigen Interessen. Die diplomatische Thätigkeit, welche durch die polnische Krise angeregt ist, schreitet so mühselig fort, daß wir nicht viel Stadien nachzuholen haben.

Wir erinnern uns, wie die polnischen Ereignisse die Stellung der europäischen Mächte plötzlich veränderten. Die Theilnahme Preußens gegen den Aufstand entschied die Theilnahme Frankreichs für denselben. Die intimen Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland lösten sich auf; in dem Zwiespalt des Westens und Ostens, der so entstand, traten Oesterreich und Preußen auf die entgegengesetzten Seiten. Jenes war aus der seit 1859 schwer empfundenen Klemme heraus, dieses war in die Klemme hineingekommen.

Indeß der Anlauf, welchen die französische Politik nun sofort gegen Preußen machte, kam nicht in Zug. England und Oestreich widerstrebten, und wir selbst wichen aus unserer vorschnell eingenommenen Stellung zurück. Seitdem blieb Preußen — ein Gegenstand des Mißtrauens und des Uebelwollens — zur Seite stehen.

Die diplomatische Thätigkeit Europas kehrte sich gegen Rußland allein. Auf französischen Betrieb kam eine Coalition der drei Mächte zu Stande.

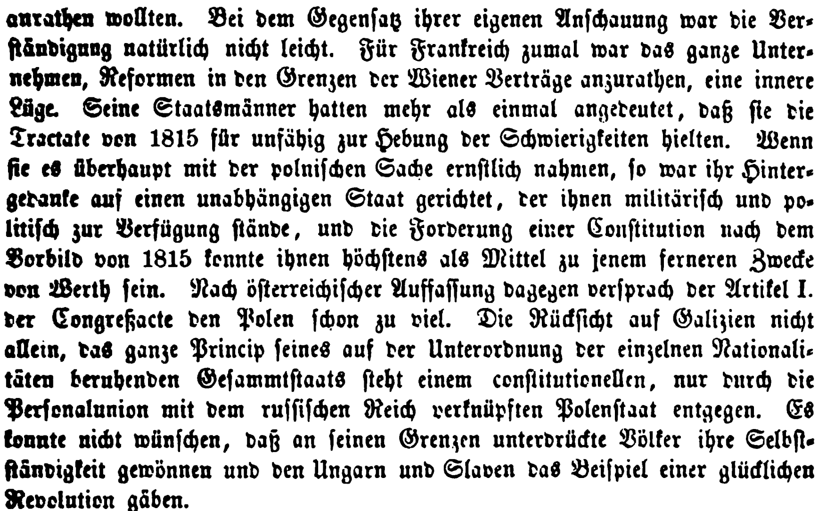


England schloß sich an, theils aus Sympathie für die Polen und aus Interesse an der Schwächung Rußlands, theils in der Absicht, auf die Schritte seines Verbündeten mitbestimmend einzuwirken. Oestreich schloß sich an, theils aus Antipathie gegen das feindliche Rußland, theils in dem — mit Rücksicht auf Italien und Ungarn — sehr natürlichen Wunsch, lieber Hammer, als Amboß zu sein. So gingen die Depeschen vom 10. April nach Petersburg. Sie waren sehr verschieden an Inhalt und Färbung. Oestreich beschränkte sich auf ein Maaß von Wünschen und Hoffnungen, wie es eben ausreichte, um den Schein eines gleichen Bodens mit dem Westen zu behaupten. England stellte sich auf die feste und begrenzte Basis der Tractate. Frankreich schien alle Combinationen zu verwerfen, die bisher zur Versöhnung der Polen versucht waren. Man wußte, daß Napoleon III. den Gedanken einer Unabhängigkeit Polens, einer Revision der Karte Europas in's Auge gefaßt hatte, — wenn auch vielleicht nur als eine von vielen Bedingungen abhängige Möglichkeit, nicht als festen Plan.

Es sind in diesen Blättern damals die Eventualitäten erwogen, welche die keineswegs unbedenkliche Situation in sich barg. Es stand für uns vorläufig fest, daß weder Oestreich noch England zu einer militärischen Action gegen Rußland verschreiten würden. Was also übrig blieb, war ein Waffengang Frankreichs allein, eine Landung an den Ostseeküsten, die sich auf Staaten zweiten Ranges, insbesondere Schweden stützte. Eine solche Unternehmung war nicht unmöglich, aber es thürmten sich doch große physische Hindernisse gegen sie auf; sie erschien als ein Wagniß, dessen militärische Chancen unsicher, dessen etwaige Erfolge mit den Interessen, welche Frankreich und Rußland gemeinsam haben, kaum zu vereinbaren waren. Bisher hat der Verlauf der Ereignisse für diese Ansicht gesprochen. Frankreich hat nichts dagegen gehabt, daß die Verhandlungen sich drei Monate lang über den besten Theil des Sommers hinausgezogen, und es hat sich bis jetzt wenigstens sorglich gehütet, einen Schritt zu thun, durch welchen es sich über die Linie der beiden anderen Mächte avancirt hätte.

Die russischen Antworten vom 26. April waren nicht gerade nachgiebiger Natur. Im Grunde sprachen sie den Gedanken aus, daß der polnische Aufstand von der europäischen Propaganda gemacht und durch die Hoffnung auf ausländische Intervention geschürt werde. Indessen hatte Rußland damals im Beginn des Frühjahrs alle Ursache, einen raschen Bruch zu vermeiden. Fürst Gortschakoff nahm also eine Wendung, die geeignet war, die Discussion in friedlicher Weise fortzusetzen. Er gestand zu, daß die Theilungsmächte von den Wirren im Königreiche Polen mit betroffen und daß alle Unterzeichner der Wiener Congreßacte dabei interessirt seien. Er erklärte sich in London bereit, auf einen Ideenaustausch auf dem Boden und in den Grenzen der Verträge von 1815 einzugehen. Die drei Höfe fanden diese Antwort sehr versöhnlich, und die Pariser officielle Presse pries es als einen großen Sieg, daß Rußland, abweichend von seinem früheren Verfahren, das Recht der Einsprache anerkannt habe.

Der Ideenaustausch begann; die drei Höfe verhandelten zunächst unter sich über die positiven Mittel, die sie zur Lösung der polnischen Krise in Petersburg



anrathen wollten. Bei dem Gegensatz ihrer eigenen Anschauung war die Verständigung natürlich nicht leicht. Für Frankreich zumal war das ganze Unternehmen, Reformen in den Grenzen der Wiener Verträge anzurathen, eine innere Lüge. Seine Staatsmänner hatten mehr als einmal angedeutet, daß sie die Tractate von 1815 für unfähig zur Hebung der Schwierigkeiten hielten. Wenn sie es überhaupt mit der polnischen Sache ernstlich nahmen, so war ihr Hintergedanke auf einen unabhängigen Staat gerichtet, der ihnen militärisch und politisch zur Verfügung stände, und die Forderung einer Constitution nach dem Vorbild von 1815 konnte ihnen höchstens als Mittel zu jenem ferneren Zwecke von Werth sein. Nach österreichischer Auffassung dagegen versprach der Artikel I. der Congreßacte den Polen schon zu viel. Die Rücksicht auf Galizien nicht allein, das ganze Princip seines auf der Unterordnung der einzelnen Nationalitäten beruhenden Gesammtstaats steht einem constitutionellen, nur durch die Personalunion mit dem russischen Reich verknüpften Polenstaat entgegen. Es konnte nicht wünschen, daß an seinen Grenzen unterdrückte Völker ihre Selbstständigkeit gewönnen und den Ungarn und Slaven das Beispiel einer glücklichen Revolution gäben.

Indessen es lag den Westmächten daran, Oesterreich an ihre Seite zu fesseln, und so kam auf Grundlage von sechs Punkten, die es anzuerkennen bereit war, eine Ausgleichung zu Stande. Allgemeine Amnestie, nationale Vertretung und Verwaltung, kirchliche Freiheit, Gebrauch der polnischen Sprache im Unterrichts- und Rechtswesen und in der Administration, endlich ein legales Recrutirungssystem: dies war die Skizze der Maaßregeln, deren Anwendung angerathen werden sollte. Jedoch das gemeinsame Progamm ließ die Differenzen der einzelnen Mächte durchblicken. England und Frankreich bezogen sich auf die Verfassung von 1815, — Oesterreich vermied diese Beziehung. Jene dachten an die constitutionellen Functionen der Vertretung eines selbständigen Staats, — dieses an die Functionen einer Provinzialvertretung. Earl Russel ging in der Form einer historischen Notiz noch einen Schritt weiter, er erinnerte daran, daß Alexander I. sich einmal mit der Absicht getragen habe, die altpolnischen Provinzen mit dem Königreich zu vereinigen.

Die sechs Punkte waren das Einzige, worüber die drei Cabinete sich in gewissem Maaße verständigten, aber auf diesem Programm ruhte nicht das Schwergewicht der Depeschen, die am 17. und 18. Juni nach Petersburg gingen. Für den Ideenaustausch, welchen Rußland zugegeben hatte, war darin noch eine bestimmte und feierliche Form vorgeschlagen. Die Westmächte forderten, daß ihr Programm auf einer Conferenz der acht Wiener Congreßstaaten näher discutirt werde. Oesterreich schloß sich diesem, übrigens in der mildesten Form ausgesprochenen Verlangen nicht unbedingt an. Es erklärte seine Bereitschaft zum Eintritte in die Conferenz nur unter der Voraussetzung, daß das Petersburger Cabinet die Statthaftigkeit derselben anerkenne. Diese Reserve war keine Rücksicht auf Rußland, sondern auf sich selbst. Oesterreich am wenigsten kann die Theorie zulassen, daß die europäischen Mächte das Recht haben, bei einem Streite der Völker mit ihren Regierungen, die letzteren vor ihr Gericht zu citiren und eine Gültigkeit ihres Urtheilsspruches zu beanspruchen. Es hat in

Venedig und Ungarn Verhältnisse, die leicht in Verwickelung gerathen, und den Wächtern des europäischen Friedens einen Anreiz zur Intercession geben können.

Die Conferenz ad hoc war noch nicht die schwerste Zumuthung, welche die Junidepeschen dem Petersburger Cabinete machten. Lord John Russel hatte logisch völlig richtig gefolgert, daß die Berathungen ohne Zweck sein würden, wenn inzwischen in Polen das Waffengetöse fortdauere, der tödtliche Haß der streitenden Parteien sich mehre oder gar die überlegene russische Macht die Krise thatsächlich löse. Er wollte die Entscheidung ernstlich von dem Boden der physischen Gewalt auf das Feld der staatsrechtlichen Erörterung ziehen und er forderte daher von dem Czaren die Proclamirung einer provisorischen Waffenruhe. Frankreich schloß sich diesem Gedanken im Interesse der Menschlichkeit an; Oesterreich schwieg oder begnügte sich doch, den Wunsch auszudrücken, daß es der Weisheit und der Großmuth des Czaren und den friedlichen Bestrebungen der Mächte gelingen möge, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Es wußte aus eigener Erfahrung zu gut, daß eine Regierung mit Insurgenten niemals pactirt, so lange sie die Aussicht hat, sie mit eigener, — im Nothfalle auch mit fremder Hülfe zu bezwingen.

Es ist uns bis heute nicht verständlich, welche Gründe die englischen Staatsmänner zu ihren ausschweifenden Forderungen bestimmten. Schon die Reformen, die sie für Polen verlangten, waren eine Sache, deren Werth, im Moment wenigstens, sehr angezweifelt werden konnte. Im Moment befand sich das polnische Volk in einem Zustand nationaler Erbitterung, der für die Gaben, welche man ihm bot, vollkommen unempfänglich machte. Die Nationalregierung in Warschau will so lange kämpfen, als ein russischer Fuß polnischen Boden berührt, und sie meint, daß die „Riesenkräfte" der Nation auch ohne die Hülfe der Diplomatie ausreichen werden, das Joch der Sklaverei zu zerbrechen. Der Aufstand will keine Verfassung unter russischem Scepter, sondern die Befreiung von der russischen Herrschaft, und wenn die Verfassung heute eingeführt wäre, so würde sie, gleich den Reformen Wielopolski's, dazu benutzt werden, um die Befreiung durchzusetzen. Die Polen denken ferner nicht daran, und in diesem Punkt sind die verschiedenen Parteien fast einstimmig, ihre Ansprüche auf Congreß-Polen zu beschränken; sie reclamiren auch Litthauen und Reußen. Auf dem Landtag zu Berlin, wie im Reichsrath zu Wien haben ihre Vertreter auch in den ungünstigsten Momenten nicht die Mäßigung gehabt, von den Grenzen von 1772 zu schweigen. Reformen, deren wesentlicher Inhalt ein constitutionelles, national regiertes Congreß-Polen ist, leiden also an sich schon an dem Mangel, daß sie für die Polen ungenügend, für die Russen gefährlich und in dem Augenblick eines revolutionären Ausbruchs nach beiden Seiten hin geradezu unmöglich sind. Gleichwohl hatte Earl Russel nicht Unrecht, wenn er auf die Vorwürfe der Conservativen im Parlament antwortete, daß ihre Weisheit auf das Nichtsthun hinauslaufe. Wenn man auch einen Krieg für Polen nicht führen will, so folgt daraus doch noch nicht, daß man seiner Unterdrückung schweigend zusehen müsse. Das heutige Verhältniß zwischen Russen und Polen, das allerdings jede Vermittelung ausschließt, war doch nicht immer so; es wurde auch nicht so durch die unverbesserliche Verderbtheit der Polen, sondern durch

die Treulosigkeit und die Rohheit des russischen Systems. Und da es doch unmöglich ist, ein Volk von mehr als sechs Millionen von dem Erdboden zu vertilgen, so wird die Forderung immer erneuert werden müssen, jenes System zu ändern, die Existenz der unglücklichen Nation mit ihren Gefühlen annähernd auszugleichen. Zu dieser Forderung geben die Tractate ein Recht, und die Benutzung dieses Rechts wird immer dazu beitragen, dem Sieger einige Rücksicht aufzulegen. Soweit war also das englische Verfahren auch unter der Voraussetzung begreiflich, daß man nie daran dachte, den Worten mit den Waffen Nachdruck zu geben. Aber es wurde unbegreiflich, wenn man nicht blos Forderungen aussprach, welche durch Zusicherungen für die Zukunft versöhnlich beantwortet werden konnten, sondern noch Ansprüche daran knüpfte, die voraussichtlich sofort und bestimmt abgelehnt werden mußten. Unmögliches fordert man von einem Gegner nur dann, wenn man den Krieg mit ihm haben will. An eine souveräne Macht, die noch bei respectablen Kräften ist, die Zumuthung stellen, daß sie den Kampf mit ihren Unterthanen sistire, bis Europa gesprochen hat, das heißt sich den Krieg oder eine diplomatische Schlappe mit Gewalt auf den Hals ziehen.

Die Haltung Englands bei der Abfassung der Junidepeschen ist so räthselhaft, daß Viele annehmen werden, die Friedensversicherungen seiner Staatsmänner seien nicht unbedingt gemeint; oder doch, sie hätten vor, Frankreich und Rußland gegen einander zu hetzen und so eine französisch-russische Alliance mit gefährlichen Plänen im Orient gründlich zu verhindern. Wir bescheiden uns, zu glauben, daß man in England die Verlegenheiten der russischen Regierung und den Eindruck der Coalition etwas überschätzt, und so wenigstens nach Ton und Haltung eine bescheidene Erwiderung erwartet hatte. Und allerdings anders und ungünstiger als 1831 stand Rußland heute Europa gegenüber. Damals gehörte Oesterreich zum System der heiligen Alliance, der neue König der Franzosen war gern bereit, die Polen gegen Anerkennung seines Thrones zu opfern, und die russischen Armeen waren siegreich von den Thoren Constantinopels zurückgekehrt. Heute war Oesterreich durch schwere Erfahrungen von dem Osten losgelöst, Frankreich stand auf der Höhe seiner Macht, seinem Einfluß folgend sandte halb Europa Mahnrufe nach Petersburg; die Scheu vor dem russischen Uebergewicht war im Krimkriege gebrochen. Noch waren die Folgen, die sich an diesen demüthigenden Krieg knüpften, nicht überwunden, das Heer nicht ergänzt, die bäuerlichen Reformen noch so neu, daß nur die Erschütterung der alten Verhältnisse, nicht der Segen der neuen verspürt wurde. Wer das Alles zusammenfaßte, konnte sich dem Glauben hingeben, daß das Petersburger Cabinet einen hohen Preis zahlen werde, um einem europäischen Conflict zu entgehen. Heute ist es eine Thatsache, daß der im Juni verlangte Preis ihm zu hoch war. Seine Ablehnung liegt in den Depeschen vom 13. Juli jetzt vor: sie ist rund und entschieden. Rußland ist entschlossen, seine Kräfte im Nothfall zu erproben, und wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß es bei der Vertheidigung seines Besitzes von einem kaum minder lebhaften Nationalgefühl getragen wird, als die Polen bei dem Kampf für ihre Wiederbefreiung. Militärisch ist die Lage für die russische Regierung viel günstiger geworden. Mehr als eine

nach den früheren Erfahrungen ziemlich unschädliche Ostseeexpedition ist in diesem Sommer nicht mehr möglich; bis zum Frühjahr aber hofft sie, die Insurrection unterworfen und durch die Novemberaushebung von 250,000 Mann sich für alle Eventualitäten gedeckt zu haben.

Fürst Gortschakoff hat in der Antwort vom 13. Juli die Schwächen seiner Gegner geschickt benutzt. Er stellt ihrem Programm die Ziele der Insurrection gegenüber, und hat es leicht, zu zeigen, daß die letztere durch die sechs Punkte nicht befriedigt werden würde. Er beruft sich von Neuem auf die Reformabsichten seines Souveräns, — aber der moralischen Pacification müsse die Wiederherstellung der Ordnung vorausgehen. Mit besonderem Nachdruck wird dann der Vorwurf wiederholt, daß der Aufstand von außen geschürt werde. Der russische Minister findet die moralische Ursache des peinlichen Zustandes in dem Treiben der Emigration und ihren Versprechungen auswärtiger Hülfe, er ist so offen, den Kaiser der Franzosen daran zu erinnern, daß Paris einer der Hauptheerde dieser Agitation sei. Die Conferenz lehnt er, wie vorauszusehen war, ab, aber er begnügt sich nicht hiermit, er wirft den Westmächten die Solidarität der drei Theilungsmächte in's Gesicht, er will mit Preußen und Oesterreich auf die Berathungen sich einlassen, die er England und Frankreich gegenüber abschlägt. Ein solcher Vorschlag würde eine absichtliche und unsinnige Provocation sein, wenn das Petersburger Cabinet von den Stimmungen in Wien gut unterrichtet gewesen wäre. Wahrscheinlich hat es die russische Strömung am Wiener Hofe überschätzt und einen Abfall desselben von dem Westen für bevorstehend gehalten. Uebrigens mag sich auch Preußen für die Dreistigkeit bedanken, mit welcher Posen wie Galizien auf gleiche Linie mit dem Königreiche gestellt und wohlwollend die russische Beihülfe versprochen wird, um die Verhältnisse unserer Provinz mit dem „Fortschritt der Zeit" in Einklang zu bringen.

Die nächste Wirkung der russischen Depeschen ist eine engere Verbindung der drei Mächte gewesen. Mit einer Gereiztheit, die fast auf ein böses Gewissen deutet, hat Graf Rechberg die russische Lockung von der Hand gewiesen und dem Fürsten Gortschakoff vorgeworfen, daß er auf die Absichten Oesterreichs ein zweideutiges Licht werfen wolle. Das Band der Coalition ist also fester geworden, — aber diese Festigkeit reicht noch nicht an eine Alliance. Es genügt vielleicht, um diesesmal identische Noten zu Stande zu bringen, die das nicht abgelehnte Programm der sechs Punkte von Neuem und bestimmter wiederholen, die sich ferner gegen eine Specialconferenz verwahren oder selbst die vorläufige Einstellung der Unterhandlungen ankündigen; aber eine peremptorische, den Krieg provocirende Forderung werden sie schwerlich enthalten. Oesterreich kann nach seinen Grundsätzen und Interessen weder die Conferenz noch den Waffenstillstand kategorisch verlangen. Und England? Als Lord John am 13. Juli unter dem Beifall des Parlaments erklärte, daß der in Polen vorliegende Fall eine bewaffnete Intervention nicht rechtfertige, hatte er sicherlich schon Nachricht von dem Inhalt der russischen Antwort. Er beugte den Folgerungen, die aus der Ablehnung gezogen werden konnten, frühzeitig vor. Die allgemeine Stimmung des englischen Volks ist dem Kriege abgeneigt; es begreift sehr wohl, daß es ein Unterschied ist, Rußland anzugreifen, wenn es sein Eroberungsheer über

[redacted]

den Pruth schickt, oder es anzugreifen, wenn es sich in seinen Grenzen vertheidigt. Man hat in England die empfangene Ohrfeige als eine nicht ganz unverdiente Strafe hingenommen, und Lord Palmerston müßte viele Kunst anwenden, um diesen Stand der öffentlichen Meinung zu ändern. Was auch der nächste diplomatische Schritt sei, — es wird schwerlich sehr bald zu einem Bruch kommen. Denn auch Frankreich, wenn es entschlossen sein sollte, die „europäische Aufgabe" zu einer französischen zu machen, wird doch mit diesem Entschluß nicht eher hervortreten, bis es an seine praktische Durchführung gehen kann.

Von entscheidender Wichtigkeit wird es also sein, ob die Insurrection den Winter hindurch ihre Existenz zu fristen vermag. Diese Existenz hängt nicht an den bewaffneten Banden allein; sie sind hundert Mal zertrümmert, und die revolutionäre Regierung hat doch ihre geheimnißvolle Macht behauptet. Die Sache wird schwieriger werden, wenn General Berg sich des Beamtenthums wieder bemächtigt, Polizei und Verwaltung mit russischen Militärs besetzt hat. Sobald die Sicherheit und Raschheit nachläßt, mit welcher das geheime Comité bisher den Gehorsam gegen seine Decrete erzwungen hat, so wird ein großer Theil der Besitzenden sich der drückenden Last seiner Anforderungen zu entziehen suchen. Indeß eine Organisation, welche nun Monate lang Angesichts der officiellen Staatsgewalt alle Functionen einer Regierung ausübt, Gesetze erläßt, die befolgt, Steuern erhebt, die bezahlt werden, welche allgemeine Recrutirungen ausschreibt, Gericht und Polizei übt und über die Kassen des Landes gebietet, welche endlich seit der Verkündigung der Kirchentrauer an dem Klerus mehr als je einen kriegsbereiten Verbündeten besitzt — eine solche Organisation kann die gewöhnliche Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Schanden machen. Auf alle Gräuel einer Schreckensherrschaft gegründet, wird sie allerdings für ihr Land die Freiheit nicht vorbereiten können, die auf der Gesittung geruht; aber es gelingt ihr vielleicht, die Flammen so lange in Brand zu halten, bis ein allgemeiner Krieg sich an ihnen entzündet.

Napoleon III. erholt sich in Vichy, und die ärgerliche russische Note scheint ihn in seinen Studien nicht zu stören. Er hat seinen polenfreundlichsten Minister entlassen und an die Spitze seines Ministeriums den Mann gestellt, der für die reellen Freundschaftsacte Rußlands die wärmste Anerkennung und gegen den socialdemokratischen Charakter der polnischen Bewegung das schneidendste Urtheil hatte. Ein gewisses Maaß von Courtoisie ist in dem Verkehr der beiden Staaten immer noch geblieben. Wird die große Nation und ihr Imperator sich den Schlag gefallen lassen können, der sie beide getroffen? Es scheint kaum glaublich; indeß die Organe, die dem kaiserlichen Willen am nächsten stehen, beharren noch immer bei der Ansicht, daß die Unterstützung der Polen eine Sache Europas sei und daß Frankreich, um die Last auf seine Schultern zu nehmen, zum mindesten England an seiner Seite haben muß. Bis zu dem Grade der Aufregung, welche die preußische Convention jenseits des Rheins erweckte, sind die Stimmungen bei Volk und Regierung nicht wieder gestiegen. Das französische Ehrgefühl steht eben in einiger Verbindung mit der Klugheit und mit dem Interesse. So kann Niemand wissen, ob Polen im Jahre 1864 die Rolle Piemonts spielen wird. —

Der große Umschwung unserer Verkehrsanstalten, der ferne Welttheile einander näherte, den seemächtigen Nationen neue Ziele der Eroberung gab, hat die politischen Verhältnisse Europas complicirter und unberechenbarer gemacht. Fast so bedeutsam, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts die Ereignisse an der Weichsel auf die Kriege am Rhein wirkten, wirken heute die Krisen in Amerika auf die europäischen Geschicke. Auf den Schlachtfeldern Virginiens und an den Ufern des Mississippi wird die Frage mit entschieden, ob wir wegen der Polen einen Krieg haben werden. Jenen Kämpfen gegenüber haben die beiden Seemächte die Rollen vertauscht, welche Tradition und Interesse ihnen anzuweisen schien. England, das durch die Zerreißung der Union von einem gefährlichen Rivalen befreit wird, hält sich scheu von einer Einmischung zurück; Frankreich, das an der Union einen Bundesgenossen gegen England hatte, arbeitet für die Anerkennung des Südens. Die französische Schwenkung wird durch den mexikanischen Feldzug hinreichend erklärt. Der Plan einer großen Erwerbung, die sich an die romanischen Südstaaten anlehnt und auf diese das französische Protectorat überträgt, die weiter die Landenge beherrscht, auf welcher einst der Seeweg zum stillen Ocean gebahnt werden wird, scheint die Gedanken des Kaisers geleitet zu haben, als er 50,000 Mann und 100 Millionen Francs aufwandte, um Puebla und Mexiko zu nehmen. Es sind dies Pläne, die auf gleicher Linie liegen mit den Bemühungen für den Suezcanal, den Erwerbungen in Hinterindien und Madagaskar. Die gegensetzliche Natur des stärksten romanischen und des stärksten germanischen Staates bricht hier hervor. Wenn aber die Nordstaaten die Kraft in sich haben, die Union wiederherzustellen, so wird der Kaiser auf eine Annexion verzichten müssen, welche ihre Beute werden würde und sich für die Verluste an Menschen und Geld durch die Bergwerke der Sonnora zu entschädigen suchen. Und der Rückzug aus seiner Position in Mexiko wird höchst wahrscheinlich die Folge haben, daß er die Leidenschaften seiner Nation um so rascher auf einen europäischen Krieg ableitet. —

Preußen hat während der letzten vier Monate auf den Gang der europäischen Verhandlungen, auf die Beschlüsse der einen oder der andern Partei keine Einwirkung geübt. Seit der Beseitigung der Convention ist sein Name kaum gehört, und wenn es meinte, durch seine rasche Entscheidung einen Bund der Ostmächte herbeizuführen, so ist dieser Plan bisher ein unerfüllter Wunsch geblieben. Auch wer von Polens Sympathien möglichst fern ist, wird nach den vorliegenden Erfahrungen doch zugestehen müssen, daß eine Politik, die sofort beim Auftauchen einer sehr verwickelten Frage die extremste Stellung einnimmt, der sicherste Weg ist, um sich jedes Einflusses auf den weiteren Fortgang zu berauben. Ob die Zukunft sich friedlich oder kriegerisch gestalte, — wir werden für die russischen Verlegenheiten mitzubüßen haben. Ja, wir büßen für sie schon jetzt; weil wir an der Geltendmachung unserer natürlichen und nächsten Interessen gehindert sind. Gebunden an eine „moralische Alliance," aus der für Preußen noch nie ein Segen entsprossen ist, gelähmt durch den tiefsten und doch leicht vermeidbaren inneren Conflict, in Spannung mit den Westmächten und im Streite mit Oesterreich, müssen wir die Wunden am Leibe des deutschen Volkes forteitern lassen, die gerade wir verpflichtet wären zu heilen. Es war das Vertrauen auf diese

[redacted]

Verhältnisse, welches das Copenhagener Ministerium zu den Märzordonnanzen ermuthigte, und uns trifft in ersterer Linie die politische Verantwortlichkeit, wenn der Bund ein volles Vierteljahr verbrauchte, um endlich — am 9. Juli — die Dänen zur Rückkehr auf den Boden von 1852 zu ermahnen, wenn die ständischen Rechte in Schleswig mit Füßen getreten werden, wenn die Ausführung eines Executionsbeschlusses — selbst nach Monaten noch zweifelhaft ist. Lord Palmerston hat dem Bunde mit dem Interesse gedroht, welches alle Großmächte an der Integrität der dänischen Monarchie nähmen. Dieses Interesse und die banalen Phrasen über unser Streben nach Begründung einer Seemacht und nach dem Besitze des Kieler Hafens würden sich weniger breit gemacht haben, wenn wir es verstanden hätten, unsere Interessen mit den englischen zu verknüpfen. Der heitere Witz, den sich der englische Premier noch erlaubte, daß Ueberstürzung nicht gerade der Fehler des deutschen Bundes sei, trifft nicht den Bund, sondern unser heutiges System.

Wir haben längst darauf verzichtet, daß es diesem Systeme gelingen werde, überkommene Schwierigkeiten zu lösen; wir begnügen uns, wenn es nur die Kraft hat, überkommene Güter uns zu erhalten. Das Unglück will, daß der Kündigungstermin der Zollvereinsverträge zum zweiten Male in eine Zeit fällt, wo Oesterreich im Steigen und Preußen im Sinken ist. Freilich liegt es in der Verfassung des Zollvereins, daß jener Zeitpunkt immer eine Krise hervorruft, weil alle wesentlichen Reformen auf ihn verschoben werden müssen. Auch das ist richtig, daß der Groll gegen Preußens leitende Macht und der Wunsch, es aus derselben zu verdrängen, fast so alt sind, als der Zollverein selbst. Die nationalpolitischen Ideen, die sich dann 1847 und wieder in den letztverflossenen Jahren an den Zollverein knüpften, der Drang nach einer Reform seiner Organisation, nach Beseitigung des liberum veto, nach Gründung eines Zollparlaments, mußten ferner dazu beitragen, jene Wünsche bei den Dynastien zu befestigen. Nur treibt dieses dynastische Gelüst dann am leichtesten und freisten sein Spiel, wenn die Antipathien der deutschen Stämme gegen Preußen am lebhaftesten erregt sind. Das ist der Zusammenhang, in welchem die Zollvereinskrise mit unseren inneren Zuständen steht. Zwischen dem officiellen Preußen und dem deutschen Volk ist heute jeder geistige Zusammenhang zerrissen; was Wunder, daß die Regierungen den Haß und die Erbitterung benutzen, um den materiellen Zusammenhang zu zerreißen? Die Zeit hat aufgehört, wo die Gegner des Handelsvertrags es anständig fanden, ihre Ablehnung durch wirthschaftliche Bedenken zu decken. Mit unbekümmerter Offenheit ließ man bei den Adreßdebatten der bayerischen Kammer das politische Motiv über die Zollfrage entscheiden. Kaum einige Reste der alten sachlichen Einwände klangen noch nach; das Verhältniß des Vertrags zu Oesterreich erschien ausreichend, um ihn zu verwerfen. Gläubig nickte die Mehrheit der Kammer, als Herr v. Schrenck seine so sehr verspätete Opposition gegen den Artikel 31 des Tractats damit rechtfertigte, daß der Entwurf ihm vor dem Abschluß nicht mitgetheilt sei. Lagen die Materialien nicht zu Tage, welche diese Entschuldigung Lügen straften? War es nicht bekannt, daß bereits im April 1861 eine preußische Denkschrift den Anspruch Frankreichs auf Behandlung als meist begünstigte Nation mitge-

theilt und denselben mit specieller Rücksicht auf den österreichischen Februarvertrag erörtert hatte? War es nicht bekannt, daß Württemberg früher jene Forderung als nicht ablehnbar anerkannt, Bayern nirgend widersprochen, beide aber den Wunsch ausgedrückt hatten, daß man die eventuellen Tarifermäßigungen nicht ohne Weiteres generalisiren und sie insbesondere Oesterreich nicht ohne Gegenleistung zugestehn solle? Aber die große Mehrheit der bayrischen Kammer hatte für die Andeutungen der Opposition in dieser Richtung kein Ohr. Sie maß den Tractat nach der großdeutschen Schablone. „Die Zollvereinsfrage ist die Fortsetzung der deutschen Frage," und da es bei der letzteren der oberste Grundsatz der Mittelstaaten ist, die beiden Großmächte durch einander zu neutralisiren, so „darf Oesterreich von der Verbindung mit dem zollvereinten Deutschland nicht ausgestoßen werden." Dies geschieht nun durch den französischen Tractat principiell durchaus nicht; wenn Oesterreich den liberalen Tarif annehmen will und kann, so ist sein Eintritt als Glied des Vereins an sich nicht verwehrt. Aber weil es das weder will noch kann, so soll auch Preußen und der Verein der handelspolitischen Richtung nicht folgen, welche den Interessen der Mehrheit entspricht. Diese Selbstentsagung fordert die Münchner Regierung von uns. Wir müssen unselbständig werden, damit sie ihre „Selbständigkeit" und „Unabhängigkeit" documentiren kann!

Die bayrische Regierung hat für ihren politischen Zweck die volle Unterstützung der Landesvertretung gefunden. Die zweite Kammer erklärte den Handelsvertrag in seiner gegenwärtigen Fassung für unannehmbar, und die Reichsräthe wollten „auch vor den äußersten Consequenzen nicht zurückschrecken, die das Unglück Deutschlands im Gefolge haben könnte." Um dieses Unglück herbeizuführen, ist von Bayern bereits Manches geschehen. Auf die Erklärung Preußens, daß es nach dem Schluß der Münchner Berathungen eine allgemeine Conferenz nach Berlin berufen wolle, auf welcher über die Erneuerung des Zollvereins „unter Aufrechterhaltung des mit Frankreich geschlossenen Vertrags" und weiter über das Verhältniß des wiederhergestellten Vereins zu Oesterreich verhandelt werden solle, hat Bayern die Anfrage gestellt, ob Preußen den Vertrag, „wie er liegt" oder nur die allgemeinen Grundsätze, die zu seinem Abschluß führten, aufrecht erhalten wolle; und es hat im ersteren Falle die Betheiligung bei den Verhandlungen im Voraus abgelehnt. Ohne dann auf diese Drohung die Antwort abzuwarten, ist es am 18. Juni dazu vorgeschritten, die Brücke zwischen den Freunden und den Gegnern des Tractats definitiv abzubrechen, und einen neuen Zollverein gegen und außer Preußen zu begründen. Die Basis desselben sollen die bisherigen Verträge, d. h. der alte Tarif und die alte Organisation sein; der Vertrag mit Oesterreich soll erweitert und eine Verbesserung des Tarifs „mit Rücksicht" auf diesen Staat in Betracht gezogen, d. h. die hohen Zollsätze sollen beibehalten werden. Eventuell wird der Verein sich in zwei Gruppen theilen mit vollkommener Verkehrsfreiheit für alle inländischen Landes- und Industrieproducte.

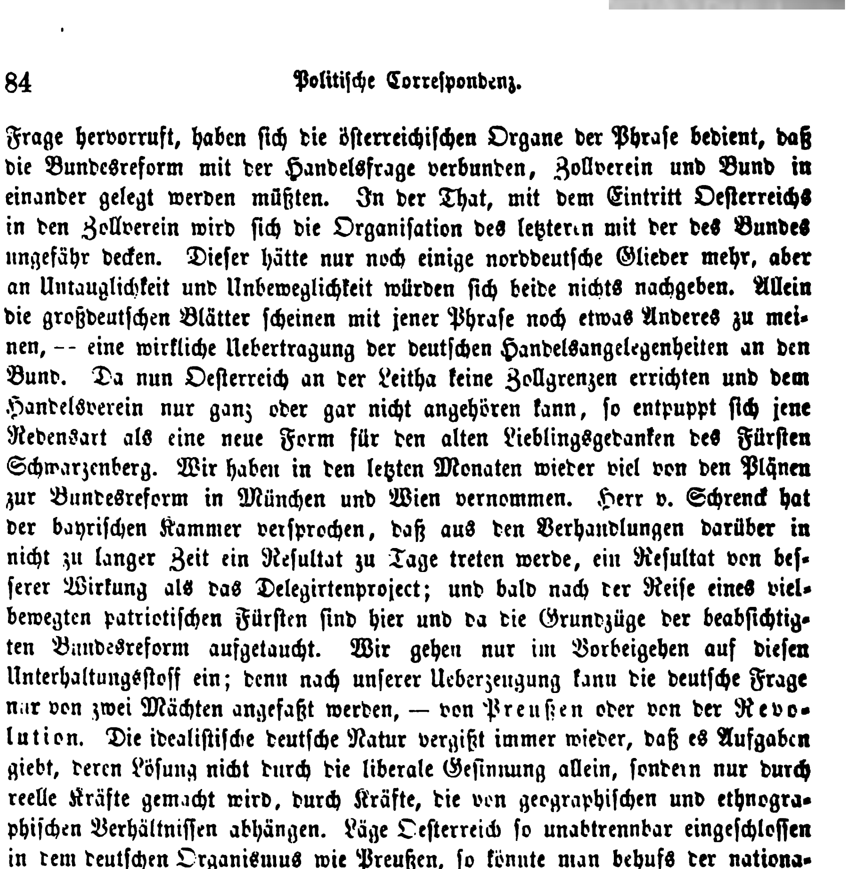
Wir sind somit ungefähr in die Situation vom 6. April 1852 zurückgekehrt. Damals war das Bündniß der Gegner stärker, Baden und Sachsen, die heute auf preußischer Seite stehen, und Kurhessen, das noch schwankt, zählten zu ihm.

[redacted]

Dafür hatte Preußen den Vortheil eines fertigen Vertrags mit dem Steuervereine in der Hand. Indessen damals fehlten die Impulse, welche heute Preußen — wer es auch regiere — zum festen Beharren zwingen. Das Differentialsystem, welches schließlich Oesterreich gewährt wurde, übte keinen nachtheiligen Einfluß auf unsere sonstigen Handelsverhältnisse. Heute würde die Erneuerung dieses Zugeständnisses uns unfähig machen, irgend einen vortheilhaften Handelsvertrag mit dem europäischen Westen abzuschließen. Damals wurde die Schwächlichkeit, welche Oesterreich wenigstens einen Fuß in den Verein hineinsetzen ließ, durch keine anderweitigen Verpflichtungen gehemmt: heute steht einer ähnlichen Neigung die Scheu vor dem Bruch des gegebenen Wortes und das Gefühl entgegen, daß das Preisgeben eines seit fast drei Jahren erstrebten und vertretenen Werkes einer moralischen Selbstvernichtung gleichkommen würde. Dieses Moment wird von unseren süddeutschen Gegnern übersehen, wenigstens von dem Theil, welcher im Ernst „die Segnungen des Zollvereins" erhalten will und durch einen strammen Druck Preußen zum Rückzug zu bewegen hofft.

Das Project eines Sonderbundes würde von Bayern gar nicht gewagt werden können, wenn Preußen einen seiner Macht entsprechenden Einfluß auf die beiden Länder ausübte, welche seinen Osten und Westen verknüpfen und Hannover von Süddeutschland abschneiden. Die heutigen Verlegenheiten sind die Folge einer Politik, welche selbst ein Ländchen wie Braunschweig nicht dauernd an sich zu ketten und die kurhessische Frage nicht gründlich zu lösen wußte. Indessen ist auch Bayern dieser Länder, selbst des südlichen, keineswegs sicher; und wenn es dies voraus wußte, als es die Eventualität zweier Zollgruppen in's Auge faßte, so ist der Leichtsinn dieses ganzen Projects unbeschreiblich. Denn es mag zweifelhaft sein, ob Hannover, wenn ihm der schmale Zugang zu einem Theil von Mittel- und Süddeutschland offen bleibt, an diesen Hinterländern einen Ersatz für die Verluste im Norden finden kann, aber unzweifelhaft ist es, daß es sich, selbst ohne praecipuum, an Preußen anschließen muß, wenn ihm der Süden abgeschnitten ist. Norddeutscher und süddeutscher Zollverein ist dann das Ergebniß. Und wenn die Dinge bis zu diesem Punkte getrieben sind, so besorgen wir, daß der Drang Bayerns nach Selbständigkeit in ein recht übles Dilemma gekommen ist. Ein Verein etwa mit Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau, in Summa kaum 8 Millionen Menschen, zum Theil nur durch Zwang zusammengetrieben, von der Verbindung mit dem Meere abgeschnitten, — das ist doch ein übler Tausch für den freien Verkehr auf dem weiten und offenen Gebiete des bisherigen Zollvereins. Der Anschluß an Oesterreich aber beschwört die Gefahren der Unterordnung, der Gebundenheit von Neuem herauf, und nach dem Wortlaut der Punctationen scheint man in München an eine solche Verschmelzung auch nicht zu denken. So sind denn die Würfel über die Existenz des Zollvereins noch lange nicht geworfen, und vielleicht erblicken wir einen bayrischen Bevollmächtigten auf der für den Herbst angekündigten Berliner Conferenz, zumal Preußen (am 8. Juli) versichert hat, daß aus dem Erscheinen auf derselben nichts Weiteres, als die Geneigtheit zur Verständigung gefolgert werden solle.

In dem chaotischen Gewirr, das die Zollkrise zusammen mit der deutschen



Frage hervorruft, haben sich die österreichischen Organe der Phrase bedient, daß die Bundesreform mit der Handelsfrage verbunden, Zollverein und Bund in einander gelegt werden müßten. In der That, mit dem Eintritt Oesterreichs in den Zollverein wird sich die Organisation des letztern mit der des Bundes ungefähr decken. Dieser hätte nur noch einige norddeutsche Glieder mehr, aber an Untauglichkeit und Unbeweglichkeit würden sich beide nichts nachgeben. Allein die großdeutschen Blätter scheinen mit jener Phrase noch etwas Anderes zu meinen, -- eine wirkliche Uebertragung der deutschen Handelsangelegenheiten an den Bund. Da nun Oesterreich an der Leitha keine Zollgrenzen errichten und dem Handelsverein nur ganz oder gar nicht angehören kann, so entpuppt sich jene Redensart als eine neue Form für den alten Lieblingsgedanken des Fürsten Schwarzenberg. Wir haben in den letzten Monaten wieder viel von den Plänen zur Bundesreform in München und Wien vernommen. Herr v. Schrenck hat der bayrischen Kammer versprochen, daß aus den Verhandlungen darüber in nicht zu langer Zeit ein Resultat zu Tage treten werde, ein Resultat von besserer Wirkung als das Delegirtenproject; und bald nach der Reise eines vielbewegten patriotischen Fürsten sind hier und da die Grundzüge der beabsichtigten Bundesreform aufgetaucht. Wir gehen nur im Vorbeigehen auf diesen Unterhaltungsstoff ein; denn nach unserer Ueberzeugung kann die deutsche Frage nur von zwei Mächten angefaßt werden, — von Preußen oder von der Revolution. Die idealistische deutsche Natur vergißt immer wieder, daß es Aufgaben giebt, deren Lösung nicht durch die liberale Gesinnung allein, sondern nur durch reelle Kräfte gemacht wird, durch Kräfte, die von geographischen und ethnographischen Verhältnissen abhängen. Läge Oesterreich so unabtrennbar eingeschlossen in dem deutschen Organismus wie Preußen, so könnte man behufs der nationalen Frage eine Art Concurrenz zwischen beiden eröffnen, und nachdem der Eine seine Sache schlecht gemacht hat, sich mit Fug und Recht an den Anderen wenden. Aber der Einfluß Oesterreichs auf Deutschland beruht eben darauf, daß es zu dieser Concurrenz nicht fähig ist; und es würden in dem Augenblick sämmtliche Mittelstaaten auf die preußische Seite treten, wo es sich einfallen ließe, diese seine Unfähigkeit zu vergessen. Was es ohne Gefährdung seines Einflusses an Reformen bieten kann, ist immer nur ein Bundesdirectorium, in welchem das Stimmrecht der Mittelstaaten conservirt und das der meist nationalgesinnten Kleinstaaten annullirt ist; d. h. also eine Einheit, die im Vergleich mit dem Bundestag eine entschiedene Verschlechterung ist. Eine Abordnung der deutschen Kammern fügt sich dann an diesen Vorschlag leicht an, da es ja sicher genug ist, daß die Regierungen über jenen ersten Punkt sich im Frieden niemals verständigen werden. Aber ein gutes Theil der vertrauensseligen Deutschen schaut gläubig auf, wenn aus dem vergilbten Haufen österreichisch-bayrischer Reichsprojecte von 1849 bis 1851 irgend ein Blatt wieder hervorgezogen wird.

Preußen ist stark genug, um die nationale Frage positiv und negativ zu bestimmen. Wenn es dem liberalen Princip entsagt, so geräth die nationale Bewegung in Stagnation. Die politischen Stimmungen des deutschen Volks, das mehr und mehr einem Programm sich unterwarf, verfallen wieder dem alten Chaos. Großdeutsche und Kleindeutsche, Föderale und Unitarier stellen

[redacted]

sich einander mit ziemlich gleichen Kräften gegenüber. Aber zum Glück lehrt uns die heutige Erfahrung, daß Preußen für sich allein nicht stark genug ist, um auch die liberalen Ideen in's Stocken zu bringen. Noch hat das bei uns herrschende System keine der bedeutenderen deutschen Regierungen zur Nachfolge gereizt, vielmehr sind sie bemüht, im Herzen ihrer Bevölkerung fester zu wurzeln und die Vielstaaterei dem Deutschen als Zuflucht der Freiheit werth zu machen. In Württemberg und zumal in Bayern herrscht volle Harmonie zwischen Ständen und Regierungen; in Hannover wird nach dem Ausfall der Wahlen ein Liberalismus sich halten, der im Vergleich mit dem Regimente des Grafen Borries immerhin als eine Wohlthat erscheint; die Organe des Herrn von Beust rühmen die badischen Reformen, und in Kurhessen wird mit einem gesetzlichen Budget regiert. Das Ministerium Roggenbach ist keineswegs gestürzt; vielmehr hat es dem badenschen Lande Organisationen eingepflanzt, welche die Freiheit und die Selbstverwaltung sichern. Und weiter hinaus in den großen Continentalstaaten begünstigen die Verhältnisse den Fortgang der liberalen Ideen. Wie oft auch die „Kreuzzeitung" und das „Wiener Vaterland" den Sturz Schmerling's prophezeit haben, — das constitutionelle Princip hat sich im Kaiserstaate erhalten und es wird sich erhalten, weil die Wiederherstellung des Credits und der Finanzen, weil die Hoffnung, die Ungarn endlich zum Compromiß zu zwingen, auf ihm beruht. In Frankreich hat sich der politische Geist bei den letzten Wahlen mit unerwarteter Kraft erhoben, und Louis Napoleon ist klug genug gewesen, auf die warnende Stimme seiner Hauptstadt zu hören. Er hat seinen unpopulärsten Minister entlassen, das Publicum mit einem merkwürdigen Brief über die Uebel der Centralisation überrascht, und er wird fortfahren, die Bewegung der Geister, da er sie durch wirkliche Freiheit nicht befriedigen kann, ihnen unbewußt, auf andere Ziele zu lenken. Ja, selbst dem Czaren Alexander II. muß man es nachrühmen, daß er von großen reformatorischen Ideen beseelt ist, gleichgültig, ob das Ziel, welches er bei den socialen Umwälzungen im Auge hat, das menschenwürdige Dasein seines Volks oder nur die Macht seines Reichs ist. Auch in Polen hat er das System der Vermittlung, der allmählichen Regeneration, wie es in Wielopolski vertreten war, noch aufrecht erhalten, als die hellen Flammen des Aufstandes schon längst über das Land hereinschlugen; und eben jetzt ist er bemüht, in einem andern gefährdeten Theile seines Reichs die innere Gährung zu beschwichtigen: — zum 15. September sind die Landstände Finnlands einberufen.

Das System der Repression, des rücksichtslosen Kampfes gegen leicht erfüllbare Anforderungen des Volkes, wie es bei uns geübt wird, ist ohne Beispiel, wie ohne Nachahmung in Europa. Ueberall sind es edlere Güter, die das Leben der Nationen erfüllen, sei es der sociale Fortschritt, die Befestigung des Rechts und der constitutionellen Freiheit, sei es das Gefühl der Macht und Geltung, der Genuß der Siege und des Einflusses auf die Welt. Nur uns ist es so gut nicht geworden. Die Befriedigung, die wir von unserer politischen Existenz haben, besteht in der Lectüre der Zeitungsverwarnungen und in der angenehmen Beschäftigung, dem wüsten Lärm der Partei zuzuhören, welche diese Unglückszeit benutzen möchte, um die ganze Verfassung über den Haufen zu werfen.



Um eine neue Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses zu erzielen, so ungefähr lasen wir kürzlich in einem feudalen Blatte, bedarf es „noch nicht einmal" eines neuen Wahlgesetzes. Dieses „noch nicht einmal" kennzeichnet die ganze Frivolität der Partei, die jetzt bei uns so ziemlich allein das Wort führt. Der Erlaß eines Wahlgesetzes ist nur ein Verfassungs- und Eidbruch; und doch bedarf es noch nicht einmal dieses leicht anzuwendenden Mittels! Wir sind anderer Ansicht. Nachdem man die Dinge bis hierher getrieben hat, wird kein Mittel mehr ausreichen, um den „dritten Factor" wieder in Uebereinstimmung mit den beiden anderen, d. h. um den Staat mit seiner heutigen Maschinerie wieder in seine Fugen zu bringen.

Notizen.

Der Krieg in Nordamerika steht augenscheinlich in Folge der letzten Ereignisse vor einer entscheidenden Wendung; es ist wahrscheinlich, daß er mit diesem Jahre zu Ende geht, und wir meinen daher, daß es den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein wird, wenn wir den Versuch machen, sie einigermaaßen über die Tagesliteratur, welche für die große Mehrzahl zur Zeit doch die Hauptquelle über diesen Krieg ist, zu orientiren. Wir machen dabei natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern heben zunächst nur diejenigen Schriften und Zeitschriften hervor, welche uns bei einer näheren Beschäftigung mit diesem Krieg bekannt geworden sind und uns durch ihre sachlichen Mittheilungen, wie durch ihre Verbreitung zu dem angedeuteten Zwecke besonders geeignet erscheinen.

Wer sich über den bisherigen Verlauf und Zusammenhang des Krieges rasch unterrichten will, wird zuerst nach guten Flugschriften fragen. Allein der Büchermarkt läßt uns damit diesmal fast vollständig im Stich. Eine Broschüre, welche eine gleichmäßig durchgeführte befriedigende Darstellung des Kampfes von seinem Ursprung bis zum Beginn des diesjährigen Feldzugs lieferte, giebt es noch nicht; eine einzige kommt der Forderung einigermaaßen nahe: „Der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginne bis zum Schluß des Jahres 1862 von G. Sander, Hauptmann in der königlich preuß. rhein. Artilleriebrigade Nr. 8. Frankfurt a. M. W. Küchler, 1863." Es sind hier namentlich die Ereignisse vom Ausbruch des Krieges bis zur ersten Schlacht am Bull Run (21. Juli 1861), vorzugsweise auf Grund der Schriften von Hudson und Annecke, in gedrängter Fassung recht gut erzählt; die Ursachen des Kampfes, die Vorbereitungen dazu, die Staats- und Heereszustände im Norden wie im Süden treten uns in anschaulichem Bilde entgegen. Es ist freilich nicht das Ergebniß einer eindringenden, erschöpfenden, umfassenden Kenntniß der amerikanischen Zustände, die Untersuchung unterscheidet nicht hinreichend zwischen den mächtigeren und den weniger wirksamen Beweggründen, die Schilderung läßt noch manche bedeutende Lücke erkennen oder herausfühlen; im Ganzen aber wird man doch in die erste Ent-

wickelung des großen Kampfes auf befriedigende Weise eingeführt, man ist über den Zusammenhang orientirt und im Verständniß auch der nachfolgenden Ereignisse wesentlich gefördert. Von weit geringerem Werthe ist der dritte Abschnitt, welcher den eigentlichen Krieg, der bekanntlich mit jener Schlacht erst seinen Anfang nahm, behandelt. Es ist dieser nichts Anderes, als eine fleißig zusammengestellte Skizze der hervortretenderen äußeren Ereignisse, und auch diese erscheint zum Theil, z. B. in Bezug auf den Sommer- und Herbstfeldzug von 1862 im Westen, höchst lückenhaft; man sieht, daß es dem Verf. ebensowohl an Quellen als an Zeit zur gründlichen Durcharbeitung gefehlt hat. Das Urtheil läßt wohl an einzelnen Stellen den sachverständigen Blick erkennen, aber es tritt viel zu vereinzelt auf, um eine besondere Bedeutung zu haben; die wichtigsten Punkte, z. B. Zusammensetzung und Stärke der Heere, Zusammenhang der Operationspläne, taktischer Verlauf der Schlachten, sind einer näheren Untersuchung, einer kritischen Betrachtung in diesem Abschnitt so gut wie gar nicht unterworfen. Wer etwas tiefer gehen will, wird daher freilich noch nach anderen Schriften suchen müssen; nur wüßten wir dafür zur Zeit höchstens die zwei bereits genannten zu empfehlen, die leider auch nur gerade bis zum Anfang des Krieges führen, nämlich: „der zweite Unabhängigkeitskrieg in Amerika von Dr. Hudson" und „der zweite Freiheitskampf der Vereinigten Staaten von Nordamerika von G. Annecke."

Damit wären wir mit der Flugschriftenliteratur zu Ende — wenn wir nicht der schönen Monographie des Prinzen von Orleans, Grafen von Paris, über den Feldzug Mc. Clellan's gegen Richmond 1862 noch gedenken müßten. Der Aufsatz ist zuerst in der „Revue des deux Mondes" erschienen; in deutscher Uebersetzung haben ihn G. Pötz in Naumburg und Wolfgang Gerhard in Leipzig als besondere Brochüre unter dem Titel „Feldzug der Potomac-Armee vom März bis Juli 1862" herausgegeben; das Heft trägt zugleich die Ankündigung auf dem Titel „die Kriegsoperationen in Nordamerika I." eine Ankündigung, der indeß nicht weiter Folge gegeben worden ist. Der Prinz war bekanntlich bis bald nach der großen Treffenkette von Richmond (25. Juni bis 2. Juli 1862) im Lager Mc. Clellan's, berichtet also als Augenzeuge und Theilnehmer. Er thut es lebendig, geistreich, liebenswürdig; es geht jener edle Zug ritterlicher Anerkennung für Personen und Thaten durch die Schrift, der sich heutzutage nur bei den unabhängigen, nicht bei den officiellen Franzosen findet. Es ist wohl die beste Darstellung, welche wir bis heute über irgend eine Episode des Feldzugs besitzen, voll interessanter Schilderungen über die großen und kleinen Heeresverhältnisse, über Staats- und Volkszustände, über Operationen, Märsche, Treffen. Auch so freilich ist das, was wir da vor uns haben, immer nur eine Reihe lebendiger, unmittelbarer Eindrücke von relativem Werth, die bei aller Anziehungskraft doch in keiner Weise als ein wirkliches Stück Geschichte gelten können. Die etwas romantische Art, wie der Prinz den General Mc. Clellan zu Anfang März 1862 in „einem verlassenen Hause zu Fairfax" den letzten Entschluß fassen läßt, die Naivetät, womit er mehrfach vor großen Ereignissen den Verrath in's Spiel bringt, die anmuthige Leichtigkeit, womit er über die wichtigsten, beim Obercommando und der Heereseintheilung

sich kreuzenden militär-politischen Einflüsse, über die Stärke von Heer und Flotte, über den wirklichen nüchternen Kern der Entwürfe, Pläne und Befehle hinweggeht, das Alles läßt erkennen, daß er im Grunde doch nur als Dilettant, wenn auch als Dilettant im besten Sinne des Wortes, schreibt.

Wenden wir uns zu den Zeitungen und Zeitschriften, so können wir unsern Lesern für's Erste die tröstliche Versicherung geben, daß sie schwerlich viele Ursache haben, sich außerhalb des Kreises ihrer gewöhnlichen Lectüre noch besonders nach Material umzusehen; wir wenigstens haben bis jetzt unter den besseren Arbeiten und Mittheilungen über den amerikanischen Krieg, die uns in verschiedener Gestalt meist ziemlich gleichzeitig bekannt geworden sind, einen wesentlichen Unterschied nicht zu entdecken vermocht. Es beschränkt sich Alles auf Stückwerk, auf Beiträge der mannichfaltigsten Art, für das Einzelne oft recht werthvoll, doch selten zu einer befriedigenden zusammenhängenden Darstellung des Ganzen oder auch nur eines Abschnitts verarbeitet. Man sollte meinen, die militärischen Zeitschriften müßten zu solcher Verarbeitung bei den gewaltigen Dimensionen und der Eigenthümlichkeit des Kampfs besonderen Anlaß gehabt haben; — wir haben aber weder in den bedeutenderen deutschen noch ausländischen Organen der militärischen Presse bis jetzt etwas gefunden, was wir gegen die Leistungen unserer größeren politischen Blätter auf diesem Gebiet besonders hervorzuheben vermöchten. Wir meinen beispielsweise, daß man sich über den Feldzug 1862 für jetzt schwerlich aus einer Fachzeitschrift besser wird unterrichten können, als aus dem October- und Novemberheft dieser Jahrbücher und noch specieller aus den Aufsätzen, welche seit Anfang dieses Jahres unter dem Titel: „der Krieg in Nordamerika am Ende des zweiten Feldzugs" in der „Berliner Allgemeinen Zeitung" erscheinen. Beide Arbeiten rühren vom Verfasser dieser literarischen Ueberschau her, der die zweite als eine erweiterte Ausführung der ersteren unternommen und eben dabei Gelegenheit gehabt hat, sich bis in's Einzelne über den Krieg und seine Literatur zu orientiren. Die erstere Arbeit läßt in Bezug auf Richtigkeit der Thatsachen im Einzelnen noch Manches zu wünschen übrig, auch bricht sie vor Beendigung des Feldzugs ab doch wird man den Zusammenhang im Ganzen, auch wenn man spätere Nachrichten als die damaligen vergleicht, zuverlässig dargestellt finden, und das die Thatsachen begleitende Urtheil haben seitdem die Ereignisse in den meisten Punkten bestätigt. Die andere Arbeit darf, vom militär-politischen Standpunkt aus, wohl als die umfassendste und erschöpfendste Darstellung bezeichnet werden, welche bis jetzt vorhanden ist. Dem Verfasser hat kein besonderer Reichthum von Quellen zu Gebote gestanden, wenigstens nicht von solchen Quellen, wie er sie für eigentliche Geschichtsarbeit für nöthig hält; aber er darf sagen, daß er das ihm zugängliche Material gründlich und gewissenhaft durchgearbeitet und verglichen hat, so daß der Leser über den wirklichen Verlauf der Dinge vielleicht nicht immer hinreichend aufgeklärt, niemals getäuscht wird. Den Werth der eingeflochtenen Urtheile und Betrachtungen zu würdigen, muß der Verfasser natürlich Anderen überlassen. Leider war er bis jetzt verhindert, die Arbeit so rasch zu fördern, als er gewünscht hätte; es liegt indessen der Feldzug 1862 im Osten und der Feldzug im Westen bis zum Ablauf des Sommers vollendet vor. Zum Abschluß der

Darstellung würde noch der Herbstfeldzug im Westen, der Küstenkrieg und insbesondere eine Erörterung über die wichtigen Fragen der Organisation und der inneren Zustände der Heere gehören.

Sind den Lesern nun die bisher genannten Schriften zugänglich, so mögen sie dieselben benutzen; im Uebrigen verweisen wir sie auf die größere Zeitung, die ihnen für gewöhnlich zu Gebote steht. Dabei müssen sie aber, wenn sie sich ein einigermaaßen richtiges Urtheil bilden wollen, nicht blos in die Telegramme, sondern auch in fast alle ersten Nachrichten, welche die vorzugsweise in die deutschen Blätter übergehende Englische Correspondenz durch verschiedene Dampfer bringt, das entschiedenste Mißtrauen setzen. Die Correspondenten geben nicht die Sache selbst, sondern die Gerüchte und Stimmungen wieder, welche an den großen Plätzen, namentlich in New-York, darüber im Umlauf sind, und diese Eindrücke und Auffassungen sind dort noch abenteuerlicher, übertriebener und verworrener, als in Europa, weil das demokratische Element, die Massenbewegung dort noch von weit größerem Einfluß auf alle Thätigkeiten und Verhältnisse des öffentlichen Lebens ist. Erst die zusammenhängenderen Darstellungen der Originalcorrespondenten, welche einige Wochen auf die Ereignisse zu folgen pflegen, geben ein getreueres Bild vom Verlauf und der wirklichen Bedeutung der Ereignisse. Unter diesen Mittheilungen aber möchten wir im Durchschnitt denjenigen der Correspondenten für deutsche Blätter den Vorzug geben; sie sind weit unbefangener und besonnener, als die französischen und als die englischen, welche ihren Mittheilungen meist die stark aufgetragenen Parteifarben ihres Blattes geben, wenn auch nicht alle in der Uebertreibung, wie es bei der Times geschieht. Wir heben unter diesen Correspondenten als besonders gut unterrichtet, besonnen und reif in seinem Urtheil denjenigen der „Weserzeitung" und neben ihm den der „Kölnischen Zeitung" hervor; in den Thatsachen gut unterrichtet und ausführlich, doch in seinem Urtheil etwas zu sehr von den Schwankungen und Stimmungen des Augenblicks abhängig ist der Correspondent der „Süddeutschen Zeitung," der indessen seit länger geschwiegen hat; auch die Originalberichte der „Augsburger Allg. Z." sind in ihrem thatsächlichen Theil meist gut und sachverständlich abgefaßt, doch tragen auch sie im Durchschnitt zu sehr die Färbung des Parteistandpunkts und der augenblicklichen Eindrücke. Es ist übrigens zur allgemeinen Orientirung über den Krieg keineswegs nöthig, daß man unmittelbar in den genannten oder anderen Blättern die Originalcorrespondenzen vergleicht; vielmehr theilt wohl so ziemlich jede unserer guten größeren Zeitungen ihren Lesern zeitig genug das Wesentliche aus den Originalcorrespondenzen der deutschen und selbst der ausländischen Zeitungen mit.

Es bleibt uns noch übrig, die brauchbaren Karten zu nennen. Die Aufgabe ist bei dem ziemlich primitiven Standpunkt, auf dem sich die Kartographie Nordamerikas noch befindet, mit zwei Worten gelöst. Fast jeder unserer größeren Handatlanten, wie z. B. von Stieler, Bauerkeller, Kiepert, enthält auch einzeln zu habende Blätter, welche dem Bedürfnisse im Allgemeinen genügen. Größere Karten, welche wesentlich mehr leisteten, sind zur Zeit nicht vorhanden. Amerika hat eben noch keine trigonometrische Landesvermessung, und der sonst

topographisch sehr tüchtig gebildete Generalstab der regulären Armee hatte, auch ehe der Krieg ausbrach, keine Zeit, sich in ausgedehnterem Maaße mit der Landesaufnahme zu beschäftigen, da seine Thätigkeit vorzugsweise durch die Arbeit des Ingenieurs in Anspruch genommen war, welcher in dem ungeheuren Land nach allen Richtungen der Culturbewegung die neuen Wege suchen und ebnen mußte. Es beruhen daher die vorhandenen Karten auf sehr ungleichem Material, und namentlich ist die Angabe der militärischen Verkehrswege, der Eisenbahnen und großen Straßen, zum Theil noch sehr mangelhaft und unzuverlässig. Unter den für den allgemeinen Gebrauch in Deutschland zugänglichen Karten hat wohl diejenige von Calvin Schmidt, welche neuerdings von Theodor Fischer in Kassel in 16 Blättern zum Gesammtpreis von 2 Thlrn. herausgegeben wird, den größten Maaßstab. Allein sie ist zum Studium des Krieges durchaus nicht zu brauchen, theils weil die Vertheilung in so viele Blätter jede Uebersicht unmöglich macht, theils weil Zahl und Haltung der Einträge viel zu verwirrend ist, um von den im Krieg entscheidenden Gegenständen ein nur einigermaaßen deutliches Bild hervortreten zu lassen. Aus dem letzteren Grunde können wir auch die bei F. Flemming in Glogau erschienene, von Handtke gezeichnete Generalkarte der Vereinigten Staaten nicht empfehlen. Weitaus am besten von allen ist das Blatt Nr. 37 aus Kiepert's Neuem Handatlas unter dem Titel „Oestliches Nordamerika," das auch einzeln für ⅓ Thlr. zu haben ist, zur Uebersicht geeignet; wir haben uns mit Hülfe desselben ohne große Mühe bis jetzt noch über den Zusammenhang aller Operationen zurecht finden können. Zu dem Zweck, die Kriegsereignisse bis in's Einzelne zu verfolgen, sind bis jetzt nur die bei J. Perthes zum Preise von je ⅓ Thlr. erschienenen beiden Blätter des Kriegsschauplatzes zwischen Washington und Richmond von Dr. A. Petermann zu nennen. Sie können im Allgemeinen, und namentlich auch im jetzigen Augenblick, wieder als recht brauchbar gelten, liefern aber doch zugleich den Beweis für unsere Behauptung von der Mangelhaftigkeit des vorhandenen Materials, indem sonst eine Autorität, wie Dr. Petermann, ohne Zweifel eine weit bessere Arbeit geliefert hätte, als namentlich die zweite Nummer ist.

Das Gesagte zusammenzufassen, so stellt es, im Gegensatz zu der Bedeutung dieses Krieges für unsere politischen, militärischen und Verkehrsinteressen die Auffassung desselben, wie sie in der Tagespresse und Flugschriftenliteratur hervortritt, unserer politisch-militärischen Einsicht kein besonders schmeichelhaftes Zeugniß aus; es zeigt nur, wie wenig wir im Ganzen noch über den Verlauf und den Charakter des Krieges orientirt sind. Man sollte meinen, das Urtheil müßte in Europa, wo sich dem ferner gestellten Blick und Interesse mehr die entscheidenden Erscheinungen aus den verwirrenden Einzelheiten hervorheben, reifer und sicherer sein, als in Amerika, — statt dessen finden wir, daß es bei allen wichtigeren Nachrichten regelmäßig, wenn auch im geringeren Grad, alle Schwankungen mit- und nachmacht, welche dort die bewegliche öffentliche Meinung durchläuft.

Man überzeugt sich dabei auf's Neue von der Wahrheit zweier Sätze, die auf der Hand zu liegen scheinen, die aber trotz ihrer Einfachheit von der öffentlichen Meinung zu unserem Schaden zu häufig vergessen werden. Wir meinen

den Satz, wonach zu einem einigermaaßen sicheren und richtigen militärischen Urtheil doch ein an dem Studium und der Praxis militärischer Dinge geübter Blick gehört, sowie den anderen Satz, daß eine so großartige und eigenthümliche Erscheinung wie dieser gewaltige Krieg in seinem Charakter, seiner Bedeutung und wahrscheinlichen Wendung doch erst erkannt und gewürdigt werden kann, wenn ein ansehnlicher Theil der Entwickelung zurückgelegt ist. Dies ist jetzt, wie wir bereits im Eingang andeuteten, der Fall; und wir halten es in diesem Augenblick für um so wichtiger, daß sich unter den Befähigten und Berufenen ein selbständiges und zuverlässiges Urtheil darüber bilde, als wir leider in Deutschland eine Politik nicht haben, welche den wichtigen nationalen Interessen, die dabei in's Spiel kommen, einigermaaßen als Wegweiser dienen könnte.

Indeß wir noch sinnen, wie auch diese Blätter ihre Theilnahme bekunden könnten an der gehobenen Feststimmung, die in diesen Tagen aus Leipzig, dem Schauplatz des diesjährigen allgemeinen Turnfestes zu uns herüberklingt, kömmt uns ein Flugblatt zu: „das Verhältniß der Turner und Turnvereine zur Politik, von L. K. Aegidi." — Gewiß, es ist damit die Frage auf's Tapet gebracht, welche bei einem ernsteren Hinblick auf die Angelegenheit sich immer wieder in den Vordergrund drängen wird. Es ist nicht zufällig, daß die Geschichte des Turnens in unserem Vaterlande mit den Wechseln unseres politischen Lebens eng verflochten gewesen ist. Die Eröffnung der Turnschulen fiel zusammen mit der Erhebung des nationalen Geistes gegen das entwürdigende Joch der Fremdherrschaft — die Turnschulen wurden geschlossen, als man, nach der gelungenen Befreiung, die Geister ängstlich wieder zur Ruhe zu bringen suchte, die unsere Heere gegen den Feind geführt und sie siegen gelehrt hatten. „Fast scheint es," so schrieb vor zweiundvierzig Jahren Fr. Thiersch in der Zueignung seiner Pindarausgabe an Jahn, „fast scheint es, als wolle man auch hier nur den nächsten Bedarf, gute Fäuste und rasche Schenkel für Heer und Feld, und kaum fängt die Gesinnung und der Geist jenes Lebens an, sich über die Turnplätze zu erheben, so entsteht gegen ihn ein Geschrei, als ob zum Turnkleid die rothe Mütze als Ergänzung hinzukommen, und man den Turnplatz in ein Bollwerk verwandeln würde, aus ihm gegen Staat und Thron Sturm zu laufen." Wir müßten uns sehr irren, oder es ist auch heut noch nicht überflüssig, solchen Visionen und den von daher einer guten Sache drohenden Gefahren entgegenzutreten. Die erwähnte Broschüre thut dies an ihrem Theil. Mit musterhafter Popularität entwickelt sie zuerst, wie es in der Natur der Turnkunst und des mit ihr zusammenhängenden genossenschaftlichen Lebens liege, mit dem Leibe zugleich die Seele zu bilden und zu kräftigen, mit Einem Worte Männer zu erziehen. Sie unterzieht sodann den Begriff der Politik einer Erörterung: — das Staatsleben hat eine allgemein-menschliche, es hat zweitens eine technische Seite, und so kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß es den Turnvereinen nicht nur zieme, sondern ihre Pflicht sei, die Politik in jenem ersteren Sinne in den Bereich ihres Strebens zu ziehen, darüber hinaus jedoch sich ebenso gewissenhaft des Politisirens zu enthalten. Wenn Turner oder Turnvereine, — so erläutert er beispielweise —, sich durch ihr politisches Interesse am Vaterlande hinreißen

lassen, für „Großdeutsch" oder „Kleindeutsch" Partei zu ergreifen, dann zerreißen sie das liebe schöne Band, welches die Turner des Südens und des Nordens zu der Einen großen Brüderschaft deutscher Turner zusammenfaßt. — Der Rath, gewiß, ist ein guter Rath, wenn auch die Motivirung, daß es dem Turner nicht anstehe, auf Autorität hin zu handeln, vielleicht zu viel beweist und, in unbedingter Ausdehnung, der naturnothwendigen Form, in der sich aller Antheil der öffentlichen Meinung an Staatsfragen entwickelt, allzu enge Grenzen steckt. Der Kern der Sache liegt unseres Erachtens darin, daß das Turnen als solches mit der Tagespolitik nichts zu thun hat und jede Sache am besten gedeiht, wenn sie sich innerhalb ihrer eigenen Zwecke und Grenzen hält. Hier ist nur Ein Umstand, der immer wieder die Politik gerade dem Turnwesen näher bringt und die Unterscheidung des allgemein Menschlichen und des Technischen erschwert. Man sagt zu wenig, wenn man nur die Liebe zum Vaterlande und den Eifer für dessen Vertheidigung als unmittelbar zum Berufe des Turners gehörig bezeichnet. Die Uebung edler Leibeskunst führt, wenn sie irgend recht betrieben wird, dem Staatsleben noch lebendigere und mannichfaltigere Kräfte zu. Jene Kunst wurde — um wieder Thiersch reden zu lassen — von den Alten „als die Quelle erhabener Gesinnungen und Freundschaft, als die Grundlage der Freiheit und Ehre betrachtet." Auf diesem Boden erwuchs und erwächst noch heute der Stolz der Selbständigkeit, das Gefühl der Kraft, der Ernst männlicher, alles Edle und Gute mit arbeitsvoller Ausdauer erstrebender Gesinnung. Aus der Pflege aller dieser guten Geister entsteht einem in sich gesunden Staate gesteigertes Wohlsein; wo dagegen in einem Staate etwas oder Vieles faul ist, — was Wunder, wenn er diese Geister fürchtet und wenn sie sich wider ihn regen? Das ist das Ueble unserer deutschen Politik, daß so viele ihrer „technischen" Fragen eine Seite haben, durch die sie unmittelbar das Gefühl für Ehre und Freiheit in jedes Mannes Brust in Waffen rufen. Wo irgend heute in deutschen Gauen Sänger oder Turner oder Schützen in großen Festversammlungen zusammentreffen, da entzündet sich natürlich im Elemente der Gemeinsamkeit die Empfindung dessen, was noch unedel und unfrei, ja schmachvoll an unserem deutschen Staatsleben ist, zu erhöhter Gluth und brennt in Einer Flamme zusammen. Nicht den bestehenden Göttern sondern den ersehnten, voran der Göttin der Einheit, gilt der Cultus dieser Feste. Den unbestimmten Enthusiasmus, die vage Begeisterung wollen wir dabei wahrlich nicht rühmen, als ob sie wirkliche politische Thaten seien, und dem Turner am wenigsten steht es an zu vergessen, daß vor die Tugend der Schweiß gestellt ist. Aber daß nur auch der Staatsmann in diesen Manifestationen des Volksgeistes nicht lediglich Uebergriffe oder aber nichtsbedeutende Redegelüste erblicke! Ein fast wichtigeres Capitel als das über das Verhältniß der Turnvereine und Turnversammlungen zur Politik, ist das über das Verhältniß der Politik zu diesen Vereinen und Versammlungen. Es wird gut um uns bestellt sein, wenn aller politische Tendenzcharakter von solchen Festen fernbleibt, aber es liegt in erster Linie in der Hand unserer Staatsmänner, diesen Zustand herbeizuführen. So lange von oben her in den Grundfragen deutscher Freiheit, Einheit und Ehre nur gepfuscht wird, so lange ist der politische Dilettantismus eine Krankheit zwar, aber eine Krankheit, die um der Genesung willen ertragen werden muß.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.



Ein Philosoph und ein Naturforscher über Franz Bacon von Verulam.

Kuno Fischer, Franz Baco von Verulam. Leipzig 1856.
Justus von Liebig, Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung. München 1863. (Erweiterter Abdruck einer Reihe von Artikeln in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1863 Nr. 100—105; ursprünglich ein Vortrag in der K. Akademie der Wissenschaften in München.)

Wer für den oft gehörten Satz, daß Philosophie und Naturwissenschaft auf verschiedenen Principien der Erkenntniß ruhen und deshalb nichts gemein haben, einen recht schlagenden Beweis beizubringen suchte, könnte nichts Besseres thun, als die zwei Urtheile über Bacon zusammenstellen, die vor wenigen Jahren der gelesenste Geschichtschreiber der neueren Philosophie und in den letzten Wochen der berühmte Meister der Chemie gefällt haben. Dort nichts als Bewunderung des großen Geistes, des consequenten Denkers, des zugleich methodischen und speculativen Kopfes; hier die schneidendste Verurtheilung seines Wissens, seiner Methode, seines Charakters. Während Kuno Fischer zu zeigen sucht, daß eben die Schwächen seines moralischen Charakters Lichtseiten seines wissenschaftlichen waren, urtheilt Liebig, daß die bodenlose Nichtswürdigkeit seiner Gesinnung in seinen Schriften sich so deutlich zeige wie in seinem Leben. Während Kuno Fischer Bacon's Einfluß auf die ganze Richtung der Philosophie bis herab auf den heutigen Tag hervorhebt, und erstaunt ist, wie weit sich die Gegenwart unter den Baconischen Standpunkt begeben hat, will Liebig als die Erben seines Geistes nur „wissenschaftliche Nußknacker" und „dining philosophers" anerkennen.

Man wird in der That schwindlig, wenn man sieht, wie lediglich in historisch-wissenschaftlichem Interesse über dieselben Schriften desselben Mannes so entgegengesetzte Urtheile aufgestellt werden; und es ist vielleicht der Mühe werth zu untersuchen, auf welchem Grunde jenes ungetheilte Lob, auf welchem dieser herbe Tadel ruht; ob wirklich dem Naturforscher verwerflich vorkommen muß, was der Philosoph der höchsten Anerkennung würdigt.

Frage hervorruft, haben sich die österreichischen Organe der Phrase bedient, daß die Bundesreform mit der Handelsfrage verbunden, Zollverein und Bund in einander gelegt werden müßten. In der That, mit dem Eintritt Oesterreichs in den Zollverein wird sich die Organisation des letzteren mit der des Bundes ungefähr decken. Dieser hätte nur noch einige norddeutsche Glieder mehr, aber an Untauglichkeit und Unbeweglichkeit würden sich beide nichts nachgeben. Allein die großdeutschen Blätter scheinen mit jener Phrase noch etwas Anderes zu meinen, — eine wirkliche Uebertragung der deutschen Handelsangelegenheiten an den Bund. Da nun Oesterreich an der Leitha keine Zollgrenzen errichten und dem Handelsverein nur ganz oder gar nicht angehören kann, so entpuppt sich jene Redensart als eine neue Form für den alten Lieblingsgedanken des Fürsten Schwarzenberg. Wir haben in den letzten Monaten wieder viel von den Plänen zur Bundesreform in München und Wien vernommen. Herr v. Schrenck hat der bayrischen Kammer versprochen, daß aus den Verhandlungen darüber in nicht zu langer Zeit ein Resultat zu Tage treten werde, ein Resultat von besserer Wirkung als das Delegirtenproject; und bald nach der Reise eines vielbewegten patriotischen Fürsten sind hier und da die Grundzüge der beabsichtigten Bundesreform aufgetaucht. Wir gehen nur im Vorbeigehen auf diesen Unterhaltungsstoff ein; denn nach unserer Ueberzeugung kann die deutsche Frage nur von zwei Mächten angefaßt werden, — von Preußen oder von der Revolution. Die idealistische deutsche Natur vergißt immer wieder, daß es Aufgaben giebt, deren Lösung nicht durch die liberale Gesinnung allein, sondern nur durch reelle Kräfte gemacht wird, durch Kräfte, die von geographischen und ethnographischen Verhältnissen abhängen. Läge Oesterreich so unabtrennbar eingeschlossen in dem deutschen Organismus wie Preußen, so könnte man behufs der nationalen Frage eine Art Concurrenz zwischen beiden eröffnen, und nachdem der Eine seine Sache schlecht gemacht hat, sich mit Fug und Recht an den Anderen wenden. Aber der Einfluß Oesterreichs auf Deutschland beruht eben darauf, daß es zu dieser Concurrenz nicht fähig ist; und es würden in dem Augenblick sämmtliche Mittelstaaten auf die preußische Seite treten, wo es sich einfallen ließe, diese seine Unfähigkeit zu vergessen. Was es ohne Gefährdung seines Einflusses an Reformen bieten kann, ist immer nur ein Bundesdirectorium, in welchem das Stimmrecht der Mittelstaaten conservirt und das der meist nationalgesinnten Kleinstaaten annullirt ist; d. h. also eine Einheit, die im Vergleich mit dem Bundestag eine entschiedene Verschlechterung ist. Eine Abordnung der deutschen Kammern fügt sich dann an diesen Vorschlag leicht an, da es ja sicher genug ist, daß die Regierungen über jenen ersten Punkt sich im Frieden niemals verständigen werden. Aber ein gutes Theil der vertrauensseligen Deutschen schaut gläubig auf, wenn aus dem vergilbten Haufen österreichisch-bayrischer Reichsprojecte von 1849 bis 1851 irgend ein Blatt wieder hervorgezogen wird.

Preußen ist stark genug, um die nationale Frage positiv und negativ zu bestimmen. Wenn es dem liberalen Princip entsagt, so geräth die nationale Bewegung in Stagnation. Die politischen Stimmungen des deutschen Volks, das mehr und mehr einem Programm sich unterwarf, verfallen wieder dem alten Chaos. Großdeutsche und Kleindeutsche, Föderale und Unitarier stellen

sich einander mit ziemlich gleichen Kräften gegenüber. Aber zum Glück lehrt uns die heutige Erfahrung, daß Preußen für sich allein nicht stark genug ist, um auch die liberalen Ideen in's Stocken zu bringen. Noch hat das bei uns herrschende System keine der bedeutenderen deutschen Regierungen zur Nachfolge gereizt, vielmehr sind sie bemüht, im Herzen ihrer Bevölkerung fester zu wurzeln und die Vielstaaterei dem Deutschen als Zuflucht der Freiheit werth zu machen. In Württemberg und zumal in Bayern herrscht volle Harmonie zwischen Ständen und Regierungen; in Hannover wird nach dem Ausfall der Wahlen ein Liberalismus sich halten, der im Vergleich mit dem Regimente des Grafen Borries immerhin als eine Wohlthat erscheint; die Organe des Herrn von Beust rühmen die badischen Reformen, und in Kurhessen wird mit einem gesetzlichen Budget regiert. Das Ministerium Roggenbach ist keineswegs gestürzt; vielmehr hat es dem badenschen Lande Organisationen eingepflanzt, welche die Freiheit und die Selbstverwaltung sichern. Und weiter hinaus in den großen Continentalstaaten begünstigen die Verhältnisse den Fortgang der liberalen Ideen. Wie oft auch die „Kreuzzeitung" und das „Wiener Vaterland" den Sturz Schmerling's prophezeit haben, — das constitutionelle Princip hat sich im Kaiserstaate erhalten und es wird sich erhalten, weil die Wiederherstellung des Credits und der Finanzen, weil die Hoffnung, die Ungarn endlich zum Compromiß zu zwingen, auf ihm beruht. In Frankreich hat sich der politische Geist bei den letzten Wahlen mit unerwarteter Kraft erhoben, und Louis Napoleon ist klug genug gewesen, auf die warnende Stimme seiner Hauptstadt zu hören. Er hat seinen unpopulärsten Minister entlassen, das Publicum mit einem merkwürdigen Brief über die Uebel der Centralisation überrascht, und er wird fortfahren, die Bewegung der Geister, da er sie durch wirkliche Freiheit nicht befriedigen kann, ihnen unbewußt, auf andere Ziele zu lenken. Ja, selbst dem Czaren Alexander II. muß man es nachrühmen, daß er von großen reformatorischen Ideen beseelt ist, gleichgültig, ob das Ziel, welches er bei den socialen Umwälzungen im Auge hat, das menschenwürdige Dasein seines Volks oder nur die Macht seines Reichs ist. Auch in Polen hat er das System der Vermittlung, der allmählichen Regeneration, wie es in Wielopolski vertreten war, noch aufrecht erhalten, als die hellen Flammen des Aufstandes schon längst über das Land hereinschlugen; und eben jetzt ist er bemüht, in einem andern gefährdeten Theile seines Reichs die innere Gährung zu beschwichtigen: — zum 15. September sind die Landstände Finnlands einberufen.

Das System der Repression, des rücksichtslosen Kampfes gegen leicht erfüllbare Anforderungen des Volkes, wie es bei uns geübt wird, ist ohne Beispiel, wie ohne Nachahmung in Europa. Ueberall sind es edlere Güter, die das Leben der Nationen erfüllen, sei es der sociale Fortschritt, die Befestigung des Rechts und der constitutionellen Freiheit, sei es das Gefühl der Macht und Geltung, der Genuß der Siege und des Einflusses auf die Welt. Nur uns ist es so gut nicht geworden. Die Befriedigung, die wir von unserer politischen Existenz haben, besteht in der Lectüre der Zeitungsverwarnungen und in der angenehmen Beschäftigung, dem wüsten Lärm der Partei zuzuhören, welche diese Unglückszeit benutzen möchte, um die ganze Verfassung über den Haufen zu werfen.

Um eine neue Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses zu erzielen, so ungefähr lasen wir kürzlich in einem feudalen Blatte, bedarf es „noch nicht einmal" eines neuen Wahlgesetzes. Dieses „noch nicht einmal" kennzeichnet die ganze Frivolität der Partei, die jetzt bei uns so ziemlich allein das Wort führt. Der Erlaß eines Wahlgesetzes ist nur ein Verfassungs- und Eidbruch; und doch bedarf es noch nicht einmal dieses leicht anzuwendenden Mittels! Wir sind anderer Ansicht. Nachdem man die Dinge bis hierher getrieben hat, wird kein Mittel mehr ausreichen, um den „dritten Factor" wieder in Uebereinstimmung mit den beiden anderen, d. h. um den Staat mit seiner heutigen Maschinerie wieder in seine Fugen zu bringen.

Notizen.

Der Krieg in Nordamerika steht augenscheinlich in Folge der letzten Ereignisse vor einer entscheidenden Wendung; es ist wahrscheinlich, daß er mit diesem Jahre zu Ende geht, und wir meinen daher, daß es den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein wird, wenn wir den Versuch machen, sie einigermaaßen über die Tagesliteratur, welche für die große Mehrzahl zur Zeit doch die Hauptquelle über diesen Krieg ist, zu orientiren. Wir machen dabei natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern heben zunächst nur diejenigen Schriften und Zeitschriften hervor, welche uns bei einer näheren Beschäftigung mit diesem Krieg bekannt geworden sind und uns durch ihre sachlichen Mittheilungen, wie durch ihre Verbreitung zu dem angedeuteten Zwecke besonders geeignet erscheinen.

Wer sich über den bisherigen Verlauf und Zusammenhang des Krieges rasch unterrichten will, wird zuerst nach guten Flugschriften fragen. Allein der Büchermarkt läßt uns damit diesmal fast vollständig im Stich. Eine Broschüre, welche eine gleichmäßig durchgeführte befriedigende Darstellung des Kampfes von seinem Ursprung bis zum Beginn des diesjährigen Feldzugs lieferte, giebt es noch nicht; eine einzige kommt der Forderung einigermaaßen nahe: „Der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginne bis zum Schluß des Jahres 1862 von G. Sander, Hauptmann in der königlich preuß. rhein. Artilleriebrigade No. 8. Frankfurt a. M. W. Küchler, 1863." Es sind hier namentlich die Ereignisse vom Ausbruch des Krieges bis zur ersten Schlacht am Bull Run (21. Juli 1861), vorzugsweise auf Grund der Schriften von Hudson und Annecke, in gedrängter Fassung recht gut erzählt; die Ursachen des Kampfes, die Vorbereitungen dazu, die Staats- und Heereszustände im Norden wie im Süden treten uns in anschaulichem Bilde entgegen. Es ist freilich nicht das Ergebniß einer eindringenden, erschöpfenden, umfassenden Kenntniß der amerikanischen Zustände, die Untersuchung unterscheidet nicht hinreichend zwischen den mächtigeren und den weniger wirksamen Beweggründen, die Schilderung läßt noch manche bedeutende Lücke erkennen oder herausfühlen; im Ganzen aber wird man doch in die erste Ent-

wickelung des großen Kampfes auf befriedigende Weise eingeführt, man ist über den Zusammenhang orientirt und im Verständniß auch der nachfolgenden Ereignisse wesentlich gefördert. Von weit geringerem Werthe ist der dritte Abschnitt, welcher den eigentlichen Krieg, der bekanntlich mit jener Schlacht erst seinen Anfang nahm, behandelt. Es ist dieser nichts Anderes, als eine fleißig zusammengestellte Skizze der hervortretenderen äußeren Ereignisse, und auch diese erscheint zum Theil, z. B. in Bezug auf den Sommer- und Herbstfeldzug von 1862 im Westen, höchst lückenhaft; man sieht, daß es dem Verf. ebensowohl an Quellen als an Zeit zur gründlichen Durcharbeitung gefehlt hat. Das Urtheil läßt wohl an einzelnen Stellen den sachverständigen Blick erkennen, aber es tritt viel zu vereinzelt auf, um eine besondere Bedeutung zu haben; die wichtigsten Punkte, z. B. Zusammensetzung und Stärke der Heere, Zusammenhang der Operationspläne, taktischer Verlauf der Schlachten, sind einer näheren Untersuchung, einer kritischen Betrachtung in diesem Abschnitt so gut wie gar nicht unterworfen. Wer etwas tiefer gehen will, wird daher freilich noch nach anderen Schriften suchen müssen; nur wüßten wir dafür zur Zeit höchstens die zwei bereits genannten zu empfehlen, die leider auch nur gerade bis zum Anfang des Krieges führen, nämlich: „der zweite Unabhängigkeitskrieg in Amerika von Dr. Hudson“ und „der zweite Freiheitskampf der Vereinigten Staaten von Nordamerika von S. Annecke.“

Damit wären wir mit der Flugschriftenliteratur zu Ende — wenn wir nicht der schönen Monographie des Prinzen von Orleans, Grafen von Paris, über den Feldzug Mc. Clellan's gegen Richmond 1862 noch gedenken müßten. Der Aufsatz ist zuerst in der „Revue des deux Mondes“ erschienen; in deutscher Uebersetzung haben ihn G. Pötz in Naumburg und Wolfgang Gerhard in Leipzig als besondere Brochüre unter dem Titel „Feldzug der Potomac-Armee vom März bis Juli 1862“ herausgegeben; das Heft trägt zugleich die Ankündigung auf dem Titel „die Kriegsoperationen in Nordamerika I.“ eine Ankündigung, der indeß nicht weiter Folge gegeben worden ist. Der Prinz war bekanntlich bis bald nach der großen Treffenkette von Richmond (25. Juni bis 2. Juli 1862) im Lager Mc. Clellan's, berichtet also als Augenzeuge und Theilnehmer. Er thut es lebendig, geistreich, liebenswürdig; es geht jener edle Zug ritterlicher Anerkennung für Personen und Thaten durch die Schrift, der sich heutzutage nur bei den unabhängigen, nicht bei den officiellen Franzosen findet. Es ist wohl die beste Darstellung, welche wir bis heute über irgend eine Episode des Feldzugs besitzen, voll interessanter Schilderungen über die großen und kleinen Heeresverhältnisse, über Staats- und Volkszustände, über Operationen, Märsche, Treffen. Auch so freilich ist das, was wir da vor uns haben, immer nur eine Reihe lebendiger, unmittelbarer Eindrücke von relativem Werth, die bei aller Anziehungskraft doch in keiner Weise als ein wirkliches Stück Geschichte gelten können. Die etwas romantische Art, wie der Prinz den General Mc. Clellan zu Anfang März 1862 in „einem verlassenen Hause zu Fairfax“ den letzten Entschluß fassen läßt, die Naivetät, womit er mehrfach vor großen Ereignissen den Verrath in's Spiel bringt, die ann hige Lei [illegible]

womit er über die wichtigsten, beim Obercommando und der [illegible]

sich kreuzenden militär-politischen Einflüsse, über die Stärke von Heer und Flotte, über den wirklichen nüchternen Kern der Entwürfe, Pläne und Befehle hinweggeht, das Alles läßt erkennen, daß er im Grunde doch nur als Dilettant, wenn auch als Dilettant im besten Sinne des Wortes, schreibt.

Wenden wir uns zu den Zeitungen und Zeitschriften, so können wir unsern Lesern für's Erste die tröstliche Versicherung geben, daß sie schwerlich viele Ursache haben, sich außerhalb des Kreises ihrer gewöhnlichen Lectüre noch besonders nach Material umzusehen; wir wenigstens haben bis jetzt unter den besseren Arbeiten und Mittheilungen über den amerikanischen Krieg, die uns in verschiedener Gestalt meist ziemlich gleichzeitig bekannt geworden sind, einen wesentlichen Unterschied nicht zu entdecken vermocht. Es beschränkt sich Alles auf Stückwerk, auf Beiträge der mannichfaltigsten Art, für das Einzelne oft recht werthvoll, doch selten zu einer befriedigenden zusammenhängenden Darstellung des Ganzen oder auch nur eines Abschnitts verarbeitet. Man sollte meinen, die militärischen Zeitschriften müßten zu solcher Verarbeitung bei den gewaltigen Dimensionen und der Eigenthümlichkeit des Kampfs besonderen Anlaß gehabt haben; — wir haben aber weder in den bedeutenderen deutschen noch ausländischen Organen der militärischen Presse bis jetzt etwas gefunden, was wir gegen die Leistungen unserer größeren politischen Blätter auf diesem Gebiet besonders hervorzuheben vermöchten. Wir meinen beispielsweise, daß man sich über den Feldzug 1862 für jetzt schwerlich aus einer Fachzeitschrift besser wird unterrichten können, als aus dem October- und Novemberheft dieser Jahrbücher und noch specieller aus den Aufsätzen, welche seit Anfang dieses Jahres unter dem Titel: „der Krieg in Nordamerika am Ende des zweiten Feldzugs“ in der „Berliner Allgemeinen Zeitung“ erscheinen. Beide Arbeiten, rühren vom Verfasser dieser literarischen Ueberschau her, der die zweite als eine erweiterte Ausführung der ersteren unternommen und eben dabei Gelegenheit gehabt hat, sich bis in's Einzelne über den Krieg und seine Literatur zu orientiren. Die erstere Arbeit läßt in Bezug auf Richtigkeit der Thatsachen im Einzelnen noch Manches zu wünschen übrig, auch bricht sie vor Beendigung des Feldzugs ab doch wird man den Zusammenhang im Ganzen, auch wenn man spätere Nachrichten als die damaligen vergleicht, zuverlässig dargestellt finden, und das die Thatsachen begleitende Urtheil haben seitdem die Ereignisse in den meisten Punkten bestätigt. Die andere Arbeit darf, vom militär-politischen Standpunkt aus, wohl als die umfassendste und erschöpfendste Darstellung bezeichnet werden, welche bis jetzt vorhanden ist. Dem Verfasser hat kein besonderer Reichthum von Quellen zu Gebote gestanden, wenigstens nicht von solchen Quellen, wie er sie für eigentliche Geschichtsarbeit für nöthig hält; aber er darf sagen, daß er das ihm zugängliche Material gründlich und gewissenhaft durchgearbeitet und verglichen hat, so daß der Leser über den wirklichen Verlauf der Dinge vielleicht nicht immer hinreichend aufgeklärt, niemals getäuscht wird. Den Werth der eingeflochtenen Urtheile und Betrachtungen zu würdigen, muß der Verfasser natürlich Anderen überlassen. Leider war er bis jetzt verhindert, die Arbeit so rasch zu fördern, als er gewünscht hätte; es liegt indessen der Feldzug 1862 im Osten und der Feldzug im Westen bis zum Ablauf des Sommers vollendet vor. Zum Abschluß der

Darstellung würde noch der Herbstfeldzug im Westen, der Küstenkrieg und insbesondere eine Erörterung über die wichtigen Fragen der Organisation und der inneren Zustände der Heere gehören.

Sind den Lesern nun die bisher genannten Schriften zugänglich, so mögen sie dieselben benutzen; im Uebrigen verweisen wir sie auf die größere Zeitung, die ihnen für gewöhnlich zu Gebote steht. Dabei müssen sie aber, wenn sie sich ein einigermaaßen richtiges Urtheil bilden wollen, nicht blos in die Telegramme, sondern auch in fast alle ersten Nachrichten, welche die vorzugsweise in die deutschen Blätter übergehende Englische Correspondenz durch verschiedene Dampfer bringt, das entschiedenste Mißtrauen setzen. Die Correspondenten geben nicht die Sache selbst, sondern die Gerüchte und Stimmungen wieder, welche an den großen Plätzen, namentlich in New-York, darüber im Umlauf sind, und diese Eindrücke und Auffassungen sind dort noch abenteuerlicher, übertriebener und verworrener, als in Europa, weil das demokratische Element, die Massenbewegung dort noch von weit größerem Einfluß auf alle Thätigkeiten und Verhältnisse des öffentlichen Lebens ist. Erst die zusammenhängenderen Darstellungen der Originalcorrespondenten, welche einige Wochen auf die Ereignisse zu folgen pflegen, geben ein getreueres Bild vom Verlauf und der wirklichen Bedeutung der Ereignisse. Unter diesen Mittheilungen aber möchten wir im Durchschnitt denjenigen der Correspondenten für deutsche Blätter den Vorzug geben; sie sind weit unbefangener und besonnener, als die französischen und als die englischen, welche ihren Mittheilungen meist die stark aufgetragenen Parteifarben ihres Blattes geben, wenn auch nicht alle in der Uebertreibung, wie es bei der Times geschieht. Wir heben unter diesen Correspondenten als besonders gut unterrichtet, besonnen und reif in seinem Urtheil denjenigen der „Weserzeitung" und neben ihm den der „Kölnischen Zeitung" hervor; in den Thatsachen gut unterrichtet und ausführlich, doch in seinem Urtheil etwas zu sehr von den Schwankungen und Stimmungen des Augenblicks abhängig ist der Correspondent der „Süddeutschen Zeitung," der indessen seit länger geschwiegen hat; auch die Originalberichte der „Augsburger Allg. Z." sind in ihrem thatsächlichen Theil meist gut und sachverständlich abgefaßt, doch tragen auch sie im Durchschnitt zu sehr die Färbung des Parteistandpunkts und der augenblicklichen Eindrücke. Es ist übrigens zur allgemeinen Orientirung über den Krieg keineswegs nöthig, daß man unmittelbar in den genannten oder anderen Blättern die Originalcorrespondenzen vergleicht; vielmehr theilt wohl so ziemlich jede unserer guten größeren Zeitungen ihren Lesern zeitig genug das Wesentliche aus den Originalcorrespondenzen der deutschen und selbst der ausländischen Zeitungen mit.

Es bleibt uns noch übrig, die brauchbaren Karten zu nennen. Die Aufgabe ist bei dem ziemlich primitiven Standpunkt, auf dem sich die Kartographie Nordamerikas noch befindet, mit zwei Worten gelöst. Fast jeder unserer größeren Handatlanten, wie z. B. von Stieler, Bauerkeller, Kiepert, enthält auch einzeln zu habende Blätter, welche dem Bedürfnisse im Allgemeinen genügen. Größere Karten, welche wesentlich mehr leisteten, sind zur Zeit nicht vorhanden. Amerika hat eben noch keine trigonometrische Landesvermessung, und der sonst

topographisch sehr tüchtig gebildete Generalstab der regulären Armee hatte, auch ehe der Krieg ausbrach, keine Zeit, sich in ausgedehnterem Maaße mit der Landesaufnahme zu beschäftigen, da seine Thätigkeit vorzugsweise durch die Arbeit des Ingenieurs in Anspruch genommen war, welcher in dem ungeheuren Land nach allen Richtungen der Culturbewegung die neuen Wege suchen und ebnen mußte. Es beruhen daher die vorhandenen Karten auf sehr ungleichem Material, und namentlich ist die Angabe der militärischen Verkehrswege, der Eisenbahnen und großen Straßen, zum Theil noch sehr mangelhaft und unzuverlässig. Unter den für den allgemeinen Gebrauch in Deutschland zugänglichen Karten hat wohl diejenige von Calvin Schmidt, welche neuerdings von Theodor Fischer in Kassel in 16 Blättern zum Gesammtpreis von 2 Thlrn. herausgegeben wird, den größten Maaßstab. Allein sie ist zum Studium des Krieges durchaus nicht zu brauchen, theils weil die Vertheilung in so viele Blätter jede Uebersicht unmöglich macht, theils weil Zahl und Haltung der Einträge viel zu verwirrend ist, um von den im Krieg entscheidenden Gegenständen ein nur einigermaaßen deutliches Bild hervortreten zu lassen. Aus dem letzteren Grunde können wir auch die bei F. Flemming in Glogau erschienene, von Handtke gezeichnete Generalkarte der Vereinigten Staaten nicht empfehlen. Weitaus am besten von allen ist das Blatt Nr. 37 aus Kiepert's Neuem Handatlas unter dem Titel „Oestliches Nordamerika," das auch einzeln für ⅓ Thlr. zu haben ist, zur Uebersicht geeignet; wir haben uns mit Hülfe desselben ohne große Mühe bis jetzt noch über den Zusammenhang aller Operationen zurecht finden können. Zu dem Zweck, die Kriegsereignisse bis in's Einzelne zu verfolgen, sind bis jetzt nur die bei J. Perthes zum Preise von je ⅓ Thlr. erschienenen beiden Blätter des Kriegsschauplatzes zwischen Washington und Richmond von Dr. A. Petermann zu nennen. Sie können im Allgemeinen, und namentlich auch im jetzigen Augenblick, wieder als recht brauchbar gelten, liefern aber doch zugleich den Beweis für unsere Behauptung von der Mangelhaftigkeit des vorhandenen Materials, indem sonst eine Autorität, wie Dr. Petermann, ohne Zweifel eine weit bessere Arbeit geliefert hätte, als namentlich die zweite Nummer ist.

Das Gesagte zusammenzufassen, so stellt es, im Gegensatz zu der Bedeutung dieses Krieges für unsere politischen, militärischen und Verkehrsinteressen die Auffassung desselben, wie sie in der Tagespresse und Flugschriftenliteratur hervortritt, unserer politisch-militärischen Einsicht kein besonders schmeichelhaftes Zeugniß aus; es zeigt nur, wie wenig wir im Ganzen noch über den Verlauf und den Charakter des Krieges orientirt sind. Man sollte meinen, das Urtheil müßte in Europa, wo sich dem ferner gestellten Blick und Interesse mehr die entscheidenden Erscheinungen aus den verwirrenden Einzelheiten hervorheben, reifer und sicherer sein, als in Amerika, — statt dessen finden wir, daß es bei allen wichtigeren Nachrichten regelmäßig, wenn auch im geringeren Grad, alle Schwankungen mit- und nachmacht, welche dort die bewegliche öffentliche Meinung durchläuft.

Man überzeugt sich dabei auf's Neue von der Wahrheit zweier Sätze, die auf der Hand zu liegen scheinen, die aber trotz ihrer Einfachheit von der öffentlichen Meinung zu unserem Schaden zu häufig vergessen werden. Wir meinen

den Satz, wonach zu einem einigermaaßen sicheren und richtigen militärischen Urtheil doch ein an dem Studium und der Praxis militärischer Dinge geübter Blick gehört, sowie den anderen Satz, daß eine so großartige und eigenthümliche Erscheinung wie dieser gewaltige Krieg in seinem Charakter, seiner Bedeutung und wahrscheinlichen Wendung doch erst erkannt und gewürdigt werden kann, wenn ein ansehnlicher Theil der Entwickelung zurückgelegt ist. Dies ist jetzt, wie wir bereits im Eingang andeuteten, der Fall; und wir halten es in diesem Augenblick für um so wichtiger, daß sich unter den Befähigten und Berufenen ein selbständiges und zuverlässiges Urtheil darüber bilde, als wir leider in Deutschland eine Politik nicht haben, welche den wichtigen nationalen Interessen, die dabei in's Spiel kommen, einigermaaßen als Wegweiser dienen könnte.

Indeß wir noch sinnen, wie auch diese Blätter ihre Theilnahme bekunden könnten an der gehobenen Feststimmung, die in diesen Tagen aus Leipzig, dem Schauplatz des diesjährigen allgemeinen Turnfestes zu uns herüberklingt, kömmt uns ein Flugblatt zu: „das Verhältniß der Turner und Turnvereine zur Politik, von L. K. Aegidi." — Gewiß, es ist damit die Frage auf's Tapet gebracht, welche bei einem ernsteren Hinblick auf die Angelegenheit sich immer wieder in den Vordergrund drängen wird. Es ist nicht zufällig, daß die Geschichte des Turnens in unserem Vaterlande mit den Wechseln unseres politischen Lebens eng verflochten gewesen ist. Die Eröffnung der Turnschulen fiel zusammen mit der Erhebung des nationalen Geistes gegen das entwürdigende Joch der Fremdherrschaft — die Turnschulen wurden geschlossen, als man, nach der gelungenen Befreiung, die Geister ängstlich wieder zur Ruhe zu bringen suchte, die unsere Heere gegen den Feind geführt und sie siegen gelehrt hatten. „Fast scheint es," so schrieb vor zweiundvierzig Jahren Fr. Thiersch in der Zueignung seiner Pindarausgabe an Jahn, „fast scheint es, als wolle man auch hier nur den nächsten Bedarf, gute Fäuste und rasche Schenkel für Heer und Feld, und kaum fängt die Gesinnung und der Geist jenes Lebens an, sich über die Turnplätze zu erheben, so entsteht gegen ihn ein Geschrei, als ob zum Turnkleid die rothe Mütze als Ergänzung hinzukommen, und man den Turnplatz in ein Bollwerk verwandeln würde, aus ihm gegen Staat und Thron Sturm zu laufen." Wir müßten uns sehr irren, oder es ist auch heut noch nicht überflüssig, solchen Visionen und den von daher einer guten Sache drohenden Gefahren entgegenzutreten. Die erwähnte Broschüre thut dies an ihrem Theil. Mit musterhafter Popularität entwickelt sie zuerst, wie es in der Natur der Turnkunst und des mit ihr zusammenhängenden genossenschaftlichen Lebens liege, mit dem Leibe zugleich die Seele zu bilden und zu kräftigen, mit Einem Worte Männer zu erziehen. Sie unterzieht sodann den Begriff der Politik einer Erörterung: — das Staatsleben hat eine allgemein-menschliche, es hat zweitens eine technische Seite, und so kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß es den Turnvereinen nicht nur zieme, sondern ihre Pflicht sei, die Politik in jenem ersteren Sinne in den Bereich ihres Strebens zu ziehen, darüber hinaus jedoch sich ebenso gewissenhaft des Politisirens zu enthalten. Wenn Turner oder Turnvereine, — so erläutert er beispielweise —, sich durch ihr politisches Interesse am Vaterlande hinreißen

lassen, für „Großdeutsch" oder „Kleindeutsch" Partei zu ergreifen, dann zerreißen sie das liebe schöne Band, welches die Turner des Südens und des Nordens zu der Einen großen Brüderschaft deutscher Turner zusammenfaßt. — Der Rath, gewiß, ist ein guter Rath, wenn auch die Motivirung, daß es dem Turner nicht anstehe, auf Autorität hin zu handeln, vielleicht zu viel beweist und, in unbedingter Ausdehnung, der naturnothwendigen Form, in der sich aller Antheil der öffentlichen Meinung an Staatsfragen entwickelt, allzu enge Grenzen steckt. Der Kern der Sache liegt unseres Erachtens darin, daß das Turnen als solches mit der Tagespolitik nichts zu thun hat und jede Sache am besten gedeiht, wenn sie sich innerhalb ihrer eigenen Zwecke und Grenzen hält. Hier ist nur Ein Umstand, der immer wieder die Politik gerade dem Turnwesen näher bringt und die Unterscheidung des allgemein Menschlichen und des Technischen erschwert. Man sagt zu wenig, wenn man nur die Liebe zum Vaterlande und den Eifer für dessen Vertheidigung als unmittelbar zum Berufe des Turners gehörig bezeichnet. Die Uebung edler Leibeskunst führt, wenn sie irgend recht betrieben wird, dem Staatsleben noch lebendigere und mannichfaltigere Kräfte zu. Jene Kunst wurde — um wieder Thiersch reden zu lassen — von den Alten „als die Quelle erhabener Gesinnungen und Freundschaft, als die Grundlage der Freiheit und Ehre betrachtet." Auf diesem Boden erwuchs und erwächst noch heute der Stolz der Selbständigkeit, das Gefühl der Kraft, der Ernst männlicher, alles Edle und Gute mit arbeitsvoller Ausdauer erstrebender Gesinnung. Aus der Pflege aller dieser guten Geister entsteht einem in sich gesunden Staate gesteigertes Wohlsein; wo dagegen in einem Staate etwas oder Vieles faul ist, — was Wunder, wenn er diese Geister fürchtet und wenn sie sich wider ihn regen? Das ist das Ueble unserer deutschen Politik, daß so viele ihrer „technischen" Fragen eine Seite haben, durch die sie unmittelbar das Gefühl für Ehre und Freiheit in jedes Mannes Brust in Waffen rufen. Wo irgend heute in deutschen Gauen Sänger oder Turner oder Schützen in großen Festversammlungen zusammentreffen, da entzündet sich natürlich im Elemente der Gemeinsamkeit die Empfindung dessen, was noch unedel und unfrei, ja schmachvoll an unserem deutschen Staatsleben ist, zu erhöhter Gluth und brennt in Einer Flamme zusammen. Nicht den bestehenden Göttern sondern den ersehnten, voran der Göttin der Einheit, gilt der Cultus dieser Feste. Den unbestimmten Enthusiasmus, die vage Begeisterung wollen wir dabei wahrlich nicht rühmen, als ob sie wirkliche politische Thaten seien, und dem Turner am wenigsten steht es an zu vergessen, daß vor die Tugend der Schweiß gestellt ist. Aber daß nur auch der Staatsmann in diesen Manifestationen des Volksgeistes nicht lediglich Uebergriffe oder aber nichtsbedeutende Redegelüste erblicke! Ein fast wichtigeres Capitel als das über das Verhältniß der Turnvereine und Turnversammlungen zur Politik, ist das über das Verhältniß der Politik zu diesen Vereinen und Versammlungen. Es wird gut um uns bestellt sein, wenn aller politische Tendenzcharakter von solchen Festen fernbleibt, aber es liegt in erster Linie in der Hand unserer Staatsmänner, diesen Zustand herbeizuführen. So lange von oben her in den Grundfragen deutscher Freiheit, Einheit und Ehre nur gepfuscht wird, so lange ist der politische Dilettantismus eine Krankheit zwar, aber eine Krankheit, die um der Genesung willen ertragen werden muß.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.



Ein Philosoph und ein Naturforscher über Franz Bacon von Verulam.

Kuno Fischer, Franz Baco von Verulam. Leipzig 1856.

Justus von Liebig, Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung. München 1863. (Erweiterter Abdruck einer Reihe von Artikeln in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1863 Nr. 100—105; ursprünglich ein Vortrag in der K. Akademie der Wissenschaften in München.)

Wer für den oft gehörten Satz, daß Philosophie und Naturwissenschaft auf verschiedenen Principien der Erkenntniß ruhen und deshalb nichts gemein haben, einen recht schlagenden Beweis beizubringen suchte, könnte nichts Besseres thun, als die zwei Urtheile über Bacon zusammenstellen, die vor wenigen Jahren der gelesenste Geschichtschreiber der neueren Philosophie und in den letzten Wochen der berühmte Meister der Chemie gefällt haben. Dort nichts als Bewunderung des großen Geistes, des consequenten Denkers, des zugleich methodischen und speculativen Kopfes; hier die schneidendste Verurtheilung seines Wissens, seiner Methode, seines Charakters. Während Kuno Fischer zu zeigen sucht, daß eben die Schwächen seines moralischen Charakters Lichtseiten seines wissenschaftlichen waren, urtheilt Liebig, daß die bodenlose Nichtswürdigkeit seiner Gesinnung in seinen Schriften sich so deutlich zeige wie in seinem Leben. Während Kuno Fischer Bacon's Einfluß auf die ganze Richtung der Philosophie bis herab auf den heutigen Tag hervorhebt, und erstaunt ist, wie weit sich die Gegenwart unter den Baconischen Standpunkt begeben hat, will Liebig als die Erben seines Geistes nur „wissenschaftliche Nußknacker“ und „dining philosophers“ anerkennen.

Man wird in der That schwindlig, wenn man sieht, wie lediglich in historisch-wissenschaftlichem Interesse über dieselben Schriften desselben Mannes so entgegengesetzte Urtheile aufgestellt werden; und es ist vielleicht der Mühe werth zu untersuchen, auf welchem Grunde jenes ungetheilte Lob, auf welchem dieser herbe Tadel ruht; ob wirklich dem Naturforscher verwerflich vorkommen muß, was der Philosoph der höchsten Anerkennung würdigt.



Zunächst ist Liebig entschieden im Vortheil. Er nimmt für die Beurtheilung Bacon's eine feste Stellung, indem er von dem einleuchtenden Satze ausgeht, der Mann, dessen Verdienste um die Naturwissenschaften den Hauptgrund seines Ruhmes ausmachen, müsse darauf geprüft werden, was er denn selbst für die Naturwissenschaften gethan. Und nun deckt er schonungslos die ganze naturwissenschaftliche Blöße Bacon's auf, über die Kuno Fischer mit zwei Worten hinweggeht. Er führt eine Reihe falscher Beobachtungen, unmöglicher Experimente und abenteuerlicher Erklärungen an; er berichtet, wie Bacon Zinn hart gesotten haben will, und welche Recepte er giebt Gold zu machen. Er rügt die vornehme und gleichgültige Art, in der Bacon über Copernicus und seinen Zeitgenossen Gilbert abspricht; gegen jenen hält er die Ruhe der Erde fest: die Entdeckungen über Magnetismus und Elektricität, die dieser gemacht, behandelt er als Fabeln.

Wir können zur Kennzeichnung seines naturwissenschaftlichen Standpunkts noch Weiteres anführen. Er glaubt an Sympathie und den bösen Blick; es steht ihm fest, daß die Sterne noch ganz andere Einflüsse auf den Menschen haben, als durch Wärme und Licht; daß man nicht blos Wind und Wetter, nicht blos Pestilenz und theure Zeit, sondern auch Krieg und Aufruhr, Secten und Völkerwanderung aus den Gestirnen vorhersagen kann – überhaupt Alles, nur nicht ganz Specielles (De augm. III, 4).

Ebenso schlimm steht es um seine Einsicht in das Verhältniß von Mathematik und Naturwissenschaft. Gelegentlich zwar spricht er den richtigen Satz aus, daß die Erforschung der Natur den besten Erfolg habe, wo die Physik in Mathematik endige (Nov. Organ. II, Aph. 8); allein im Ganzen unterschätzt er die Bedeutung der Mathematik weit. Er kennt sie nur als Hülfswissenschaft der Physik, und behandelt sie in seiner großen Encyclopädie als Anhang zu dieser; ein andermal (Silva Silvarum, Ende der Einleitung) definirt er sie als Geschichte der Natur und Kraft der Zahlen, Geschichte der Natur und Kraft der Figuren; er beklagt die Verkehrtheit des menschlichen Geistes, der zum großen Nachtheil der Wissenschaften lieber im freien Felde abstracter Allgemeinheiten sich ergehe, als in den Wäldern und zwischen den Zäunen des Besonderen (De augm. III, 6); er verwirft namentlich die mathematische Behandlung der Astronomie als Ursache der Irrthümer des Copernicus (N. O. I, Aph. 45, Descr. glob. intell. c. 6). Kein Wunder, daß auch Alexander von Humboldt sich dahin äußert, daß Bacon's allgemeine, im Ganzen freie und methodische Ansichten von einem leider! selbst für seine Zeit recht geringen Wissen in Mathematik und Physik begleitet waren (Kosmos Bd. II, S. 515 Anm. 70).

[redacted]

Auch in Beziehung auf Bacon's Charakter hat Liebig gewiß Recht, wenn er sich gegen die vollständige Trennung der wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit entschieden ausspricht. Macaulay hat in seinem Essay zu zeigen versucht, daß die Schwächen und Fehler, die Bacon im Leben zeigte, keinen Einfluß auf sein wissenschaftliches Thun hatten. Kuno Fischer behauptet, daß dieselben Züge seiner Wissenschaft zu gute kamen, die seinem Leben nachtheilig und gefährlich wurden. Er giebt die „eigennützige und gebrechliche Form seines Willens" im Leben zu; aber er fragt: „Wie hätte sich diese wissenschaftlich ausprägen sollen? Welche Nahrung konnte ihr die Wissenschaft geben?" Offenbar dieselbe, die sie allen unlauteren und selbstsüchtigen Charakteren gegeben hat: Selbstüberschätzung und Verkleinerungssucht auf der einen, Mangel an Energie und Beharrlichkeit auf der anderen Seite. War Bacon, wofür ihn Kuno Fischer so gut wie Liebig zu halten scheint, der treulose Freund, der unterwürfige Diener der Gewalt, der bestechliche Richter, der Mann, der überall nur seine Macht und seinen Nutzen suchte, so müssen die Züge dieses Charakters in seinen Schriften wiederkehren; es kann von keiner reinen Wahrheitsliebe, von keiner gewissenhaften Untersuchung, von keiner uneigennützigen Anerkennung fremder Verdienste, von keiner bescheidenen Schätzung des eigenen Werthes die Rede sein, und man wird nicht umhin können es glaublich zu finden, wenn Liebig ihm vorwirft, daß er kein Verdienst Anderer anerkennt, keinen Namen nennt, ohne ihn in den Staub zu ziehen, nur von sich und seinen Thaten und dem Lohne spricht, den ihm die Menschen schuldig sind; daß er ein geistreicher Schwätzer ist, von der Begierde verzehrt, sich über Andere zu erheben und sie zu meistern, während ihm selbst alle gründlichen Kenntnisse fehlen. Und wahrlich, Bacon's Schriften bieten Anhaltspunkte genug für diese Vorwürfe. Als maaßlose Selbstüberschätzung muß die Art erscheinen, wie Bacon alle vorangegangene Wissenschaft für ein Gemisch von falschen und leeren Begriffen, für bloßes Wortgeklingel erklärt, wie er sich seinem Zeitalter als Beispiel hinstellt, sich, der zuerst und allein den richtigen Weg betreten und darauf, wie er glaube, erhebliche Fortschritte gemacht habe; wie leichtfertige und übermüthige Kritik verletzt es, wenn er die Werke des Platon und Aristoteles mit leichten Tafeln vergleicht, die der Strom der Zeit uns zugetragen, während das Gehaltvollere zu Boden gesunken sei; und fast unerträglich für unsere Ohren sind die Schmeicheleien, mit denen er im Eingang seines Werkes über den Werth und das Wachsthum der Wissenschaften die Gelehrsamkeit des Königs preist. Ziehen wir auch in letzterer Hinsicht ab, was die Sitte der Zeit mit sich brachte — es bleibt immer, mit Goethe zu reden, des Unerfreulichen soviel, daß Liebig's scharfes Urtheil mehr gerechtfertigt erscheint, als das

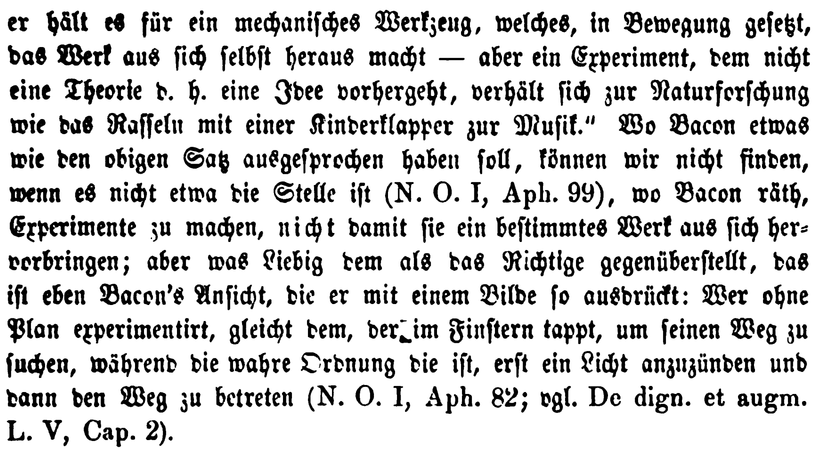


schonende Schweigen, mit dem Kuno Fischer diese Stellen einfach anzuführen pflegt.

Wir können freilich nicht zugeben, daß Liebig's Vorwürfe in ihrem ganzen Umfange begründet wären. Ganz so schlimm, wie die Liebig'sche Broschüre ausführt, steht es weder um Bacon's naturwissenschaftliche Kenntnisse, noch um seinen Charakter. Wo ihr Verfasser Bacon's Aeußerung über die Edelsteine, Diamant, Smaragd u. s. f. anführt, daß sie den Menschen beleben und erfreuen, da deutet er in Parenthese an, daß als Geschenk bei Bacon unter den Edelsteinen der Diamant offenbar die erste Stelle eingenommen habe; — aber er verschweigt, daß Bacon in der angeführten Stelle (S. S. 960) die vollkommen richtige und zureichende Erklärung giebt. Es ist klar, sagt er, daß vor allem Anderen das Licht den wohlthätigsten Einfluß auf die Lebensgeister der Menschen hat, und es ist sehr wahrscheinlich, daß durch den wechselnden Lichtglanz derselbe Erfolg, und zwar mit dem Reiz der Neuheit hervorgebracht wird; dies ist eine der Ursachen, warum Edelsteine erheitern. Er beruft sich auf die Wirkung farbiger Lampen bei Nacht, auf geschliffene Gläser, Prismen u. s. w.

Herr v. Liebig citirt auf der folgenden Seite die von Bacon ausdrücklich als Behauptung Anderer aufgenommene Beobachtung, daß ein Erzklumpen in der Tiefe einer Grube mit Leichtigkeit durch die Kraft von zwei Männern bewegt werden könne, welcher auf der Oberfläche der Erde mindestens sechs Männer bedarf, um ihn vom Platz zu bringen. Bacon, heißt es, erkläre diese Thatsache in folgender Weise: Jeder Körper habe seinen ihm von der Natur angewiesenen Ort; entferne man ihn davon, so gerathe er in eine Art von Wuth; daher das Bestreben, mit Heftigkeit seinen ursprünglichen Platz wieder einzunehmen, auf welchem er sich ein mäßiges Verrücken schon gefallen lasse u. s. f. An der citirten Stelle (S. S. 33) steht von all' dem kein Wort, sondern es ist zur Erklärung des vermeintlichen Factums angeführt, was an und für sich vollkommen richtig ist, daß die Schwere von der Oberfläche der Erde an sowohl nach außen als nach innen abnehme, und erst in den Gründen hierfür tritt Bacon's mangelhafte Vorstellung von der Schwere hervor, die nicht besser und nicht schlechter ist, als die damals allgemein verbreitete Ansicht: jenes geschehe, weil das Bestreben der Vereinigung der festen Körper mit der Erde in der Entfernung ermatte, dieses, weil der Körper, wenn er in der Tiefe sei, sein natürliches Bestreben zum Theil schon erfüllt habe. Diese Erklärung ist für den damaligen Standpunkt eine ganz vernünftige.

„Bacon," heißt es ferner S. 49, „legt in der Forschung dem Experiment einen hohen Werth bei; er weiß aber von dessen Bedeutung nichts;



er hält es für ein mechanisches Werkzeug, welches, in Bewegung gesetzt, das Werk aus sich selbst heraus macht — aber ein Experiment, dem nicht eine Theorie d. h. eine Idee vorhergeht, verhält sich zur Naturforschung wie das Rasseln mit einer Kinderklapper zur Musik." Wo Bacon etwas wie den obigen Satz ausgesprochen haben soll, können wir nicht finden, wenn es nicht etwa die Stelle ist (N. O. I, Aph. 99), wo Bacon räth, Experimente zu machen, nicht damit sie ein bestimmtes Werk aus sich hervorbringen; aber was Liebig dem als das Richtige gegenüberstellt, das ist eben Bacon's Ansicht, die er mit einem Bilde so ausdrückt: Wer ohne Plan experimentirt, gleicht dem, der im Finstern tappt, um seinen Weg zu suchen, während die wahre Ordnung die ist, erst ein Licht anzuzünden und dann den Weg zu betreten (N. O. I, Aph. 82; vgl. De dign. et augm. L. V, Cap. 2).

Wo Liebig den Unterschied von fruchtbringenden und lichtbringenden Versuchen anführt, sagt er, er bestehe darin, daß die ersteren nach einer Idee gemacht werden und als Beweismittel dienen; „die andern haben die bewundernswürdige Eigenschaft, daß sie nie die Erwartungen täuschen. In der That macht man sie nicht eines Werkes wegen, sondern um den natürlichen Grund von etwas zu erforschen. Das Resultat ist immer sicher." Ein Beispiel soll dann beweisen, daß Bacon darunter Versuche meine, die man anstellt, ohne zu wissen, was man macht.

Nun, einen solchen Unsinn hat Bacon nirgends geschrieben. Er unterscheidet fruchtbringende Versuche, solche nämlich, die, etwa wie das Goldmachen, unmittelbar sich praktisch verwerthen lassen, und lichtbringende, die nur zur Erkenntniß der Ursachen führen. Von den letzteren behauptet er, man könne immer etwas aus ihnen lernen, wie sie auch ausfallen mögen, ob eintritt, was man erwartet, oder nicht; und wir wüßten nicht, was gegen diese Unterscheidung einzuwenden, oder warum Bacon zu tadeln wäre, wenn er unermüdlich einschärft, man müsse lichtbringende, nicht fruchtbringende Experimente suchen.

„In seinem Recepte, Gold zu machen," heißt es S. 13, „hat man den ganzen Bacon, den Mann und alle seine Werke." Es ist wahr, es findet sich eine Anweisung, wie es vielleicht gelingen könnte, Gold zu erzeugen. Aber der ganze Mann ist darin nicht; denn neben diesem Zeugnisse seiner Schwäche mußte billigerweise auch das verständige Wort angeführt werden, das er anderswo über die Chemie ausspricht (De dign. et augm. Lib. I, p. 19 der Frankf. Ausgabe von 1665): Sie ist voll Irrthum und Aberglauben. Aber sie gleicht dem Landmann in der Fabel, der seinen Söhnen sagt, er hinterlasse ihnen einen goldenen Schatz im Weinberg. Das Gold finden sie nicht, aber der Herbst wird verdoppelt. So hat die

Chemie über dem Bemühen, Gold zu machen, zu einer Reihe merkwürdiger Erfindungen geführt, welche theils die Geheimnisse der Natur aufschließen, theils für's Leben brauchbar sind.

Gehen wir weiter. „In der Untersuchung des Lichts," heißt es S. 23, „sind die prismatischen Farben Instantiae solitariae — auf das Warum muß man verzichten." Dies ist unrichtig, denn unmittelbar fährt Bacon fort: denn Prismen und Wassertropfen haben nichts gemein mit den Farben, wie wir sie an Blumen, farbigen Edelsteinen, Hölzern, Metallen u. s. f. constant finden, als die Farbe selbst, — d. h. mit anderen Worten: die Farben muß man am Prisma studiren, weil sie hier unabhängig von einer farbigen Oberfläche als reine Lichterscheinungen auftreten. Woraus, fährt Bacon fort, sich leicht schließen läßt, daß die Farbe nichts Anderes ist, als eine Modification des auffallenden und erhaltenen Lichtes, bei der ersten Gattung, den Prismen, durch die verschiedenen Einfallswinkel, bei der zweiten, den farbigen Gegenständen, durch das verschiedene Gewebe und Gefüge der Körper.

Sodann wird Bacon's Untersuchung des Begriffs der Wärme im zweiten Buche des neuen Organon von Liebig auf eine Weise wiedergegeben, die sie als völlig sinnlos erscheinen läßt. Wir werden über dieses Beispiel seiner Methode später reden; wir wollen seine Fehler dabei nicht in Schutz nehmen, aber wir müssen gerecht sein. Herr v. Liebig hält es für nöthig, den Schreiber Bacon's dafür verantwortlich zu machen, daß in der Aufzählung der Instanzen der Wärme Vitriolöl, welches Löcher in die Kleider brennt, und Branntwein, Essig, Spiritus origani, welche auf der Zunge brennen, ganz friedlich neben Federn und Wolle stehen, welche warm halten, frische Pferdeäpfel, welche rauchen, neben Flamme und Sonnenstrahlen. Allein offenbar verdient hierin Bacon keinen Vorwurf. Einmal stellt er seine Untersuchung nicht mit dem Thermometer in der Hand an, denn er hatte keines; es blieb ihm also nur der Maaßstab des Gefühls; und so zählt er Alles auf, was das Gefühl der Wärme hervorruft, neben Feuer und glühendem Eisen auch die Flüssigkeiten, die auf der Zunge das Gefühl der Wärme hervorrufen, und zuletzt fügt er bei: Auch hohe Kältegrade rufen ein gewisses Gefühl von Brennen hervor — was S. 21 übersetzt ist: Schnee macht beim Reiben die Hände der Kinder warm. Er entwirft ferner die Tafel mit dem Bestreben möglichster Vollständigkeit, also zieht er auch diejenigen Dinge herbei, die, ohne für das Gefühl warm zu sein, doch „die Werke der Wärme verrichten," wie Vitriolöl, Weingeist u. s. f. In all' dem vermögen wir nichts Unverständiges oder Lächerliches zu sehen, wenn auch im Einzelnen ein paar Fehler vorkommen. Die Definition der Wärme, zu welcher er sodann gelangt, ist die,

daß die Wärme eine Bewegung sei, und zwar eine expansive, vermöge welcher die Körper sich auszudehnen und einen größeren Raum als zuvor einzunehmen streben, während die Kälte sie zusammenziehe; eine Bewegung ferner mit dem Bestreben nach oben, in den kleineren Theilen der Körper, und zwar keine langsame, sondern eine sehr rasche Bewegung. Es ist also eine Definition, die jeden Unbefangenen durch ihre Aehnlichkeit mit unseren heutigen Ansichten überraschen muß: aber Herr von Liebig sagt nur, die Natur der Wärme scheine in der Bewegung zu liegen, und meint dann, es sei kaum nöthig, diese Definition weiter auseinanderzusetzen. In Wahrheit verschweigt er gerade das Wesentliche, daß Bacon die Wärme als motus expansivus definirt, ja, während er in den Belegstellen am Schlusse der Schrift die betreffenden Worte ausdrücklich anführt, findet er es im Texte S. 28 „schwer begreiflich, wie einem Mann von einigem guten Willen zum Beobachten ..... die Volumenänderung der Körper beim Wärmewechsel als ihrer ganz allgemeinen Eigenschaft entgehen konnte.“ Und wenn Bacon im Lauf der Untersuchung allerdings sagt: rejice motum localem aut expansivum secundum totum, so wird das übersetzt: über Bord mit der Ausdehnung! also der wesentliche Beisatz secundum totum weggelassen; gerade wie Bacon den Unsinn gesagt haben soll: die Luft dehnt sich beim Erwärmen aus, wird aber nicht warm, wo im Texte steht: die Luft dehnt sich auffallend aus, ohne auffallend wärmer zu werden (neque tamen colligit manifestum augmentum caloris).

Weiter. Galiläi's Name, versichert uns eine Note S. 35, komme in Bacon's Werken zweimal vor. Galiläi's Erklärung von Ebbe und Fluth ist erwähnt Silva Silvarum 791, Galiläi's Entdeckung des Fernrohrs N. O. II, Aph. 39, Galiläi's Entdeckung der Jupiterstrabanten Descriptio Globi intellectualis Cap. 6 S. 617 (der Frankfurter Folioausgabe von 1665), und Cap. 7 S. 625, Thema Coeli S. 639; von Galiläi erwartet Bacon eine Mondkarte Descr. gl. int. C. 7 S. 625; Galiläi's Auflösung der Milchstraße in einzelne Sterne ist berichtet ebenda Cap. 6 S. 629, seine Entdeckung neuer Massen von Sternen in der Region der Planeten Cap. 7 S. 629 und Thema Coeli S. 632. Und Hr. v. Liebig behauptet, von allen großen Arbeiten und Erfolgen seiner Zeit, unter welchen er namentlich eben die Entdeckung der Jupiterstrabanten und der Mondberge aufgeführt hat, habe Bacon nichts gewußt; er wiederholt diese Behauptung zweimal.

Ganz ebenso verhält es sich mit den Stellen, aus denen bewiesen werden soll, daß Bacon dem Könige gegenüber der nichtswürdigste Schmeichler war. Auch diese enthalten nicht, was Liebig in ihnen gelesen, und

beweisen nicht, was er aus ihnen geschlossen hat. Nur Ein Beispiel. „Bacon's Historia vitae et mortis," steht S. 42 f., „ist zur Beurtheilung seines Charakters ein sehr bemerkenswerthes Buch; sein Inhalt bewegt sich um die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, und ist wie darauf berechnet, die Neigungen einiger Personen am Hofe zu den Schwelgereien der Tafel und anderen Gelüsten zu rechtfertigen, und um in ihnen die Furcht vor dem Tode zu verringern." Nach allerlei Hypothesen über persönliche Beziehungen, die der Leser an Ort und Stelle nachsehen möge, heißt es dann zum Schluß: „Wenn man in Betracht zieht, daß dieses Buch höchst wahrscheinlich gegen Harvey, den Leibarzt des Königs Jacob I., den dieser sehr liebte, und gegen dessen Rathschläge gerichtet ist, — so wird man in das größte Erstaunen versetzt über die bodenlos nichtswürdige Gesinnung, die es veranlaßte . . . . Einer so großen Hingebung konnte der Lohn nicht fehlen. Der König überhäufte ihn mit Geschenken an Geld und Gütern, er erhob ihn zum Baron von Verulam, zum Viscount von Saint Alban."

Alles das wird durch die einfache Thatsache widerlegt, daß Bacon die Historia vitae et mortis schrieb, als er in Ungnade, fern vom Hof, auf seinem Landsitz in Gorhambury lebte; zu einer Zeit, wo er weder mit dem Könige, noch seinem Günstling Buckingham in irgend einer Verbindung mehr stand.

Wir brechen ab. Es ist im höchsten Grade peinlich, einem Manne, von dessen Verdiensten um seine Wissenschaft man nur mit der größten Achtung sprechen kann, ein solches Verfahren nachweisen zu müssen. Aber wenn auf eine so geführte Untersuchung hin der Vorwurf der Unwahrheit, der Lüge, des Betrugs erhoben wird, wenn darauf hin behauptet wird, daß Bacon nur Empfänglichkeit für das Falsche, und keine Empfindung für die Wahrheit hatte, daß er sich der Natur mit der Lüge im Herzen nahte, daß sein Experiment die Welt zu täuschen ihm gelungen sei, wenn auf eine solche Untersuchung hin der Todte nicht blos verurtheilt, sondern gehöhnt wird: so wird dadurch die Vertheidigung herausgefordert, sie wird um so dringendere Pflicht, je größeres Gewicht einer so schweren Anklage die Autorität des Klägers verleiht.

Es ließe sich freilich für die Heftigkeit dieses Angriffs auf Bacon eine Erklärung aufstellen, die, wenn sie zulässig wäre, jenen Beschuldigungen viel von ihrer Bedeutung nehmen müßte. In der Vorrede nämlich erzählt Liebig, wie er zum Studium Bacon's gekommen sei. Der Widerstand gegen die Anwendung seiner Theorien auf den Feldbau, berichtet er S. IV, sei hauptsächlich von England ausgegangen, und zwar auf Grund von Thatsachen, zu denen man durch eigens zu diesem Zwecke an-



gestellte Versuche gekommen sei; mit der Zeit sei sogar in England die gegen seine Grundsätze gerichtete Beweisführung nicht nur als zulässig, sondern auch als richtig und entscheidend und seine Lehre als vollkommen widerlegt betrachtet worden, obwohl sie von dem Widerspruche gar nicht berührt worden war. Das Auffallendste hierbei seien die Ideen über Ursache und Wirkung, über Naturgesetze, Grundsätze und Axiome, sowie die Experimentir- und Schlußweise gewesen, mit welcher man seine Lehre bekämpfte; „denn diese standen den Begriffen diametral entgegen, welche die heutige Wissenschaft über diese Dinge hat, und erinnerten an eine für uns längst vergangene Zeit." In Bacon's Werken habe er zuletzt, wenn auch nicht die Quelle, doch das Musterbild der in England, unter den Dilettanten in der Wissenschaft, üblichen Experimentirmethoden und Schlußweisen aufgefunden. S. VI wird dann zu zeigen versucht, daß das Journal der Königlichen Agriculturgesellschaft von 1860 — einer Gesellschaft, die nahe an 5000 Mitglieder, Minister, Parlamentsglieder, überhaupt den gebildeten Stand der gentry umfasse — bei der Bekämpfung der Liebig'schen Theorien ebenso unwissenschaftlich und unlogisch verfahre, wie Bacon bei einem seiner Experimente. Diese Vorrede scheint auf den ersten Anblick etwas erklären zu können; allein was soll sie erklären? Wir können es verstehen, daß ihr Verfasser von diesem Gesichtspunkte aus vorzugsweise die Schwächen der Baconischen Naturbetrachtung und der Baconischen Methode hervorhebt; gegenüber einem besonders in England viel verbreiteten Vorurtheil ist das sogar ein entschiedenes Verdienst; aber diese Behandlung Bacon's daraus zu begreifen ist schlechterdings unmöglich. Denn man könnte ja der deutschen Wissenschaft keine größere Schmach anthun, als wenn man glauben wollte, daß einer ihrer hervorragendsten Vertreter eine selbst berechtigte polemische Animosität in ein Gebiet hineintrüge, das von allen derartigen Rücksichten vollkommen rein sein muß, und sich so zum Mitschuldigen eines Mißbrauchs der Geschichte machte, der sonst höchstens in der schlimmsten Sorte confessioneller Streitschriften zu Hause war. Schon die einfache Thatsache, daß diese Vorrede geschrieben worden ist, beweist, wie fern ein solcher Gedanke ihrem Verfasser liegen mußte, beweist, daß er im Gegentheil seinen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren lassen will, indem er ihre Fehler historisch zu erklären unternimmt, beweist, daß er sich bewußt ist, vollkommen unparteiisch und objectiv verfahren zu sein. Wir vermögen also jedenfalls aus dieser Vorrede nichts abzuleiten, als das Recht, an die Liebig'sche Schrift den Maaßstab einer geschichtlichen Darstellung anzulegen, und die Pflicht, den Widerspruch, zu dem wir genöthigt sind, auf ein rein objectives Gebiet zu beschränken.



Wir haben das Material nicht zur Hand, um das besonders durch Macaulay's glänzende aber oberflächliche Darstellung verbreitete Urtheil über Bacon's sittlichen und politischen Charakter, unter dessen Einfluß sichtbar nicht blos Liebig, sondern auch Kuno Fischer geschrieben hat, eingehend zu prüfen. Wir verweisen auf einen höchst lesenswerthen Aufsatz im Januarheft des Londoner Athenäums von 1860 (die neueste Arbeit von Henry Dixon ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen), der insbesondere den Vorwurf der Bestechlichkeit durch genaue Darlegung des allgemeinen Brauchs der damaligen Zeit und der Einzelheiten des Processes so gut wie vernichtet, und Bacon's Verhalten gegenüber von Essex in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen läßt. Zu einem Manne von hoher Moralität und einfacher Rechtlichkeit, zu einem Manne von strengen Grundsätzen und rücksichtsloser Tugend wird auch die gewandteste Apologie Bacon nicht stempeln können. Aber eine unbefangene Uebersicht über sein ganzes Leben und Wirken führt zu dem Schlusse, daß die Fehler seines Lebens keine anderen und keine größeren sind, als die, welche uns seine Schriften offenbaren: daß ein im Ganzen auf hohe und edle Ziele gerichtetes Streben durch die Rücksichten der Klugheit oft zu zweifelhaften Mitteln gedrängt wurde, und daß auf einer im Ganzen wohlthätigen und fruchtbaren Thätigkeit der Schatten persönlichen Ehrgeizes und persönlicher Eitelkeit liegt.

Kehren wir zu seinen naturwissenschaftlichen Leistungen zurück. Es ist auch bei einer vollkommen unbefangenen und loyalen Prüfung fast unmöglich, über Verdienst und Schuld auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Entdeckung ein billiges Urtheil zu fällen. Herr v. Liebig sagt zwar im Eingang seiner Schrift S. 2: die Geschichte der Naturwissenschaft habe in Beziehung auf die Männer, welche an ihrem Fortschritt und ihrer tieferen Begründung Theil genommen haben, vor anderen das voraus, daß sich die Bedeutung ihrer Entdeckungen und der Einfluß ihrer Ideen auf die Arbeiten ihrer Zeit und auf die unsrige mit aller Sicherheit bemessen und abwägen lasse. „Die Thatsachen und Entdeckungen, welche Gegenstände ihrer Forschungen oder ihres Nachdenkens waren, sind an sich unvergänglich; sie sind heute noch wie vor Jahrhunderten unserer Beobachtung und Prüfung zugänglich; jeder ihrer Versuche ist der Wiederherstellung fähig; wir können uns mit Leichtigkeit in alle Verhältnisse und Lagen versetzen, in welchen sie angestellt wurden; wir sind im Stande zu beurtheilen, was ihr Verstand aus den Erscheinungen, die sie erklärten, herauslas, und was ihre Phantasie hineinlegte, was ihren Ideen vorausging, und was sich später daran knüpfte." So lange es sich nur um das objective Urtheil handelt, wer die Wissenschaft gefördert hat, und wie weit, können wir ge-



wiß vollkommen sicher gehen. Allein wenn wir uns anschicken wollten, nun einem Forscher Vorwürfe zu machen, daß er dies und jenes falsch angesehen, dies und jenes nicht entdeckt; daß er geglaubt, die Keller seien im Sommer kälter als im Winter, und eine Flamme könne innerhalb einer anderen brennen, so fehlt uns jede genauere Kenntniß des anderen ebenso wichtigen Factors, der subjectiven Disposition im Ganzen wie im einzelnen Falle. Der irreleitenden Einflüsse sind unendlich viele. Wer mit gewissen Vorurtheilen und falschen Voraussetzungen an die Natur herantritt, der liest Falsches aus ihr heraus; wer gewöhnt ist, einen falschen Maaßstab anzulegen, wird beim besten Willen falsche Resultate erhalten. Es ist mit jeder Erkenntniß eines Naturgesetzes wie mit dem Ei des Columbus; es ist immer eine Art von Inspiration, die eine neue Wahrheit erkennen läßt. Wenn Liebig den Vorwurf gegen Bacon erhebt, daß er von einem Bewegungsgesetz, einer gegenseitigen Massenanziehung im Sinne Newton's keine Vorstellung gehabt habe, so macht er ihm zum Vorwurf, daß er vor Newton gelebt; denn hatte z. B. Kepler klare und richtige Begriffe? Hatte Gilbert richtige Begriffe über die Schwere, wenn er sie als elektrische Kraft faßte? Sah er nicht die magnetische Kraft als Ausfluß der Beseelung der Erde an, und versuchte er nicht die Rotation der Erde aus dem Magnetismus zu erklären? Wenn in gesperrter Schrift S. 28 gegen Bacon gesagt wird: „er ist unvermögend, sich auf den einfachen Begriff der Temperatur zu erheben" — so macht man ihm zum Vorwurf, daß er das Thermometer nicht erfunden; denn beides hängt nothwendig zusammen: ohne ein festes Maaß für die Wärme war es unmöglich, den Begriff der Temperatur festzustellen. Bacon's Maaß war das Gefühl; das einzige Instrument, das er kannte — es war eben erst erfunden, ein Beweis, daß er doch mit seiner Zeit lebte — läßt schon, weil es vom Luftdruck afficirt wird, gar keine festen Punkte zu, und kann nur die relative Zu- und Abnahme der Wärme anzeigen; und blos vom Gefühl aus, ohne ein festes objectives Maaß für die Wärme, wird Niemand entdecken, daß die Keller im Sommer nicht kälter sind als im Winter. Aehnlich verhält es sich mit den meisten Fehlern, die Bacon macht; sie beruhen auf den mangelhaften Begriffen, mit denen er an die Dinge herantritt, auf der scholastischen Ansicht der Natur, die ihn noch ganz und gar beherrscht, auf der hergebrachten Lehre von den Geistern in den Dingen, von ihren verborgenen Eigenschaften und Sympathien, von ihren Bestrebungen und Abneigungen. Dieser hergebrachten Art der Naturbetrachtung gegenüber ist vielmehr seine kritische Besonnenheit zu rühmen, die dem Aberglauben aller Art mit entschiedenem Mißtrauen begegnet, aber immer auffordert zu prüfen, was ihm zu Grunde liege.

Wir sind darum weit entfernt zu behaupten, daß Bacon an der Erfolglosigkeit seiner Naturstudien keine Schuld trage. Im Gegentheil: es fehlte ihm die erste Bedingung eines Erfolges auf diesem Gebiet, Gründlichkeit und Ausdauer, und die Fähigkeit sich auf einen einzelnen Gegenstand zu beschränken. Seine Kenntnisse waren mangelhaft, seine Beobachtungen oberflächlich, seine Erklärungen voreilig, seine ganze Art über die Dinge nachzudenken sprungweise, oder vielmehr, er dachte gar nicht, er hatte Einfälle, die weiter zu verfolgen, zu prüfen, zu berichtigen ihm die Geduld vollständig abging. Soviel er an einzelnen Notizen zusammentrug, so emsig er im weitesten Umfang Thatsachen sammelte, Experimente anstellte, Erklärungen versuchte — auf keinem einzigen Punkte hat er selbst die Naturwissenschaften wesentlich gefördert, keine einzige Thatsache, kein einziges Gesetz entdeckt. Wenn man ihn als Naturforscher im engsten Sinne beurtheilt, so hat er keine Bedeutung; er macht den Eindruck eines geistreichen Dilettanten. Allein er selbst will kein Naturforscher in diesem Sinne sein; er versichert wiederholt, daß er nur beispielsweise Anleitung geben wolle, wie man zu einer richtigen Erkenntniß der Natur gelangen könne,*) daß er Andere anregen wolle, vorläufig Material zu sammeln. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er selbst auf Erfindungen ausgehe, und erkennt aufrichtig an, die Kunde der Natur, die er bis jetzt theils aus Büchern, theils aus eigener Untersuchung habe, sei nicht so umfassend und zuverlässig, um für eine regelrechte Naturerklärung zu genügen (N. O. I, Aph. 117). Er selbst sucht sein Hauptverdienst in der Begründung einer neuen Philosophie, in der Erfindung einer neuen wissenschaftlichen Methode, und wenn nun, was er nur als Beispiel, um die Methode daran zu zeigen, aufgriff, den Forderungen einer strengen Naturwissenschaft nicht entsprach, so träfe ihn kein Vorwurf, wenn im Uebrigen die Principien richtig, die Methode brauchbar ist. Wollen wir ihn billig beurtheilen, so muß verglichen werden, was er versprochen, gewollt, und was er geleistet hat. Eine Naturwissenschaft hat er direct nicht versprochen, wenigstens nicht mehr als den Anfang derselben, aber eine neue Philosophie, eine neue Methode hat er versprochen.

Versuchen wir in der Kürze seine Gedanken wiederzugeben. Aufgabe der Wissenschaft ist, ein getreuer Ausdruck der Wirklichkeit zu sein. Denken und Sein sollen übereinstimmen. Was werth ist zu sein, ist auch werth gewußt zu werden; denn das Wissen ist das Bild des Seins. Deshalb kann man den Kreis des Wissens nicht umfassend genug beschreiben. Alles, das Höchste wie das Geringste, Gott, Mensch und Natur, ist Ge-

*) Semper enim memoria tenendum est, nos hoc loco non res ipsas tractare, sed exempla tantum adducere. N. O. II, Aph. 41. cfr. Parasceve ad Hist. Nat.

[redacted]

genstand des Wissens, und ist es in gleicher Weise. Um ein solches Wissen zu Stande zu bringen, ist vor Allem nöthig, daß man seinen Gegenstand direct, unmittelbar und richtig erfaßt, gegen die bloße Speculation mißtrauisch ist, vielmehr bei jedem Schritt vorwärts sich der Uebereinstimmung mit seinem Gegenstande versichert. Darin ist von der bisherigen Wissenschaft hauptsächlich gefehlt worden. Statt die Gegenstände zu studiren, hat man die Bücher darüber studirt; statt fortzuschreiten und neue Wahrheiten zu entdecken, hat man immer wieder die Aussprüche der alten Autoritäten in blinder Verehrung wiederholt; statt durch immer neue Beobachtung mit den Sachen sich zu beschäftigen, hat man in endlosen Schlüssen und Streitigkeiten nur in Worten und aber Worten sich abgemüht; statt vom höchsten Standpunkte aus eine möglichst umfassende Uebersicht zu gewinnen, hat man von der Theologie oder der Logik oder einer anderen besonderen Wissenschaft aus Alles beurtheilt. Diese Richtung ist zwar für die Gelehrten selbst nützlich, für die Menschheit im Ganzen aber unfruchtbar gewesen; und diese Unfruchtbarkeit der bisherigen Wissenschaft zeigt, daß sie kein wahres Wissen war.

Das wahre und wirkliche Wissen erweist sich nämlich als solches dadurch, daß es die Macht der Menschen erweitert. Denn Macht und Wissen sind eins; der Mensch beherrscht die Dinge, indem er sie kennt. Dies ist der Sinn der Forderung Bacon's, daß die Wissenschaft nützlich sei. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihn so sehr darüber lobt oder tadelt, daß er den Nutzen zum Zweck der Wissenschaften gemacht habe. Man hätte dabei die Stellen nicht übersehen sollen, wo er erläutert, in welchem Sinne er das meint. Er weiß sehr wohl, daß das höchste und edelste Ziel des Forschens die Wahrheit ist (N. O. I, Aph. 124). Die reine Betrachtung der Dinge, wie sie sind, ohne Aberglauben und Täuschung, ohne Irrthum oder Verwirrung, ist an sich selbst mehr werth, als der gesammte Ertrag der Erfindungen (N. O. I, Aph. 129). Wer blos den Erfolg sucht, und um die Erforschung der Wahrheit sich nicht bemüht, wird die Wissenschaft nicht fördern (N. O. Aph. 99). Allein was man auf religiösem Gebiete verlangt, daß der Glaube in den Werken sich beweise, das kann man auch auf die Philosophie übertragen, daß man sie nach den Früchten beurtheile, und sie für nichtig erkläre, wenn sie unfruchtbar ist (N. O. Aph. I, 73). Als Bürgschaft der Wahrheit, als Pfand einer richtigen Erkenntniß haben die Erfindungen, welche aus der Wissenschaft folgen, ihren Hauptwerth.*)

*) N. O. I, Aph. 124. Opera ipsa pluris facienda sunt, quatenus sunt veritatis pignora, quam propter vitae commoda. Vgl. auch De augm. Lib. I. Liebig führt diese Stelle (S. 63 Anm. X vergl. mit S. 45) für

An und für sich also ist es völlig gleichbedeutend, ob man als Ziel der Wissenschaft Wahrheit oder Nutzen aufstellt. Aber bei der Neigung der Menschen zu fruchtloser Speculation einerseits, und bei ihrem Hang, die Wissenschaft nur als Mittel persönlicher Gewinnsucht und persönlichen Ehrgeizes zu betrachten andererseits, ist es gut festzuhalten, daß allen blos individuellen und egoistischen Zwecken gegenüber der einzige legitime Zweck sein kann, das göttliche Geschenk der Vernunft zum Nutzen des menschlichen Geschlechts zu verwenden (De augm. Lib. I). Darum darf man wohl, um den Eifer der Menschen zu beleben, auf den Ruhm hinweisen, den die großen Erfinder von alten Zeiten her geerntet, auf die mächtigen Fortschritte, die Buchdruckerkunst, Schießpulver, Magnetnadel herbeigeführt haben, um so dem menschlichen Ehrgeiz das höchste und würdigste Ziel zu stecken (N. O. I, Aph. 129).

Wir wüßten nicht, was man gegen diese Auffassung einwenden, und mit welchem Rechte man sagen könnte, „das Wort Wahrheit in unserem Sinne, welches das einzige Ziel und die ausschließliche Aufgabe der Wissenschaft in sich begreife, komme in Bacon's wissenschaftlichem Wörterbuche nicht vor" (S. 46). Eben von den Naturwissenschaften, die Bacon zunächst im Auge hat, gilt ja thatsächlich im vollsten Sinne, was er gesagt, und weder Chemie noch Physik haben sich seither geschämt, den Baconischen Zweck zu verfolgen und das menschliche Leben mit neuen Erfindungen zu bereichern. Ja wir wüßten für die Richtigkeit der Baconischen Ansicht kein treffenderes Beispiel zu finden, als Liebig's eigene großartige und verdienstvolle Thätigkeit, und hätten einen Tadel gegen Bacon in dieser Richtung am allerwenigsten in einer Schrift vermuthet, die ausdrücklich bestimmt ist, die Schwierigkeiten zu erklären, welche sich in England „der Verbreitung wissenschaftlicher Wahrheiten und ihrer nützlichen Verwerthung" entgegenstellen.

Die große Frage ist nun aber: Wie kommt man zu dieser wahrhaften, das ganze All umfassenden Wissenschaft? Vor Allem, indem man sich der Hindernisse der richtigen Erkenntniß bewußt wird, und sie zu vermeiden strebt. Diese Hindernisse sind die falschen Vorstellungen und Gewohnheiten, welche den menschlichen Geist beherrschen, oder nach Bacon's bekanntem Ausdruck die Idole. Es sind ihrer viererlei. Zuerst solche, die im Wesen des Menschen selbst liegen. Sein Erkennen ist kein vollkommen objectives; er bringt seine eigene Natur zur Erkenntniß mit, und verändert dadurch, wie ein unebener Spiegel, die Dinge; er sucht seine eigenen Ideen von Einheit, Ordnung und Zusammenhang in den Dingen zu fin-

---

den Satz an, daß nach Bacon der Werth dessen, was der Geist hervorbringt, nach dem Nutzen bemessen werden müsse.

[redacted]

den, und läßt sich dadurch verleiten, sie anders aufzufassen, als sie sind; er begnügt sich mit unvollständigen Erkenntnissen, und hält die Meinungen, die ihm gefallen, fest, auch wenn sie widerlegt werden; er gestattet nicht blos seiner Phantasie, sondern auch seinen Wünschen und Affecten Einfluß auf sein Denken. Er strebt ferner über das wirklich Erreichbare immer hinaus in's Schrankenlose, vom Einzelnen sogleich zum Allgemeinsten, vom Concreten zum Abstracten. Und zu alledem noch die Unzulänglichkeit und die Täuschungen der Sinne, wodurch der unmittelbaren Erkenntniß des Menschen ein weites Gebiet des Wirklichen entzogen ist. Alle diese Mängel sind in der allgemeinen Natur des Menschen begründet. Dazu kommen zweitens die falschen Vorstellungen, die ihren Grund in der Individualität haben, drittens solche, welche auf der mangelhaften Begriffsbildung und Begriffsbegrenzung der Sprache beruhen, solche endlich, die durch die Theorien der Schulen herrschend geworden sind. Alle diese Irrthümer müssen abgelegt, die vorgefaßten falschen Begriffe aus dem Geiste entfernt werden, mit völlig gereinigtem und geebnetem Sinn muß man immer auf's Neue den Dingen selbst gegenübertreten. Denn die einzig sichere Grundlage des Wissens ist eine allseitige, behutsam gesammelte, wohl gesichtete und geordnete Kenntniß des Wirklichen auf allen Gebieten.

Unmittelbare Erfahrung ist nur möglich in Beziehung auf das Sichtbare, auf die Vorgänge in der Natur und in der Geschichte der Menschheit; diese bilden die breite Basis aller Wissenschaft. Von diesen beiden Gebieten hat das geschichtliche für Bacon das geringere Interesse; sein Auge wendet sich vor Allem der Natur zu. Im Gegensatz zu den naturphilosophischen Speculationen des Mittelalters, die in einer uns unbegreiflichen Blindheit gegen das täglich vor ihren Augen sich wiederholende Wirken der Naturkräfte ihre Naturkenntniß immer wieder aus dem Platonischen Timäus und seinen mannichfachen Variationen schöpften — im Gegensatz zu den Bestrebungen, durch bloßes Denken in die Geheimnisse der Natur einzudringen, setzt er die unmittelbare Erkenntniß durch die Sinne in ihr Recht ein, und verlangt, daß für die Wirklichkeit, die uns rings umgiebt, Auge und Ohr sich öffnen. So allein vermögen wir das Wirkliche, Thatsächliche zu erfassen. Aber das Beobachten und Experimentiren thut's nicht allein; das Denken muß hinzukommen. Nicht Vulcan, sondern Minerva, nicht das Feuer, sondern das Denken löst die Körper in ihre letzten Elemente auf, und lehrt ihre Eigenschaften kennen. Ebenso wesentlich als die richtige Wahrnehmung ist die richtige Methode, die von den Thatsachen nach bestimmten Gesetzen vorwärts geht, das darin liegende Allgemeine, den sie beherrschenden Begriff findet, allmählich zu den höchsten, Alles umfassenden Principien aufsteigt; und kennt man erst diese, so liegt die Na-



tur offen und entdeckt vor uns, und wir dürfen nur unsere Kenntniß anwenden, um sie zu beherrschen, und eine Fülle neuer Erfindungen aus den bekannten Gesetzen abzuleiten.

Das Erste, was verlangt wird, ist also eine auf genauer, vorurtheilsfreier Beobachtung fußende Sammlung von Thatsachen; daran schließt sich, nach bestimmter Methode, die Erforschung der Ursachen; und nach der Verschiedenheit der Ursachen gewinnt Bacon zwei Wissenschaften, die Physik, welche die materiellen und veranlassenden Ursachen erforscht, und die Metaphysik, welche es mit den wahren, allgemeinsten, höchsten Ursachen und mit den Zwecken zu thun hat. Die Methode des Fortschreitens aber von dem Einzelnen zum Allgemeinen, von der Thatsache zur Ursache ist die richtige Induction, für welche die Gesetze und Regeln aufzustellen sind.

Dies in der Kürze die Grundgedanken der Baconischen Philosophie. Niemand wird ihnen ableugnen können, daß sie in größter Einfachheit, Kürze und Klarheit ein allgemein wissenschaftliches Princip von der größten Tragweite aussprechen, daß sowohl die Kritik der früheren Systeme, so einseitig sie im Einzelnen sein mag, treffend, als der Standpunkt, der genommen wird, klar und die gestellten Forderungen einleuchtend sind.

Sehen wir nun zu, in welcher Weise Bacon diese Grundgedanken weiter und bestimmter ausführt.

Das Erste, was er verlangt, ist eine möglichst reiche, und möglichst zuverlässige Sammlung von Thatsachen. Er giebt Anleitung, wie sie zu veranstalten, er giebt Regeln, wie sie durch Experimente zu erweitern sei. Er legt selbst Hand an's Werk, und trägt in seiner Silva Silvarum eine Menge der verschiedenartigsten Nachrichten und Beobachtungen zusammen; einzelne Gegenstände, wie die Lehre vom Schall, die Theorie der Winde behandelt er mit einer gewissen systematischen Vollständigkeit. Uebersehen wir aber sein Verfahren dabei und suchen wir zu ermitteln, ob er seinen eigenen Forderungen gerecht wird, so zeigt sich vor Allem, daß er doch überall ohne Weiteres voraussetzt, die sinnliche Empfindung, vor allem des Auges, gebe uns die Dinge wie sie sind, und daß er trotz allen Bemühungen, weiter zu kommen, in dieser Anschauung befangen bleibt. Es ist der erste Punkt, auf dem sich die Inconsequenz seines Denkens offenbart. Er kennt die Unzulänglichkeit und die Täuschungen der Sinne; aber er unterläßt die Grenze genau zu erforschen, bis zu welcher die sinnliche Empfindung für zuverlässig gelten kann, oder eine Sonderung dessen zu versuchen, was in der Sinneswahrnehmung objective Wahrheit, was subjective Zuthat ist. In der Untersuchung der Wärme bemerkt er wohl, daß dasselbe Wasser der erkälteten Hand warm, der warmen kalt erscheint; aber ganz bezeichnend führt er diese Beobachtung zu allerletzt auf, und es

[redacted]

fällt ihm nicht ein, daß in Folge hiervon die meisten seiner eben aufgezählten Instanzen unbrauchbar werden. Und so ist es durchweg: bei allen Klagen über die Unzuverlässigkeit der Sinne hat er doch in der Praxis das gute Vertrauen, daß sie die Dinge geben wie sie sind; ja wo er das Mittel nennt, durch das wir der Täuschung der Sinne entgehen, da zeigt sich recht augenscheinlich seine Halbheit: er nennt als solches angemessene und passende Experimente, wobei der Sinn nur über das Experiment, das Experiment aber über die Natur und Sache entscheidet. Warum der Sinn dem Experiment gegenüber sich anders verhalten soll, als der Sache gegenüber, ist nicht abzusehen; Bacon denkt dabei freilich zunächst an Fälle, wo direct nicht Wahrnehmbares wahrnehmbar gemacht werden soll; allein seine Klagen betrafen die Sinnesempfindung überhaupt, und ist diese unzuverlässig, so ist sie es auch dem Experiment gegenüber. Die Schwierigkeit ist nur weiter zurückgeschoben, nicht gelöst.

Dieser völlige Mangel einer Kritik der sinnlichen Wahrnehmung ist es hauptsächlich, der ihn gegen das Copernicanische System blind gemacht hat. Er ist gegen die Theorien, die den ganzen Bestand der unmittelbaren Anschauung umkehren, mißtrauisch, weil sie ihn vom festen Boden der Erfahrung wegzuführen scheinen in's Gebiet bloßer Dichtungen und Hypothesen; er vermag sich vom Augenschein nicht loszureißen. Er dringt darauf, vor Allem die Beobachtungen zu vermehren. Die Masse der Thatsachen, die er zusammenträgt, auf die er das Hauptgewicht legt, kann diesen fundamentalen Mangel nicht ersetzen; es sind die vermeintlichen Thatsachen der ungeübten, gewöhnlichen Beobachtung, nicht die wissenschaftlichen, kritisch gesichteten. Es muß daneben gesagt werden, daß Bacon im Allgemeinen über die Art, Experimente anzustellen, ganz verständige Vorschläge macht (De dign. et augm. Lib. V, Cap. 2); daß seine Aufzählung alles dessen, was beobachtet und untersucht werden müßte, um eine vollständige Grundlage der Naturwissenschaft zu haben, seinen weiten, umfassenden Blick zeigt; aber an Allem haftet der Grundfehler, daß er durch die Menge des Stoffs glaubt die Gründlichkeit der Untersuchung des Einzelnen ersetzen zu können.

Verfolgen wir den weiteren Gang, der von den Thatsachen zu den Ursachen, von den Erscheinungen zu den Gesetzen führen soll. Es wird ohne Weiteres angenommen, daß etwas erkennen soviel heiße, als seine Ursache erkennen. Es kann uns nicht wundern, daß Bacon den Causalitätsbegriff im Allgemeinen als einen sich von selbst verstehenden ansieht, und noch nicht untersucht, ob er ein angeborner ist oder ein aus der Erfahrung abstrahirter. Aber er untersucht auch nicht, in welcher Weise dieser Begriff auf die Naturerscheinungen angewendet werden muß, was

man unter der Ursache eines Vorgangs zu verstehen hat, und wie vielerlei Ursachen es giebt; er nimmt ohne weiteres die Aristotelisch-scholastische Eintheilung der Ursachen in causae materiales, efficientes, formales und finales auf, und gründet darauf seine eigene Eintheilung, seine ganze Methode. Seine Philosophie ruht also keineswegs, wie er meint, auf der Erfahrung, sondern auf der Autorität des Aristoteles; denn wie man von der Erfahrung zu diesen vier Arten von Ursachen gelangt, darüber steht nirgends ein Wort; er hat seine eigene Forderung, sich aller Voraussetzungen zu entschlagen, ganz und gar nicht erfüllt, nicht einmal ernstlich zu erfüllen versucht.

Der Physik weist er die Erforschung der materiellen und bewirkenden Ursachen zu, der Metaphysik die der Formen und der Zweckursachen. Jene hat also das Geschehen in seinem zeitlichen, zufälligen Verlaufe zu verfolgen, den Zusammenhang des Einzelnen in Raum und Zeit zu ergründen, diese die allgemeinen, höchsten, unveränderlichen Begriffe zu finden, die den Erscheinungen zu Grunde liegen; denn das sind die „Formen." Die Physik untersucht, was Wärme hervorbringt, welche Stoffe und unter welchen Bedingungen sie brennen u. s. f., die Metaphysik erforscht Wesen und Begriff der Wärme. Ueber der Metaphysik endlich steht noch als oberste und allgemeinste Wissenschaft die philosophia prima, welche die höchsten, allen Wissenschaften gemeinschaftlichen Begriffe und Grundsätze umfaßt.

Die Physik hat Bacon nicht weiter ausgebildet. Er hat für sie keine Regeln, keine Methode; nur beiläufig giebt er seine Erklärungen, versuchsweise, ohne Zusammenhang und ohne System; die Gesetze, welche das wirkliche Geschehen in der Zeit bestimmen, interessiren ihn als Philosophen nicht für sich, sondern nur sofern sie der Stoff der höheren Wissenschaft, der Metaphysik, sind. Für diese allein gilt sein Novum Organon. Er will also keine Methode dessen, was wir Naturwissenschaften nennen, keine Methode zur Entdeckung der Bewegungsgesetze, zur Entdeckung der chemischen Eigenschaften der einzelnen Körper, zur Entdeckung der Gesetze der organischen Entwicklung; er hat überhaupt gar keine Ahnung von dem, was uns ein Naturgesetz heißt, weil ihm jede Einsicht in den mathematischen Charakter der Naturgesetze abgeht, weil er, auch wo er die allgemeinen Eigenschaften der Körper Gesetze nennt, doch nirgends nach dem bestimmten Maaß von Raum und Zeit, in dem sich die Erscheinungen vollziehen, nirgends nach dem realen Zusammenhang in erster Linie fragt. Es fehlt ihm durchaus der Begriff der Kraft, der in unserer heutigen Physik die Hauptrolle spielt. Statt aus Kräften, wie wir, erklärt Bacon aus Begriffen. Wenn er die Bewegung untersucht, so führt er die verschiedenen Bewegungen nicht auf Kräfte zurück, sondern nur auf verschie-

dene Arten von Bewegung; er unterscheidet nicht Attractions- und Repulsionskräfte, sondern nur Attractions- und Repulsionsbewegungen; und er glaubt einen Vorgang z. B. die Tropfenbildung, erklärt zu haben, wenn er ihn unter den richtigen Begriff z. B. die Bewegung der Congregation, subsumirt hat. Hierin liegt der Schlüssel zu seiner ganzen Naturbetrachtung. Wer die allgemeinsten Begriffsbestimmungen der Wärme, des Lichts, der Dehnbarkeit u. s. f. kennt, der hat die vollkommene Erkenntniß der Natur; denn diese Begriffe sind ewig und unveränderlich, das eigentlich Constitutive der einzelnen Dinge. Ganz im Platonischen Sinne ist ihm das Weiße weiß durch den Begriff des Weißen, das Gold dehnbar durch den Begriff der Dehnbarkeit, und ausdrücklich erkennt Bacon an, daß Plato mit vollem Recht diese ewigen Formen der Dinge als das wahre Object des Wissens hinstelle, und nur darin fehle er, daß er diese Begriffe vom Wirklichen trenne, während sie doch nicht für sich, sondern nur in und an den concreten Dingen bestehen. Auf die Erkenntniß dieser „Formen" gründet Bacon seine Hoffnung einer unbegrenzten Herrschaft des Menschen über die Natur. Wer diese allgemeinen Eigenschaften so kennt, daß er sie den einzelnen Körpern mitzutheilen vermag, der ist im Besitze der wahren magischen Kunst.

Die Baconische Methode will also eine Methode nicht zur Auffindung von Naturgesetzen, sondern zur Auffindung von Begriffen sein. Das ist der Punkt, der fast immer, auch von Kuno Fischer, übersehen worden ist. Allgemeine Naturgesetze, wie das des Falls und der Pendelbewegung, kann man in einem einzigen Experiment oder an einem einzigen Pendel entdecken; allgemeine Begriffe, wie den der Wärme, kann man nur aus der Gesammtheit der einzelnen Erscheinungen abstrahiren. Freilich ist Bacon selbst am Irrthum schuld; er nennt seine Methode Induction, während sie in der That nichts anderes als das Verfahren ist, allgemeine Begriffe durch Vergleichung des Einzelnen, durch Beiseitesetzung der Verschiedenheiten und Hervorhebung des Gemeinschaftlichen zu bilden, also was man sonst Abstractionsverfahren nennt — ein Punkt, den Apelt in seiner inductiven Logik sehr richtig hervorgehoben hat. Es ist natürlich, daß Bacon's Methode unbrauchbar ist, wenn man sie als Induction in unserem Sinne faßt; will man sie kritisiren, so muß man untersuchen, ob sie zur Auffindung von Begriffen dient.

Und hier zeigt sich nun allerdings der schwächste Punkt seiner Philosophie. Seine Forderungen sind seinem Standpunkt der Erfahrung entsprechend; aber unvermuthet ist er wieder mitten in der hergebrachten Denkweise, und setzt immer schon voraus, was er suchen will; und wenn er nun doch Regeln zu geben sich anstrengt, um aus der Erfahrung und

dem Einzelnen heraus zu dem Allgemeinen zu kommen, so häuft er die scheinbaren Hülfsmittel und glaubt durch die Masse der Hülfsmittel ihre Brauchbarkeit zu ersetzen; in der That aber bleibt seine Methode nach dem ersten Schritt stecken, weil er es unterlassen hat, eine Analyse der Verstandesoperation auch nur zu versuchen.

Es ist lehrreich, das Beispiel zu verfolgen, an dem er seine Methode zeigt. Er will den Begriff der Wärme finden. Er fängt damit an, alle Fälle aufzuzählen, in denen wir Wärme empfinden. Dann sollten eigentlich alle Fälle aufgezählt werden, in denen wir keine empfinden; da dies aber ein endloses Geschäft wäre, so sind nur die den ersten verwandtesten aufzuführen, in denen die Wärme fehlt; also neben der Sonne, die Wärme hat, der Mond, der keine hat u. s. f. Drittens sind die Fälle aufzuzählen, in denen ein Mehr oder Weniger von Wärme stattfindet. Die Aufgabe ist nun, eine solche Eigenschaft zu finden, welche überall ist, wo Wärme ist, nirgends ist, wo Wärme nicht ist, in höherem Grade ist, wo mehr, in geringerem, wo weniger Wärme ist. Und diese Eigenschaft soll sein eine nähere Bestimmung einer allgemeineren Eigenschaft (O. N. II, Aph. 15).

Wollte man nun dies affirmativ versuchen, so würde man auf dieses oder jenes fallen, was sich nachher nicht bestätigte: man muß also zuerst Alles ausschließen, was nicht Wärme sein kann, und was übrig bleibt, wird dann wohl Wärme sein müssen. Bacon beginnt auch wirklich die Ausschließung; er bringt's bis auf Nr. 14; dann fährt er fort: „Es giebt auch noch andere Naturen (Eigenschaften); denn wir legen keine vollständigen Tafeln an, sondern geben nur Beispiele.“ Man sieht aber leicht, daß vollständige Tafeln anzulegen ein völlig verzweifeltes Geschäft wäre, das Allwissenheit voraussetzte; es ist das erste Eingeständniß, daß Bacon mit seiner Methode nicht weiter kann, daß sie unausführbar ist. Denn es fällt ihm nun selbst ein (N. O. II, Aph. 19), daß man, um den Begriff, den er sucht, auf diese Weise zu finden, schon alle Begriffe der einfachsten Naturbestimmtheiten haben müßte; daß alle diese Regeln eigentlich dann gelten, wenn es sich darum handelt, unter welchen der schon bekannten allgemeinen Begriffe die Wärme subsumirt werden muß, nicht aber, wenn es gilt, einen unbekannten Begriff erst zu entdecken; daß er also, statt die allgemeinen Begriffe aus der Erfahrung abzuleiten, sie vielmehr voraussetzt.

So giebt er nun dem Verstande die Erlaubniß, doch gleich auf affirmativem Wege vorzugehen; und, ohne weiter zu sagen, wie er dazu kommt, platzt er damit heraus, der Gattungsbegriff, dessen Modification die Wärme sei, scheine Bewegung zu sein. Warum? weil die Flamme sich bewegt,

[redacted]

weil siedende Flüssigkeiten sich bewegen u. s. f. Die näheren Bestimmungen sind sodann, daß es eine expansive, mehr nach oben strebende Bewegung in den kleinen Theilen der Körper sei, und zwar eine rasche.

Man sieht, wenn Bacon zu einem Resultat kommt, das den neuesten Ansichten ähnelt, so ist das jedenfalls nicht das Verdienst seiner Methode. Es kann vielmehr keine dissolutere Logik geben, als die, welche Bacon hier anwendet. Ja, er erfüllt nicht einmal die Forderung, nun an den 28 Fällen von Wärme, die er aufgezählt hatte, nachzuweisen, daß er richtig gerathen hat; er begnügt sich je einige anzuführen, während offenbar an den meisten Beispielen das eine oder das andere Merkmal seines Wärmebegriffs für Bacon gar nicht nachweisbar ist.

Allerdings will Bacon diese Begriffsbildung nur als eine vorläufige bezeichnen, und er trägt nun 27 sogenannte prärogative Instanzen vor, d. h. Beispiele, welche zur schnelleren Vollziehung der Induction dienen sollen, weil die gesuchte Eigenschaft in ihnen deutlicher heraustritt. Sie zeigen Bacon's Gewandtheit, überall Beziehungen zu entdecken, Gedanken zu verknüpfen, eine einzelne Thatsache in Zusammenhang mit andern zu setzen, Fingerzeige zu geben, neue Fragen und Aufgaben zu stellen; aber die principiellen Mängel der Methode machen sie nicht gut; im Gegentheil — die große Anzahl der Hülfsmittel, ihre Verschiedenartigkeit, ihre meist beschränkte Anwendbarkeit dient vielmehr zur Verwirrung, und wer nicht sonst vorher methodisch zu denken vermöchte, würde es durch die prärogativen Instanzen mit all' ihren witzigen Namen sicher nicht lernen. Sie dienen höchstens dazu, den offenbaren Schaden einigermaßen zu verhüllen. Mit der Aufzählung dieser Hülfsmittel bricht das Werk ab; Bacon's Plan ist nur zum Theil ausgeführt; nicht aus Zufall, sondern weil Bacon selbst den Faden verloren hatte. Es ist ganz bezeichnend, daß er sich jetzt an das Sammeln machte, und seine Silva Silvarum schrieb.

Es ist also die reine Selbsttäuschung, wenn Bacon meint, auf dem Boden der Erfahrung zu stehen und von unten aufzubauen. Es zeigt sich das auch noch von einer andern Seite, im Einzelnen, nämlich in seiner Art die Vorgänge zu erklären. Herr v. Liebig sagt kaum zuviel, wenn er behauptet, daß Bacon gar nicht weiß, wie man einer Thatsache gegenübertritt. Nirgends bleibt er bei der einfachen Erscheinung stehen und versucht sie aus den nächsten Ursachen abzuleiten; überall bringt er schon fertige Anschauungen und Begriffe heran, Anschauungen und Begriffe, die nichts weniger als aus der Erfahrung geschöpft, sondern, um seine eigenen Worte zu brauchen, lauter anticipationes naturae sind. Wir haben schon angeführt, daß er die von der früheren Naturphilosophie überkommenen, rein aus der Phantasie entsprungenen Begriffe von Geistern in den Körpern,

von ihrer Sympathie und Antipathie überall hineinträgt. Er bemerkt es ebensowenig, daß er die Idee, die all' sein Denken in dieser Sphäre beherrscht, die Idee der Einheit der Natur, keineswegs aus der Erfahrung geschöpft hat. Kurz, er sündigt fast auf jeder Seite gegen seine eigenen, ausdrücklichen Forderungen, er verfällt fast auf jeder Seite in die Fehler, die er so scharf gerügt hat.

Wie es überhaupt mit dem Charakter seines philosophischen Denkens bestellt ist, zeigt sich nirgends deutlicher als an dem Inhalt, den er der philosophia prima zuweist, welche die Spitze des ganzen Gebäudes sein sollte, indem sie nur die allgemeinsten, allen Wissenschaften gemeinsamen Principien enthielte. Solche oberste Sätze sind: Ungleiches zu Gleichem giebt Ungleiches. Dies gilt in der Mathematik; aber ebenso auch in der Ethik; denn zu ungleichen Vergehen die gleiche Strafe fügen, ist ungleich d. h. unbillig. Ferner: Die Natur offenbart sich hauptsächlich im Kleinsten; denn dies gilt sowohl in der Physik, als auch in der Politik, wie denn Aristoteles mit Recht die Betrachtung des Staats mit der Familie als dem kleinsten Gemeinwesen beginnt. Ferner: Die Fäulniß ist immer gefährlicher, so lange sie noch im Verborgenen schleicht, als wenn sie zur Reife entwickelt ist; dies gilt in der Medicin von den ansteckenden Krankheiten, aber auch in der Moral von der Ansteckung durch verdorbene Charaktere.

Man staunt, solche oberflächliche Analogien als höchste Axiome der obersten Wissenschaft hingestellt zu sehen; aber Bacon versichert alles Ernstes, in solchen Aehnlichkeiten verrathe sich die Einheit der Natur, und diese zu erkennen, sei das Ziel aller Wissenschaft.

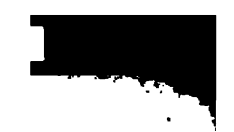
Und ebenso wunderlich endigt die auf den ersten Anblick vernünftigere Forderung, die philosophia prima habe von den allgemeinen Kategorien zu reden, vom Begriffe des Wenigen, des Vielen, des Aehnlichen und Unähnlichen u. s. f. Auch dieser Theil der Philosophie soll auf ganz andere Weise als bisher behandelt werden. Wenn man die Begriffe Viel und Wenig untersucht, soll man Rechenschaft ablegen, warum es so viel Eisen und so wenig Gold giebt; wenn man die Begriffe des Aehnlichen und Unähnlichen behandelt, soll man darthun, warum die Natur zwischen den verschiedenen Gattungen der Wesen immer Uebergänge einschiebt, wie zwischen Vierfüßlern und Vögeln die Fledermäuse, zwischen Vögeln und Fischen die fliegenden Fische. „Ueber dieses und ähnliches beobachten die Erörterungen jener transscendenten Begriffe tiefes Stillschweigen; denn den Spitzen der Worte, nicht den Feinheiten der Natur gehen die Menschen nach."

Es läßt sich kaum ein stärkerer Beweis für Bacon's gänzliche Un-

fähigkeit zum Verständniß der abstracten Gebiete der Philosophie denken, als wenn er diese allgemeinsten, höchsten Begriffe in seiner Weise aus dem Gebiete der Abstraction in das der Wirklichkeit versetzen will. Er hat sie in die philosophia prima aufgenommen, weil es die Gesichtspunkte sind, unter denen wir schlechterdings Alles denken; aber er ist unfähig, sie in dieser Allgemeinheit festzuhalten, oder zu begreifen, welches Interesse es hat, diese höchsten Kategorien überhaupt aufzusuchen; und so verwechselt er die Erörterung derselben alsbald mit Fragen, die innerhalb einer bestimmten Wissenschaft ihre Bedeutung haben mögen, eben damit aber ihre Stellung in der obersten Wissenschaft verlieren. Denn mit demselben Rechte könnten alle anderen Beispiele von Vielem und Wenigem, von Aehnlichem und Unähnlichem und ihren Stufen und Uebergängen ihren Platz in der philosophia prima beanspruchen; ihr Begriff ist eben damit wieder aufgehoben, sie zerfließt unter seinen Händen.

Gegen solche Schwächen seines philosophischen Denkens verschwinden die Mängel seiner Naturkenntniß. Hier gesteht er seine Schwäche ein, und hat doch in vielen Dingen das Richtige von ferne gesehen; dort war er des festen Glaubens, daß er für alle Zeiten die Grundlagen der wahren Wissenschaft gelegt, und die einzig richtige Methode aufgestellt habe — und doch ist gerade der methodische, logische Theil seines Werks der schwächste von allen, voll von Inconsequenzen und Lücken. Eben dieser Mangel an logischer Schärfe zeigt sich überall in seinen Werken. Fast alle seine Eintheilungen in seiner Encyclopädie sind unrichtig oder wenigstens nach ganz oberflächlichen Gesichtspunkten gemacht; so gleich die Haupteintheilung: Gott, Mensch und Natur, die ihn nöthigt, die Medicin und mit ihr die Betrachtung des animalischen Lebens überhaupt von der Naturwissenschaft zu sondern. Daher kommt es auch, daß er Platon und Aristoteles so geringschätzig behandelte; er hatte gar kein Organ, die Bedeutung ihrer Philosophie im Zusammenhange zu verstehen.

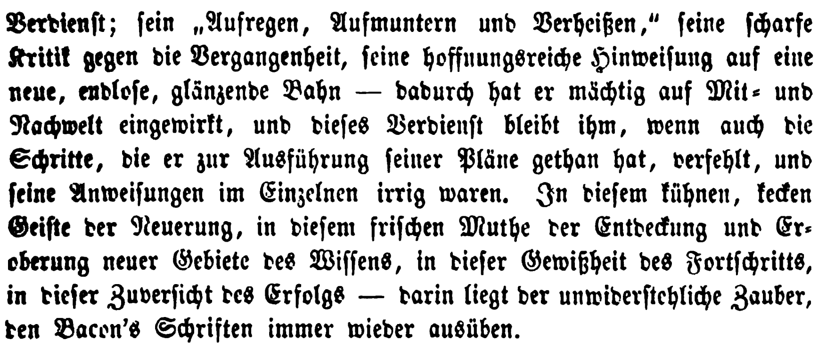
So scheint also doch auch in dieser Beziehung Liebig richtiger geurtheilt zu haben als Kuno Fischer, es scheint wahr zu sein, daß Bacon's Ruhm auf einer Täuschung beruht, und zerfließt, sowie man sich die Mühe nimmt, ihm genauer nachzugehen? Wir weichen allerdings wesentlich von dem Urtheile Fischer's ab, dessen Darstellung ausdrücklich Bacon als consequenten Denker darzustellen, und seine logische Gründlichkeit außer Zweifel zu setzen sich vornimmt. Freilich, wenn man seine klare, durchsichtige, zusammenhängende Exposition liest, wenn in einer wohlgeordneten Kette Bacon's Gedanken uns vorgeführt werden und einer den andern erläutert und erklärt, so ist es schwer, sich dem Eindruck dieser gewandten und schönen Darstellung nicht ohne Weiteres gefangen zu geben. Alles,



sagt Fischer, erklärt sich genügend, wenn wir bedenken, daß Bacon's Ziel die Erfindung war. Wie kommt man zur Erfindung? Durch Erfahrung. Was ist die wahre und zuverlässige Erfahrung? Die wissenschaftliche Kenntniß der Natur. Wie kommt man zu dieser? Durch Induction. So ist Alles zusammenhängend und consequent. Die Mängel der Methode werden zwar nicht verschwiegen; aber sie werden nur aufgedeckt, um zu zeigen, wie gewandt Bacon sich geholfen, und aus der Fülle seines Geistes die Lücken seiner Methode ergänzt habe; wie er, wo die empirische Naturerklärung nicht mehr ausreichte, die speculative zu Hülfe gerufen. So faßt die Fischer'sche Darstellung die Aufstellung der inductiven Methode als das Hauptverdienst Bacon's. Ist nun diese unbrauchbar, so ist sein Verdienst dahin. Kann man nach Baconischen Principien die Natur nicht erklären, keine Naturgesetze entdecken, keine neuen Erfindungen daraus ableiten, so hat er seinen Zweck verfehlt, und wir können den verunglückten Versuch merkwürdig, aber nicht verdienstlich finden. Aber weder Bacon selbst, noch irgend einer nach ihm hat nach Bacon's Methode irgend etwas gefunden. Weder Kepler noch Huyghens, weder Galiläi noch Newton sind der Methode Bacon's gefolgt. In der ganzen Geschichte der neueren Naturwissenschaft beruht aller Fortschritt gerade auf dem, wofür Bacon keine Regeln aufgestellt hat, auf der Erforschung der wirkenden Ursachen und auf ihrer mathematischen Bestimmung. Eine Methode der Erfindung im Sinne Bacon's giebt es überhaupt nicht.

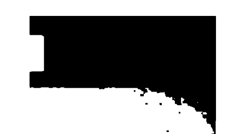
So klar und durchsichtig also die Fischer'sche Darstellung ist, so treffend sie in vielen Hinsichten Bacon's Geist charakterisirt, — sie scheint uns darin zu irren, daß sie eben das für Bacon's Hauptverdienst ansieht, was er selbst dafür hält, daß sie ihm deshalb Lob ertheilt, wo er keines verdient, und daß sie daneben erst in zweiter Linie erwähnt, worin uns allein seine wahre und bleibende Bedeutung zu liegen scheint.

Wir haben schon oben zu zeigen versucht, daß Bacon seine Aufgabe sich weit umfassender stellte, als blos auf Nutzen und neue Erfindungen. Er verlangt Nutzen und neue Erfindungen als Gewähr der Wahrheit. Sein Zweck ist ein höherer. Er will wahre Wissenschaft an der Stelle der bisherigen Scheinwissenschaft. Er will Rückkehr zu der einzig wahren Quelle der Erkenntniß, zu der Wirklichkeit der Dinge. Wie Luther Rückkehr von der Tradition zur Bibel, von der menschlichen Autorität zur göttlichen; wie die Humanisten Rückkehr von dem gefälschten Alterthum zum wahren, von der verdorbenen und unnatürlichen Sprache zur reinen und natürlichen: so wollte Bacon Rückkehr von der falschen Wissenschaft zur wahren, von der todten Wissenschaft zur lebendigen. Diese Reformgedanken und Reformprincipien sind Bacon's wesentliches und einziges



Verdienst; sein „Aufregen, Aufmuntern und Verheißen," seine scharfe Kritik gegen die Vergangenheit, seine hoffnungsreiche Hinweisung auf eine neue, endlose, glänzende Bahn — dadurch hat er mächtig auf Mit- und Nachwelt eingewirkt, und dieses Verdienst bleibt ihm, wenn auch die Schritte, die er zur Ausführung seiner Pläne gethan hat, verfehlt, und seine Anweisungen im Einzelnen irrig waren. In diesem kühnen, kecken Geiste der Neuerung, in diesem frischen Muthe der Entdeckung und Eroberung neuer Gebiete des Wissens, in dieser Gewißheit des Fortschritts, in dieser Zuversicht des Erfolgs — darin liegt der unwiderstehliche Zauber, den Bacon's Schriften immer wieder ausüben.

Vergessen wir vor Allem nicht, daß er immer mitten in bestimmten geschichtlichen Verhältnissen steht, daß er durch Geburt, Erziehung, Laufbahn und Lebensstellung Weltmann, daß ausgedehnte Wirksamkeit sein Ehrgeiz, und sein ganzes Wesen auf's thätige Eingreifen und Handeln angelegt war. Von diesem Standpunkt des Weltmanns aus, der vor Allem die concreten Verhältnisse in's Auge faßt, müssen wir seinen Kampf gegen die frühere scholastische Wissenschaft verstehen. Es ist wahr, und Bacon erkennt es selbst an, daß das Ansehen der Scholastiker schon durch Luther erschüttert war. Es ist wahr, daß schon lange vor ihm einzelne Forscher auf die Natur, auf die Erfahrung hingewiesen hatten. Es ist wahr, daß auf allen Punkten der Autoritätsglaube bekämpft wurde. Aber hatte die neue Richtung schon völlig gesiegt? War die alte Wissenschaft todt und vernichtet? War das ganze wissenschaftliche Denken, war Schul- und Universitätsunterricht, war die Einrichtung der gelehrten Institute und Gesellschaften schon den neuen Grundsätzen angepaßt? Wenn man bedenkt, wie viel mittelalterlicher Wust, wie viel leeres und geisttödtendes Formelwesen noch bis auf den heutigen Tag in den alten gothischen Gebäuden von Oxford und Cambridge zu Hause ist; wenn man weiß, mit welchen Vorurtheilen am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts das Griechische, mit welchem Widerstande in seiner Mitte die Reformation zu kämpfen hatte, ehe die Scholastik — nicht besiegt, sondern nur neben ihr ein Platz erobert war: so begreift man die Energie, mit der Bacon gegen die Professorenwissenschaft kämpft, so begreift man die Einseitigkeit und Schärfe seiner Urtheile. Es war keineswegs der Kampf des berühmten Ritters mit den Windmühlen, wie Liebig in seinem Vortrage meint. Das ewige Wiederholen abgedroschener Formeln, die leere Disputierfertigkeit, die Zank- und Streitsucht, die Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, die völlige Unfruchtbarkeit der Wissenschaft waren noch immer greifbare und wirkliche Uebel, und wenn es wahr ist, daß Bacon seine Reformpläne schon als Student in Cambridge gefaßt, so haben wir darin die genügende Er-



sagt Fischer, erklärt sich genügend, wenn wir bedenken, daß Bacon's Ziel die Erfindung war. Wie kommt man zur Erfindung? Durch Erfahrung. Was ist die wahre und zuverlässige Erfahrung? Die wissenschaftliche Kenntniß der Natur. Wie kommt man zu dieser? Durch Induction. So ist Alles zusammenhängend und consequent. Die Mängel der Methode werden zwar nicht verschwiegen; aber sie werden nur aufgedeckt, um zu zeigen, wie gewandt Bacon sich geholfen, und aus der Fülle seines Geistes die Lücken seiner Methode ergänzt habe; wie er, wo die empirische Naturerklärung nicht mehr ausreichte, die speculative zu Hülfe gerufen. So faßt die Fischer'sche Darstellung die Aufstellung der inductiven Methode als das Hauptverdienst Bacon's. Ist nun diese unbrauchbar, so ist sein Verdienst dahin. Kann man nach Baconischen Principien die Natur nicht erklären, keine Naturgesetze entdecken, keine neuen Erfindungen daraus ableiten, so hat er seinen Zweck verfehlt, und wir können den verunglückten Versuch merkwürdig, aber nicht verdienstlich finden. Aber weder Bacon selbst, noch irgend einer nach ihm hat nach Bacon's Methode irgend etwas gefunden. Weder Kepler noch Huyghens, weder Galiläi noch Newton sind der Methode Bacon's gefolgt. In der ganzen Geschichte der neueren Naturwissenschaft beruht aller Fortschritt gerade auf dem, wofür Bacon keine Regeln aufgestellt hat, auf der Erforschung der wirkenden Ursachen und auf ihrer mathematischen Bestimmung. Eine Methode der Erfindung im Sinne Bacon's giebt es überhaupt nicht.

So klar und durchsichtig also die Fischer'sche Darstellung ist, so treffend sie in vielen Hinsichten Bacon's Geist charakterisirt, — sie scheint uns darin zu irren, daß sie eben das für Bacon's Hauptverdienst ansieht, was er selbst dafür hält, daß sie ihm deshalb Lob ertheilt, wo er keines verdient, und daß sie daneben erst in zweiter Linie erwähnt, worin uns allein seine wahre und bleibende Bedeutung zu liegen scheint.

Wir haben schon oben zu zeigen versucht, daß Bacon seine Aufgabe sich weit umfassender stellte, als blos auf Nutzen und neue Erfindungen. Er verlangt Nutzen und neue Erfindungen als Gewähr der Wahrheit. Sein Zweck ist ein höherer. Er will wahre Wissenschaft an der Stelle der bisherigen Scheinwissenschaft. Er will Rückkehr zu der einzig wahren Quelle der Erkenntniß, zu der Wirklichkeit der Dinge. Wie Luther Rückkehr von der Tradition zur Bibel, von der menschlichen Autorität zur göttlichen; wie die Humanisten Rückkehr von dem gefälschten Alterthum zum wahren, von der verdorbenen und unnatürlichen Sprache zur reinen und natürlichen: so wollte Bacon Rückkehr von der falschen Wissenschaft zur wahren, von der todten Wissenschaft zur lebendigen. Diese Reformgedanken und Reformprincipien sind Bacon's wesentliches und einziges

[redacted]

:rdienst; sein „Aufregen, Aufmuntern und Verheißen," seine scharfe :itik gegen die Vergangenheit, seine hoffnungsreiche Hinweisung auf eine ue, endlose, glänzende Bahn — dadurch hat er mächtig auf Mit= und achwelt eingewirkt, und dieses Verdienst bleibt ihm, wenn auch die chritte, die er zur Ausführung seiner Pläne gethan hat, verfehlt, und ne Anweisungen im Einzelnen irrig waren. In diesem kühnen, kecken eiste der Neuerung, in diesem frischen Muthe der Entdeckung und Er= erung neuer Gebiete des Wissens, in dieser Gewißheit des Fortschritts, dieser Zuversicht des Erfolgs — darin liegt der unwiderstehliche Zauber, n Bacon's Schriften immer wieder ausüben.

Vergessen wir vor Allem nicht, daß er immer mitten in bestimmten schichtlichen Verhältnissen steht, daß er durch Geburt, Erziehung, Lauf= hn und Lebensstellung Weltmann, daß ausgedehnte Wirksamkeit sein hrgeiz, und sein ganzes Wesen auf's thätige Eingreifen und Handeln an= legt war. Von diesem Standpunkt des Weltmanns aus, der vor Allem concreten Verhältnisse in's Auge faßt, müssen wir seinen Kampf gegen frühere scholastische Wissenschaft verstehen. Es ist wahr, und Bacon kennt es selbst an, daß das Ansehen der Scholastiker schon durch Luther schüttert war. Es ist wahr, daß schon lange vor ihm einzelne Forscher f die Natur, auf die Erfahrung hingewiesen hatten. Es ist wahr, daß f allen Punkten der Autoritätsglaube bekämpft wurde. Aber hatte die ue Richtung schon völlig gesiegt? War die alte Wissenschaft todt und rnichtet? War das ganze wissenschaftliche Denken, war Schul= und iversitätsunterricht, war die Einrichtung der gelehrten Institute und Ge= lschaften schon den neuen Grundsätzen angepaßt? Wenn man bedenkt, e viel mittelalterlicher Wust, wie viel leeres und geisttödtendes Formel= sen noch bis auf den heutigen Tag in den alten gothischen Gebäuden n Oxford und Cambridge zu Hause ist; wenn man weiß, mit welchen rurtheilen am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts das Griechische, t welchem Widerstande in seiner Mitte die Reformation zu kämpfen tte, ehe die Scholastik — nicht besiegt, sondern nur neben ihr ein Platz bert war: so begreift man die Energie, mit der Bacon gegen die Pro= ssorenwissenschaft kämpft, so begreift man die Einseitigkeit und Schärfe ner Urtheile. Es war keineswegs der Kampf des berühmten Ritters t den Windmühlen, wie Liebig in seinem Vortrage meint. Das ewige iederholen abgedroschener Formeln, die leere Disputierfertigkeit, die ink= und Streitsucht, die Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, die völlige fruchtbarkeit der Wissenschaft waren noch immer greifbare und wirkliche bel, und wenn es wahr ist, daß Bacon seine Reformpläne schon als tudent in Cambridge gefaßt, so haben wir darin die genügende Er=

klärung der Lebhaftigkeit, mit der er gegen das Alte zu Felde zog. Seine Hiebe und Stiche galten weit weniger den Systemen als dem damaligen Zustande des Unterrichts, der damaligen Weise die Wissenschaft zu betreiben. Wenn es vierzig Jahre dauerte, bis Newton in Cambridge zur Anerkennung gelangte: war wohl zu Bacon's Zeit der Fortschritt ein schnellerer, oder vermögen die wenigen Namen eines Galiläi, Gilbert, Harvey, Stevin u. s. f. den allgemeinen Zustand damaliger wissenschaftlicher Bildung zu bezeichnen? Spricht nicht Kepler's und Galiläi's Schicksal laut und deutlich für Bacon's bittere Klagen? Die Gesammtbildung seiner Zeit hatte Bacon im Auge, wenn er sagte, daß die Wissenschaft von ihrer Wurzel losgerissen sei, und in einem Gemisch von Autoritätsglauben und kindischen Vorstellungen bestehe.

Wir wissen nicht, durch welche Vermittlungen Bacon vom Geiste der neuen Zeit ergriffen wurde. Der theologischen und kirchlichen Seite des Umschwungs stand er fern. Um so aufmerksamer beobachtete er die Bewegungen, die im weltlichen Leben vorgingen. Seiner raschen und lebendigen Auffassung war es nicht entgangen, in welcher Richtung die Zeit fortschreite. Er übersah die ungeheuren Veränderungen, welche der Entdeckung Americas und der Erfindung der Buchdruckerkunst gefolgt waren. Er verstand das Drängen der Geister nach neuem Wissen. Er begriff das Aufsehen, das eben jetzt Galiläi's Entdeckungen machten. Er theilte die Abneigung aller hervorragenden Geister seiner Zeit gegen die mittelalterlichen Autoritäten. Das Eigenthümliche, was ihn vor allen Zeitgenossen auszeichnet, war nun, daß er der herrschenden Geistesrichtung ihren allgemeinsten, klarsten, für Jedermann verständlichen Ausdruck gab. Er beschränkte sich nicht auf Theologie, nicht auf Naturwissenschaft, nicht auf Geschichte. Das ist das Große an ihm, daß er die Aufgabe ohne alle Beschränkung, für die Wissenschaft überhaupt stellt. Denn sein vielseitiges Interesse wandte sich nicht allein der Natur zu; auch für alle andern Wissenschaften sah er die Nothwendigkeit, eine andere Grundlage zu schaffen, ja die Einheit alles Wissens auf einem und demselben Grunde ist ein ebenso wesentlicher Gedanke als der Ausgang von der Erfahrung.

In der Art aber, wie er selbst sein Verhältniß zu seinem reformatorischen Werke auffaßt, zeigt sich eine oft übersehene Eigenthümlichkeit. Die hohe und gebietende Stellung, die er im Leben inne hatte, gedachte er auch in der Wissenschaft für sich in Anspruch zu nehmen. Er wollte nicht ohne Weiteres seinen Plan selbst ausführen. Vielmehr, wie er in der Kritik nicht sowohl von den Systemen, als von den concreten Verhältnissen ausgegangen war, wollte er auch beim Neubau die wirklichen, lebendigen Kräfte in Bewegung setzen; er rief die Macht seines Königs, er rief die

Theilnahme seiner Nation auf, er wollte Institute gründen, Geldmittel schaffen, die Universitäten umgestalten. Mit solchen Vorschlägen beginnt sein zweites Buch De augmentis scientiarum. Er wollte nur das Programm entwerfen und die Arbeit organisiren. Nicht als der Tagelöhner, der die einzelnen Steine herbeischafft oder behaut, erschien er sich selbst, sondern als der Baumeister, der den Riß des Ganzen erfindet und durch Andere ausführen läßt; nicht als der Soldat, der an einem bestimmten Punkte die feindliche Schanze ersteigt, sondern als der Feldherr, der alle Bewegungen leitet und in seinem Zelte den Eroberungsplan für Länder und Reiche entwirft, die er selbst vielleicht nie betritt. Er selbst wiederholt überall, daß er schreibe, um Andere anzuregen und für die Arbeit zu gewinnen, er selbst sagt, daß die Ausführung dessen, was er verlangt, das Werk langer Zeit sei. Erst wie er von seiner Höhe gestürzt ist, wie er Macht und Einfluß verloren hat, steigt er auch von seiner wissenschaftlichen Höhe herab; erst da beginnt er selbst zu sammeln und das Geschäft des untergeordneten Arbeiters zu verrichten; und er beklagt sich, daß er es thun müsse.

Sieht man seine Thätigkeit von diesem Gesichtspunkte an, so erklärt sich zugleich ihre Bedeutung und ihr Mangel. Vor Allem bewundern wir die Großartigkeit seiner Auffassung. Oder wo fände sich aus damaliger Zeit ein so umfassender Plan für wissenschaftliche Arbeit, wie Bacon's Werk De dignitate et augmentis scientiarum? Wo fände sich sonst eine Encyclopädie nicht als Inbegriff dessen, was erkannt ist, sondern als Uebersicht dessen, was wissenschaftlich erkannt werden soll und kann? Man erstaunt über die Kühnheit seines weitstrebenden Geistes, der eine ganze Reihe neuer Aufgaben stellt, neuer Aussichten eröffnet. Ein solcher Aufruf, die überall vorhandenen Lücken zu ergänzen, wandte sich freilich nicht blos an Männer eines bestimmten Fachs; er wandte sich an die große Masse der europäischen Bevölkerungen, um ihnen ihre Aufgabe zum Bewußtsein zu bringen; die Empfänglichkeit und das Interesse der Laien sollte die Bestrebungen der Forscher unterstützen; und wenn Liebig selbst zugiebt, daß Bacon einen wahren Durst nach erweitertem Wissen geweckt habe, so spendet er ihm damit das höchste Lob: denn dieser Durst war Bedingung des Fortschritts, und ihn zu wecken, bedurfte es keines geringeren Geistes, als ihn zu stillen.

Aber auch die Richtigkeit seiner Ansichten im Ganzen und Großen verdient Anerkennung. Daß er mit vollkommenem Bewußtsein die Zweckursachen als Erklärungsgründe der Erscheinungen aus der Physik verwies — dieser eine Grundsatz beweist, wie klar er die wissenschaftlichen Aufgaben erkannte, und sichert ihm eine hervorragende Bedeutung. Ebenso klares

Verständniß, ebenso richtigen Blick verräth ein anderer Satz, dessen Behauptung fast in denselben Worten wir kürzlich als eines der „folgenreichsten Verdienste" der Liebig'schen Chemie hervorgehoben fanden — der Satz nämlich, daß der Mensch der Natur gegenüber keine andere Macht hat, als die der Bewegung; durch Annäherung der Körper aneinander und Entfernung derselben voneinander vermag der Mensch Alles; er bringt nur die wirkenden Kräfte der Natur in's Spiel; dem Wesen nach wirkt die Natur, wo sie frei ist, genau auf dieselbe Weise, wie wo sie dem Menschen dient (De dignitate et augm. sc. II, c. 2). Ja selbst der Punkt, der der schwächste scheint, die Verwerfung des Copernicanischen Systems, ruht zuletzt auf einer richtigen Ahnung. Denn mit der bloßen Auflösung der Planetenbewegungen in einfache Linien, meinte Bacon, sei nichts erklärt; Aufgabe der Wissenschaft sei, die gemeinschaftlichen Kräfte zu finden, welche die irdische und die himmlische Welt beherrschen, denn die allgemeinen Eigenschaften der Materie (passiones materiae catholicae) seien über dem Monde dieselben wie unter dem Monde (Descr. Glob. intell. Cap. 5). So vermißte er also bei dem Systeme des Copernicus die physische Erklärung, die später ganz im Sinne Bacon's von Newton entdeckt wurde. Gehen wir aber in's Einzelne, — so werden wir mitten im Nebel der unklarsten und confusesten Vorstellungen doch zuweilen von einem Lichtblitze getroffen, in dem die Ahnung der Wahrheit auf überraschende Weise durchschlägt. So, wenn er die allmähliche Fortpflanzung des Lichts, freilich aus ganz falschen Gründen, schließt, und daran den Gedanken knüpft, daß der gestirnte Himmel uns nicht seinen gegenwärtigen, sondern einen vergangenen Zustand darstelle; wenn er die großen Erfolge voraussagt, welche der Medicin das Mikroskop bringen werde, wenn man nur erst stärkere Vergrößerungen besitze; wenn er — ein Verdienst, das A. v. Humboldt ihm zuerkennt — „die Richtung der Winde in ihrer Abhängigkeit von der Temperatur und den Hydrometeoren betrachtet."

Freilich, solche Gedanken stehen meist vereinzelt. Sie sind nicht consequent verfolgt. Sie sind nicht in Zusammenhang untereinander gesetzt. Sie stehen mitten zwischen einer Menge der oberflächlichsten Analogien. Sie werden durch entschiedene Mängel aufgewogen. Bacon's Behandlung der Poesie ist nach unseren Begriffen ärmlich. Die Bedeutung der Mathematik ist verkannt. Es finden sich verhältnißweise im Einzelnen wenige Gedanken, von denen man sagen könnte, daß sie nachgewirkt haben. Aber für den Zweck, den Bacon verfolgte, und für die Aufgabe, die ihm zugewiesen war, hatte er weder logische Schärfe noch Tiefe der Ideen nöthig. Dagegen besaß er eine andere Eigenschaft in sehr hohem Grade, die den eigentlichen Kern seines Geistes ausmacht, die uns das Räthsel seines

[redacted]

ganzen Wesens zu lösen scheint — eine außerordentlich lebhafte und bewegliche Imagination, die einmal angeregt fortwährend neue Gedanken und Bilder aus sich erzeugt, die von jedem Punkte aus die kühnsten Combinationen, die lebendigsten Visionen anzuknüpfen strebt. Diese Grundrichtung seines Geistes hat ihn gleicherweise für nüchterne Erforschung der Natur wie für abstractes philosophisches Denken verdorben; aber gerade seine Fehler als Naturforscher und Philosoph sind in Wahrheit seine Stärke; er ist bedeutend nicht durch das, was er geleistet, sondern durch das, was er versprochen; nicht durch den steten Fortschritt der Erkenntniß, sondern durch den kühnen Flug seiner Phantasie; nicht durch den festen Boden des Gewonnenen, sondern durch die glänzenden Nebelbilder seiner Hoffnungen; nicht durch die geduldige, ernste Arbeit des Forschens, sondern durch die spielende Leichtigkeit glücklicher Einfälle.

Es ist unmöglich, auch nur wenige Seiten von Bacon zu lesen, ohne die charakteristische Eigenschaft seines Stils zu entdecken. Er schreibt, wo er irgend kann, bildlich, mit der Phantasie und für die Phantasie. Seine bekanntesten Gedanken sind bildlich ausgedrückt. Die falschen Voraussetzungen nennt er Idole; und die einzelnen Idole unterscheidet er nach bildlichen Beziehungen. Die einseitigen Empiriker vergleicht er mit Ameisen, die einseitigen Systematiker mit Spinnen, die wahre Philosophie mit der Thätigkeit der Biene. Seine Schooßkinder, die sieben und zwanzig prärogativen Instanzen, tragen alle neben ihrem gewöhnlichen Namen noch einen bildlichen Beinamen. Dies macht den Hauptreiz seiner Schriften aus. Die Gedanken sind nicht immer glücklich; die Bilder sind es immer. Damit hängt es zusammen, daß er so gerne in Aphorismen schreibt. Seine Gedanken haben alle die Form von einzelnen geistreichen Einfällen. Sie sind aus Einer Grundrichtung seines Geistes hervorgegangen, und weisen nach Einem Ziele hin; aber sie sind durch keine Zucht des Denkens in strengen Zusammenhang gebracht; daher die vielen Widersprüche, die wegzuerklären man sich schon viele vergebliche Mühe gemacht hat — Bacon hat sie nicht bemerkt und nicht bemerken können, weil, je nachdem seinem beweglichen Geist ein Gegenstand in dieser oder jener Verbindung auffiel, auch seine Imagination verschieden davon getroffen wurde.

Seine gewaltige Imaginationskraft äußert sich im Großen in dem Bilde des Zieles, das ihm vorschwebte, in der Ahnung einer allseitigen Erkenntniß der Natur, einer unabsehbaren Reihe von Entdeckungen und Erfindungen, die sich daran knüpfen und das menschliche Leben nach allen Seiten umgestalten würden, in dem schönen Traume einer Herrschaft des Menschen über die geheimsten und allgemeinsten Kräfte, die ihm die tiefgreifendsten Veränderungen und Einwirkungen gestatte. Ueber a

damaliger Naturkenntniß hinweg schwingt er sich auf zur Divination des großen Zusammenhangs aller Naturerscheinungen, zur Ahnung der Einheit aller Kräfte, die unsere heutige Wissenschaft zu erkennen beginnt. Hierin liegt das ungemein Anregende und Erfrischende seiner Werke; sie sind die jugendmuthige Poesie und Prophetie der Naturwissenschaften, sie zeigen die begeisternden Ideale, die dem eben beginnenden Streben Kraft und Zuversicht geben.

Derselbe Grundzug seines Geistes offenbart sich aber auch im Einzelnen bei seiner Naturbetrachtung. In größter Fülle strömten ihm bei jedem Vorgang, den er beobachtete, Analogien, mögliche Erklärungen, Wahrscheinlichkeiten zu; mit der größten Leichtigkeit beruhigte er sich bei der Erklärung, welche ihm am meisten gefiel. Ganz in Anspruch genommen von dem Gegenstand, der ihn beschäftigte, übersah er immer, was er selbst dazu that; Alles, glaubte er, sagen ihm die Dinge, was nur sein vorgreifender Geist in sie hineinlegte; gerade die Leichtigkeit, mit der ihm auf jedem Schritte neue Möglichkeiten, neue Analogien hervorsprudelten, täuschte ihn über die langsame und schwere Arbeit, die der menschliche Geist vorzunehmen hat, um die Dinge zu erkennen, wie sie sind; statt den steten Schritt der kritischen Prüfung jedes einzelnen Gegenstandes zu gehen, sprang er seinen eigenen ausdrücklichen Regeln zuwider immer über alle Mittelglieder weg zu den höchsten allgemeinsten Ansichten der Natur. Einem so gearteten Geiste mußte die mathematische Naturbetrachtung, die überall nur wesenlose Gesetze sieht, antipathisch, und die Aristotelische, welche die Natur als etwas innerlich Lebendiges auffaßt, ihr ein Streben von innen heraus zu ihrem Zwecke zu gelangen andichtet, um so verwandter sein. Daher leitet er Alles aus dem Streben der Körper ab, aus ihren Neigungen und Abneigungen, ihren Trieben und ihrer Unruhe.

Daraus erklärt sich denn der seltsame Widerspruch zwischen seinen allgemeinen Forderungen und Grundsätzen und zwischen seinem Thun und Denken im Einzelnen. Es ist, als hätte ihm die Natur nur ein Auge für die Ferne, und Sinn nur für weite und umfassende Gedanken gegeben. Soweit er die Ziele und Aufgaben einer neuen Zeit ausspricht, so lange er in kühnen Zügen zeichnet, was vor seinem Auge lag, wenn es in das Treiben der Gegenwart und auf die Bahnen der Zukunft schaute, so lange ist er groß und wahr. Sowie er aus diesen Regionen in die Wirklichkeit herabsteigt, sowie er das Ideal, das er von der Wissenschaft der Zukunft sich gebildet hat, in den spröden Stoffen verkörpern will, so fehlt ihm Alles; er erscheint ungeschickt und oberflächlich, und die Arbeit endigt in Spielerei. Er hat vor den Idolen gewarnt und gefordert, daß man sich ihrer entschlage; aber er selbst dient allen den Götzen, die er glaubt zerstört zu

haben. Er hat verlangt, daß man dem Geiste nicht Fittige gebe, sondern Blei anhänge; und keiner hat mit kühnerem Fluge als er von dem Nächstliegenden aufwärts gestrebt. Er hat verlangt, daß man die Natur erkläre, nicht anticipire; und alle seine Erklärungen sind Anticipationen, in denen er seine Ansicht in die Dinge hineinträgt. Er hat eine Methode versprochen, durch die man so sicher zu Axiomen und von da zu neuen Erfindungen gelangen könne, wie man mit dem Zirkel einen Kreis beschreibt, eine Methode, die die Geister fast gleich machen werde; und er hat den ersten Theil derselben unvollendet gelassen und den zweiten gar nicht begonnen. Seine Theorie der Erfindung ist mißglückt. Aber seine Praxis ist mehr werth als seine Theorie. Er hat in ungewöhnlichem Maaße den Geist der Erfindung, den rastlos vorwärts treibenden, unermüdlich suchenden, überall unendlich viele Möglichkeiten sehenden, nie am Erfolg verzweifelnden Geist. Nicht nach Bacon's Regeln, nicht nach dem Muster seiner Methode, aber von seinen Grundanschauungen aus, in der Richtung, die er angewiesen, mit dem Erfolge, den er vorausgesagt, ist aller Fortschritt in den Naturwissenschaften erfolgt. Das Losungswort, das er gegeben, blieb und mußte bleiben: Verwerfung aller Autorität gegen eigene Beobachtung; Erkenntniß der Dinge, wie sie sind, in ihrem ganzen Umfang; sorgfältige Beobachtung aller einzelnen Erscheinungen; stufenweises Auffinden immer allgemeinerer und höherer Gesetze; Bestätigung jedes neuen Gesetzes durch's Experiment; kein Stillstand, bis die Einheit der Natur aufgedeckt, und alle Erscheinungen aus dem Wesen der Dinge begriffen sind; und gleichen Schrittes mit der Erkenntniß fortschreitend vielseitigste und fruchtbarste Anwendung auf die menschlichen Lebensbedürfnisse. Und selbst jene unruhige Einbildungskraft, jenes Anticipiren der Natur, jenes voreilige Erklären, jene Versuche, in den Dingen die eigenen Gedanken wieder zu finden — alle diese Fehler, die er in der Theorie verurtheilt und in der Praxis begeht, sie sind in der wirklichen Geschichte der Wissenschaften eine wesentliche Bedingung des Fortschritts gewesen. Wir stimmen mit Liebig vollkommen überein, wenn er sagt, daß Kepler's ungewöhnliche poetische Begabung ihn zu seinen Entdeckungen befähigt habe, und wenn er Homer, Shakspeare, Schiller und Göthe den größten Naturforschern darin gleichstellt, daß das geistige Vermögen, welches den Dichter und Künstler macht, das nämliche ist, aus welchem die Erfindungen und die Fortschritte in der Wissenschaft entspringen. Aber wir glauben, daß dasselbe Vermögen, nur in anderer Richtung und individueller Ausprägung, auch in Bacon's Geist lebendig war. Nichts ist in dieser Hinsicht lehrreicher, als eben Bacon mit Kepler zu vergleichen. Wenn man Kepler's Werke in der Absicht durchsuchte, Ideen, Hypothesen, Er-

klärungen zu finden, die uns auf unserem jetzigen Standpunkte phantastisch oder lächerlich vorkommen, die Ausbeute wäre keine geringere als bei Bacon. Wenn dieser den Körpern Haß und Liebe, Verlangen und Abscheu zuschreibt, so giebt Kepler der Erde animalisches Leben und läßt die Planeten durch ihre Geister um die Sonne führen; wenn Bacon die Vertheilung von Eisen und Gold aus den Begriffen des Vielen und Wenigen erklären möchte, so müht Kepler sich ab, die fünf regulären Körper zwischen die Planetenbahnen zu schieben. Alle die großen Entdeckungen Kepler's fußen nicht unmittelbar auf Beobachtung, sondern auf dem Verlangen, seine Ideen im Ganzen der Welt wiederzufinden; er geht von einem Bilde aus, das seine Phantasie entworfen und sieht, ob es sich in der Wirklichkeit nachweisen läßt; er kommt auf diese Weise erst auf langen Umwegen, nach vielen Irrfahrten zur Wahrheit, und wie Vieles blieb ihm noch in phantastischen Nebel gehüllt! Was aber den großen Deutschen vor seinem englischen Zeitgenossen auszeichnet, das ist sein unermüdlicher Fleiß, seine Gründlichkeit und seine Bescheidenheit, das ist der unverdrossene Eifer, mit dem er immer wieder durch die mühsamsten Rechnungen seine genialen Einfälle an den Beobachtungen prüfte, und die Ehrlichkeit, mit der er eingestand, daß er sich geirrt hatte. Der Vereinigung aller dieser Eigenschaften dankt er den Ruhm seiner großen Entdeckungen.

Bacon stellt in sich nur eines der Elemente des Fortschritts dar. Seiner entdeckungslustigen Phantasie fehlte die nothwendige Ergänzung durch den gründlichen Fleiß. Aber auf der andern Seite kennt er auch die Beschränkung nicht, die der Fleiß sich auflegen muß. Seine Divinationsgabe ist eine viel umfassendere als die Kepler's. Das ist eben das Merkwürdige an ihm, daß immer das Ganze vor seiner Seele steht, daß er die Erkenntniß der Wahrheit erst von der gleichzeitig in Einer Richtung fortschreitenden Vollendung aller Wissenschaften erwartet. Darum ist es möglich, daß er auf keinem einzelnen Gebiete etwas Nennenswerthes geleistet und doch einen großen Einfluß geübt hat; nach der einen Seite hin, indem er das Verlangen nach gründlicher Naturkenntniß weckte, nach der andern, indem er den Anstoß zur Erforschung der geistigen Processe gab, durch welche wir zur Naturkenntniß gelangen. Wir können nicht im Einzelnen seinen Einfluß nachweisen. Es läßt sich wohl, weil keine Widerlegung möglich ist, behaupten, daß Newton seine Principien geschrieben hätte, auch wenn Bacon nie gewesen wäre. Aber übersieht man unbefangen die Geschichte der folgenden Zeit, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß zwei große Strömungen von ihm ausgegangen sind. Er hat durch seine Schriften der eben beginnenden allseitigen Erforschung

der Natur die Wege geebnet und die Aufgabe gestellt, an der sie heute noch arbeitet. Die Erforschung des Wesens der Erkenntniß ist auf seinen Anstoß von der Reihe der Philosophen aufgenommen worden, die es sich zur Aufgabe machten, alle Begriffe aus der Erfahrung abzuleiten; und durch ihre Vermittlung hat Bacon auf Kant und damit auf uns in dem Gebiete der Philosophie gewirkt. In beiden Richtungen aber gleicht er, um sein eigenes Bild zu brauchen, dem Mercurius, der am Kreuzweg steht und mit ausgestrecktem Finger dem Wanderer den Weg weist, der aber von seinem Fußgestell nicht herabsteigen kann, um selbst die Straße zu betreten.

Auf diese Weise, durch Unterscheidung dessen, was Bacon gewollt, und dessen, was er geleistet hat, glauben wir die schroff sich entgegenstehenden Urtheile des Naturforschers und des Philosophen in ihrer relativen Berechtigung anerkennen und dadurch versöhnen zu dürfen. Im Großen und Ganzen kommt gewiß die Darstellung Kuno Fischer's der Wahrheit näher. Sie vermag Bacon's geschichtliche Bedeutung anzuerkennen; und wenn sie sein Verdienst zu weit ausdehnt, wenn sie gegen seine Schwächen zu nachsichtig ist, so ist es gewiß besser Fehler zu übersehen, als Verdienste zu verkennen. Auf der andern Seite müssen wir es dem Liebig'schen Vortrag Dank wissen, daß er die Illusion einer Baconischen Methode, durch welche die Naturwissenschaften zu Stande gekommen wären, völlig zerstört hat.

Aber worin besteht nun die Methode der Naturwissenschaften? Worin besteht die wahre Induction, die von den einzelnen Dingen zu ihrem Begriff, von den einzelnen Erscheinungen zu ihrem Gesetze aufsteigt? Wenn Bacon's Methode die Methode der Naturforschung nicht ist, wo finden wir sie dann? Wer hat sie beschrieben? Wo ist das wahre Novum Organon? Wenn wir heute die Naturforscher fragten, worin denn ihre wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit vielgerühmte Methode bestehe, wir sind überzeugt, nicht zwei derselben würden völlig einig sein, so fest auch alle mit vollem Rechte behaupten würden, daß es eine solche gebe, und daß sie vor aller philosophischen Speculation den Vorzug, wo nicht der Unfehlbarkeit, doch der größeren Sicherheit ihrer Resultate voraus habe. Auch der Liebig'sche Vortrag behauptet das. „Die wahre Methode der Naturforschung," heißt es, „schließt jede Willkür aus, und ist der von Bacon diametral entgegengesetzt." Sie wird näher beschrieben. Sie geht nicht, wie die Baconische, von vielen Fällen, sondern von einem einzigen Fall aus, und erklärt diesen. Sie faßt den einzelnen Vorgang als ein Ganzes, dessen Theile, dessen einzelne Bedingungen sie sucht. Das Allgemeine ergiebt sich daraus von selbst, als das, was vielen Einzelnen ge-

meinsam ist. Es wird Gilbert als Muster hingestellt, der Mann, der ein Stück Bernstein täglich unzähligemale und monatelang auf seinem Rockärmel oder mit Seiden- und anderen Lappen rieb, oder seinen Magnetstein mit feinen Eisennadeln spickte, um die Pole aufzufinden. Zwischen hinein steht der Satz: In der Naturwissenschaft ist alle Forschung deductiv oder apriorisch. Es wird also neben der empirischen Seite der Beobachtung auch die andere der denkenden Behandlung nicht vergessen. Aber so schroff nebeneinandergestellt, scheinen sich die Sätze zu widersprechen; und in welcher Weise nun, ganz im Allgemeinen, Empirisches und Apriorisches, Beobachtung und Deduction zusammenwirken, um die Naturerkenntniß hervorzubringen, das finden wir nirgends klar und bündig ausgesprochen. Es gilt sonst im Allgemeinen, daß die Methode der Naturwissenschaften die inductive sei. Aber was nun inductive Methode ist, darüber sind die Lehrbücher der Logik theils sehr kurz, theils sehr verschieden; diejenigen, die speciell über Induction geschrieben haben, wie Whewell, Mill, Apelt, weichen sehr wesentlich von einander ab; und wenn auch ihre Arbeiten Vieles gefördert haben, es wird Niemand sagen wollen, daß wir eine inductive Logik als deutliche Anleitung zur Bildung von richtigen Begriffen und Urtheilen aus der Erfahrung und als sicheres Kriterium ihrer Richtigkeit besäßen, wie wir das in der gewöhnlichen Logik für die richtige Verknüpfung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen besitzen.

Freilich, wenn wir die wissenschaftlich geordnete Darstellung des schon errungenen Wissens im Auge haben, so hieße es den heutigen Stand der Wissenschaft verkennen, wenn wir nicht zugeben wollten, daß man sich der formellen methodischen Anforderungen wohl bewußt ist, und ihnen nach Kräften zu genügen strebt. Dank den großen Fortschritten der mathematischen Wissenschaften, Dank der Vollständigkeit unserer Kenntnisse ist eine Ordnung und Durchsichtigkeit der Darstellung, ein stufenweises Fortschreiten von den Principien zu den Folgen möglich, von dem Bacon keinen Begriff hatte. Allein die Methode, der die Darstellungen unserer Lehrbücher folgen, ist fast durchweg die deductive, vom Allgemeinen zum Besonderen vorwärts schreitende, das gerade Gegentheil dessen, was Bacon gewollt hat; und für diese sind die alten Regeln über Definition, Division, Syllogismus längst bekannt. Der Denkproceß dagegen, durch welchen jene wissenschaftlich dargestellten Resultate gewonnen worden sind, das Suchen und Versuchen, die eigentliche Erzeugung der Begriffe, bleibt meist von der Darstellung ausgeschlossen, ist die stille, unbeachtete, oft kaum bewußte Arbeit des Forschers. Selbst wo Versuchsreihen mitgetheilt werden, erhalten wir niemals den ersten ursprünglichen Gang der Untersuchung mit allen Umwegen, niemals ein treues Abbild der wirklichen Arbeit, son-

dern immer schon eine Darstellung von einem übersichtlichen Gesichtspunkt aus, in gewissem Maaße von deductiven Principien beherrscht. Das war es nicht, was Bacon wollte. Er suchte nach einer Methode nicht für die Darstellung schon gefundener Resultate, sondern nach einem Organon zur Gewinnung neuer Erkenntnisse aus systematischer Beobachtung des Einzelnen, und zur Ableitung praktischer Erfindungen aus diesen Erkenntnissen. Wir haben gesehen, daß er gescheitert ist; wir haben anzudeuten versucht, warum er scheitern mußte; darum nämlich, weil er das unberechenbare Element der productiven Phantasie übersah. In Bacon's Sinn also können wir keine inductive Methode verlangen. Aber nach zwei Seiten hin muß doch Bacon's Forderung bestehen bleiben. Ist es nicht möglich eine positive Methode der Erfindung aufzustellen, so ist es doch möglich negative Regeln über die Fehler zu geben, die vermieden werden müssen; ist es nicht möglich den Geist durch Vorschriften in Bewegung zu setzen, so ist es doch möglich, ihn in seiner spontanen Bewegung vor Fehltritten zu warnen. Und zweitens: Vermag auch keine Methode den Denkproceß zu erzeugen, so bleibt wenigstens die Forderung einer gründlichen Einsicht in die Natur desselben, in die eigentliche Genesis der Wissenschaft bestehen, denn ohne solche Einsicht ist die Wissenschaft selbst unvollendet, und vermag über das Maaß der Sicherheit und Zuverlässigkeit ihrer Resultate keinen Aufschluß zu geben; sie kann Glauben, aber keine Ueberzeugung verlangen. Gerade ihre höchsten Principien sind unbewiesen. Nehmen wir ein Beispiel. In der ganzen gebildeten Welt gilt die Ansicht des Planetensystems, die von Copernicus, Kepler und Newton festgestellt worden ist, als etwas schlechterdings über jeden Zweifel Erhabenes. Aber wenn man nun fragte, worauf denn diese Gewißheit ruht; wenn man versuchen wollte, die Schlüsse zu analysiren, welche zuletzt zu diesem Resultate geführt haben, und die zwingende Kraft jedes Schlusses auf ein logisches Axiom zurückzuführen, das keines Beweises mehr bedarf — so würde sich bald zeigen, daß als Grundlagen der Schlüsse nicht blos die unmittelbaren Beobachtungen und die rein formellen Axiome, nicht blos die apriorischen Sätze der Mathematik, sondern Grundsätze sehr materieller Natur auftreten, deren relative oder absolute Gültigkeit nicht sofort einleuchtend ist, wenn man sie nicht als nothwendige Voraussetzungen unseres Denkens und unserer Weltbetrachtung überhaupt nachzuweisen vermag. Oder ruht das Bestreben, die Bewegungen der Planeten auf mathematisch einfache Linien zurückzuführen, und die Befriedigung, nachdem es gelungen war, nicht auf der apriorischen Voraussetzung, daß das Einfache, mathematisch Klare naturgemäßer sei, als das Verwickelte? Was berechtigt uns überhaupt, mit solcher Zuversicht die apriorischen Sätze unserer Arithmetik

und Geometrie auf die Körper anzuwenden? Was berechtigt uns, allen Bewegungen einfache Gesetze zu Grunde zu legen, trotzdem daß die Natur überall viel verwickeltere Verhältnisse zeigt, und alle Gesetze nur unter Bedingungen gelten, die wir gar nie vollkommen herzustellen vermögen? Worauf ruht die Annahme der allgemeinen Massenanziehung, als auf der Voraussetzung der Gleichartigkeit aller Materie, die durch keine Erfahrung nachzuweisen ist? Oder welche Beobachtung hat gelehrt, daß die Anziehungskraft der Erde im Verhältniß des Quadrats der Entfernung abnimmt? War das nicht vielmehr Newton's apriorischer Gedanke, für den er nur apriorische Gründe hatte?

Auf diese Weise die letzten Grundlagen zu untersuchen, auf denen unsere Naturansicht ruht, und der Factoren bewußt zu werden, durch welche sie zu Stande kommt; die Grundsätze aufzustellen, welche ihre Schlußfolgerungen leiten, und das Maaß der Sicherheit der Schlußsätze danach zu bestimmen, das müssen wir als die wahre Aufgabe einer inductiven Logik ansehen. Eine solche Kritik — nicht der reinen Vernunft gegenüber dem metaphysischen Dogmatismus, sondern der naturforschenden Vernunft gegenüber dem vermeintlichen Empirismus und dem naturwissenschaftlichen Dogmatismus, scheint uns durch den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften dringender als je geboten. Die Philosophie hat längst darauf verzichtet, in der Weise der speculativen Naturbetrachtung die Erkenntniß der äußeren Welt der naturwissenschaftlichen Betrachtung streitig zu machen. Aber so lange sie die Idee der Einheit alles Wissens festhält, darf sie sich gegen die Naturwissenschaften nicht verschließen, nicht blos indem sie deren Resultate zur Grundlage ihrer einheitlichen, Natur und Geist in gleicher Weise umfassenden Weltbetrachtung macht, sondern auch, indem sie deren Proceß als eine der großartigsten Thaten des menschlichen Geistes, der doch, so lange wir von Kant abhängig sind, ihr nächster Gegenstand sein muß, in den Kreis ihrer Untersuchung zieht. Die Naturwissenschaft andererseits, die nur zu leicht in einseitige Ueberschätzung des materiellen Seins geräth und gegen die ebenso realen Thatsachen des Geistes das Auge verschließt, bedarf nicht nur zu ihrer eigenen Ergänzung des Bewußtseins über die letzten Gründe ihrer Gewißheit, sondern auch des Bandes, das sie mit der Gesammtheit des übrigen Wissens verknüpft; und wo könnte dieses sicherer gefunden werden, als da, wo sie sich selbst nur als Theil des gesammten, alles Wissen umschließenden geistigen Lebens darstellt? Es ist hier nicht der Ort, darauf ausführlicher einzugehen. Wir schließen mit einem Satze Bacon's, dessen Richtigkeit alle Zeiten bewährt haben: „Es ist ein Irrthum, daß über den einzelnen Wissenschaften von den Meisten die allgemeine Erkenntniß der Dinge und die Philosophie ver-

nachlässigt wird; ein Umstand, der dem Gedeihen der Wissenschaften sehr hinderlich ist. In die Weite zu schauen dienen Thürme und hohe Standörter; es ist unmöglich, daß Jemand die entfernteren und tieferen Theile einer Wissenschaft ergründet, so lange er auf derselben Ebene stehen bleibt, und nicht die Warte einer höheren Wissenschaft besteigt."

C. Siegwart.

Cultur- und Geschichtsbilder aus Sicilien.

I.

——— Ich habe jetzt die Ost- und Südküste Siciliens durchstreift, den Fürsten der Berge, den Aetna, erstiegen, das Innere der Insel quer durchzogen und in Palermos Gefilden Rasttag gehalten. Wem nicht aller und jeder Formensinn versagt ist, wird mit mir entzückt sein von der Schönheit der Linien, in denen hier die Gebirge vom Meeresstrande unmittelbar oder aus den mehr oder weniger schmalen Küstenebenen aufsteigen. Da ist keine Einförmigkeit. Fast jedes Thälchen hat etwas Besonderes, jeder Berg erhebt sich in ihm eigenthümlichem Aufschwung und am Horizont dehnt sich keine langweilig gerade Linie.

Im Innern der Insel ist das freilich zum Theil anders, der Boden ist hier häufig gewellt und ohne Abwechselung. Sanft ansteigende Hügel sind mit endlos sich dehnenden Feldern bedeckt, aus denen Klippen hervorragen. Hat sie die baumlos sich durch sie hinwindende Landstraße erstiegen, so dehnt sich von Neuem, so weit das Auge reicht, im Frühjahr die grüne Flur, im Sommer das sonnverbrannte kahle Feld. Auch über weite mit Steinblöcken übersäete Huten und Triften muß man reiten, auf denen sich selbst im Frühjahr die Kräuter nur spärlich einstellen. In den Rinnsalen der durch die Winterstürme und Regengüsse tief eingewühlten Bergströme tröpfelt dann nur spärliches Wasser. Die meisten sind ganz ausgetrocknet.

Aber es giebt doch auch im Innern der Insel gar herrliche Aussichten und fruchtbare Gegenden. Die schönen Bergkegel von Camerata und Sutera, das prächtige Thal von Castronuovo entschädigen reichlich für alle gehabten Mühen. Doch vermißte ich auf meinen Reisen in Sicilien immer Etwas und zwar etwas für mich sehr Wesentliches. Wer in einem Lande aufgewachsen ist, dessen Berge und Höhen von grünen Eichen- und

Buchenwäldern gekrönt sind, wo klare Bäche durch blumenreiche Waldwiesen rinnen, auf denen die schlanken Rehe grasen, der empfindet es besonders stark, daß auch die Heimath Schönheiten hat, um die sie die „Perle Europas" beneiden muß. Denn man kann Wochen lang in Sicilien umherstreifen, ohne Etwas zu finden, das auf den Namen Wald wirklich Anspruch erheben könnte. Zwar sieht hier und da ein Berghang oder ein zwischen Felsen eingeklemmtes Thal wie bewaldet aus. Kommt man aber näher, dann löst sich Alles zu deutlich in einzelne Bäume auf, welche nur Fruchtbäume sind. Oel-, Johannisbrot-, Mandel- und Feigenbäume bilden die große Mehrzahl. Häufig sieht man von ihnen die schönsten Exemplare. Ein Mandelbaum in einem Thale bei Palma hatte gegen sechs Fuß Durchmesser. Orangen- und Citronengärten bedecken, namentlich an der Ostküste und vor Allem in den Küstenthälern Calabriens, große Strecken. Auch fehlen Apfel-, Birn-, Kirschen- und Wallnußbäume nicht ganz. Auf den Graten der Berge stehen Piniengruppen, als wären die Bergrücken noch nicht scharf genug am Horizonte abgegrenzt. In einzelnen Thälern rauscht der Wind in Silberpappeln, die ihre „stolzen" Schwestern, die s. g. italiänischen Pappeln, hier durch die traurigen Cypressen vertreten lassen. In einem Thälchen, das in das Kalkplateau eingerissen ist, welches die südöstliche Spitze Siciliens füllt, heimelte es mich trotz der sonst ganz fremdartigen Scenerie fast an. Hier plätscherte ein Bach über Steingeröll und bildete einen kleinen Fall, um den Fuß langes saftiges Gras stand. Hohe Pappeln warfen Schatten. Um kleine Felder, auf denen ein Landmann pflügte, waren Steinmauern gezogen und zwischen den Bäumen hindurch sah man ein Gehöfte unter großen Wallnußbäumen. In den Büschen schlugen Nachtigallen wie zu Hause und der wachsame Hund zeigte den kommenden Wanderer an. Aber schaute man nur seitwärts etwas in die Höhe, dann waren die Gedanken an die ferne Heimath verschwunden. Nicht als ob es nicht dort auch solche Kalkfelsen gäbe, aber gewiß nicht solche, in denen in Stockwerken übereinander künstlich angebrachte Höhlen, die an manchen Stellen wie Bienenzellen die Felsen durchbrechen, sich befinden. Denn wir waren im Val d'Ispica, der Wohn- und Gräberstätte eines wahrscheinlich geschichtlich nicht weiter bekannten Volkes. Kletterte man die Felsen hinan und stand wieder auf der Höhe des Plateaus, so war gar jedes Bild, das an die Heimath hätte erinnern können, wieder verschwunden. Weit hin, und wie es schien, ganz ununterbrochen dehnte sich die baumlose Hochfläche, bis daß man fern unter sich, kaum von dem Himmel zu unterscheiden, das blaue Meer fluthen sah und die Felsen von Pachynum, um die Aeneas steuerte, und den Hafen des Dulders Odysseus in duftiger Ferne erblickte.

Ersteigt man den Aetna, dann hört man wohl den scharfen Bergwind durch die harten Blätter der ehrwürdigen Steineichen pfeifen. Allein diese Bäume stehen doch nur vereinzelt auf dem schwarzen Lavaboden, ihre Wurzeln sind weithin entblößt und nur von Farrenkräutern umstanden. Einst bedeckten die Ahnen dieser Bäume die Abhänge des Berges bis zum Meere hin, als hier Theokles aus Chalkis Katana gründete. Jetzt stehen sie da wie verlassene Greise, denen Kinder und Kindeskinder hinweggenommen sind, und scheinen sehnsuchtsvoll auf den Augenblick zu warten, wo die Stürme sie brechen werden oder die Axt des erbarmungslosen Menschen sie auch fällen wird.

Nur auf der Nordküste der Insel findet sich noch etwas Wald-Aehnliches, der sogenannte Bosco di Caronia und, einzelne unbedeutende Parcellen abgerechnet, auf der Ostküste in den Thälern des Fiume di Nisi, zwischen Messina und Taormina wirklicher Eichenwald. Bis jetzt habe ich aber hiervon noch Nichts zu sehen bekommen. Was ich dagegen mit eigenen Augen geschaut habe, ist der große Wald, der die Südspitze Calabriens fast ganz anfüllt und wegen der Niederlage Garibaldi's, die in ihm stattgefunden hat, vielfach genannt worden ist, der Wald um den Aspromonte.

Jedermann kennt den ungeheuren Reichthum Siciliens an Erzeugnissen des Ackerbaues und der Baumzucht und weiß, daß es dieses Reichthums wegen nicht erst seit neuerer Zeit berühmt ist, sondern daß dieser Ruhm nach Jahrtausenden zählt. Und doch tritt auch in dieser Beziehung ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart hervor. Denn die Bodencultur hat sich hier dadurch wesentlich verändert, daß eine Menge neuer Producte zu den ursprünglichen hinzugekommen sind, und hat sich doch, im Großen und Ganzen betrachtet, nicht nur nicht gehoben, sondern ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, mit den ältesten Zeiten verglichen, um ein Bedeutendes zurückgegangen. Offenbar ist dieses aber ein unnatürliches Verhältniß. Denn mit der Vermannichfaltigung der Bodenerzeugnisse eines Landes muß auch, falls nicht ganz anomale Umstände entgegenwirken, der Werth, den die Summe derselben repräsentirt, sich steigern, weil wohl Niemand neue Gewächse anbauen wird, wenn dieselben keine höheren Erträge liefern, als die schon längst vorhandenen. Was wohl anderswo stattgehabt hat, daß sich die Ertragsfähigkeit eines Landes verminderte, weil man es zu einseitig bewirthschaftet und den Boden zu systematisch ausgesogen hatte, trifft aber Sicilien nicht. Gewiß werden z. B. einzelne von den nordamericanischen Baumwollenstaaten, die aus diesem Grunde die Baumwolle nicht mehr in solcher Quantität produciren können als früher, auch nimmer solche hohen Bodenerträge erzielen als früher, selbst wenn die Bodengewächse durch neu hinzugenommene



noch so sehr vermannichfaltigt werden. Ebenso wird der Export Madeiras nicht so leicht wieder die frühere Höhe erreichen, nachdem an die Stelle der durch die Traubenkrankheit vernichteten Weinpflanzungen Zuckerplantagen u. s. w. getreten sind. Allein solche Umstände haben weder auf das Zurückgehn der uranfänglichen Bodenbewirthschaftung Siciliens mitgewirkt, noch die Vermannichfaltigung der Culturgewächse herbeigeführt. Das Erste beweist hinlänglich die Thatsache, daß, während zur Zeit Cicero's der Durchschnittsertrag der Getreideernte das Acht- bis Zehnfache der Aussaat betrug, jetzt man noch immer nach den Untersuchungen des statistischen Büreaus zu Palermo durchschnittlich siebenfältig erndtet. Hat man gesehen, wie unvollkommen jetzt die Bodenbearbeitung ist, während sie gewiß zur Zeit des Plantagenbaus, wenn nicht gerade ein Verres hier Prätor war, eine viel sorgfältigere gewesen sein wird, so muß man glauben, daß sich die Ertragsfähigkeit des Bodens an Getreide jetzt noch auf derselben Höhe befindet, als vor jetzt beinahe zwei Jahrtausenden, als zwar Sicilien schon heruntergekommen, aber immerhin doch noch eine der Kornkammern Italiens war. Mit Bestimmtheit läßt sich annehmen, daß sich hier jetzt noch viel höhere Erträge erzielen ließen, wenn der Boden nur so bewirthschaftet und gedüngt würde, als dieses in Deutschland vor der Periode der rationellen Landwirthschaft geschah. Daß die Bodenerträge Siciliens zurückgegangen sind, erklärt sich nur aus den Einwirkungen, die die politischen Verhältnisse seines Landes stets auch auf den Ackerbau ausüben, und die sich vielleicht an keinem bekannteren Theile der Erde so vollständig und übersichtlich und in den mannichfaltigsten Beziehungen so genau nachweisen lassen als hier. Davon eine Skizze zu geben, so weit dieses in Sicilien selbst bei dem Mangel des oft unentbehrlichsten gelehrten Apparats möglich ist, und an sie die von mir gesammelten Beobachtungen anzuknüpfen, soll in diesen Zeilen versucht werden.

Die politische Geschichte Siciliens von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage entwickelt sich in vier Perioden, von denen eine jede, je nach den verschiedenen in ihnen auftretenden Völkern und Dynastien, sich wieder in zwei Theile zerlegt. Die erste Epoche bildet die griechisch-punische, die zweite die römisch-byzantinische, die dritte die muhamedanisch-normannische und die letzte die spanisch-bourbonische. Die zweite Hälfte dieser letzten Periode möchte ich jedoch nicht mit der Erwerbung Siciliens durch die Bourbonen beginnen. Denn im Wesentlichen dauerten die Zustände, die sich in Sicilien seit der Ausrottung des schwäbischen Herrscherhauses gebildet hatten, trotz alles Wechsels der Regentenhäuser fort, bis ihnen erst durch die Reformen Bentink's Wechsel geschafft wurde und die absolute Monarchie den Feudalstaat vernichtete.

So wechselvoll schon einem Jeden bei der bloßen Nennung dieser verschiedenen Namen die politische Geschichte der Insel erscheinen muß, so wechselvoll war auch ihre innere Entwickelung. Zweimal folgten hier auf einen großen Aufschwung der Insel, auf Verbreitung von Wohlstand und Cultur, Perioden der Zerstörung, die kaum Analogien in der Geschichte eines anderen Landes von Europa haben. Zweimal wurde Sicilien der Hauptsache nach — denn gänzlich unabhängig von den die Mittelmeergestade beherrschenden Großmächten ist es niemals gewesen — von selbständigen Politien regiert, und sofort hob sich seine Cultur, während sein Zerfall sich in Zeiten vollzog, wo es den Schwerpunkt seiner Regierung nicht in sich selbst hatte, sondern als ein Anhängsel eines größeren Staates verwaltet wurde. Beide Perioden beginnen mit langen Kämpfen gegen die die Insel bis dahin bewohnenden Völker und beider Ende wird dadurch beschleunigt, daß die Uneinigkeit der von Anfang an in sich gespaltenen herrschenden Bevölkerungen die Einmischung des Auslands nicht nur ermöglichte, sondern unmittelbar hervorrief. Die Griechen haben es so wenig wie die Saracenen zu einem Einheitsstaate bringen können. Die Kämpfe zwischen den dorischen und ionischen Colonisten haben die Herrschaft jener gebrochen, der noch unversöhnbarere Gegensatz zwischen den Arabern und Berbern, der nur nothdürftig durch das gleiche Glaubensbekenntniß ausgeglichen wurde, hat diese vernichtet.

Wüßten wir nicht aus der beglaubigten Geschichte der Insel, wie die griechischen Colonisten, die sich an der östlichen, dann an der südlichen und zuletzt an der nördlichen Küste niederließen, vorzugsweise durch die Erträge, welche Ackerbau und Viehzucht ergeben, ihre Gemeinwesen in blühenden Stand gebracht hätten, die Mythen und Sagen, die hier localisirt wurden, würden es allein schon deutlich genug uns verrathen. Die Erzählungen von der Demeter und der Persephone, den Heerden Apollo's, den lästrygonischen Feldern, der Urheimath des Waizens u. s. w. sind bekannt genug. Die Nachrichten, die wir über die Verfassungen der griechischen Städte haben, zeigen aber ganz direct, daß die älteste hellenische Bevölkerung ausschließlich eine ackerbautreibende war. In der Epoche der herrlichsten Entfaltung der hellenischen Herrschaft auf der Insel preist Pindar „das schafreiche Eiland, das erste an fruchttragendem Boden und fett, um mit den prangenden Giebeln vieler Städte geschmückt zu werden." Bis in wie späte Zeit sich hier die Lust und Freude am Landleben erhalten hat, beweist der Umstand, daß hier die bukolische Poesie ihren Ausgang genommen und zugleich ihren Höhepunkt erreicht hat. Noch jetzt sieht man aber auch, wie die Rücksichtnahme auf den Ackerbau die ersten Colonisten bei der Wahl ihrer Niederlassungen bestimmt hat. Denn

mit Ausnahme Zankle-Messanas an dem strategisch und commerciell so wichtigen sicilischen Sunde, sind alle bedeutenderen hellenischen Städte in Gegenden angelegt, deren Fruchtbarkeit heute noch berühmt ist. So Naxos im Alcantarathal, Katana, Leontinoi, Syrakus, Gela, Kamarina, Phintia, Akragas, Panormos u. s. w. Hatte eine dieser Colonien neben ihrer fruchtbaren Umgebung noch eine von Natur geschützte Lage, so daß eine feste Akropolis angelegt werden konnte, und kam dazu noch ein guter Hafen, so war ihre Herrschaft über die anderen entschieden. So erhob sich das auf hohem steilen Felsen erbaute Akragas, die schönste Stadt der Sterblichen, wie sie Pindar preist. Nach Syrakusens geschützter Hafeninsel Ortygia verlegte Gelon von dem auf einem flachen Sandhügel erbauten Gela hinweg die Burg der Deinomeniden. Bei der ungemein raschen Entwickelung dieser Städte, die sich zu einer Größe ausdehnten, daß sie sich mit unseren ersten Städten würden messen können — denn Syrakus soll ja 1,200000 und Akragas 800000 Einwohner gehabt haben, Zahlen, die man für völlig übertrieben halten möchte, wenn man nicht die Ruinen der Ruinen dieser Städte gesehen hätte — sollte man aber annehmen, daß die Einwohner derselben sich auch durch Ausfuhr ihrer Gewerbserzeugnisse bereichert haben werden. Aber wir kennen keine einzige namhafte Industrie, die in den hellenischen Städten Siciliens besonders geblüht hätte. Daß die Kunstindustrie freilich nicht schlecht hier vertreten war, sehen wir aus den sicilischen Münzen, die bekanntlich die schönsten von allen antiken Münzen sind, und den Vasen, die namentlich an den Stätten Kamarina und Gela — in der Nähe von Terranuova gefunden sind und noch immer so zahlreich gefunden werden, daß ein Kaufmann in Terranuova innerhalb funfzehn Jahren eine Sammlung von etwa 400 Stück zusammengebracht hat — eine Sammlung, die bei Placido Campolo verkäuflich ist und gewiß einer genaueren Untersuchung, die ihr von sachkundiger Seite noch gar nicht zu Theil geworden ist, werth wäre. Auch werden in anderen Industriezweigen ohne Zweifel kundige Meister dagewesen sein. So viel aber steht fest, daß der Reichthum der sicilischen Griechen besonders auf die Erzeugnisse des Bodens gegründet war. Von Akragas wird uns ausdrücklich berichtet, daß seine Oelproduction und der Handel mit ihm es bereichert hätten. Welchen Luxus man dort mit Pferden trieb, kann man aus den wiederholten Siegen erkennen, die sicilische Viergespanne in der Altis von Olympia davontrugen, und aus der Nachricht, daß die Bewohner von Akragas ihren Lieblingspferden prächtige Kenotaphien hätten erbauen lassen. Ist doch das allgemein bekannte sogenannte Grabmal des Theron vor der Porta aurea in Girgenti vielleicht ein solches Kenotaphium!

Wenn es aber in einer bekannten Geschichte des Alterthums heißt, daß, als Theokles an der Mündung des Akesines Naxos gegründet habe, „sich dort zwischen Kaktus und Aloe die Granaten-, Orangen- und Citronenbäume, abwechselnd mit Mandel-, Feigen- und Maulbeergruppen erhoben hätten," so mag wohl diese Schilderung dem Anblicke entsprechen, den man jetzt in dieser Gegend genießt. Aber Theokles sah von alle dem Nichts. Denn in den Zeiten des hellenischen Siciliens wuchsen alle diese Herrlichkeiten bis auf die Feigen- und Maulbeerbäume nicht dort. Die Griechen waren mit dem Ertrage zufrieden, den die Waizenfelder abwarfen und der heilige Baum der Athene und die dem Bakchos geweihte Rebe. Sonst fanden sie keine von den Früchten, die jetzt vorzüglich als sicilianische bekannt sind. Dagegen hatten sie einen reichen Schatz an den großen Heerden von Ziegen, Schafen und Rindern. Auch der Honig des hyblaeischen Megara war berühmt. Wie jetzt noch der beste Wein Siciliens bei Syrakus wächst, so auch schon im Alterthum. Schon bei Columella ist von dem vinum muscatum die Rede und noch heute kennt Jeder den Muskatwein von Syrakus.

Wie die Griechen den Grund und Boden bewirthschafteten, vermag ich nicht im Einzelnen zu verfolgen. Die meiste Arbeit mußten neben den Sklaven die Ureinwohner verrichten. Denn die Sikeler wurden die gutshörigen Knechte der Eroberer, die sich in die Feldmarken theilten. Man nannte diese hörigen Leute Killykyrier. Aber die Grundbedingung einer gedeihlichen Bodenbewirthschaftung in Sicilien, die Zerschlagung des Bodens in kleinere Parcellen, haben die Griechen unfraglich richtig erkannt und eingehalten. Waren es doch auch der Griechen, die an den verschiedenen Punkten sich festsetzten, die Feldfluren unter sich theilten und den Adel der Städte bildeten, unverhältnißmäßig mehr als der römischen Capitalisten, die später den Boden durch Plantagenbau ausbeuteten, oder der wenigen normannischen Barone, die allen Grund und Boden für sich in Besitz nahmen. Nach dem Sturze der Adelsherrschaft ist jedenfalls auch keine Concentrirung des Grundbesitzes in der Hand Einzelner eingetreten, und wenn auch die unnatürliche Vereinigung der Bewohner mehrerer griechischer Städte zu dem neuen Syrakus des Gelon, die Bebauung des Grund und Bodens in den Fluren der niedergelegten Städte erschwert haben muß, und die Nachrichten von dem ungeheuren Reichthum, der sich in den Händen Einzelner ansammelte, auch auf eine größere Vereinigung der liegenden Güter in den Händen Einzelner zu schließen erlaubt,*) so

*) Diodorus Siculus XIII. 61. Nach Plinius führte Timoleon 600000 Ackerbauer nach Syrakus. Die Römer fanden bei der Plünderung dieser Stadt mehr Beute als in Karthago.

wird man doch immer annehmen dürfen, daß im hellenischen Sicilien die Güter nicht so zusammengelegt und in große Plantagen verwandelt wurden, wie dieses die Römer thaten, welche diese mehr kaufmännische als ökonomische Exploitirung des Bodens von den in Sicilien mächtig gewordenen Puniern abgesehen hatten. Denn diese haben, wie es scheint, von Africa jenes Raubsystem nach Sicilien herüber gebracht, durch das dann unter der römischen Herrschaft Sicilien seinem Untergange entgegengeführt wurde. Die einzige Pflanze, beiläufig bemerkt, durch die die Karthaginienser die Flora Siciliens bereicherten, war die Granate, deren Blüthe und Frucht bekanntlich in allen semitischen Culten ihre hervorragende Bedeutung hatte. —

Eine ganz neue Periode für die Geschichte Siciliens und dessen Ackerbau beginnt mit dem Jahre 212 v. Chr. Denn erst mit der Eroberung von Syrakus fiel den Römern die Herrschaft über den cultivirtesten Theil Siciliens in die Hände. Wie sie diese ausbeuteten, ist weltbekannt, und es ist nicht zu hart geurtheilt, wenn man gesagt hat, daß der römische Soldat, der bei der Plünderung von Syrakus den Archimedes erschlagen hat, die römische Herrschaft über die Insel vollständig symbolisire. Denn kein Land des Erdkreises ist wohl von der weltbeherrschenden Stadt so systematisch ausgesogen, seines Reichthums und seiner Cultur beraubt worden, als diese herrliche Insel. Hat die Natur, so scheint es, an ihr zu zeigen versucht, was sie zu leisten im Stande sei, so haben fürwahr die Menschen im Laufe der Jahrtausende, die sie dieselbe bewohnt haben, weniger darstellen wollen, wie sie bestimmt seien, das Werk der Schöpfung zu vollenden, als welche Kraft ihnen inne wohne, sich unter einander zu hemmen und das wieder zu vernichten, was Andere geschaffen haben. Bereist man die südöstliche Ecke der Insel und steht auf einer der vielen Stätten, an denen einst prangende Städte standen, von denen jetzt aber kaum noch Ein Stein vorhanden ist, oder schaut man von der Epipolae zu Syrakus oder dem Athenefelsen zu Girgenti über die sich weithin ausdehnenden Trümmerfelder, dann fallen Einem die Worte Cicero's ein: Hem nos homunculi indignamur, siquis nostrum interiit aut occisus est, quum uno loco tot oppidorum cadavera projecta jaceant, und man kann sich kaum des Paradoxons entschlagen, daß die Kraft des Menschen in der Zerstörung der Werke Anderer sich größer erweise, als in deren Schaffung. Man sagt im gemeinen Leben sehr häufig, die Zeit zerstöre die Werke der Menschen, und meint damit die allmählich und weniger deutlich sich kundgebenden Einwirkungen der Natur. Diese vermag man allerdings auch in Sicilien an den großen Bauten zu erkennen, und die sämmtlich auf ihrer südöstlichen Seite angefressenen und verwitterten Säu-

len der dorischen Tempel wissen Etwas von den winterlichen Seestürmen zu klagen. Aber im Ganzen und Großen betrachtet wirkt doch auch hier die Natur versöhnend und mildernd, indem sie allmählich mit einem dichten Schleier verbirgt, was die Menschen frevelnd begonnen haben. Denn sie hat es bewirkt, daß diese Grabfelder ganzer Völker „auf ein mehr als Vergangenes deuten, daß sie Grabmäler von sich selbst geworden sind.“ Die Geschichte dagegen hat all' das Leid und Wehe, das die Menschen in so reichem Maaße über die Insel gebracht haben, treuer aufbewahrt als die Natur. Denn das, was sie über die Blüthezeit der Insel zu berichten weiß, steht in gar keinem Verhältniß zu dem, was sie uns über ihren Verfall und dessen Gründe erzählt. Ist doch fast das Einzige, was uns über die volkreichste Stadt der hellenischen Welt, über Syrakus, genauer bekannt ist, nichts Anderes als die Geschichte ihrer Belagerungen durch die Athener und Karthaginienser, ihrer Eroberung und Plünderung durch die Römer, und ihrer grauenhaften Zerstörung durch die Sarazenen unter Ibrahim-ibn — Ahmed 878! —

Es wird hier nicht nöthig sein, die Art der Bewirthschaftung und Verwaltung Siciliens von Seiten der Römer auch nur ganz kurz darzustellen. Wer sich nur des Namens Verres erinnert und der Sklavenaufstände von 134—132, von 103—101 v. Chr., der Herrschaft des Seleurus und des Sklavenkrieges von 259 n. Chr. gedenkt, weiß schon genug. Außerdem sind ja auch diese Verhältnisse aus den meisterhaften Darstellungen Mommsen's bekannt genug. Der Zustand Siciliens zur Zeit des Ausgangs der römischen Republik war ein derartiger, daß gar keine Aussicht dazu vorhanden schien, daß die Insel sich aus eigener Kraft je werde wieder erholen können. Kaiser Augustus griff ihr deshalb unter die Arme und ließ einen Theil der zerstörten Städte auf seine Kosten wieder herstellen. Diese Bemühungen wurden im zweiten Jahrhundert unter der Regierung der Antonine fortgesetzt. Aber auf die Dauer konnten diese künstlichen Mittel zur Hebung des Landes ebenso wenig helfen, als die Kaiser Karl's V., der auch neue Städte bauen und Festungen anlegen und Häfen verschütten ließ, damit sich in ihnen die Seeräuber nicht festsetzen könnten. Denn alle Landesproducte: „Getreide, Honig, Saffran, Schlachtvieh, Felle und Wolle mußten mit Ausnahme des Wenigen, was man auf der Insel selbst verbrauchte,“ nach wie vor nach Rom geschleppt werden.

Schon aus diesem von Strabo mitgetheilten Verzeichniß der Ausfuhrartikel Siciliens ist ersichtlich, wie sich seit der ältesten Zeit bis auf die der Herrschaft der römischen Cäsaren in Sicilien die Bodenproducte der Insel nicht vermannichfaltigt haben. Der Oelbau hatte geradezu auf-

gehört, wie hieraus hervorgeht und durch die Nachricht eines arabischen Historikers bestätigt wird, daß die Bewohner der afrikanischen Küste durch ihre Oelausfuhr nach Italien reich geworden seien. Wenn wir aber auch nur bedenken, welche Culturgewächse während der tausendjährigen römisch-byzantinischen Herrschaft in Sicilien neu cultivirt sind, und sie mit denen vergleichen, welche in der muhamedanisch-normannischen Epoche hier eingeführt worden sind, dann wird uns die Unfruchtbarkeit der römischen Herrschaft auch in dieser Beziehung klar. Denn zu den schon früher genannten Erzeugnissen des Ackerbaues und der Baumzucht in der griechischen Periode, zu denen noch eine ganze Reihe unwichtigerer hinzuzurechnen sind, wie Mohn, Hanf, Flachs, Lupine, Bohne, Erbse, Wicke, weiße Rübe, Lattich, Kappern, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kastanien, Mandeln, Manna(?), Süßholz — Glycyrrhiza glabra u. s. w., kommen in der römischen Zeit nur hinzu der Pfirsich, die Aprikose, die Kirsche und die Cedrate — Citrus medica —.

Daß während der Herrschaft der byzantinischen Kaiser sich Sicilien nicht hob, wird Jedermann auch ohne historische Beweise wahrscheinlich finden. Doch sind uns hierüber auch ganz bestimmte Nachrichten übrig geblieben, die uns versichern, daß man in Constantinopel damals Sicilien so ansah, wie man jetzt in Petersburg Sibirien. Dorthin schickte man Majestätsverbrecher von hoher Geburt, dorthin die aufrührerischen Söldner, nachdem man ihnen auf die Stirn den Namen „Armenischer Rebell“ eingeätzt hatte. Der Handel der größeren Städte war vielfach in den Händen der Juden, die deshalb von dem allgemeinen „Odium generis humani“ um so mehr zu leiden hatten. Die Insel füllte sich allmählich mit den von dem Festlande Europas und Afrikas vor den nordischen Barbaren und später vor den Muhamedanern sich flüchtenden heimath- und besitzlosen Christen an, und die Kirche erwarb immer mehr Grundbesitz, sämmtlich Umstände, die sicherlich nicht für ein Aufblühen der Insel förderlich waren. Wie nach Constantin d. G. die Kirche in Besitz von liegenden Gütern kam, ist bekannt. Sie fielen ihr vom Staat und durch Geschenke der Privaten zu. Bei dem geringen Werth des Grund und Bodens vereinigten sich nun in dem Besitz verschiedener selbst außersicilischer Kirchen große Güter. So besaßen die Kirchen von Ravenna und Mailand in Sicilien Latifundien. Die Einnahmen, die der römische Bischof gegen das Ende des achten Jahrhunderts aus Sicilien bezog, hat man auf den Werth von 1 Million Francs reducirt. Hieraus erklärt sich denn auch hinlänglich die Aufmerksamkeit und stete Rücksichtnahme, die Gregor I. in so vielen seiner zahlreichen Briefe den sicilischen Verhältnissen widmet, hieraus auch die eines christlichen Bischofs so unwürdige Stellung, die er

in der Sklavenfrage einnahm. Es ist, als wäre die gesammte Politik der römischen Curie durch Gregor I. vorgebildet, der hier, wie es der Vortheil gebot, so auftrat, dort aber wieder in einer anderen Gestalt. Denn Gregor I., der von Mitleid, wie man sagt, mit den blondgelockten Sachsen, die als Sklaven verkauft werden sollten, ergriffen, dieselben loskaufte und sich bewogen fühlte, eine Missionsgesandtschaft nach England zu schicken, trat in Sicilien nichts weniger als der Sklaverei feindlich gesinnt auf. Er wußte zwar ganz schöne Worte über die Freilassung der den Juden gehörenden Sklaven zu machen; aber er entließ die ihm gehörigen Sklaven in Sicilien nicht nur nicht, sondern verschenkte sie gelegentlich an Freunde, drohte den Flüchtigen mit furchtbaren Strafen und ließ sie auf fremdem Grund und Boden aufhetzen. Kurz er trat als vollkommenes Vorbild eines tüchtigen Pflanzers auf. Es ist wahr, daß er die Abgaben aufhob, die zwei Sklaven, welche in die Ehe treten wollten, besonders entrichten mußten, aber er verbot doch auch wieder seinen Colonen, sich mit Töchtern von Gutshörigen eines nicht der Kirche gehörigen Latifundiums zu verheirathen, um nur die Colonen oder Sklaven der betreffenden Güter recht von einander abgeschlossen zu halten. Achtzig Jahre nach Gregor I. bestand noch der größte Theil des Reichthums des Nachfolgers Christi in Sklaven. Wollte übrigens, und dieses wäre unbillig hier zu übersehen, der römische Bischof seine Güter in Sicilien in einem einigermaaßen rentablen Zustande erhalten, so durfte er wenigstens nicht plötzlich den Plantagenbau mit Sklaven aufgeben. Denn mag es auch in Folge der immer mehr von einem humaneren Geiste durchdrungenen Gesetzgebung viel häufiger geworden sein, daß man die eigentlichen Sklaven zu Colonen, d. h. zu Gutshörigen werden ließ und die Kopfsteuer in eine Abgabe von den dem Colonen angewiesenen Ländereien verwandelte, dieses Verfahren war doch nur in der Nähe der Städte und an Stellen, wo der Boden besonders fruchtbar war, durchzuführen möglich. Die großen Strecken im Innern der Insel, wo die einst bedeutenden, Ackerbau treibenden Städte, nach den uns erhaltenen Itinerarien zu schließen, nunmehr größtentheils in Trümmern lagen, ließen sich doch nur durch Sklaven bearbeiten, und die großen Heerden auf den weiten Triften nach altrömischer Sitte von Sklavenvögten hüten und bewachen. Viel Land hatte man freilich auch in Emphiteuse gegeben. Aber was warf das ab? Welche Güter übrigens die Kirche damals hier besaß, erkennt man aus dem Verbot Gregor's I., seine Stuterei über 400 Thiere zu vermehren, da nicht mehr ernährt werden könnten. —

Alle diese Verhältnisse wurden von Grund aus umgestaltet, als die Muhamedaner sich auf der Insel festzusetzen begannen und sich dieselbe nach langen blutigen Kämpfen gänzlich unterwarfen, 827—901. Anfäng-



lich wurde sie zwar von den von der afrikanischen Küste herübergekommenen arabisch-berberischen Eroberern auf's Grauenhafteste verwüstet, dann aber zu einer ebenso staunenswerthen Cultur gebracht, als sie früher von ihnen dem Verderben geweiht schien. Denn die Saracenen begnügten sich auf die Dauer nicht damit, die Küstenstrecken auszuplündern, die eroberten Städte zu berauben und dann zu verbrennen, sondern ließen sich seßhaft nieder, und wo nicht eine allzu überlegene Macht sich ihnen entgegen warf, gründeten sie Staatswesen, deren Cultur sich wie im Fluge hoch über die der zeitgenössischen christlichen erhob, aber auch eben so plötzlich wieder zusammenbrach, als sie sich gehoben hatte. Die europäischen Länder, die schon einmal die Einwirkungen des semitischen Volksstammes erfahren hatten, Spanien, Sicilien, Sardinien, Corsica, wurden jetzt wieder von ihm getroffen. Jetzt aber legten die Araber nicht nur Factoreien und befestigte Handelsplätze an den Küsten an, wie die Phönizier gethan hatten, sondern durchdrangen vielmehr die ganzen Länder und unterwarfen sie sich vollständiger. Und war deshalb früher der Einfluß der semitischen Eroberer auf die Cultur der ihnen tributpflichtigen Länder ein nur geringer gewesen, so wurde er jetzt, nachdem sich unter den Eroberern durch die Einflüsse persischer und hellenistischer Bildung ein ihnen früher ganz unbekanntes wissenschaftliches Leben verbreitet hatte, ein um so stärkerer und folgenreicherer.

Trotzdem daß die arabisch-berberischen Colonien Siciliens sich niemals ein Menschenalter lang innerer Ruhe erfreuten, daß die unterworfenen Christen mit einer Zähigkeit des Widerstandes, wie ihn nur Racenverschiedenheit und Religionshaß erzeugen kann, immer wieder das Joch der Ungläubigen zu brechen suchten, und die byzantinischen Kaiser, sobald sie nur in Kleinasien und der Donau etwas Luft bekamen und die kirchlichen Streitigkeiten ein wenig verstummten, ein Heer nach dem anderen nach Sicilien warfen, entwickelte sich hier eine neue Periode nationalen Wohlstandes. Man kann sich leicht eine Vorstellung von dem rapiden Verlauf dieser Culturentwickelung machen, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welche Producte die Araber der Insel neu zugeführt haben, oder eine der Beschreibungen liest, welche muhamedanische, jüdische und christliche Reisende von dem Treiben in der Hauptstadt der Insel aus diesem und den folgenden Jahrhunderten entworfen haben. Denn die Saracenen sind es gewesen, die die Seidenzucht*) und den Baumwollenbau auf der Insel

*) Schon die Araber hatten die Seidenraupe in Sicilien eingeführt. Aber erst Roger I. brachte von seinem Kriegszuge nach Griechenland chinesische Seidenweber mit, die damals bekanntlich auch das deutsche Kaiserpallium webten, das man gewöhnlich auf Karl d. G. zurückführt.

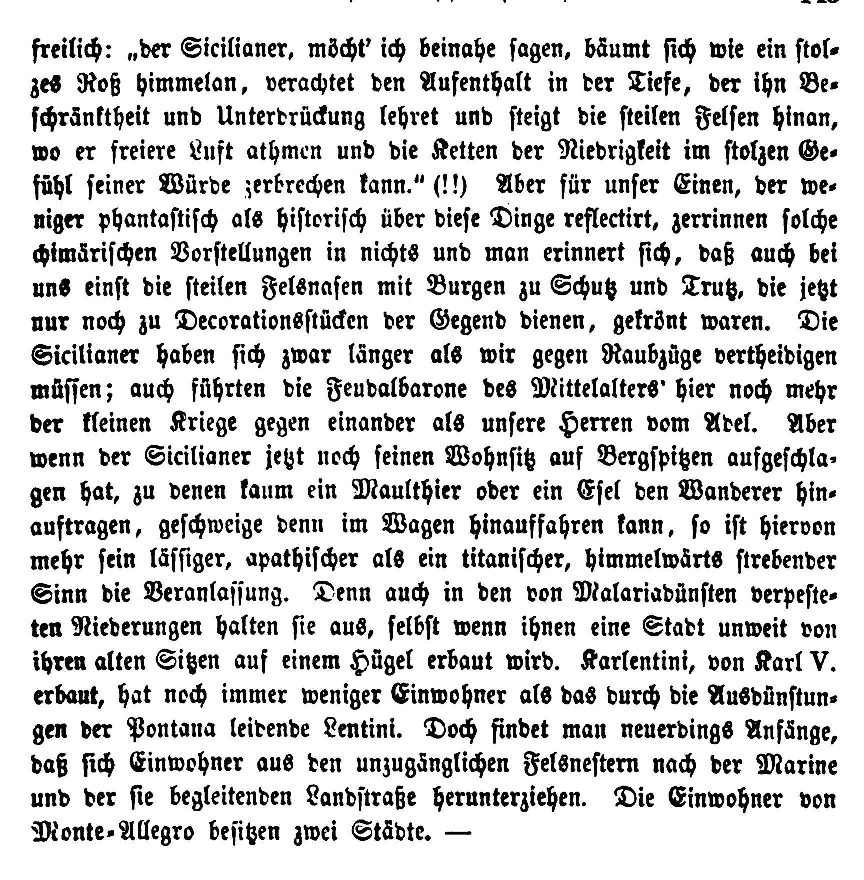
[redacted]

eingeführt haben; sie haben hier das erste Zuckerrohr, die ersten Limonen (Citrus Limonum), Pomeranzen (Citrus Aurantium) 1002 n. Chr., Apfelsinen und Bergamotten, kurz alle Agrumen gepflanzt; die Pistazien von Persien(?) hierher versetzt, den Reis cultivirt, Melonen (Cucumis Melo) und Wassermelonen (Cucumis Citrullus) angebaut und höchst wahrscheinlich auch den Sumach (Rhus Coriaria) aus Syrien hierher gebracht. Wenn auch in arabischen Chroniken nichts darüber aufbewahrt ist, daß die Emire den Anbau des Oelbaums durch Prämien zu heben gesucht hätten, das Volk hat es ihnen noch nicht vergessen und nennt deshalb die uralten Bäume der Conca d'Oro Saracenenbäume. Das Einzige, was aus nahe liegenden Gründen zurückging, war der Weinbau. Denn während wir vor der muhamedanischen Epoche Wein noch als Ausfuhrartikel angegeben finden, bezog man ihn nach ihr von Neapel. Aber gänzlich vernichtet war der Weinbau doch nicht. Die christliche Bevölkerung trieb ihn fort. Der größte arabisch-sicilische Dichter, Ibn-Hamdis, preist in einer seiner schönsten Khasiden, in welcher er jetzt, fern vom Vaterlande am spanischen Hofe lebend, seine Jugenderinnerungen feiert, den köstlichen Syrakusaner. Mit Jünglingen aus den edelsten arabischen Familien sei er, so erzählt er uns, des Nachts dem Duft des edeln Muscats nachgegangen; eine gute Alte habe ihnen für eine Silberdrachme einen Becher des flüssigen Goldes gereicht; dann hätten sie noch vier Krüge geleert, die lange Jahre verpicht und begraben gelegen; ein Kenner habe sie ausgesucht, der von jedem Weintropfen Herkunft und Alter und Keller anzugeben gewußt. — In allem Uebrigen hob sich dagegen die Bodencultur und zwar so, daß, wie uns der Spanier Ibn-'Awwam in seinem Werk über den Feldbau berichtet, man bestimmte Methoden, Gartengewächse zu pflanzen, die sicilianischen nannte. Besonders war die Art, wie man hier die Baumwolle cultivirte, berühmt. Von Sicilien führte man neue Pflanzenarten und Pflanzenproducte aus und, wie im Alterthum, vernachlässigte man die Bienenzucht nicht. Die Pferde, Maulthiere und Esel der Insel waren berühmt. Heerden von langgehörnten Rindern und Schafen weideten wieder auf den blumenreichen Bergen, die Wälder waren voll Wild, die Wölfe noch nicht ausgestorben. Am besten bebaut war die Westhälfte der Insel, das Val di Mazana, wo sich die Araber zuerst festgesetzt hatten. Im Val di Demone, d. h. der nordöstlichen Spitze der Insel, in dem die griechisch-römische Bevölkerung sich am längsten behauptete, und das deshalb am entsetzlichsten von den Plünderungszügen der Eroberer zu leiden hatte, war das Land am schlechtesten bestellt. Hier saßen die Christen auf ihren Felsburgen wie Taormina, Mola, Rametta u. s. w. dicht zusammengedrängt, bewachten ihre von allen Seiten dahin zusammengeretteten Schätze, hatten



aber oft kaum zu essen und zu trinken, bis auch sie die heldenmüthigste Tapferkeit nicht vor ihrem Schicksal bewahren konnte. Mit derselben Zähigkeit, die jetzt selbst das Kaiserreich Byzanz im Osten der fremdartigen Nationalität entgegensetzte, vertheidigten sich diese Ueberreste auf einem verlorenen Posten gegen ihre immer von neuem anstürmenden Feinde. Denn Beutelust und Religionseifer ließ diese in ihren reichen Städten nimmer zur Ruhe kommen. Von Palermo aus zog fast jedes Jahr die kriegerische Jugend zu neuen Kämpfen gegen den „Bezirk der Ausharrenden“ — denn das ist wahrscheinlich der Sinn der hybrid zusammengesetzten Formel Val di Demone aus Welâia τῶν διαμενόντων — und die Bewohner Calabriens und Apuliens. Denn Palermo wurde damals von 300,000 bis 350,000 Menschen bewohnt, wenn wir aus Angaben Ibn-Haukal's über die Größe der Metzgergilde zu Palermo Schlüsse ziehen dürfen. Mehr als dreihundert Lehrer gaben dort Jugendunterricht. Der auf die Palermitaner erboste arabische Reisende sagt freilich, es widmeten sich der Jugenderziehung nur so viele, weil sie dadurch vom Militärdienst befreit würden. Aber diese Motivirung gehört gewiß nur ebenso dem übelgelaunten Reisenden an, wie auch jetzt noch Reisende, die sich von ihren Landsleuten in Sicilien nicht mit gebührender Rücksicht empfangen glauben, gegen diese in ihren Reisebeschreibungen ausfallen. Weil Ibn-Haukal den Geruch der Zwiebeln höchst wahrscheinlich nicht leiden konnte, schreibt er, in Palermo gebe es weder gelehrte, noch scharfsinnige, noch fromme Männer und schönwissenschaftliche Talente; denn dort esse Reich und Arm vom Morgen bis zum Abend rohe Zwiebeln.

Aber nicht nur wie jetzt, in Städte zusammengedrängt, wohnte damals die zahlreiche Bewohnerschaft der Insel. Edrisi u. A. nennen über 900 kleinere Ortschaften in Sicilien, während in unseren Tagen hier nur 352 selbständige Communen existiren. Freilich sind gegenwärtig mit manchen der größeren Städte zahlreiche umliegende Ortschaften zu einem Municipium vereinigt — so gehören zu Messina gegenwärtig 42 sogenannte Casali — allein auch diese Halbbürger mit eingerechnet erreichen die gegenwärtigen ersten sicilischen Städte lange noch nicht die Bevölkerungszahlen, die sie in der saracenischen Periode aufzuweisen hatten. Mit der jetzt vorhandenen Anzahl der Communen stimmt übrigens die Angabe eines arabischen Geographen, der berichtet, in Sicilien gebe es 18 Städte und mehr als 320 Felsen, d. h. befestigte auf den Felsenhörnern erbaute Stadtkastelle (ἀκροπόλεις), fast ganz genau überein. Die Entstehung dieser Felsburgen reicht bei vielen hoch in das höchste Alterthum hinauf. Andere verdanken ihren Ursprung erst den Einfällen der Saracenen. Einer der vielen über Sicilien und die Sicilianer phantasirenden Reisenden meint


freilich: „der Sicilianer, möcht' ich beinahe sagen, bäumt sich wie ein stolzes Roß himmelan, verachtet den Aufenthalt in der Tiefe, der ihn Beschränktheit und Unterdrückung lehret und steigt die steilen Felsen hinan, wo er freiere Luft athmen und die Ketten der Niedrigkeit im stolzen Gefühl seiner Würde zerbrechen kann." (!!) Aber für unser Einen, der weniger phantastisch als historisch über diese Dinge reflectirt, zerrinnen solche chimärischen Vorstellungen in nichts und man erinnert sich, daß auch bei uns einst die steilen Felsnasen mit Burgen zu Schutz und Trutz, die jetzt nur noch zu Decorationsstücken der Gegend dienen, gekrönt waren. Die Sicilianer haben sich zwar länger als wir gegen Raubzüge vertheidigen müssen; auch führten die Feudalbarone des Mittelalters' hier noch mehr der kleinen Kriege gegen einander als unsere Herren vom Adel. Aber wenn der Sicilianer jetzt noch seinen Wohnsitz auf Bergspitzen aufgeschlagen hat, zu denen kaum ein Maulthier oder ein Esel den Wanderer hinauftragen, geschweige denn im Wagen hinauffahren kann, so ist hiervon mehr sein lässiger, apathischer als ein titanischer, himmelwärts strebender Sinn die Veranlassung. Denn auch in den von Malariadünsten verpesteten Niederungen halten sie aus, selbst wenn ihnen eine Stadt unweit von ihren alten Sitzen auf einem Hügel erbaut wird. Karlentini, von Karl V. erbaut, hat noch immer weniger Einwohner als das durch die Ausdünstungen der Pontana leidende Lentini. Doch findet man neuerdings Anfänge, daß sich Einwohner aus den unzugänglichen Felsnestern nach der Marine und der sie begleitenden Landstraße herunterziehen. Die Einwohner von Monte-Allegro besitzen zwei Städte. —

Das freie deutsche Oesterreich.

Oesterreich lebt im Wonnemonat. Die Regierung ist populär, das Volk zufrieden, die Macht des Staates strahlt heller als je, die Freiheit der Nation erscheint so groß, wie nie zuvor. Von der Phönixnatur des Kaiserstaates haben wir zwar schon oft gehört, seine Wiedergeburt zu Kraft und Glanz wurde auch früher häufig verkündigt. Die Revolution 1848 proclamirte die „Verjüngung des Doppelaars" und als sie niedergeworfen, das Schwarzenberg'-Bach'sche Regiment eingeweiht war, konnte man im officiellen Formelbuche abermals viel von der „Neugestaltung" des Reichs, seiner inneren Kräftigung und seinem steigenden äußeren Ansehen

lesen. War das auch damals trügerischer Schein: jetzt ist es volle und lautere Wahrheit. Die Verfassung hat nicht die Wucht der Volksleidenschaft dem Fürsten abgepreßt, nicht der Wunsch, durch irgend eine kärgliche Abschlagszahlung sich eingegangener Verpflichtungen zu entledigen, octroyirt, sondern der freie Wille des Monarchen, die klare Einsicht in ihre Nothwendigkeit geboren. Das giebt ihr auch die Sicherheit und die Gewähr fester Dauer. Die Regierung erblickt nicht in der Constitution eine ihr aufgezwungene Schranke, die sie um jeden Preis erniedrigen und lockern möchte, das Volk begehrt nicht von der Verfassung, daß sie die Regierung in ohnmächtiger Schwäche gebannt hält. Mit einem Worte: die österreichische Verfassung verdankt nicht der Furcht, sondern dem Vertrauen ihren Ursprung, und dieses Vertrauen ist nicht nur die Wurzel, sondern auch der stete Begleiter des constitutionellen Lebens, der alle Berechnungen der Feinde Oesterreichs zu Schanden macht und über alle vorhandenen Schwierigkeiten den Sieg verleiht. Als das Februarpatent erschienen war, konnten die Gegner oder, was dasselbe ist, die Neider des Kaiserstaates mit einem gewissen Recht auf die ungarischen Zustände hinweisen, welche die Verwirklichung des ersteren geradezu unmöglich machen. Nimmermehr werde man den Widerstand der Ungarn brechen, nimmermehr die bereits durchgeführte Sonderstellung des Königreichs aufheben können. Zweifel, ob der Reichstag überhaupt zusammenkommen werde, wurden laut. Er eröffnete seine Sitzungen. Bei der geringsten Anwandlung oppositioneller Laune, hieß es dann weiter, werde der Reichstag schon die Liebe der Regierung zum parlamentarischen Wesen kennen lernen. Das Unerwartete trat ein. Selbst in solchen Kreisen der Verwaltung, welche sonst jeder Einmischung eines Abgeordnetenhauses in ihre Angelegenheiten abhold sind, zeigte sich ein freundliches Eingehen auf die Wünsche des Reichstages, eine unbedingte Achtung seiner Rechte. Dieselben wurden niemals bestritten, mochte auch in einzelnen Fällen die Nachgiebigkeit des Reichstages und zwar stets mit dem besten Erfolge in Anspruch genommen werden. Auch die mißgünstigsten Stimmen mußten den ersten Sieg der Verfassung zugeben. Wie wird es aber weiter gehen? Die Landtage, welche der Einberufung des Reichstages vorangingen, hatten keine Zeit, sich auszusprechen, ihre Wünsche zu formuliren, ihr Verhältniß zum Februarpatente festzustellen. Mit der Wahl der Reichstagsdeputirten endigte ihre Mission, ohne daß sie eine legislatorische Thätigkeit entwickeln konnten. Man lasse nur die Landtage zur zweiten Session sich versammeln, und der Sturm, welcher das Verfassungsleben bisher nur durch einen glücklichen Zufall nicht ereilt hatte, wird mit gewaltigem Toben über dasselbe einbrechen, die gebrechliche Natur des Februarpatentes sich offenba-

ren. Eine neue Enttäuschung harrte dieser Propheten. Die zweite Landtagssession ging, ohne das Februarpatent zu gefährden, ruhig vorüber und bewies nur die gesteigerte Macht der Regierung, die vermehrte Zuversicht des Volkes auf die Entwickelung der Constitution. Die Regierung stieß auf keinen Widerstand, als sie den galizischen Landtag vertagte, gewann vielmehr durch diese That den Beifall der Liberalen, sie siegte glänzend auf dem böhmischen Landtage, wo die czechische Partei vergeblich auf eine Reform der Wahlordnung drang, für alle Versuche, an der Februarverfassung zu rütteln, nur Spott und Hohn davontrug. Als der Reichstag im Juni dieses Jahres zum zweiten Male wieder eröffnet wurde, konnte er in seiner Adresse bereits von den „reichen Früchten" sprechen, welche der „dem Staatsgrundgesetze innewohnende Gedanke, in der nothwendigen Einheit des Ganzen die möglichst freie Bewegung seiner Theile zu bewahren" getragen. Der Friede war geschlossen zwischen Regierung und Volk, die engste Verbindung zwischen dem Ministerium und den Liberalen hergestellt. Aehnlich glänzender Erfolge erfreut sich der Kaiserstaat auf anderen Gebieten. Zum ersten Male seit funfzehn Jahren läßt der Finanzminister nicht scheu und verschämt den Kopf hängen, sondern blickt stolz und frei umher, denn der Credit Oesterreichs ist wieder anerkannt. Zum ersten Male seit funfzehn Jahren entfaltet der Minister des Aeußeren eine Thätigkeit, welcher die öffentliche Meinung Beifall spendet, und welche ihre wärmsten Vertheidiger unter den Liberalen findet. Das Wiener Ministerium geht mit den Westmächten Hand in Hand, es tritt für die Rechte der unterdrückten Polen ein. Es hat demnach auch in der äußeren Politik mit den Traditionen des Absolutismus gebrochen und das Gewicht der nationalen Interessen offen eingestanden. Selbst in der ungarischen Frage neigt sich der Sieg der Regierung zu. Die schweigsame Sprödigkeit der ungarischen Staatsmänner imponirt nicht mehr, seitdem man ihre Unfähigkeit, von der leeren Verneinung zu positiven Thaten überzugehen, eingesehen hat. Welches Privilegium besitzt denn Ungarn, daß es still stehen will, wenn das übrige Oesterreich kühn voranschreitet. Man hatte früher die Anhänglichkeit der Ungarn an ihr altes Recht bewundert; jetzt zuckt man über ihren rechthaberischen Eigensinn verächtlich die Achseln. Schmerling hat das wahre Wort gesprochen, indem er als Programm der Regierung das ruhige Zuwarten verkündigte. In der Zwischenzeit fällt ein Stein nach dem andern aus der ungarischen Königskrone heraus. Siebenbürgen ist bereits für die Februarverfassung gewonnen, Kroatien wird diesem Beispiel bald folgen, in dem nördlichen Theile Ungarns bereitet eine kräftige Agitation den günstigen Erfolg directer Wahlen für den Reichstag wirksam vor. Der Augenblick ist nahe, wo die Magyaren als Gunst

erbetteln werden, was sie bis jetzt übermüthig von sich gewiesen. Ihr Eintritt in den Wiener Reichstag rettet sie allein vor gänzlicher Isolirtheit. —

So stellt sich das Bild Oesterreichs vor unseren Augen dar: Im Innern die constitutionelle Entwickelung gesichert, die Freiheit und der Wohlstand des Volkes im Wachsthum begriffen, die Anhänger der kleinen Nationalitäten zum Schweigen gebracht, nach Außen die Macht des Kaiserstaates allseitig anerkannt, derselbe viel umworben, von den Liberalen gefeiert, zu noch größerer Kraftentfaltung angespannt. Es ist ein reines Sonnenbild. Sollten wirklich gar keine Schattentöne zu bemerken sein?

Wenn die Rückkehr zur parlamentarischen Regierungs**form**, die Einsetzung eines Reichstages überhaupt schon genügt, um die Freiheit eines Volkes zu sichern und das Verfassungswesen im liberalen Sinne zu entwickeln, wenn es auf die Fülle oder Leere jener Regierungsform, auf das Maaß der Thätigkeit des Reichstages nicht weiter ankommt, dann ist freilich in Oesterreich das Ideal des constitutionellen Lebens erreicht. Anders freilich wird das Urtheil lauten, wenn nicht, daß ein Parlament besteht, sondern **wie** es wirkt, den Ausschlag giebt. Bereits während der ersten Session des Reichstages wurde die Klage über den unerhört schleppenden Geschäftsgang, über die thatsächliche Unterordnung des Abgeordnetenhauses unter die beiden anderen Factoren laut. Und als die Sitzungen geschlossen waren, hielten nur noch die beiden Reichsräthe **Brinz** und **Brosche** den enthusiastischen Ton an, auf welchen sie, jeder aus einem anderen Grunde, eingeschult sind, alle übrige Welt war einig über die trostlose Unfruchtbarkeit des Reichstages. Er hatte das Budget im Sinne der Regierungsvorlage erledigt — was das Abgeordnetenhaus an demselben bemängelt hatte, wurde in der höflichsten Weise angehört und entschuldigt, aber — beibehalten —, einige neue den Verkehr hemmende Steuern bewilligt, die Bankacte bestätigt und zu einer Strafnovelle seine Zustimmung gegeben, welche die Preßfreiheit in einen Mythus verwandelte. Die Presse wurde von dem willkürlichen Polizeidruck befreit, mußte aber im Namen eines drakonischen Gesetzes, wie die mit Schriftstellern angefüllten Gefängnisse beweisen, eine nicht minder herbe Verfolgung erdulden, so daß ihr Zustand wesentlich unverändert blieb, nur konnte sie sich nicht mehr über die Härte der Regierung, sondern über die Grausamkeit des von Volksvertretern decretirten Gesetzes beschweren. Nicht berührt oder nicht zum Abschluß gebracht wurde das auch jetzt noch zeitgemäße Gesetz zum Schutz des Briefgeheimnisses, der Antrag auf die Aufhebung der Zwangsgenossenschaften, wie denn überhaupt der Reichstag volkswirthschaftlichen Fragen gern auswich, da er hier Gefahr für seinen

[redacted]

liberalen Ruf witterte, nicht geregelt wurde das Vereins- und Versammlungsrecht, die Unabhängigkeit des Richterstandes, das Gerichtswesen und — die Concordatsverhältnisse. Wenn man weiß, wie die einzelnen Minister vom Concordat denken, wie namentlich in den höchsten Beamtenkreisen eine freie kirchliche Anschauung waltet, und dann die sichtliche Unlust an dem Concordate zu rütteln, die ewigen Verheißungen auf künftige Zeiten bemerkt, so kann man auf den Mangel an gutem Willen schließen. Alle diese Dinge sind schlimm; schlimm ist auch der Widerwille des Ministeriums gegen jeden Beschluß irgend eines Provinzial-Landtages, welcher an die Autonomie der Kronländer erinnert, der zähe Widerstand gegen eine erweiterte Wirksamkeit der Landesausschüsse. Man scheint in Wien nicht zu wissen, daß es keine bessere Schutzwehr gegen die Verfassungspläne der föderativen Partei giebt, als eine größere Autonomie der Provinzen in Verwaltungssachen. Erst wenn die Landtage Arbeitstage werden, verlieren die hochfliegenden Verfassungsphantasien hier ihren Boden. Wie soll sich aber auf den Landtagen Arbeitslust entwickeln, und die geschäftliche Physiognomie herrschen, wenn die Wiener Ministerialbüreaux an ihrer Allmacht und Allwissenheit hartnäckig festhalten? Das Schlimmste aber ist die deutliche Neigung der Regierung, im Schooße des Reichstages selbst die Macht der Ausschüsse zu stärken, so daß bei diesen das eigentliche Schwergewicht stünde, die allgemeinen Versammlungen zu einer bloßen Abstimmungsmaschine herabgesetzt würden. Diese Tendenz kam bei der Regierungsvorlage einer verbesserten Geschäftsordnung zuerst zum Vorschein. Die Vorlage wurde vorläufig abgelehnt, die Tendenz ist aber geblieben und wird sich bei jeder Gelegenheit vordrängen, und wenn nicht das österreichische Volk alle seine Kraft dagegen aufwendet, auch siegen. Die Regierung wartet auf den Eintritt der Rumänen und anderer nicht deutscher Stämme in den Reichsrath, wartet, bis die nothwendige Gegenwart von einem halben Dutzend Dolmetscher die Verhandlungen mit dem Stempel unerträglicher Langeweile gezeichnet hat, um ihren Plan abermals vorzubringen.

Mit dem dauerhaften und kräftigen Leben der parlamentarischen Institutionen erscheint es nicht so gut bestellt als wir wünschen möchten. Der Rahmen des constitutionellen Staates, und auch dieser nur dürftig zusammengeschlagen, ist wohl vorhanden, was er aber umspannen soll, muß die Zukunft erst schaffen. Was aber die Behauptung von der Eintracht zwischen Regierung und Volk, von der glücklichen Zufriedenheit des letzteren anbelangt, so ist dieselbe nur dann wahr, wenn wir vergessen, daß Venedig durch das schärfste Zwangsregiment allein an den Gesammtstaat gekettet ist, daß in Ungarn nur strenge Militärherrschaft die Ruhe wahrt

und den Ausdruck grundsätzlicher Opposition gegen das Regierungssystem hindert, daß in Galizien die Hälfte der Bevölkerung in der polnischen Nationalregierung ihre eigentliche Obrigkeit erkennt, die heimische Polizei hier nicht ausreicht, um die Insurrectionslustigen zu überwachen, trotz ihrer Verstärkung durch Wiener und Prager Mannschaften aber nicht stark genug ist, um deutsche Gutsbesitzer vor den Anmaßungen der Nationalregierung zu schützen, daß endlich in Böhmen der nationale Streit das Leben unerträglich macht, und der Haß zwischen den beiden Volksstämmen einen Grad erreicht hat, wie er nicht einmal im Jahre 1848 bekannt war. Wenn man diese Schattenseiten des österreichischen Verfassungsstaates zugiebt, so muß die unleugbar günstige Meinung, deren sich Oesterreich im Allgemeinen erfreut, geradezu unbegreiflich erscheinen. Wie ist es möglich, daß sich gegen eine in ihrem constitutionellen Eifer so wenig erprobte Regierung kein Mißtrauen regt, daß zwischen dem thatenscheuen Ministerium und dem Reichstage nicht tagtäglich Conflicte entstehen? Das Räthsel löst sich auf folgende Art. Der Reichstag besitzt nicht die formelle Competenz zu den Functionen, welche er ausübt, er usurpirt seine Stellung und tritt nicht kraft seines Rechtes, sondern nur in Folge kaiserlicher Ermächtigung als weiterer Reichsrath auf. Diese Anomalie haben die Umstände nothwendig gemacht; entweder mußte der ganze Verfassungsapparat noch ruhen, bis Ungarn willfährig gemacht wurde, oder aber die Nachhülfe der Regierung, um wenigstens eine künstliche Bewegung zu schaffen, gestattet werden. Dadurch erklärt sich die friedfertige Stimmung des Reichsrathes. Er ist an den guten Willen der Regierung gebunden, die in ihrem vollen Rechte wäre, wenn sie die Befugnisse des weiteren Reichsrathes vorläufig auf sich selbst übertrüge und auf dem einfachen Verordnungswege Alles regelte, was bei der vollständigen Wirksamkeit der Verfassung unter die Zuständigkeit des Reichstages fiele. Dann ist aber für die Majorität des gegenwärtigen Reichstages die Fortdauer der Anomalie eine wahre Existenzfrage. Sie wird in demselben Augenblicke zur Minorität, in welchem die Abgeordneten der ungarischen Kronländer und Venedigs das hölzerne Haus vor dem Schottenthore betreten. Begreiflicher Weise wünscht sie diesen Augenblick nicht sehnsüchtig herbei, der überdies den nichtdeutschen Charakter des Kaiserstaates auch dem blödesten Auge offenbaren und entweder einen vollständigen Umschwung in der Regierungspolitik oder die traurigsten Verfassungswirren, d. h. zunächst die Suspension der Verfassung herbeiführen würde. Nun erst versteht man auch den Gleichmuth Schmerling's, der auf die Ankunft der Ungarn geduldig warten zu wollen versichert. Bis jetzt ist die Verfassungstreue mit geringer Unbequemlichkeit verbunden, der bloße Schein des constitutionellen Systems von der Wahr-

[redacted]

heit desselben nicht zu unterscheiden. Diese wird erst erprobt werden, bis das Verfassungsgerüste vollständig aufgerichtet ist, bis zu diesem Augenblicke, der eigentlichen Krisis, muß auch der Jubelgesang über die vollbrachte Wandlung des absoluten Reiches in einen Verfassungsstaat verschoben bleiben. Erklärt ist die Eintracht zwischen der Regierung und dem Reichstage. Wie erklärt man aber, daß nicht die Masse des Volks den Reichstag drängt, daß nicht die Presse die Functionen, welche der letztere nur unvollständig erfüllen kann, übernimmt. Wer Oesterreich kennt, weiß, daß die Masse des Volks sich für eine nationale Bewegung leicht begeistert, für die politische Agitation keinen frischen Sinn besitzt. Gelingt es der Regierung, die erstere einzudämmen, so kann sie sorgenfrei walten. In der Klasse der Gebildeten herrscht das Interesse für Ordnung und Ruhe unbedingt vor, lebt die begründete Furcht, daß die Aufregung nationaler Leidenschaften die untern Volksschichten in den Vordergrund schiebt, und den friedlichen Verkehr untergräbt. Um diesen Preis wird der wohlhabende Bürgerstand niemals auf politische Experimente sich verstehen wollen, und wird ihm vollends der Schein anständiger Freiheit zugestanden, so darf die Regierung mit vollem Vertrauen auf seine Sympathien rechnen. Die tonangebende Presse ist nicht in der Lage, ihn zu verführen. Dem Fremden ist gewiß der französische Zuschnitt der großen Wiener Zeitungen aufgefallen. Wollte der Himmel, daß sie blos in Aeußerlichkeiten der Redaction die französischen Journale nachgeahmt hätten. Leider offenbart auch ihr Charakter wahlverwandte Züge. Die Mehrzahl der Wiener Zeitungen wurde in der Bach'schen Periode gegründet, wo die Leselust und die politische Neugierde des Publicums die Herausgabe von Zeitungen einträglich machte, die willkürliche Gewalt der Regierung aber zur Vorsicht mahnte und eine seltsam gewundene Haltung der Zeitungen erzwang. Dieselben wollten und konnten den Schein freier Unabhängigkeit nicht missen, durften aber auf der andern Seite auch den Bestand des wesentlich industriellen Unternehmens nicht gefährden. So bildeten sich allmählich eigenthümliche Verhältnisse heraus, wie sie sonst nur noch in Paris angetroffen werden. Im Hôtel des Polizeiministers fungirte ein Preßbüreau, von welchem die Redacteure die nöthigen Instructionen erhielten, um die Klippen rechts und links zu vermeiden. Gewisse Fragen und Persönlichkeiten wurden ihnen als gute Beute überantwortet, über Palmerston z. B. und die englische Krämerpolitik, über Cavour und die italiänischen Staatsmänner, über Preußen jeder Tadel, selbst jeder Schimpf gestattet; dagegen übernahmen sie die Verpflichtung, über andere Dinge und Individuen glimpflich hinüberzuschlüpfen, unangenehme Wahrheiten wenigstens zu verschweigen, wenn sie nicht den Muth besaßen, angenehme Lügen zu verbrei-



ten. Es herrschte im Preßbüreau ein ungezwungener, freundschaftlicher Ton; als der Abschluß des Concordates alle Geister beschäftigte, konnte man hier die unbefangenste Kritik desselben hören, aber freilich in weitere Kreise das Urtheil zu tragen, wäre nicht schicklich gewesen. Diese indirecte Einwirkung der Regierung auf die „unabhängigen" Preßorgane dauert auch jetzt, wie der Preßprozeß eines gewissen Weißbrod — in literarischen Kreisen schlecht genug berüchtigt, der aber nichts destoweniger der Gunst der Regierung sich erfreut und in ihrem Interesse in „unabhängigen" Blättern wirkt — bewiesen hat, fort, die gegenseitigen Rücksichten werden noch gegenwärtig geübt. Ihnen verdankt das Ministerium die schonende Beurtheilung seiner Administration, in allen Machtfragen sogar eine kräftige Unterstützung, die Zeitungen den Ruf liberaler Gesinnung, das Volk selbst die Möglichkeit, ungetrübt den Glauben an das verwirklichte Reich der Freiheit zu wahren. Können wir auch diesen Glauben nicht theilen, die definitive Herrschaft des parlamentarischen Systems noch nicht annehmen, können wir uns auch des sorglichen Gedankens nicht erwehren, daß dies Identificiren des Verfassungsstaates mit einem Ministerprogramm jenem zum Schaden gereichen müsse: so sind wir doch weit entfernt, die Fortschritte Oesterreichs seit dem Jahre 1859 zu leugnen oder wohl gar den klugen Tact, die Gewandtheit der Wiener Staatsmänner in der Benutzung günstiger äußerer Conjuncturen nicht gebührend anzuerkennen. Sie haben diese Eigenschaften in der polnischen Frage glänzend bewährt, die Revolution, die ihnen eigentlich eine bittere Verlegenheit bereitete, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit verwendet, um den politischen Einfluß Oesterreichs zu steigern. Ihr Anschluß an die Westmächte verlieh der Verfolgung der polnischen Insurgenten und Patrioten auf galizischem Boden den harmlosen Charakter einer polizeilichen Maaßregel, einer natürlichen Vorsicht, den Landfrieden vor Störungen zu bewahren; sie behandelten die Polen nicht besser als die preußische Regierung, nur daß sie für dieselben Maaßregeln auch von den Liberalen Lob, sogar von der Nationalregierung (wenigstens im Augenblicke) dankbare Rücksicht ernbteten, während auf Preußen aller Tadel gehäuft wurde. Sie gaben ihrer Thätigkeit in Galizien den Charakter einer rein internen Frage, ihrer schriftlichen Verwendung zu Gunsten der Polen das Gepräge einer großen politischen Action; die preußische Regierung ging vom entgegengesetzten Standpunkte aus, sie hielt ihre Friedensmahnung in Petersburg geheim, verlieh ihr den Schein einer bloßen Privatverhandlung, das durchaus berechtigte Polizeiverfahren in Posen dagegen behandelte sie als eine Maaßregel internationaler Politik. Der Erfolg der österreichischen und preußischen Handlungsweise macht jede Kritik entbehrlich. Noch großartiger, selbst

[redacted]

Freunden Oesterreichs im höchsten Grade überraschend, gleich kühn und gewandt erscheint das Auftreten der Wiener Regierung in der deutschen Frage. Die Nachricht, daß der Kaiser von Oesterreich die Reform der deutschen Verfassung in die eigene Hand nehme, ein vollständiges Reformproject bereits ausgearbeitet vorliege, die Einladung der deutschen Fürsten zum Frankfurter Tage wirkte nicht allein durch ihre Plötzlichkeit auf alle Kreise betäubend. Daß gerade von dieser Seite die Anregung kam, daß eine Regierung, welche allen Grund hatte, die politische Unruhe und den nationalen Kampf im Nachbargebiete zu fürchten, durch eine hundertjährige Tradition im geeinigten und gekräftigten Deutschland einen Gegner zu erblicken gewohnt war, den Ruf nach einer deutschen Reform im nationalen Sinne erschallen lasse, das war das Wunderbare und Unbegreifliche. Eins war klar: Eine innere Nöthigung durch das Drängen der Volksstimme, durch die Agitation in politischen Kreisen bestand für die österreichische Regierung nicht, um sie zur Initiative zu bewegen. Man erinnerte sich noch deutlich aus den Adreßdebatten des Reichstages vor sechs Wochen der geringen Bedeutung, welche dieser der deutschen Frage beilegte. „Mit reger Theilnahme verfolgt das Abgeordnetenhaus die Bemühungen der kaiserlichen Regierung, die Verhältnisse des deutschen Bundes in entsprechender Weise fortzubilden und damit den Anschauungen eines großen Theiles seiner(!) Staatsbürger und der Machtstellung des ganzen Reiches gerecht zu werden." Das war Alles, was der wesentlich deutsche Reichstag in Wien für die nationale Sache an frommen Wünschen bereit hatte. Und wenn man die waltenden Persönlichkeiten, die vorherrschenden Tendenzen der Regierung in das Auge faßte, so begegnete man auch hier allem Andern eher als Sympathien für die deutsche Verfassungsreform im nationalen Sinne. Man wußte, daß sich das Hauptaugenmerk des Ministeriums auf die Sicherung der centralisirenden Februarverfassung, auf die Gründung eines österreichischen abgeschlossenen Patriotismus richte, man kannte die scharfen Urtheile Hein's u. A. über die nationale Bewegung in Deutschland, man hatte eben erst das Glaubensbekenntniß des neuen Präsidenten des Unterrichtsrathes gelesen. Herr Hasner, ein ehrenwerther Mann, wenn er auch Philosophie mit einem F schreibt und mit dem y auf gespanntem Fuße steht, will „nicht als Slawe, nicht als Deutscher, sondern als ein Oesterreicher" gelten. Man dachte nicht anders, als daß auch dies Ministerium denselben Standpunkt theilt. Und nun tritt es als Protector der nationalen Politik in Frankfurt auf. Natürlich spähte Jedermann nach den geheimen Motiven des so auffallenden Vorganges und grübelte alle Welt nach dem Nebenzwecke, den die österreichische Regierung dabei im Auge hat. Die Ueberraschung war übrigens in Oesterreich noch



größer als in Deutschland und durch all' den Jubel klang doch das Bewußtsein durch, daß hier keine nothwendige That, welche sich organisch dem bisher festgehaltenen Systeme anschließt und dasselbe krönt, sondern eine freie Manifestation ohne Zusammenhang mit den bekannten gegebenen Verhältnissen vorliege. Zuerst dachte man, wie bei allen gegenwärtigen Ereignissen an Louis Napoleon. Was denkt er wohl von Oesterreichs deutscher Mission, wird er den Schritt gegen sich gerichtet ansehen oder hat er wohl gar die Hand mit im Spiele? Traurig genug, daß man die Anhänger der letzteren Meinung nicht einfach als Wahnwitzige verspotten darf; daß sie nicht nur zahlreich, sondern in höheren Kreisen sogar vorherrschend sind. Dieselben rechnen etwa in folgender Weise: Für Frankreich ist die Demüthigung Preußens einem nationalen Siege gleichzusetzen. Gelingt sie Napoleon, so hat er für den französischen Ruhm ebenso viel gethan, wie wenn er ein oder zwei Departements zum Kaiserreiche noch hinzufügte. Dies gleiche Spiel verfolgt Oesterreich. Auch diesem steht die preußische Nebenbuhlerschaft überall hemmend im Wege, würde es sich von derselben befreien, so versündigte es sich nicht gegen die Sympathien der eigenen Bevölkerung. Es weht vielmehr durch alle Schichten, besonders Deutschösterreichs -- und das möge sich Norddeutschland merken — ein gründlicher, tiefer Haß gegen Preußen, der jedem feindseligen Schritte gegen die übermüthigen Emporkömmlinge in der Brandenburgischen Wüste zujauchzen würde. Ein Angriff Frankreichs gegen Preußen zwingt aber, wie die Bundesverhältnisse jetzt bestehen, Oesterreich die Theilnahme am Kampfe auf, daher eine Aenderung der Bundesverhältnisse, ein Austritt Preußens aus dem deutschen Bunde doppelt wünschenswerth erscheint. Um diese Ansicht von der geheimen Mitwirkung Napoleon's an dem österreichischen Reformplane glaubwürdiger zu machen, beruft man sich auf die verdächtige Freundschaft zwischen den beiden Höfen, auf das Angebot Mexicos, auf die mannichfachen Lockungen Napoleon's, das Wiener Cabinet auf abenteuerliche Wege zu bringen, aus welchen jeder Rückzug unmöglich ist. Man citirt einen Artikel der Neuen Frankfurter Zeitung vom Mai d. J., welchen die Wiener Blätter mit deutlicher Freude wieder abdruckten und wo es heißt: „Wäre es nicht möglich, daß ein feindlicher Zusammenstoß Preußens mit Frankreich zwar Gefahren für Preußen, aber darum keineswegs für Deutschland herbeiführt? Preußens Besitzstand ist nicht identisch mit der Integrität Deutschlands; ein preußisch-französischer Krieg könnte Preußen Gebiete wegnehmen, ohne sie darum von Deutschland abzureißen."

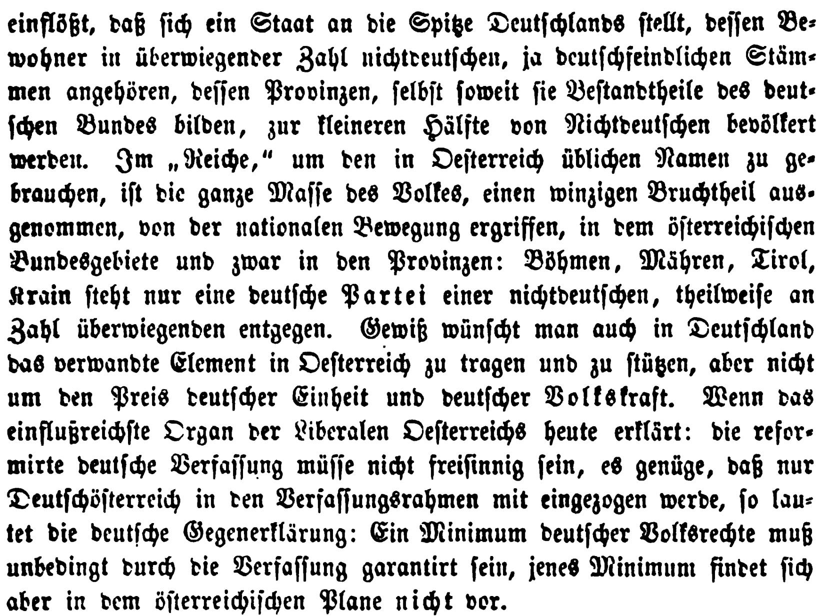
Solche Vermuthungen kann man ebenso wenig bekräftigen, als widerlegen; sie beruhen nicht auf einer thatsächlichen Erkenntniß, sondern bis

jetzt lediglich auf mehr oder weniger scharfsinnigen Combinationen. Gegen die Existenz eines solchen Planes spricht das Bedenken, daß die Dämonrolle, die angeblich Frankreich in demselben spielen soll, auch Oesterreich zufallen könnte und daß man schwerlich in Wien ohne jede Sicherstellung auf denselben sich einließ. Richtig an der ganzen Motivirung bleibt nur die feindselige Tendenz gegen Preußen. Der Gegensatz zwischen den beiden deutschen Großmächten, schon längst bestehend, bekam durch die Ereignisse während des italiänischen Krieges eine neue Nahrung, seine volle Schärfe durch die bekannte Januardepesche des Herrn v. Bismarck. Thaten, bei welchen Kühnheit allein das Hervorstechende ist, verübt man, man bespricht sie aber nicht vorher. Das Ansinnen an die österreichische Regierung, das Schwergewicht des Staates in Ungarn zu suchen, wurde als eine persönliche Beleidigung gefaßt und beschlossen, die leere Drohung mit einer kraftvollen That zu beantworten. Da für Oesterreich die deutsche Verfassungsreform keine Existenzfrage, sondern eine bloße Interessenfrage ist, so bewahrte es sich auch eine große Freiheit in der Wahl des Zeitpunktes jene anzuregen. Jetzt war der passende Augenblick gekommen, um durch eine kühne Initiative die Bewegung der deutschen nationalen Partei zu brechen, durch kleine freiwillige Opfer eine größere Einbuße von den deutschen Fürsten fernzuhalten und Preußens Ansprüche auf die Führerrolle in Deutschland für immer zu beseitigen. Irrthümlich hatte man in der Rede des Reichsraths Brinz (26. Juni) nur den Ausdruck persönlicher Brutalität erblickt, als er einen Kreuzzug gegen das preußische Volk predigte, zur Rache an dem preußischen Staate aufforderte und der Regierung Muth zusprach, aus der Lage, in welche Preußen „verdienter Weise" gekommen, politisches Capital zu machen. Er war nur der Herold des Ministeriums und, abgerechnet die grobe Allgäuer Mundart, an seiner Rede nichts sein Eigenthum, sondern Alles den schwebenden Regierungsplänen entlehnt. Wie vortrefflich die letzteren gelangen, welche schwere Demüthigung der preußischen Regierung widerfuhr, welche Niederlage die preußische Macht erlitt, die nun jener Bayerns gleich[illegible] wird, haben die Ereignisse der jüngsten Tage gelehrt. Den pr[illegible] Liberalen sind die Hände gebunden, eine wirksame Vertheidigung [illegible] teressen ihrer Heimath ihnen nicht gestattet. Das einzige aber [illegible] Mittel der Rettung, die glorreiche Herstellung der preußischen [illegible] Umkehr der Regierung zu einer freien verfassungsmäßigen Politik [illegible] holung ihrer Pflichten gegen die deutsche Nation dürfen sie kaum [illegible] geschweige, daß sie es durchsetzen könnten. Den Sieg der öst[illegible] Regierung über die gegenwärtige preußische Macht müssen sie [illegible] müssen bekennen, daß die Rache für das Jahr 1859 vollz[illegible]



österreichische Reformplan ist aber nicht allein gegen die preußische Regierung, der offen zugemuthet wird, sich von nun an aller Großmachtsphantasien zu enthalten und mit der bescheidenen Rolle einer zweiten Macht in Deutschland zu begnügen, sondern auch an die deutsche Nation gerichtet, der unmittelbare Verkehr zwischen dem Wiener Cabinet und dem deutschen Volke eingeleitet. Wenn die Anhänger der österreichischen Regierung meinten, die norddeutsche liberale Partei werde sich, wenn ihr Lieblingsplan beseitigt ist, in den Schmollwinkel zurückziehn, wenn der preußische Stolz nicht befriedigt werden kann, dann auch die deutsche Gesinnung verleugnen, so werden sie eine bittere Täuschung erfahren. In weiten Kreisen war es nur die Ueberzeugung, daß auf einem anderen Wege die Bundesreform und die Einigung der deutschen Nation nicht erreicht werden könne, welche den Glauben an die preußische Mission in Deutschland weckte, und war es die Hoffnung, Preußens Macht für die deutschen Volksinteressen verwenden zu können, welche für die Hebung der ersteren zu arbeiten verpflichtete. In anderen Kreisen bleibt noch immer der Gedanke in Kraft, daß, wenn auch jetzt nur auf weitem Umwege, das ursprüngliche Ziel der Nationalpartei erreicht werden könne. Die Mitglieder dieser Kreise werden wahrscheinlich nicht die Hände in den Schooß legen, vielmehr eifrig bemüht sein, auf der gebotenen Grundlage für ihre Interessen und Zwecke zu wirken und zu kämpfen, wenn es zum Kampfe zwischen der österreichischen Regierung und nun nicht der preußischen Macht, sondern dem deutschen Volke kommen sollte. Und daß ein solcher sich vorbereitet, daß nicht das Bundesproject, wie es vorliegt, sondern ein wesentlich verändertes und verbessertes, den dauernden Frieden stiften und die berechtigten Forderungen der Nation befriedigen kann, darüber wird wohl schon die nächste Zeit volle Aufklärung verschaffen.

In dem Reformprojecte liegen drei Elemente nebeneinander: die Zurücksetzung Preußens — diese kann man nach der gegenwärtigen Sachlage schwerlich hindern; Zugeständnisse an das Volk — diese müssen nach Kräften ausgebeutet und erweitert werden; und endlich bald versteckt bald offenkundig (Art. VIII. fünfter Absatz) das Streben, den Einfluß in Deutschland im Interesse der rein österreichischen Macht zu verwerthen — dieses muß grundsätzlich verhindert werden. Wollen oder können die Deutschen in Oesterreich in den beiden letzten Punkten die nationale Partei unterstützen? Davon hängt wesentlich die Möglichkeit einer Verständigung, der Erfolg der Reform ab. Blindes Vertrauen können die Deutsch-österreichischen von der nationalen Partei nicht verlangen; sie haben es ihr ja gleichfalls nicht gewährt, sie haben noch nichts gethan, die Furcht zu beschwichtigen, welche die statistische Thatsache allen Volksfreunden in Deutschland



einflößt, daß sich ein Staat an die Spitze Deutschlands stellt, dessen Bewohner in überwiegender Zahl nichtdeutschen, ja deutschfeindlichen Stämmen angehören, dessen Provinzen, selbst soweit sie Bestandtheile des deutschen Bundes bilden, zur kleineren Hälfte von Nichtdeutschen bevölkert werden. Im „Reiche," um den in Oesterreich üblichen Namen zu gebrauchen, ist die ganze Masse des Volkes, einen winzigen Bruchtheil ausgenommen, von der nationalen Bewegung ergriffen, in dem österreichischen Bundesgebiete und zwar in den Provinzen: Böhmen, Mähren, Tirol, Krain steht nur eine deutsche **Partei** einer nichtdeutschen, theilweise an Zahl überwiegenden entgegen. Gewiß wünscht man auch in Deutschland das verwandte Element in Oesterreich zu tragen und zu stützen, aber nicht um den Preis deutscher Einheit und deutscher **Volkskraft**. Wenn das einflußreichste Organ der Liberalen Oesterreichs heute erklärt: die reformirte deutsche Verfassung müsse nicht freisinnig sein, es genüge, daß nur Deutschösterreich in den Verfassungsrahmen mit eingezogen werde, so lautet die deutsche Gegenerklärung: Ein Minimum deutscher Volksrechte muß unbedingt durch die Verfassung garantirt sein, jenes Minimum findet sich aber in dem österreichischen Plane **nicht** vor.

Wir wollen nicht die Gefahr laufen, daß ähnlich wie im Jahr 1849 die deutsche Partei in Oesterreich ihre Unfähigkeit zu weiterem Wirken eingesteht, und an die Stelle der ohnmächtigen oder zur Unthätigkeit verdammten deutschen Bevölkerung Oesterreichs das Wiener Ministerium sich einschiebt, daß noch die Pflichten Deutschlands gegen die österreichische Regierung in Kraft bleiben, auch nachdem die Rechte der Deutschen in Oesterreich erloschen sind. Wenn die Deutschösterreicher es ehrlich meinen mit ihrem nationalen Berufe, wenn sie von der Lösung der deutschen Frage nicht blos Ehrenrechte für den österreichischen Thron und eine Erweiterung der österreichischen Macht erwarten, so müssen sie nicht als Oesterreicher, sondern als Deutsche das Programm des Fürstentages beurtheilen, so weit es an ihnen ist, Bürgschaft dafür leisten, daß der reformirte Bund nicht für fremde Zwecke mißbräuchlich verwendet, dem parlamentarischen Elemente ein wirklicher Einfluß eingeräumt werde. Wird im übrigen Deutschland die directe Volkswahl zum Abgeordnetenhause durchgesetzt, so müssen sie auch in dem österreichischen Bundesgebiete das Gleiche durchführen. Oesterreichische Reichstagsbelegirte neben deutschen Volksvertretern wird die Nation niemals anerkennen. Noch mehr aber. Die größte Gefahr für die deutsche selbständige Freiheit liegt darin, daß das centralisirte Oesterreich in dem seiner Natur nach schwächeren Föderativstaate den entscheidenden Einfluß in Anspruch nimmt. Es wird in Frankfurt nicht der Wille der Regierung, welche über die 13 Millionen Deutsche in

Oesterreich herrscht, sondern das Interesse und die Forderung der Regierung, welche über 36 Millionen Oesterreichische, gebietet — über einen Theil derselben absolut gebietet, in die Wagschale gelegt werden. Die Liberalen in Oesterreich haben dafür zu sorgen, daß diese Gefahr, wenn nicht aufgehoben, doch verringert werde. Sie wird allein verringert durch die Einführung des entgegengesetzten Systems, welches gegenwärtig in Oesterreich geübt wird, durch die Aufhebung der Centralisation. Ob dieses im nächsten Interesse der österreichischen Bevölkerung liegt, ist eine andere Frage; sie kann und darf nicht erwarten, daß in Deutschland das österreichische Interesse den Ausschlag gebe, sondern muß, will sie die nationale deutsche Politik fördern, dem Wohle Deutschlands das particulare Interesse unterordnen. Das ist das Beste und Wichtigste an dem österreichischen Reformplan, abgesehen davon, daß er eine wohlthätige Gährung in das deutsche Volk wirft, daß er die deutsche Frage in Oesterreich, wo sie nur als Sonntagsvergnügen bisher genossen wurde, auch hier von ihrer ernsten Seite aufzufassen zwingt, und daß dem österreichischen Volke auch schwere Pflichten auferlegt werden, wenn es sich als Glied der deutschen Nation fühlt, klar und deutlich macht.

Geschrieben den 20. August.

A. Springer.

Was gehört zur Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage?

Während wir diese Zeilen schreiben, ist der Fürstentag in Frankfurt versammelt. Nicht lange, so wird das deutsche Volk die Geschenke kennen, die er seinem schweren Ringen nach einem neuen Dasein entgegenbringt. Dürfen wir mitten in diese neue Bewegung eine alte Mahnung hineinrufen? Dürfen wir jetzt das Wort Schleswig-Holstein aussprechen? Wird man uns nicht von den verschiedensten Seiten mit entgegengesetzten Reden ausführen, wir sollten eine gelegnere Zeit dazu wählen? Es scheint in der That, als vermöge der Zauber dieses Klanges nichts anderes als diplomatische Noten, fromme Wünsche und von Zeit zu Zeit eine Geldsammlung zu wirken. Nicht die neue verwegene Gewaltthat Dänemarks vom 30. März, nicht der halb drohende, halb überlegene Hohn, womit Lord Palmerston in der letzten Sitzung des Oberhauses jeden Gedanken an eine Störung des europäischen Friedens zurückwies, vermochte beim Bundestag

[redacted]

oder irgend einer der größeren Regierungen etwas von jenem männlichen Zorn hervorzurufen, der allein durch den Schein der Protokolle und Noten zum Ernst hindurchzudringen vermag; und das Volk hat es bis jetzt auch zu nichts anderem, als zu jener unentschiedenen Interpellation und Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause und zu einigen Erklärungen politischer oder kirchlicher Vereine gebracht: so tief ist die Stimmung herabgesunken, daß selbst redliche Freunde Schleswig Holsteins sich streiten, ob nicht der bloße Protest besser sei, als die Bundesexecution. Indessen, was wir immer vorschützen mögen, politische Arbeit oder Sorgen anderer Art, kalte nüchterne hoffnungslose Erwägung, es hilft nichts; diese Frage wird sich uns immer wieder mit Gewalt in den Vordergrund drängen, so lange wir noch an irgend einer nationalen Aufgabe arbeiten. Oder was war 1848 das erste unzweideutige Zeichen, daß das große Ziel der deutschen Bewegung verloren war? Was anders, als der Waffenstillstand von Malmö? Genau so wird es heute wieder sein. Auch wenn — wir nehmen für einen Augenblick das Unwahrscheinlichste an — der Fürstentag die kühnsten Erwartungen überträfe, auch wenn das deutsche Volk sich zum Entgegenkommen fortgerissen fühlte, es könnten alles nur Anfänge sein. Keine blos friedliche Vermittelung und Verständigung über neue Verfassungsformen, und wäre es die echteste und gesundeste, kann das deutsche Volk zu einem neuen nationalen Ziele führen. Der Abgeordnetentag hatte mit Recht die Sache Schleswig-Holsteins auf die Tagesordnung gesetzt, ehe Jemand vom Fürstentag Etwas ahnte; er kann sie jetzt über dem Fürstentage nicht vergessen. Und so wenig wie er dürfen die anderen Organe, die noch dem wahren Ziel und Streben Deutschlands eine Stimme zu leihen berufen sind, der Sache Schleswig-Holsteins vergessen. Nicht die deutsche Presse darf es und in der deutschen Presse vor allem nicht die preußische. In der tiefen Demüthigung, die Preußen jetzt vor den Augen Deutschlands, vor den Augen Europas fast täglich erfährt, bildet Schleswig-Holstein vorzugsweise den Punkt, an den sich die Hoffnung auf eine Zeit der Rettung anknüpfen muß. Wir wissen nicht, ob das Maaß dieser Demüthigung erfüllt ist: aber, was auch Preußen noch vorbehalten sei, wir wissen, daß Nichts verloren ist, so lange noch die Möglichkeit der nationalen That vor uns liegt, die ohne Preußen nicht geschehen kann und die allein vor allen die Verjüngung, die Erneuerung Deutschlands wirklich verbürgen kann.

Wir können freilich noch nicht an die Erörterung herantreten: welches der beste und kürzeste Weg zur Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage sei? Der jetzigen preußischen Regierung gegenüber wäre jede solche Frage eine müßige Träumerei. Wir sagen das nicht im Sinne jener vorzeitigen

Verwahrung, die wir vor vier Monaten bei der Interpellation des wackeren Twesten und seitdem noch öfter in größeren und kleineren Kreisen vernehmen mußten; wir würden auch unter einer absolutistischen Regierung in einen solchen Kampf zu gehen rathen, sobald sie das Herz und den Willen hätte ihn durchzuführen. Wer aber könnte der jetzigen preußischen Regierung dafür Herz und Willen zutrauen? In einer Sache, die dem Ehrgeiz, den kühnen Gedanken des Herrn von Bismark unendlich weit näher lag, in der polnischen Sache, hat sich bereits die Ohnmacht des herrschenden Systems zu jeder wirklichen That vor aller Welt offengelegt: wie sollte es dem ersten Minister einfallen, in der Sache, die er einst auf der Rednerbühne als eine querelle d'Allemagne, einen Streit um des Kaisers Bart bezeichnete, auf einmal den Rath zu verachten, den er zur Zeit seiner Gesandschaft in Paris erhielt, den Rath, er möge den Streit, so gut es gehe, begraben sein lassen? Wir müssen also vorerst mit dem zufrieden sein, was der Bundestag thun kann, und froh sein, wenn er wenigstens durch Beschlüsse, Erklärungen, Noten und zuletzt vielleicht wirklich durch eine Execution in Holstein dem Rechte Deutschlands die Bahn offen hält. Die Frage nach dem rechten Weg zur Lösung, nach den bestimmten militärischen und politischen Mitteln und Zielen ist, wir wiederholen es, für den Augenblick noch nicht praktisch. Aber wir wissen, daß es zuletzt nur eine Lösung giebt: durch die Waffen. Auf diese Lösung haben wir uns vorzubereiten, von ihr wollen wir für diesmal reden.

Wir haben gerade in dieser Beziehung aus unserm ersten Kampf für die Herzogthümer, aus unserer ersten Niederlage, in die wir sie mit hineingerissen haben, eine böse Erbschaft überkommen, eine Erbschaft, die nicht blos in der Politik der Cabinette, die auch im Volke fortgewuchert hat. Wir haben das erst noch vor zwei Jahren gesehen, als noch ein Ministerium in Preußen am Ruder war, dem man ein Herz für Schleswig-Holstein zutrauen konnte. Damals war bekanntlich auch die Bundesexecution beinahe beschlossene Sache und es wurde ernstlich darum gestritten, ob es Deutschland bis zum Krieg treiben solle? Recht und Anlaß dazu waren zweifellos vorhanden: was also hielt das Schwert in der Scheide? Zum guten Theil die Erfahrungen jenes ersten Kriegs. Waren es mehr sachliche militärische Erwägungen oder war es mehr die Macht lange nachwirkender Eindrücke und Erinnerungen; genug, es erklärten damals und erklären noch heute einflußreiche Stimmen in den höheren militärischen Kreisen Preußens einen Krieg mit Dänemark, so lange nicht Deutschland eine entschieden überlegene Flotte besitzt, für eine gewagte und aussichtslose Sache: auch nur Schleswig zu nehmen und zu behaupten wäre eine schwere Aufgabe, jedenfalls nur mit ganz unverhältniß-

mäßigem Kraftaufwand durchzuführen: Dänemark dann zum Frieden zu zwingen, dazu seien weder Aussicht noch Mittel vorhanden; das wahrscheinliche Ende also wäre wieder eine Einmischung des Auslandes, diesmal zunächst Frankreichs, die Deutschland um alle Früchte seiner Opfer und seines Blutes in einem schmählichen Frieden täuschen werde. Man würde irren, wenn man diese Ansicht vorwiegend der Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen die Sache zuschreiben wollte: auch in denjenigen Officierskreisen, wo das Recht der Herzogthümer, ihre deutsch nationale Bedeutung ein fremder oder selbst ein widerwärtiger Klang ist, lebt doch ein mächtiges Gefühl, für diese Sache einzutreten. Man vergesse nicht, daß es vorzugsweise die Garde war, die am 23. April 1848 bei Schleswig gesiegt hat, die in Jütland mit einzog in dem stolzen Gedanken, dort den Frieden zu erzwingen, und die wenige Wochen danach das Land räumen mußte, als wäre sie schimpflich geschlagen; man vergesse nicht, daß es die preußischen Fahnen und Führer waren, an die sich auch 1849 wieder der Klang hoher Worte und kleiner Thaten, ja der Vorwurf der Mitschuld an der Niederlage des holsteinschen Heeres bei Friedericia anknüpft. So Etwas vergißt sich nicht; wer da meint diese Erinnerungen wären verrauscht und vorüber, der kennt nicht die Macht der Ueberlieferung, nicht den Geist, der sich an die Ehre der Waffen knüpft; wir haben unter den nämlichen jungen Officieren, die von dem Flügelschlag des Adlers träumen, der über Paris dahinrauschen soll, auch das Wort gehört, daß zuerst die alte Scharte gegen den Dänen ausgewetzt werden müsse. Es ist also jene niederschlagende Ansicht durchaus nicht vorwiegend das Ergebniß politischer Voreingenommenheit, trat sie doch auch 1859 bei einer ganz anderen politischen Frage in denjenigen militärischen Kreisen hervor, von denen maaßgebender Rath hauptsächlich ausgeht; sie trägt vielmehr die täuschende Farbe reiferer militärischer Einsicht, sie hat jener überkühnen Zuversicht in den jüngeren Officierskreisen gegenüber den Ruhm der Erfahrung, der nüchternen Würdigung gegebener Wirklichkeit für sich. Es ist freilich eine Erfahrung, ein Rath, worin das beste Stück militärischer Weisheit, der Muth zur kühnen, entschlossenen That, fehlt: allein es ist das nicht etwa ein Mangel oder Verschulden Einzelner, es ist eine Schuld des ganzen Staats und seiner Entwickelung; bis in die höchsten Kreise des Hofs und der Staatsmänner hinein reicht eine unheimliche Verwandtschaft zu dieser Anschauungsweise, sie hat zusammen mit ihrem Gegensatz, mit jener übergroßen Kühnheit in der jüngeren militärischen Welt eine schlimme Verwandtschaft zu den Anschauungen und Stimmungen von 1806. Und damit dem Bild kein Zug fehle, begegnen wir dieser Anschauung, wie gesagt,



auch im Volke in viel weiterer Verbreitung, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Wer von den Lesern erinnert sich nicht, wie hervorragende Organe der preußischen Presse vor zwei Jahren mit allen denkbaren Gründen gegen alle Kriegsgedanken in der Sache Schleswig-Holsteins gestritten haben? Derartige Blätter mit 10 oder 15,000 Abonnenten aus den Kreisen des wohlhabenden bürgerlichen Lebens waren sicherlich nicht von jenen höheren militärischen Kreisen in Berlin inspirirt, aber in ihren Ausführungen lag damals, wie 1859 und wieder später, viel Wahlverwandtschaft zu der dort vertretenen Anschauung. Es ist dies ein Beweis, wie auch in dem großen Bereich des bürgerlichen Lebens, der auf der sicheren Grundlage einer überkommenen oder redlich erarbeiteten Existenz ruht, der kühne Entschluß zu Anstrengungen und Opfern um ideale Güter etwas Fremdes und Ungewohntes ist; eine Anschauung, die schwerlich anders als durch den Ernst unmittelbarer gewaltiger Erfahrungen geändert werden kann. Freilich haben wir auch in vielen Organen unserer Presse einen ganz anderen Ton vernommen; doch wird man schwerlich sagen können, daß diejenigen Blätter, in denen sich Kühnheit und Besonnenheit die rechte Wage hielten, einen besonders großen Kreis im Volke vertreten hätten oder noch vertreten; es steht vielmehr hier ähnlich, wie dort im Heere, daß nämlich da, wo die Forderung nach Thaten am lautesten hervortritt, auch Unklarheit und Mangel am richtigen Maaß am größten ist. Es bleibt uns nichts übrig; wir dürfen uns in einer so großen Sache keine Täuschung und keine Oberflächlichkeit gestatten: es sind nicht am meisten die äußeren Schwierigkeiten, so groß sie sind, und es ist nicht die an sich sehr berechtigte Würdigung dieser Schwierigkeiten, was uns bisher die Lösung dieser Frage unmöglich gemacht hat: es ist weit mehr die innere Stimmung, die in weiten Kreisen nicht blos der Männer, die zuerst zu entschließen und zu entscheiden hätten, sondern selbst unseres Volks vorherrschend ist; und zugleich sind die jungen gährenden Kräfte, die wir gegen diese Stimmung in Bewegung sehen, durchaus nicht geeignet, uns sofort ein besseres Vertrauen einzuflößen. Es ist diese Erscheinung, wir wiederholen es, nicht etwa erst ein Erzeugniß der Schleswig-Holsteinschen Frage, sie ist das Ergebniß unserer gesammten Entwickelung seit einem halben Jahrhundert, in welchem wir nationaler Waffenthaten entwöhnt sind; aber die Erscheinung ist in dieser Frage am schärfsten und schmerzlichsten hervorgetreten und eben darin liegt ein neuer Beweis, daß an diese Frage sich in der That die Erneuerung unseres nationalen Lebens wesentlich anknüpft.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die trübe Erinnerung an die drei Jahre 1848—50 unseres ersten unglücklichen Kampfs für den Bruder-

stamm an der Eider bis in's Einzelne zu erneuern; auch wäre es kaum möglich, denn die deutsche Geschichtschreibung hat bis jetzt noch kein Werk aufzuweisen, das mit dem Ernste tiefer sachkundiger Forschung und der Kraft sittlicher Wahrheit dargestellt hätte, was in und außerhalb Ilium, was von den Fürsten und dem Volke gesündigt wurde. Wissen wir doch mehr als genug, um aus den Eindrücken, die von jener Zeit her noch fortleben, gerade in dieser Sache jene hoffnungslose Stimmung, jene verzweifelnde Neigung zur Thatlosigkeit zu erklären. Aber kann uns diese Erkenntniß, kann uns die Einsicht, wieviel tiefer und weiter zurück noch die Wurzeln jener Stimmung liegen, von der Pflicht befreien, sie zu bekämpfen? Gerade die Schwierigkeit, einen Erfolg in diesem Kampfe davon zu tragen, muß unsere Anstrengung verdoppeln. Die völlige Ueberwindung des Uebels freilich kann nicht durch Worte, sie kann, wie es seine Wurzeln in einem Zeitalter der Thatlosigkeit hat, nur wieder durch ein Zeitalter der Thaten geschehen. Aber die Vorbereitung zur That ist wenigstens möglich; wir müssen den Muth zum Anfang gewinnen, wir müssen uns überzeugen, daß wir mit guter Zuversicht in die That hineinschreiten dürfen? Dazu gehört vor Allem eine nüchterne, von der Phantasie weder zum Guten noch zum Schlimmen ausgemalte, Erwägung der bestehenden Verhältnisse der gegebenen Lage. Spricht denn diese Lage wirklich unseren Hoffnungen ein so unerbittliches Urtheil? Mit anderen Worten und in die drei schon berührten Fragen zusammengedrängt: Kann Deutschland nicht ohne übermäßigen Kraftaufwand Schleswig erobern und behaupten? Kann Deutschland von Dänemark nicht einen gerechten Frieden erzwingen? Muß Deutschland vor der Einmischung des Auslands zurückweichen? Wir können natürlich keine dieser drei Fragen auch nur im Umriß hier erschöpfen; sie sind von der Art, daß sie unserer Presse Stoff geben könnten und sollten, bis es von den Fragen zur letzten entscheidenden Antwort kommt. Aber einen Beitrag zur Erörterung der Fragen, zur Einleitung der Antwort möchten wir zu geben versuchen; dabei verlangt die erste Frage der Natur der Sache nach die eingehendste Rücksicht.

Wir sprechen gleich von der Eroberung von Schleswig, setzen also voraus, daß es einer Eroberung von Holstein nicht bedürfen werde. Wir meinen damit nicht etwa, als könnten die Dänen sich nicht schon in Holstein zur Wehre setzen; wir meinen nur, sie werden es nicht versuchen, obgleich ihre bedeutendsten Blätter behaupten, daß die Bundesexecution der Krieg wäre, und obwohl sie bei Neumünster Schanzen gebaut, bei Friedrichstadt auf dem linken Eiderufer einen Brückenkopf angelegt und wahrscheinlich auch die Südseite von Rendsburg verstärkt

haben. Wir haben zwei Gründe für diese Ansicht. Zuerst den politischen Grund, daß Deutschland vor ganz Europa in seinem guten Recht ist, wenn es im deutschen Bundesland Holstein gegen die seit einem Jahrzehent sich fortwährend steigernde Gewalt- und Willkürherrschaft der Dänen die Execution verhängt. Dies Recht ist so zweifellos, daß hierin die Auffassung aller Großmächte ohne Ausnahme für Deutschland ist; Dänemark also wird nicht so thöricht sein, sich von vornherein ganz Europa gegenüber in's positive Unrecht zu setzen. Sodann haben wir den militärischen Grund, daß für die dänische Macht der deutschen gegenüber in Holstein keine Vertheidigungslinie ist, welche sich mit einiger Aussicht auf Erfolg behaupten ließe. Wir reden noch von dem Abschnitt der holsteinschen Seenplatte, sowie von der Linie der Eider mit Rendsburg und Friedrichsstadt; hier genüge die Bemerkung, daß die Dänen, sobald sie an einer dieser Stellungen einen dauernden Widerstand leisten wollten, sofort in Gefahr wären, einen großen Theil ihres Heeres und so mit der einen Niederlage den ganzen Feldzug, zum wenigsten ganz Schleswig zu verlieren während sie doch hier für ihr Machtverhältniß weit günstigere Stellungen haben, als sie ihnen Holstein gewähren kann. Es liegt hiernach für uns außer aller Frage, daß die Bundesexecution ihr Ziel, ohne allen Kampf erreichen wird; es sei denn, daß der Bund, daß Deutschland gleich im ersten Augenblick durch Ueberspannung seiner Forderungen den Dänen Recht und Waffen in die Hand giebt, eine Annahme, die wir doch wohl nach unseren bisherigen Thaten und nach unserer ganzen Natur für völlig unerlaubt halten dürfen. Irren wir uns und ist, wie „Dagbladet" erst eben wieder fordert, „die Execution der Krieg;" nun, so können wir uns vom Gegner nichts besseres für unsere Sache wünschen.

Die Waffen werden also zuerst über Schleswig zu entscheiden haben. Es handelt sich hier um zwei Linien: die Dannevirkstellung und die Linie von Düppel; alles andere, was etwa noch von Positionen, Schanzen u. dgl. genannt wird, hat nicht die Bedeutung, um eine überlegene Armee aufhalten zu können. Die Dannevirkstellung nun ist uns schon vom 23. April 1848 her bekannt; wir wissen, daß sie damals nichts war, auch ihre sogenannte Erstürmung ist eine Fabel, die Vortheile des Bodens auf Seiten der Dänen waren nicht viel andere, wie sie der Vertheidiger in den meisten Fällen zu haben pflegt; der Ruhm der preußischen und holsteinischen Truppen, die so rasch aller eingebildeten und wirklichen Schwierigkeiten Herr wurden, ist damit nicht im geringsten beeinträchtigt. Heute freilich liegt die Sache ganz anders. Die Dänen haben in den letzten Jahren wirklich viel gethan, um die günstige Linie,

welche die Natur hier bietet, zu einer sehr starken Position zu machen. Eine gleiche Gunst bot ihnen die Landesgestaltung im Sundewitt bei Düppel dar, und in gleicher Weise haben sie auch hier die Zeit einer unseligen deutschen Politik benutzt, um den Boden, der einst mit deutschem Blute erworben und behauptet war, zu einem weit furchtbareren Bollwerk zu machen, als es je gewesen ist. Wir haben namentlich über die erstere Position eingehende Beschreibungen von deutschen Officieren, welche sie gesehen haben; wir lassen indessen für unsern Zweck über beide Stellungen am besten den dänischen Kriegsminister selbst reden. Er sagte im Februar 1862 in der 15. Sitzung des Reichsraths in Kopenhagen ungefähr Folgendes: „Man erhebt gegen die Dannevirkstellung den Einwand, daß sie zu lang ist; ja sie ist sehr lang, aber weil eine Stellung lang ist, kann keineswegs gesagt werden, daß sie schwach sei; denn es kann große Strecken geben, die durch Ueberschwemmungen, und andere große Strecken, die durch eine breite Föhrde gedeckt sind. Dies ist aber gerade der Fall bei der Dannevirkstellung; deshalb bietet die rechte Flanke von Friedrichstadt und bis zur östlichen Umbiegung der Reiderau nur einzelne Angriffspunkte dar und dieselben sind von solcher Beschaffenheit, daß sie nur einer kleinen befestigten Strecke bedürfen, um vertheidigt werden zu können. Dasselbe ist der Fall mit den Uebergängen der Schlei, so daß die ganze Stellung in Wirklichkeit nur ¾ Meilen lang ist und diese Hauptstellung wird durch zehn starke Schanzen gedeckt. Man hat gemeint, daß es für eine Armee gefährlich wäre dort zu stehen, weil dieselbe Gefahr laufen würde aufgerieben zu werden. Ich bin nicht derselben Meinung; eine Armee ist dort vielmehr besonders günstig situirt, denn dicht hinter derselben befinden sich ausgezeichnete Haltepunkte, z. B. die Höhenzüge zwischen Husbye und dem Gottorper Schloß; weiter nördlich treten andere gute Haltepunkte bis nach Düppel auf, von Abschnitt zu Abschnitt befinden sich gute Positionen. Die Dannevirkstellung ist also eine starke und wichtige Stellung auf der Halbinsel und die einzige, in der man den Kampf mit einer bedeutenden Uebermacht aufnehmen kann. — Was Düppel betrifft, so war diese Anhöhe bekanntlich früher gar nicht befestigt; jetzt bilden 10 Werke auf der Krone des Höhenzugs eine starke Front gegen Westen und stoßen mit dem rechten Flügel an den Alsener Sund, wo sie von den Batterien auf Alsen flankirt werden, mit dem linken Flügel lehnen sie an den Venning-Bend. Es ist hier zwischen diesen Werken und dem Alsener Sund ein Terrain vorhanden, das sich als Waffenplatz für eine Armee sehr gut eignet. Die Verbindung der Armee mit der hinter liegenden Insel Alsen wird durch zwei Brückenköpfe und unter eintreffenden Eventualitäten durch zwei Brücken gesichert."



österreichische Reformplan ist aber nicht allein gegen die preußische Regierung, der offen zugemuthet wird, sich von nun an aller Großmachtsphantasien zu enthalten und mit der bescheidenen Rolle einer zweiten Macht in Deutschland zu begnügen, sondern auch an die deutsche Nation gerichtet, der unmittelbare Verkehr zwischen dem Wiener Cabinet und dem deutschen Volke eingeleitet. Wenn die Anhänger der österreichischen Regierung meinten, die norddeutsche liberale Partei werde sich, wenn ihr Lieblingsplan beseitigt ist, in den Schmollwinkel zurückziehn, wenn der preußische Stolz nicht befriedigt werden kann, dann auch die deutsche Gesinnung verleugnen, so werden sie eine bittere Täuschung erfahren. In weiten Kreisen war es nur die Ueberzeugung, daß auf einem anderen Wege die Bundesreform und die Einigung der deutschen Nation nicht erreicht werden könne, welche den Glauben an die preußische Mission in Deutschland weckte, und war es die Hoffnung, Preußens Macht für die deutschen Volksinteressen verwenden zu können, welche für die Hebung der ersteren zu arbeiten verpflichtete. In anderen Kreisen bleibt noch immer der Gedanke in Kraft, daß, wenn auch jetzt nur auf weitem Umwege, das ursprüngliche Ziel der Nationalpartei erreicht werden könne. Die Mitglieder dieser Kreise werden wahrscheinlich nicht die Hände in den Schooß legen, vielmehr eifrig bemüht sein, auf der gebotenen Grundlage für ihre Interessen und Zwecke zu wirken und zu kämpfen, wenn es zum Kampfe zwischen der österreichischen Regierung und nun nicht der preußischen Macht, sondern dem deutschen Volke kommen sollte. Und daß ein solcher sich vorbereitet, daß nicht das Bundesproject, wie es vorliegt, sondern ein wesentlich verändertes und verbessertes, den dauernden Frieden stiften und die berechtigten Forderungen der Nation befriedigen kann, darüber wird wohl schon die nächste Zeit volle Aufklärung verschaffen.

In dem Reformprojecte liegen drei Elemente nebeneinander: die Zurücksetzung Preußens — diese kann man nach der gegenwärtigen Sachlage schwerlich hindern; Zugeständnisse an das Volk — diese müssen nach Kräften ausgebeutet und erweitert werden; und endlich bald versteckt bald offenkundig (Art. VIII. fünfter Absatz) das Streben, den Einfluß in Deutschland im Interesse der rein österreichischen Macht zu verwerthen — dieses muß grundsätzlich verhindert werden. Wollen oder können die Deutschen in Oesterreich in den beiden letzten Punkten die nationale Partei unterstützen? Davon hängt wesentlich die Möglichkeit einer Verständigung, der Erfolg der Reform ab. Blindes Vertrauen können die Deutsch-österreichischen von der nationalen Partei nicht verlangen; sie haben es ihr ja gleichfalls nicht gewährt, sie haben noch nichts gethan, die Furcht zu beschwichtigen, welche die statistische Thatsache allen Volksfreunden in Deutschland

[redacted]

einflößt, daß sich ein Staat an die Spitze Deutschlands stellt, dessen Bewohner in überwiegender Zahl nichtdeutschen, ja deutschfeindlichen Stämmen angehören, dessen Provinzen, selbst soweit sie Bestandtheile des deutschen Bundes bilden, zur kleineren Hälfte von Nichtdeutschen bevölkert werden. Im „Reiche," um den in Oesterreich üblichen Namen zu gebrauchen, ist die ganze Masse des Volkes, einen winzigen Bruchtheil ausgenommen, von der nationalen Bewegung ergriffen, in dem österreichischen Bundesgebiete und zwar in den Provinzen: Böhmen, Mähren, Tirol, Krain steht nur eine deutsche Partei einer nichtdeutschen, theilweise an Zahl überwiegenden entgegen. Gewiß wünscht man auch in Deutschland das verwandte Element in Oesterreich zu tragen und zu stützen, aber nicht um den Preis deutscher Einheit und deutscher Volkskraft. Wenn das einflußreichste Organ der Liberalen Oesterreichs heute erklärt: die reformirte deutsche Verfassung müsse nicht freisinnig sein, es genüge, daß nur Deutschösterreich in den Verfassungsrahmen mit eingezogen werde, so lautet die deutsche Gegenerklärung: Ein Minimum deutscher Volksrechte muß unbedingt durch die Verfassung garantirt sein, jenes Minimum findet sich aber in dem österreichischen Plane nicht vor.

Wir wollen nicht die Gefahr laufen, daß ähnlich wie im Jahr 1849 die deutsche Partei in Oesterreich ihre Unfähigkeit zu weiterem Wirken eingesteht, und an die Stelle der ohnmächtigen oder zur Unthätigkeit verdammten deutschen Bevölkerung Oesterreichs das Wiener Ministerium sich einschiebt, daß noch die Pflichten Deutschlands gegen die österreichische Regierung in Kraft bleiben, auch nachdem die Rechte der Deutschen in Oesterreich erloschen sind. Wenn die Deutschösterreicher es ehrlich meinen mit ihrem nationalen Berufe, wenn sie von der Lösung der deutschen Frage nicht blos Ehrenrechte für den österreichischen Thron und eine Erweiterung der österreichischen Macht erwarten, so müssen sie nicht als Oesterreicher, sondern als Deutsche das Programm des Fürstentages beurtheilen, so weit es an ihnen ist, Bürgschaft dafür leisten, daß der reformirte Bund nicht für fremde Zwecke mißbräuchlich verwendet, dem parlamentarischen Elemente ein wirklicher Einfluß eingeräumt werde. Wird im übrigen Deutschland die directe Volkswahl zum Abgeordnetenhause durchgesetzt, so müssen sie auch in dem österreichischen Bundesgebiete das Gleiche durchführen. Oesterreichische Reichstagsdelegirte neben deutschen Volksvertretern wird die Nation niemals anerkennen. Noch mehr aber. Die größte Gefahr für die deutsche selbständige Freiheit liegt darin, daß das centralisirte Oesterreich in dem seiner Natur nach schwächeren Föderativstaate den entscheidenden Einfluß in Anspruch nimmt. Es wird in Frankfurt nicht der Wille der Regierung, welche über die 13 Millionen Deutsche in

Oesterreich herrscht, sondern das Interesse und die Forderung der Regierung, welche über 36 Millionen Oesterreichische, gebietet — über einen Theil derselben absolut gebietet, in die Wagschale gelegt werden. Die Liberalen in Oesterreich haben dafür zu sorgen, daß diese Gefahr, wenn nicht aufgehoben, doch verringert werde. Sie wird allein verringert durch die Einführung des entgegengesetzten Systems, welches gegenwärtig in Oesterreich geübt wird, durch die Aufhebung der Centralisation. Ob dieses im nächsten Interesse der österreichischen Bevölkerung liegt, ist eine andere Frage; sie kann und darf nicht erwarten, daß in Deutschland das österreichische Interesse den Ausschlag gebe, sondern muß, will sie die nationale deutsche Politik fördern, dem Wohle Deutschlands das particulare Interesse unterordnen. Das ist das Beste und Wichtigste an dem österreichischen Reformplan, abgesehen davon, daß er eine wohlthätige Gährung in das deutsche Volk wirft, daß er die deutsche Frage in Oesterreich, wo sie nur als Sonntagsvergnügen bisher genossen wurde, auch hier von ihrer ernsten Seite aufzufassen zwingt, und daß dem österreichischen Volke auch schwere Pflichten auferlegt werden, wenn es sich als Glied der deutschen Nation fühlt, klar und deutlich macht.

Geschrieben den 20. August.

A. Springer.

Was gehört zur Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage?

Während wir diese Zeilen schreiben, ist der Fürstentag in Frankfurt versammelt. Nicht lange, so wird das deutsche Volk die Geschenke kennen, die er seinem schweren Ringen nach einem neuen Dasein entgegenbringt. Dürfen wir mitten in diese neue Bewegung eine alte Mahnung hineinrufen? Dürfen wir jetzt das Wort Schleswig-Holstein aussprechen? Wird man uns nicht von den verschiedensten Seiten mit entgegengesetzten Reden ausführen, wir sollten eine gelegnere Zeit dazu wählen? Es scheint in der That, als vermöge der Zauber dieses Klanges nichts anderes als diplomatische Noten, fromme Wünsche und von Zeit zu Zeit eine Geldsammlung zu wirken. Nicht die neue verwegene Gewaltthat Dänemarks vom 30. März, nicht der halb drohende, halb überlegene Hohn, womit Lord Palmerston in der letzten Sitzung des Oberhauses jeden Gedanken an eine Störung des europäischen Friedens zurückwies, vermochte beim Bundestag

[redacted]

oder irgend einer der größeren Regierungen etwas von jenem männlichen Zorn hervorzurufen, der allein durch den Schein der Protokolle und Noten zum Ernst hindurchzubringen vermag; und das Volk hat es bis jetzt auch zu nichts anderem, als zu jener unentschiedenen Interpellation und Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause und zu einigen Erklärungen politischer oder kirchlicher Vereine gebracht; so tief ist die Stimmung herabgesunken, daß selbst redliche Freunde Schleswig-Holsteins sich streiten, ob nicht der bloße Protest besser sei, als die Bundesexecution. Indessen, was wir immer vorschützen mögen, politische Arbeit oder Sorgen anderer Art, kalte nüchterne hoffnungslose Erwägung, es hilft nichts; diese Frage wird sich uns immer wieder mit Gewalt in den Vordergrund drängen, so lange wir noch an irgend einer nationalen Aufgabe arbeiten. Oder was war 1848 das erste unzweideutige Zeichen, daß das große Ziel der deutschen Bewegung verloren war? Was anders, als der Waffenstillstand von Malmö? Genau so wird es heute wieder sein. Auch wenn — wir nehmen für einen Augenblick das Unwahrscheinlichste an — der Fürstentag die kühnsten Erwartungen überträfe, auch wenn das deutsche Volk sich zum Entgegenkommen fortgerissen fühlte, es könnten alles nur Anfänge sein. Keine blos friedliche Vermittelung und Verständigung über neue Verfassungsformen, und wäre es die echteste und gesundeste, kann das deutsche Volk zu einem neuen nationalen Ziele führen. Der Abgeordnetentag hatte mit Recht die Sache Schleswig-Holsteins auf die Tagesordnung gesetzt, ehe Jemand vom Fürstentag Etwas ahnte; er kann sie jetzt über dem Fürstentage nicht vergessen. Und so wenig wie er dürfen die anderen Organe, die noch dem wahren Ziel und Streben Deutschlands eine Stimme zu leihen berufen sind, der Sache Schleswig-Holsteins vergessen. Nicht die deutsche Presse darf es und in der deutschen Presse vor allem nicht die preußische. In der tiefen Demüthigung, die Preußen jetzt vor den Augen Deutschlands, vor den Augen Europas fast täglich erfährt, bildet Schleswig-Holstein vorzugsweise den Punkt, an den sich die Hoffnung auf eine Zeit der Rettung anknüpfen muß. Wir wissen nicht, ob das Maaß dieser Demüthigung erfüllt ist; aber, was auch Preußen noch vorbehalten sei, wir wissen, daß Nichts verloren ist, so lange noch die Möglichkeit der nationalen That vor uns liegt, die ohne Preußen nicht geschehen kann und die allein vor allen die Verjüngung, die Erneuerung Deutschlands wirklich verbürgen kann.

Wir können freilich noch nicht an die Erörterung herantreten: welches der beste und kürzeste Weg zur Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage sei? Der jetzigen preußischen Regierung gegenüber wäre jede solche Frage eine müßige Träumerei. Wir sagen das nicht im Sinne jener vorzeitigen

Verwahrung, die wir vor vier Monaten bei der Interpellation des wackeren Twesten und seitdem noch öfter in größeren und kleineren Kreisen vernehmen mußten; wir würden auch unter einer absolutistischen Regierung in einen solchen Kampf zu gehen rathen, sobald sie das Herz und den Willen hätte ihn durchzuführen. Wer aber könnte der jetzigen preußischen Regierung dafür Herz und Willen zutrauen? In einer Sache, die dem Ehrgeiz, den kühnen Gedanken des Herrn von Bismarck unendlich weit näher lag, in der polnischen Sache, hat sich bereits die Ohnmacht des herrschenden Systems zu jeder wirklichen That vor aller Welt offengelegt: wie sollte es dem ersten Minister einfallen, in der Sache, die er einst auf der Rednerbühne als eine querelle d'Allemagne, einen Streit um des Kaisers Bart bezeichnete, auf einmal den Rath zu verachten, den er zur Zeit seiner Gesandschaft in Paris erhielt, den Rath, er möge den Streit, so gut es gehe, begraben sein lassen? Wir müssen also vorerst mit dem zufrieden sein, was der Bundestag thun kann, und froh sein, wenn er wenigstens durch Beschlüsse, Erklärungen, Noten und zuletzt vielleicht wirklich durch eine Execution in Holstein dem Rechte Deutschlands die Bahn offen hält. Die Frage nach dem rechten Weg zur Lösung, nach den bestimmten militärischen und politischen Mitteln und Zielen ist, wir wiederholen es, für den Augenblick noch nicht praktisch. Aber wir wissen, daß es zuletzt nur eine Lösung giebt: durch die Waffen. Auf diese Lösung haben wir uns vorzubereiten, von ihr wollen wir für diesmal reden.

Wir haben gerade in dieser Beziehung aus unserm ersten Kampf für die Herzogthümer, aus unserer ersten Niederlage, in die wir sie mit hineingerissen haben, eine böse Erbschaft überkommen, eine Erbschaft, die nicht blos in der Politik der Cabinette, die auch im Volke fortgewuchert hat. Wir haben das erst noch vor zwei Jahren gesehen, als noch ein Ministerium in Preußen am Ruder war, dem man ein Herz für Schleswig-Holstein zutrauen konnte. Damals war bekanntlich auch die Bundesexecution beinahe beschlossene Sache und es wurde ernstlich darum gestritten, ob es Deutschland bis zum Krieg treiben solle? Recht und Anlaß dazu waren zweifellos vorhanden: was also hielt das Schwert in der Scheide? Zum guten Theil die Erfahrungen jenes ersten Kriegs. Waren es mehr sachliche militärische Erwägungen oder war es mehr die Macht lange nachwirkender Eindrücke und Erinnerungen; genug, es erklärten damals und erklären noch heute einflußreiche Stimmen in den höheren militärischen Kreisen Preußens einen Krieg mit Dänemark, so lange nicht Deutschland eine entschieden überlegene Flotte besitzt, für eine gewagte und aussichtslose Sache: auch nur Schleswig zu nehmen und zu behaupten wäre eine schwere Aufgabe, jedenfalls nur mit ganz unverhältniß-

mäßigem Kraftaufwand durchzuführen; Dänemark dann zum Frieden zu zwingen, dazu seien weder Aussicht noch Mittel vorhanden; das wahrscheinliche Ende also wäre wieder eine Einmischung des Auslandes, diesmal zunächst Frankreichs, die Deutschland um alle Früchte seiner Opfer und seines Blutes in einem schmählichen Frieden täuschen werde. Man würde irren, wenn man diese Ansicht vorwiegend der Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen die Sache zuschreiben wollte: auch in denjenigen Officierskreisen, wo das Recht der Herzogthümer, ihre deutsch nationale Bedeutung ein fremder oder selbst ein widerwärtiger Klang ist, lebt doch ein mächtiges Gefühl, für diese Sache einzutreten. Man vergesse nicht, daß es vorzugsweise die Garde war, die am 23. April 1848 bei Schleswig gesiegt hat, die in Jütland mit einzog in dem stolzen Gedanken, dort den Frieden zu erzwingen, und die wenige Wochen danach das Land räumen mußte, als wäre sie schimpflich geschlagen; man vergesse nicht, daß es die preußischen Fahnen und Führer waren, an die sich auch 1849 wieder der Klang hoher Worte und kleiner Thaten, ja der Vorwurf der Mitschuld an der Niederlage des holsteinschen Heeres bei Friedericia anknüpft. So Etwas vergißt sich nicht; wer da meint diese Erinnerungen wären verrauscht und vorüber, der kennt nicht die Macht der Ueberlieferung, nicht den Geist, der sich an die Ehre der Waffen knüpft; wir haben unter den nämlichen jungen Officieren, die von dem Flügelschlag des Adlers träumen, der über Paris dahinrauschen soll, auch das Wort gehört, daß zuerst die alte Scharte gegen den Dänen ausgewetzt werden müsse. Es ist also jene niederschlagende Ansicht durchaus nicht vorwiegend das Ergebniß politischer Voreingenommenheit, trat sie doch auch 1859 bei einer ganz anderen politischen Frage in denjenigen militärischen Kreisen hervor, von denen maaßgebender Rath hauptsächlich ausgeht; sie trägt vielmehr die täuschende Farbe reiferer militärischer Einsicht, sie hat jener überkühnen Zuversicht in den jüngeren Officierskreisen gegenüber den Ruhm der Erfahrung, der nüchternen Würdigung gegebener Wirklichkeit für sich. Es ist freilich eine Erfahrung, ein Rath, worin das beste Stück militärischer Weisheit, der Muth zur kühnen, entschlossenen That, fehlt: allein es ist das nicht etwa ein Mangel oder Verschulden Einzelner, es ist eine Schuld des ganzen Staats und seiner Entwickelung; bis in die höchsten Kreise des Hofs und der Staatsmänner hinein reicht eine unheimliche Verwandtschaft zu dieser Anschauungsweise, sie hat zusammen mit ihrem Gegensatz, mit jener übergroßen Kühnheit in der jüngeren militärischen Welt eine schlimme Verwandtschaft zu den Anschauungen und Stimmungen von 1806. Und damit dem Bild kein Zug fehle, begegnen wir dieser Anschauung, wie gesagt,

auch im Volke in viel weiterer Verbreitung, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Wer von den Lesern erinnert sich nicht, wie hervorragende Organe der preußischen Presse vor zwei Jahren mit allen denkbaren Gründen gegen alle Kriegsgedanken in der Sache Schleswig-Holsteins gestritten haben? Derartige Blätter mit 10 oder 15,000 Abonnenten aus den Kreisen des wohlhabenden bürgerlichen Lebens waren sicherlich nicht von jenen höheren militärischen Kreisen in Berlin inspirirt, aber in ihren Ausführungen lag damals, wie 1859 und wieder später, viel Wahlverwandtschaft zu der dort vertretenen Anschauung. Es ist dies ein Beweis, wie auch in dem großen Bereich des bürgerlichen Lebens, der auf der sicheren Grundlage einer überkommenen oder redlich erarbeiteten Existenz ruht, der kühne Entschluß zu Anstrengungen und Opfern um ideale Güter etwas Fremdes und Ungewohntes ist; eine Anschauung, die schwerlich anders als durch den Ernst unmittelbarer gewaltiger Erfahrungen geändert werden kann. Freilich haben wir auch in vielen Organen unserer Presse einen ganz anderen Ton vernommen; doch wird man schwerlich sagen können, daß diejenigen Blätter, in denen sich Kühnheit und Besonnenheit die rechte Wage hielten, einen besonders großen Kreis im Volke vertreten hätten oder noch vertreten; es steht vielmehr hier ähnlich, wie dort im Heere, daß nämlich da, wo die Forderung nach Thaten am lautesten hervortritt, auch Unklarheit und Mangel am richtigen Maaß am größten ist. Es bleibt uns nichts übrig; wir dürfen uns in einer so großen Sache keine Täuschung und keine Oberflächlichkeit gestatten: es sind nicht am meisten die äußeren Schwierigkeiten, so groß sie sind, und es ist nicht die an sich sehr berechtigte Würdigung dieser Schwierigkeiten, was uns bisher die Lösung dieser Frage unmöglich gemacht hat: es ist weit mehr die innere Stimmung, die in weiten Kreisen nicht blos der Männer, die zuerst zu entschließen und zu entscheiden hätten, sondern selbst unseres Volks vorherrschend ist; und zugleich sind die jungen gährenden Kräfte, die wir gegen diese Stimmung in Bewegung sehen, durchaus nicht geeignet, uns sofort ein besseres Vertrauen einzuflößen. Es ist diese Erscheinung, wir wiederholen es, nicht etwa erst ein Erzeugniß der Schleswig-Holsteinschen Frage, sie ist das Ergebniß unserer gesammten Entwickelung seit einem halben Jahrhundert, in welchem wir nationaler Waffenthaten entwöhnt sind; aber die Erscheinung ist in dieser Frage am schärfsten und schmerzlichsten hervorgetreten und eben darin liegt ein neuer Beweis, daß an diese Frage sich in der That die Erneuerung unseres nationalen Lebens wesentlich anknüpft.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die trübe Erinnerung an die drei Jahre 1848—50 unseres ersten unglücklichen Kampfs für den Bruder-

stamm an der Eider bis in's Einzelne zu erneuern; auch wäre es kaum möglich, denn die deutsche Geschichtschreibung hat bis jetzt noch kein Werk aufzuweisen, das mit dem Ernste tiefer sachkundiger Forschung und der Kraft sittlicher Wahrheit dargestellt hätte, was in und außerhalb Ilium, was von den Fürsten und dem Volke gesündigt wurde. Wissen wir doch mehr als genug, um aus den Eindrücken, die von jener Zeit her noch fortleben, gerade in dieser Sache jene hoffnungslose Stimmung, jene verzweifelnde Neigung zur Thatlosigkeit zu erklären. Aber kann uns diese Erkenntniß, kann uns die Einsicht, wieviel tiefer und weiter zurück noch die Wurzeln jener Stimmung liegen, von der Pflicht befreien, sie zu bekämpfen? Gerade die Schwierigkeit, einen Erfolg in diesem Kampfe davon zu tragen, muß unsere Anstrengung verdoppeln. Die völlige Ueberwindung des Uebels freilich kann nicht durch Worte, sie kann, wie es seine Wurzeln in einem Zeitalter der Thatlosigkeit hat, nur wieder durch ein Zeitalter der Thaten geschehen. Aber die Vorbereitung zur That ist wenigstens möglich; wir müssen den Muth zum Anfang gewinnen, wir müssen uns überzeugen, daß wir mit guter Zuversicht in die That hineinschreiten dürfen? Dazu gehört vor Allem eine nüchterne, von der Phantasie weder zum Guten noch zum Schlimmen ausgemalte, Erwägung der bestehenden Verhältnisse der gegebenen Lage. Spricht denn diese Lage wirklich unseren Hoffnungen ein so unerbittliches Urtheil? Mit anderen Worten und in die drei schon berührten Fragen zusammengedrängt: Kann Deutschland nicht ohne übermäßigen Kraftaufwand Schleswig erobern und behaupten? Kann Deutschland von Dänemark nicht einen gerechten Frieden erzwingen? Muß Deutschland vor der Einmischung des Auslands zurückweichen? Wir können natürlich keine dieser drei Fragen auch nur im Umriß hier erschöpfen; sie sind von der Art, daß sie unserer Presse Stoff geben könnten und sollten, bis es von den Fragen zur letzten entscheidenden Antwort kommt. Aber einen Beitrag zur Erörterung der Fragen, zur Einleitung der Antwort möchten wir zu geben versuchen; dabei verlangt die erste Frage der Natur der Sache nach die eingehendste Rücksicht.

Wir sprechen gleich von der Eroberung von Schleswig, setzen also voraus, daß es einer Eroberung von Holstein nicht bedürfen werde. Wir meinen damit nicht etwa, als könnten die Dänen sich nicht schon in Holstein zur Wehre setzen; wir meinen nur, sie werden es nicht versuchen, obgleich ihre bedeutendsten Blätter behaupten, daß die Bundesexecution der Krieg wäre, und obwohl sie bei Neumünster Schanzen gebaut, bei Friedrichstadt auf dem linken Eiderufer einen Brückenkopf angelegt und wahrscheinlich auch die Südseite von Rendsburg verstärkt

haben. Wir haben zwei Gründe für diese Ansicht. Zuerst den politischen Grund, daß Deutschland vor ganz Europa in seinem guten Recht ist, wenn es im deutschen Bundesland Holstein gegen die seit einem Jahrzehent sich fortwährend steigernde Gewalt- und Willkürherrschaft der Dänen die Execution verhängt. Dies Recht ist so zweifellos, daß hierin die Auffassung aller Großmächte ohne Ausnahme für Deutschland ist; Dänemark also wird nicht so thöricht sein, sich von vornherein ganz Europa gegenüber in's positive Unrecht zu setzen. Sodann haben wir den militärischen Grund, daß für die dänische Macht der deutschen gegenüber in Holstein keine Vertheidigungslinie ist, welche sich mit einiger Aussicht auf Erfolg behaupten ließe. Wir reden noch von dem Abschnitt der holsteinschen Seenplatte, sowie von der Linie der Eider mit Rendsburg und Friedrichsstadt; hier genüge die Bemerkung, daß die Dänen, sobald sie an einer dieser Stellungen einen dauernden Widerstand leisten wollten, sofort in Gefahr wären, einen großen Theil ihres Heeres und so mit der einen Niederlage den ganzen Feldzug, zum wenigsten ganz Schleswig zu verlieren während sie doch hier für ihr Machtverhältniß weit günstigere Stellungen haben, als sie ihnen Holstein gewähren kann. Es liegt hiernach für uns außer aller Frage, daß die Bundesexecution ihr Ziel, ohne allen Kampf erreichen wird; es sei denn, daß der Bund, daß Deutschland gleich im ersten Augenblick durch Ueberspannung seiner Forderungen den Dänen Recht und Waffen in die Hand giebt, eine Annahme, die wir doch wohl nach unseren bisherigen Thaten und nach unserer ganzen Natur für völlig unerlaubt halten dürfen. Irren wir uns und ist, wie „Dagbladet" erst eben wieder fordert, „die Execution der Krieg;" nun, so können wir uns vom Gegner nichts besseres für unsere Sache wünschen.

Die Waffen werden also zuerst über Schleswig zu entscheiden haben. Es handelt sich hier um zwei Linien: die Dannevirkstellung und die Linie von Düppel; alles andere, was etwa noch von Positionen, Schanzen u. dgl. genannt wird, hat nicht die Bedeutung, um eine überlegene Armee aufhalten zu können. Die Dannevirkstellung nun ist uns schon vom 23. April 1848 her bekannt; wir wissen, daß sie damals nichts war, auch ihre sogenannte Erstürmung ist eine Fabel, die Vortheile des Bodens auf Seiten der Dänen waren nicht viel andere, wie sie der Vertheidiger in den meisten Fällen zu haben pflegt; der Ruhm der preußischen und holsteinischen Truppen, die so rasch aller eingebildeten und wirklichen Schwierigkeiten Herr wurden, ist damit nicht im geringsten beeinträchtigt. Heute freilich liegt die Sache ganz anders. Die Dänen haben in den letzten Jahren wirklich viel gethan, um die günstige Linie,

welche die Natur hier bietet, zu einer sehr starken Position zu machen. Eine gleiche Gunst bot ihnen die Landesgestaltung im Sundewitt bei Düppel dar, und in gleicher Weise haben sie auch hier die Zeit einer unseligen deutschen Politik benutzt, um den Boden, der einst mit deutschem Blute erworben und behauptet war, zu einem weit furchtbareren Bollwerk zu machen, als es je gewesen ist. Wir haben namentlich über die erstere Position eingehende Beschreibungen von deutschen Officieren, welche sie gesehen haben; wir lassen indessen für unsern Zweck über beide Stellungen am besten den dänischen Kriegsminister selbst reden. Er sagte im Februar 1862 in der 15. Sitzung des Reichsraths in Kopenhagen ungefähr Folgendes: „Man erhebt gegen die Dannevirkstellung den Einwand, daß sie zu lang ist; ja sie ist sehr lang, aber weil eine Stellung lang ist, kann keineswegs gesagt werden, daß sie schwach sei; denn es kann große Strecken geben, die durch Ueberschwemmungen, und andere große Strecken, die durch eine breite Föhrde gedeckt sind. Dies ist aber gerade der Fall bei der Dannevirkstellung; deshalb bietet die rechte Flanke von Friedrichstadt und bis zur östlichen Umbiegung der Reiderau nur einzelne Angriffspunkte dar und dieselben sind von solcher Beschaffenheit, daß sie nur einer kleinen befestigten Strecke bedürfen, um vertheidigt werden zu können. Dasselbe ist der Fall mit den Uebergängen der Schlei, so daß die ganze Stellung in Wirklichkeit nur ¾ Meilen lang ist und diese Hauptstellung wird durch zehn starke Schanzen gedeckt. Man hat gemeint, daß es für eine Armee gefährlich wäre dort zu stehen, weil dieselbe Gefahr laufen würde aufgerieben zu werden. Ich bin nicht derselben Meinung; eine Armee ist dort vielmehr besonders günstig situirt, denn dicht hinter derselben befinden sich ausgezeichnete Haltepunkte, z. B. die Höhenzüge zwischen Husbye und dem Gottorper Schloß; weiter nördlich treten andere gute Haltepunkte bis nach Düppel auf, von Abschnitt zu Abschnitt befinden sich gute Positionen. Die Dannevirkstellung ist also eine starke und wichtige Stellung auf der Halbinsel und die einzige, in der man den Kampf mit einer bedeutenden Uebermacht aufnehmen kann. — Was Düppel betrifft, so war diese Anhöhe bekanntlich früher gar nicht befestigt; jetzt bilden 10 Werke auf der Krone des Höhenzugs eine starke Front gegen Westen und stoßen mit dem rechten Flügel an den Alsener Sund, wo sie von den Batterien auf Alsen flankirt werden, mit dem linken Flügel lehnen sie an den Venning-Bond. Es ist hier zwischen diesen Werken und dem Alsener Sund ein Terrain vorhanden, das sich als Waffenplatz für eine Armee sehr gut eignet. Die Verbindung der Armee mit der hinter liegenden Insel Alsen wird durch zwei Brückenköpfe und unter eintreffenden Eventualitäten durch zwei Brücken gesichert."

Wir können nicht sagen, daß der Kriegsminister übertrieben hätte, er hat die Sache noch auf eine sehr gemäßigte Weise geführt. Kein Zweifel, die dänische Heeresverwaltung hat das Mögliche gethan, um die alten Fehler Deutschlands auszunutzen, sie hat gerade die geeigneten Punkte gewählt, um die Stellung Dänemarks gegen einen Angriff auf's äußerste zu verstärken. Aber daraus folgt noch nicht, daß diese Stellung nicht zu überwinden wäre. Sie wird freilich heute mit einem ganz anderen Preis bezahlt werden müssen, als die Durchführung der Sache bei einem einmüthigen entschlossenen Willen vor 14 Jahren gekostet hätte; aber wir können denn doch, auch ohne auf eine Untersuchung fortificatorischer Einzelheiten einzugehen, mit aller Bestimmtheit die Vorstellung zurückweisen, als stünden wir hier vor einem unüberwindlichen Hinderniß. Die Dannevirkstellung oder besser die Stellung Eckernförde-Schleswig-Friedrichstadt hat eine Schwäche, die dem Kriegsminister nur wenig zu verdecken gelungen ist; sie ist wirklich zu lang. Sie mißt, wenn man dem ungefähren Zug der Werke nachgeht, 8—10 deutsche Meilen und auf den brauchbaren Communicationswegen sicherlich 12—14 M., d. h. es ist vom Mittelpunkt Schleswig nach jedem der beiden Endpunkte ein bis zwei volle Tagemärsche. Die Stellung hat drei Punkte, wo sie durchbrochen werden kann: auf dem östlichen Flügel bei Missunde, in der Mitte bei Schleswig und auch am westlichen Ende bei Friedrichstadt. Die letztere Stelle ist wahrscheinlich die stärkste, mehr noch durch die Natur als durch die Kunst. Die Treene und Eider bilden hier ein Sumpfland zwischen sich, das nur in einem sehr kalten Winter oder sehr trockenen Sommer passirt werden kann; sonst ist der Angreifer auf wenige Dämme beschränkt, die ohne große Schwierigkeit mit Annäherungshindernissen versehen und unter ein verheerendes Feuer gelegt werden können; auch eine Umgehung von der Eidermündung her ist wegen dieses Charakters der Landschaft im Zusammenhang mit der Größe und der durch Ebbe und Fluth verursachten beständigen Bewegung des Flusses kaum zu wagen. Anders schon bei Missunde. Der Zugang zu Lande liegt zwischen dem Windebyer Noer bei Eckernförde und der Schlei in der Breite von ¾ Meilen; der Abschnitt ist in der Front und in der Tiefe durch künstliche Ueberschwemmungen, Gräben und Schanzen verstärkt; es ist indessen kaum denkbar, daß dem Angreifer, sobald ihm die Jahreszeit nur einigermaaßen zu Hülfe kommt, die Möglichkeit einer kräftigen Entwickelung seiner Truppen abgeschnitten sein sollte; es machen sich dergleichen Linien in der Beschreibung gewöhnlich schrecklicher als sie sind, uns wenigstens ist noch kein Terrain von solcher Ausdehnung vorgekommen, das wirklich unnahbar hätte gemacht werden können. Am günstigsten für

die Annäherung ist indessen die Mitte der ganzen Linie, südlich der Stadt Schleswig, die eigentliche Dannevirkstellung. Hier breitet sich zwischen Oberselk und Klein-Reide der eine Meile breite, für die Herzogthümer charakteristische sandige Höhenzug aus, der an sich keinerlei Annäherungshinderniß ist; dann von Klein-Reide westlich bis Hollingstedt fließt eine Meile weit die Rheider Au, trotz theilweise morastigen Ufern, ebenfalls nur in nasser Jahreszeit ein bedeutendes Hinderniß. Hier allerdings haben die Dänen eine Reihe starker Schanzen angelegt, die vielleicht zum Theil nicht ohne die Arbeit des Pioniers mit Erfolg angegriffen werden können; aber es bedarf auch nur des Durchbruchs an einem Punkt, die weiteren Stellungen, von denen der Kriegsminister redet z. B. zwischen Husbye und Gottorp, sind in Wirklichkeit ungefähr ebensogut für den Angreifer wie für den Vertheidiger. Und damit sind wir bei dem Punkt, der von rein militärischer Seite die Schwäche der ganzen Linie bildet. Wir wiederholen, sie ist zu lang. Es kann dem Angreifer viele Zeit und Opfer kosten, bis er an einer der drei genannten Stellen durchdringt und er bedarf dazu einer entschiedenen Ueberlegenheit. Wenn er aber seinen Angriff richtig zu wählen und durchzuführen versteht, so muß er bei der großen Zersplitterung, wozu die Linie den Vertheidiger nöthigt, irgendwo durchdringen und mit dem einen Punkt hat er dann die ganze Linie. Dabei kommt ihm jedenfalls noch eine andere Schwäche der Linie von mehr politischer Natur sehr zu Hülfe; wir meinen die Gesinnung der Einwohner und schlagen diese gerade in einem solchen Kampfe, der sich wahrscheinlich eine Zeit lang durch eine ganze Reihe einzelner Kämpfe hindurchzieht, besonders hoch an. Der Vertheidiger wird dadurch nothwendig in allen seinen Maaßregeln, in dem ganzen Zusammenhang seiner Action auf's äußerste gestört und beläftigt; für den Angreifer dagegen werden kecke Unternehmungen, Ueberraschungen und Ueberfälle möglich; ja es erscheint unter dieser Bedingung ausführbar, was sonst ein unerlaubtes Wagniß wäre, z. B. die Erzwingung des Uebergangs über die Schlei bei Missunde. Die Dänen können ohne Zweifel trotzdem in ihrer starken Linie wohl einige Wochen lang kräftigen Widerstand leisten; aber sie sind auch, wenn irgendwo der Durchbruch erfolgt, in hohem Grade in Gefahr, in eine Katastrophe verwickelt zu werden. Wenn Willisen 1850, als die Dänen ungefähr dieselbe Linie besetzt hielten, nirgends auch nur einen ernstlichen Versuch machte, durchzudringen, so beweist dies nichts für die Uneinnehmbarkeit der Stellung. Willisen war bei Idstedt geschlagen, seine Armee hatte in den folgenden Monaten wenig an Zahl, gar nichts an innerem Gehalt gewonnen; er konnte also nicht hoffen, den Feind jetzt aus einer starken Stellung zu vertreiben, dem er selbst vorher in einer

guten Stellung hatte weichen müssen. Es bedarf eben, um hier zu siegen, einer überlegenen Armee und eines energischen Willens.

Stärker scheint uns die zweite Position der Dänen in Schleswig zu sein. Wir kennen die Wichtigkeit des Sundewitt mit der Insel Alsen hinreichend von den Tagen des 28. Mai und 5. Juni 1848, des 6., 13. und 15. April 1849. Es ist, wie der dänische Kriegsminister ganz richtig sagte, eine Flankenstellung, sie bedroht jedes Vorgehen der Deutschen nördlich über Flensburg und Apenrade hinaus auf höchst empfindliche Weise. Eine deutsche Armee z. B., die an der Grenze von Jütland steht, ist 6 – 10 Meilen von Apenrade-Flensburg entfernt, während von Alsen dahin nur 3 Meilen ist: man sieht also, daß jene, wenn sie ihre Verbindungen gesichert haben will, was namentlich bei einem Einfall in Jütland oder einer längeren Besetzung Schleswigs unumgänglich ist, den Sundewitt immer mit ansehnlicher Macht besetzt halten muß. Es führt das dann für die Deutschen, wenn sie Nordschleswig nicht ganz aufgeben wollen, zur Nothwendigkeit der Theilung und verschafft den Dänen die Gelegenheit, gegen einen Theil mit überlegener Macht einen glücklichen Schlag zu führen. Wir haben von alledem, wie gesagt, 1848 und 49 die Beispiele gehabt. Warum Wrangel nicht 1848 nach seinem Rückzug aus Jütland, warum Prittwitz 1849 nicht vor seinem Verrücken dorthin, die Insel Alsen nahmen, wozu sie hinreichend Zeit und Macht gehabt hätten; warum sie das Blut ihrer tapfren Truppen an eine Reihe vereinzelter Unternehmungen mit untergeordneten Zwecken setzten, während derselbe Aufwand von Kraft und Opfern, an das eigentliche Ziel gesetzt, den Dänen ihr Bollwerk und ihr Ausfallthor Alsen ohne Zweifel entrissen hätte: Das gehört zu den Dingen, die dem einfachen geraden Verstand immer unbegreiflich bleiben werden; man muß sich erst auf den eigentlichen Zusammenhang mit dem Krieg und der Diplomatie jener Tage besinnen, um dergleichen zu verstehen. Was damals eine verhältnißmäßig leichte Sache war, ist heute zu einer schweren Aufgabe geworden; statt einer starken Position haben wir dort eine Festung vor uns. Denn eine solche scheinen die Dänen aus dem kleinen Gebiet Düppel-Sonderburg wirklich gemacht zu haben. Die Fronte der Stellung vom Venning-Bond bis zum Alsen-Sund ist nicht über 3 – 4000 Schritt lang: sie soll, wie wir wissen, 10 starke Schanzen haben, stößt auf beiden Seiten an's Meer, wo die Dänen wahrscheinlich eher Herren sind als wir, und hat noch einen Rückhalt und eine Zufluchtsstätte an den Werken von Sonderburg. Es ist hier schwerlich daran zu denken, daß sofort ein gewaltsamer Angriff zum Ziel führen könnte; die Befestigungen müßten sehr schlecht angelegt sein, wenn nicht eine tüchtige Schanzgräberarbeit gegen sie nöthig werden sollte. In-

dessen ist der Angriff, namentlich wenn er die Halbinsel Broacker geschickt zu benutzen versteht, jedenfalls einer überlegenen Feuerentwickelung fähig und für die eigentliche Entscheidung kommt ihm noch die geringe Ausdehnung, namentlich die geringe Tiefe der Stellung sehr zu Hülfe. Es ist dabei, den neuen Geschützen gegenüber, nicht denkbar, daß, wie der dänische Kriegsminister sagte, eine bedeutendere Truppenmasse zwischen den Werken und dem Alsen-Sund ein sicheres Lager haben könnte; es wird vielmehr ein ähnliches Verhältniß, wie das der Russen bei Sebastopol, entstehen, d. h. es wird jederzeit nicht viel mehr als die Besatzung der Werke in der Düppelstellung sein können und auch die Communication nach Sonderburg hinüber wird ihre Schwierigkeiten und Gefahren haben. Dieses Verhältniß, im entscheidenden Augenblick geschickt benutzt, muß die Stellung dem Angreifer ohne zu große Opfer in die Hände liefern. Nach der Wegnahme der Stellung muß freilich die Arbeit gegen die Position von Sonderburg sich wiederholen; denn die Besetzung von Alsen halten wir für unerläßlich. Der Bericht des Generals v. Prittwitz an die deutsche Centralgewalt nach der Eroberung der Düppler Stellung im April 1849, wonach damit die Offensivkraft des Sonderburger Brückenkopfs „aufgehoben war," bedeutete nur eine Umschreibung für das Nichtsthun. Der Besitz von Schleswig ist erst mit dem Besitz von Alsen gesichert: alle vereinzelten Landungsversuche, welche die Dänen dann noch an den Küsten des Herzogthums machen mögen, wollen einer überlegenen deutschen Armee gegenüber nichts bedeuten, es fehlen alle Bedingungen eines größeren bleibenden Erfolgs; nur so lange die Dänen Alsen haben, liegt die Möglichkeit eines entscheidenden Angriffs mit versammelter Macht in ihrer Hand.

Das sind also die dänischen Hauptpositionen und unsere nächsten Ziele, wenn es zum Krieg kommt. Daß wir sie nicht erreichen werden ohne die Entwickelung einer überlegenen Macht, versteht sich von selbst. Daß wir nicht die ganze, zehnfache Ueberlegenheit Deutschlands dafür einsetzen können, versteht sich ebenso von selbst; denn wir bedürfen, um diese Sache durchzuführen, unserer Hauptmacht, um das Ausland, namentlich unseren westlichen Nachbar in Respect zu halten. Wieviel also brauchen wir zur Eroberung von Schleswig? Erinnern wir uns, was Dänemark im letzten Kriege geleistet hat; es ist auch heute noch der sicherste Maaßstab; denn der Staat hat damals die äußerste Anstrengung gemacht, deren er fähig war und einen wesentlichen Zuwachs an Kraft kann er bei den starken Schwankungen und der fieberhaften Unruhe, wovon seither sein inneres Leben bewegt war, nicht gewonnen haben. 1848 also zählte die dänische Armee zu Anfang 14—16,000, später 18—20,000 Mann im Felde; 1849 trat sie bei Kolding (23. April) mit 17,000, bei Friedericia (6. Juli) mit

22—24,000 Mann auf; 1850 soll sie alles in allem 40—45,000 Mann gezählt haben, in der entscheidenden Schlacht bei Idstedt war sie 35 bis 36,000 Mann stark: das Letztere ist wohl die äußerste Grenze, es waren damals alle Anstrengungen der früheren Jahre vollständig wirksam geworden und Dänemark stand den Herzogthümern allein gegenüber, wenn es hier seine Sache verlor, so war und blieb sie verloren. Wir haben wohl ein andermal Anlaß, die Organisation der dänischen Armee zu betrachten, sie kann, was auch seit 1850 geschehen ist, zu einem anderen als dem angedeuteten Ergebniß nicht führen; sollte sich aus dem neuerdings besonders entwickelten Reserve- oder Milizsystem eine höhere Zahl herausrechnen lassen, so betrügt man sich dabei jedenfalls am inneren Gehalt: 40 bis 45,000 Mann sind 2—3 Prozent derjenigen Einwohnerzahl, auf welche Dänemark für diesen Krieg rechnen kann und mehr vermag ein Volk nicht zu leisten, das noch eine zahlreiche Flotte unterhalten muß. Dabei besteht jedenfalls ein Theil des Heeres aus Formation von nur mittlerem Gehalt. Die Dänen haben sich während der drei Jahre im Durchschnitt gut geschlagen; aber die Schlachten bei Kolding und Friedericia haben 1849 doch der schleswig-holsteinschen Infanterie und Artillerie vor ihnen den Preis gereicht und zum Theil war dies selbst noch bei Idstedt der Fall, obwohl das Heer der Herzogthümer kurz zuvor eine plötzliche Vermehrung und Organisationsänderung erfahren hatte: es kann als ausgemacht gelten, daß die Schlacht gewonnen worden wäre, wenn in General Willisen's Seele der eiserne Entschluß dafür vorhanden war; und dies, im Zusammenhang mit dem Gang der Schlacht im Einzelnen, spricht doch sehr für die Armee, die nur 25 gegen 35,000 zählte. Wir dürfen aus alledem schließen, daß es zur Eroberung und Behauptung von Schleswig höchstens 55—60,000 Mann deutscher Truppen bedarf; denn wir wissen, daß diese an Organisation, Uebung und Bewaffnung besser sind, als es der größere Theil der Schleswig-Holsteinschen Armee bei Idstedt war, und was den kriegerischen Geist angeht, so dürfen wir in dieser Sache sicherlich von ihnen dieselbe Leistung erwarten. Dazu kommt noch der gerade den befestigten Stellungen gegenüber besonders wichtige Umstand, daß das neue System der preußischen Artillerie, wie überhaupt das beste unter allen bekannten Systemen, so namentlich dem dänischen, das überhaupt von guten gezogenen Geschützen noch wenig weiß, bedeutend überlegen ist. Wir können natürlich Gang und Verlauf des Kampfes nicht im Einzelnen voraussagen und berechnen; aber wir möchten mit Bestimmtheit behaupten, daß 55—60,000 Deutsche unter tüchtiger Führung in höchstens 4—6 Monaten Herren von ganz Schleswig, einschließlich der Insel Alsen, sein werden.

Daß 60,000 Mann über das Maaß der Kräfte hinausgingen, die wir für diese große nationale Aufgabe verwenden können und dürfen, wird nicht leicht Jemand behaupten. Es würde uns aber auch an diesem Kraftaufwand wahrscheinlich nicht das Geringste erspart werden, wenn wir vor der Aufgabe zurückweichen wollten. Auch an diese Seite der Frage müssen wir erinnern. Wir wiesen schon oben auf die strategische Wichtigkeit der sogenannten Seenplatte, d. h. des östlichen Holstein zwischen Eider und Trave hin. Dieser Landstrich im Zusammenhang mit Rendsburg bedeutet die militärische Herrschaft über ganz Holstein mit Hamburg und Lübeck, und über Mecklenburg bis gegen die Warnow und Elbe hin; denn er enthält eine ganze Reihe von festen Stellungen und Abschnitten, so daß eine Armee, die ihn im Besitz hat, nur von einer bedeutenden Uebermacht daraus verdrängt werden kann, während sie ihrerseits von da mit großer Sicherheit nach Westen, Süden und Südosten ausfallen kann. Der Abschnitt verlangt freilich eine Armee von 50—60,000 Mann und diese können die Dänen nicht aufbringen; allein die Dänen werden sich auch nicht einfallen lassen, auf eigene Hand Holstein anzugreifen. Es handelt sich hier um die Sicherung der deutschen Nordgrenze für den Fall eines großen europäischen Kriegs, und in diesem Zusammenhang gewinnt ja überhaupt die Schleswig-Holsteinsche Frage erst ihre volle Bedeutung. Glaubt man z. B., wenn sich's etwa um die Rheingrenze handlen sollte, daß Dänemark müßig zusehen würde? Oder wird es, muß es nicht vielmehr jeden großen Anlaß mit aller Macht ergreifen, um endlich seine Forderungen durchzusetzen, seinen Staatsbestand in den Grenzen, die ihm nothwendig scheinen, endgültig zu sichern? Und wird Frankreich z. B., wenn es mit uns anbinden will, nicht diese wunde Stelle benutzen? 30,000 Franzosen, die Napoleon hierher wirft, können uns hier ohne allen Zweifel mehr Schaden thun, als wenn sie noch an unserer Westgrenze verwendet werden. Denn sie bringen noch 30,000 Dänen in Bewegung; und diese 60,000 werden sich wie ein Keil zwischen unsere norddeutschen Länder hineindrängen. Sie werden uns eine schöne fruchtbare Provinz, sie werden uns unsere erste und reichste Handelsstadt und mit ihr das alte Haupt der Hansa entreißen; sie werden wie eine drohende Wolke über dem Lande zu beiden Seiten der Elbe liegen — denn bis Magdeburg, Minden und Stralsund sind keine festen Plätze mehr —, sie werden also mindestens 60,000 Deutschen vollauf zu thun geben, nur um dieses Land zu vertheidigen. Freilich wenn wir zuerst die Seenplatte mit 60,000 Mann besetzen, zuerst in Rendsburg sind, steht die Sache nicht ganz so gefährlich; aber wer kann denn glauben, dies würde uns überhaupt möglich sein, so lange wir die Dänen an der Eider gewähren lassen, so lange wir dort nicht unser ganzes Ansehen her-

gestellt haben? Es ist nicht anders; wir haben nur die Wahl: entweder jetzt dieses Recht und Ansehen mit aller Kraft durchzusetzen, oder dieselbe Kraft, die dazu gehören würde, bei der nächsten Krisis zu unserer eignen nothdürftigen Vertheidigung, zum unvollkommnen Schutz unserer offenen Grenze verwenden zu müssen. Es ist allerdings auch noch ein französisch-dänischer Angriff von Norden her möglich, wenn wir in Besitz von Holstein und Schleswig sind, oder wenn wir gerade darum kämpfen; es ist aber ein sehr großer Unterschied, ob wir einen solchen Angriff, sei es an der Schlei, sei es auch nur an der Eider oder ob wir ihm erst an der Elbe mit Erfolg entgegentreten können. Das erstere bedeutet Sicherheit für unsere Nordgrenze mit ihren wichtigsten Provinzen und Städten, das letztere neben dem unmittelbaren Verlust des einen Theils zugleich eine beständige Gefahr und Bedrohung des anderen.

Wir sind damit bei unserer zweiten Hauptfrage. Schleswig können wir erobern, müssen wir erobern, ganz erobern; aber können wir's auch behaupten, oder vielmehr, um das Ziel auszusprechen, worin Alles liegt, können wir Dänemark zum Frieden zwingen? Es giebt zwei Wege dazu: den langsameren der Erschöpfung, den rascheren der Niederwerfung Dänemarks. Man hat vielfach den ersteren empfehlen hören; er scheint weniger blutig und sicherer, und selbst die Blätter unserer Gegner scheinen uns einen Fingerzeig dafür zu geben. „Dagbladet" hat noch in diesen Tagen, und zwar wie man wissen will aus höherer Inspiration, gegen Fädrelandet ausgeführt, Dänemark müsse schon die Expedition in Holstein als Kriegsfall erklären und sofort die Waffen dagegen erheben, denn es wäre nicht im Stande, die Execution auf die Dauer auszuhalten. Wir haben oben schon ausgeführt, warum Dänemark einen Krieg darüber nicht wagen wird: wir sollten jetzt Deutschland gegenüber nicht erst nöthig haben, auszuführen, warum Deutschland hierbei nicht stehen bleiben darf. Wenn wir die Eider als Grenze und Schleswig endgültig an Dänemark abtreten wollen, so können wir das mit der Execution in Holstein allenfalls erreichen. Es wäre das im Geist der diplomatischen Klugheit dieser Tage im Grunde gar nicht so übel gehandelt; wir hätten eine militärisch brauchbare Grenze gegen Norden und wären die Feindschaft eines unruhigen gefährlichen Nachbarn los. Nur scheint es, als ob wir das noch wohlfeiler haben könnten, als ob wir dafür einer Execution nicht einmal bedürften: in Dänemark selbst ist eine sehr große Partei, die dafür allenfalls auch das Herzogthum Holstein der legitimen männlichen Erbfolge des Hauses Augustenburg gänzlich überlassen würde; und die Großmächte, England voran, würden Alles daran setzen, einen solchen Frieden so rasch als möglich zum Abschluß zu bringen. Für dieses Ziel also hätten wir

weder nöthig uns anzustrengen, noch Dänemark zu erschöpfen. Wenn wir aber einen Frieden suchen, der die Ehre Deutschlands und das Recht der Herzogthümer retten soll; dann ist es, gelinde gesagt, eine sehr kindliche Auffassung, wenn wir an der Eider warten wollen, bis Dänemark nachgiebt. Wir sagen damit durchaus nicht, daß wir mit dem Einrücken der Bundesexecution in Holstein sogleich den Krieg gegen Dänemark, den Angriff auf Schleswig zu proclamiren hätten; wir unterscheiden sehr wohl die Stadien diplomatischer und politischer Vorverhandlung, welche bis zum Kriege zu durchlaufen sind; wir wissen sehr wohl, wieviel es darauf ankommt, daß in dieser Sache auch der Schein einer ungerechten Aggression von unserer Seite vermieden werde. Wir sind für die Bundesexecution zunächst als solche und streng innerhalb der Competenz des Bundes: wir sagen nur, daß Deutschland die Sache nicht anfangen soll, wenn es sich nicht vorher genau gesagt, nicht fest entschlossen hat, bis zu welcher Grenze es im möglichen, im wahrscheinlichen weiteren Verlauf gehen will. Den klugen, den folgerichtigen, den gerechten Weg für unsere diplomatischen oder politischen Schritte aufzusuchen, ist hier unsere Aufgabe nicht; wir erinnern nur, daß wir uns durchaus zunächst über unser Ziel klar werden und daß wir dann für dieses Ziel die entsprechenden Mittel wählen müssen. Ein Mittel, welches seinen Zweck durchaus verfehlen würde, wäre die Beschränkung unserer Action auf die Execution in Holstein, in der Erwartung oder Hoffnung, Dänemark würde uns dann aus Erschöpfung oder sonst welchem Grunde auch nur einen Zoll breit mehr gewähren, als es auch so schon zu gewähren gewillt ist. Wir reden gar nicht davon, wie unwürdig es für Deutschland wäre, auf diese Weise neue Hoffnungen in Schleswig zu erwecken, um es dann einem unausbleiblich zweifach härteren Drucke zu überliefern; wir weisen nur auf den einfachen Satz hin, daß Dänemark nachgeben, daß es unserer Gewalt sich fügen soll. Wird es den Eindruck einer solchen Gewalt empfangen, wenn die ganze Kraft unseres Entschlusses bis an die Eider reicht und nicht weiter? Wird es darin nicht vielmehr eine neue Bestätigung unserer Schwachheit finden? Wie können wir im Ernst an Erschöpfung denken, so lange wir in den Lebenskreis des eigentlichen Dänemark gar nicht hineingreifen, so lange wir ihm keine Gewalt zeigen, vor der es sich beugen muß? Viel eher würde bei solchem Verfahren die Erschöpfung über uns selbst kommen, d. h. es würde der lahme und halbe Wille den Zwang auch nur eines solchen Drucks, wie er in der Besetzung Holsteins gelegen wäre, nicht durchzuführen im Stande sein und jeder Umschlag der Stimmung im Inneren zu Ermattung und Reaction, jede heranziehende Gefahr in der großen politischen Lage würde uns ein Anlaß sein, von unserem Entschluß



zurückzuweichen und Dänemarks Bedingungen uns förmlich oder doch thatsächlich zu unterwerfen. Wir sagen also: Weg mit dem Traume einer Execution in Holstein, die als indirectes Zwangsmittel zum Frieden dienen soll; lieber gleich Friede auf Dänemarks Bedingungen. Wagt aber der Bund, wagen die deutschen Regierungen nicht an einen solchen Frieden zu denken, und sie werden es nicht wagen, um des Rechts, um der Ehre, um des Geistes willen, der in Deutschland erwacht ist: dann müssen sie sich auch die unerbittliche Nothwendigkeit klar machen, daß zur Lösung vor Allem die Eroberung von Schleswig gehört.

Hier nun erhebt sich mit mehr Recht die Frage: Dürfen wir dabei stehen bleiben? wird die Eroberung und Behauptung von Schleswig genügen, um Dänemark zum Frieden zu zwingen? Zweimal schon war beinahe ganz Schleswig in unsern Händen, ohne daß wir damit zum Ziel gekommen wären; allein die Erfahrungen von 1848 und 49 können nichts beweisen. Die Dänen hatten es aus der militärischen Action sehr bald herausgefühlt, daß sie nur mit halbem Willen handelte, daß die unselige Verwirrung der inneren Gewalten in Deutschland, daß verderbliche Einflüsse von außen ihre Entschlüsse lähmte: nicht allein hielt Wrangel vor der Ausbeutung seines eignen Siegs bei Schleswig, Prittwitz vor derjenigen von Bonin's Sieg bei Kolding bescheiden still, nicht allein wurde beidemale die Eroberung Alsens versäumt; es trat auch der nothwendige Rückschlag, die verdiente Strafe für eine Waffenführung ein, welche die kräftige Leidenschaft eines Volks mit der halb diplomatischen halb strategischen Kunst von Generalen bekämpfen wollte, „die am Blicke ihrer Herrn gealtert waren;“ 1848 durften die Dänen den Feldzug mit dem Schein eines Siegs, 1849 sogar mit einem blutigen wirklichen Sieg beschließen. Einen solchen Krieg meinen wir natürlich heute nicht. Wir haben bereits gesagt, was wir unter der Eroberung von Schleswig verstehen; wir müssen den Dänen die Ueberlegenheit der deutschen Waffen auf eine Weise zu fühlen geben, daß ihnen der Muth und die Kraft auch nur zum ernstlichen Versuch einer Rückeroberung vergehen. Dazu wird uns auch von selbst die Natur der bestehenden strategischen Verhältnisse drängen: die Einnahme der Stellungen von Dannevirk, von Düppel und von Alsen wird mit Nothwendigkeit zugleich den Charakter eines solchen Sieges tragen. Soweit gelangt, kann sich's nur noch um die Frage handeln, ob unsere Küsten und unser Handel den Schaden ertragen können, den ihnen Dänemark etwa bis zum Frieden zufügen mag? Zur genauen Beantwortung dieser Frage würde eine eingehende Vergleichung der Flotten nach den verschiedenen Richtungen ihrer Leistungsfähigkeit gehören. Wir müssen uns indessen diese weit aussehende Arbeit für ein andermal vor-



behalten. Hier sei nur bemerkt, daß von einer Wiederholung der Blokade von 1848 heute keine Rede sein kann. Die junge preußische Marine leidet bekanntlich unter der unseligen Verfahrenheit, in welche ihre Schwester vom Lande gerathen ist. — Die Regierung trägt daran ohne Zweifel die Hauptschuld; allein auch das Abgeordnetenhaus ist in dieser Frage in Consequenzreiterei und Schreibtischkritik hineingerathen; hätte es im vorigen Herbst die Mittel bewilligt, die preußische Flotte wäre der dänischen ebenbürtig, noch ehe es zum Kampf käme. Doch beschränkt sich auch jetzt schon die ganze Ueberlegenheit der dänischen Flotte auf die schweren Schiffe für die geordnete Schlacht, auf zwei Panzercorvetten und wenige wirklich brauchbare Schraubenfregatten; an leichteren Schiffen dagegen steht die preußische Flotte der dänischen mindestens gleich und in einem sehr wichtigen Stück ist sie sogar zweifellos überlegen, sie führt bessere Geschütze. Das giebt für den Schutz unserer Häfen und unsers Handels fast allein schon die nöthige Gewähr. Die Panzercorvetten werden nach den bisherigen Erfahrungen in der Blokade der Häfen und der Verfolgung der Handelsschiffe nicht viel leisten; mit einer Schraubenfregatte kann es auch eine Anzahl Corvetten und Kanonenböte aufnehmen, sobald sie zu manövriren verstehn und ihr Geschütz zu brauchen wissen. Ueberdies werden wir doch auch, sowie der Krieg ausbricht, vom deutschen Volke gerade in diesem Stück etwas Besseres erwarten dürfen, als jene naive Passivität von 1848, wo das Geschrei der Seestädte, der Rheder, der Kaufleute das Geräusch der wenigen Flottensammlungen fast übertäubte. Seitdem haben wir einigermaaßen gelernt, daß man große Ziele nur mit großen Opfern erreicht und daß vor Allem in der Fähigkeit zur Selbsthülfe das Geheimniß von eines Volkes Macht und Bedeutung liegt. Die Flottensammlungen von 1860 zeigen, alle Verhältnisse berücksichtigt, schon einen bedeutenden Fortschritt im praktischen Ernst gegen 1848, daneben wird das beschämende, belehrende und erhebende Beispiel von Amerika nicht an uns verloren sein: wenn heute ein ernstlicher Krieg um Schleswig-Holstein ausbricht, so dürfen wir mit Bestimmtheit erwarten, daß, ehe ein Jahr vergeht, der deutschen Flotte auch nicht ein Schiff mehr fehlt, um Handel, Häfen und Küsten vollkommen zu schützen. Ohne Schaden wird es freilich nicht abgehen, doch nur mit dem unvermeidlichen Schaden, wie ihn jeder Krieg bringt; das schimpfliche Schauspiel von 1848 werden wir nicht mehr erleben. Mit einem Worte: wir dürfen mit Zuversicht erwarten, daß uns die Eroberung von Schleswig zum Ziele führt; das Herzogthum wird nicht ein Jahr in unseren Händen sein und Dänemark wird unseren Frieden annehmen, wenn er ein gerechter Friede ist.

Doch wir könnten uns täuschen; Dänemark könnte am Ausland



neuen Muth schöpfen; es könnte nothwendig werden, die Sache noch schneller und entschiedener zu Ende zu führen. Haben wir also die Möglichkeit, Dänemark unmittelbar durch die Gewalt der Waffen zum Frieden zu zwingen? Wir erinnern an ein Beispiel aus der Geschichte, ein altes Beispiel, das uns aber gerade das lehren kann, was uns in diesem Kampfe Noth thut. Am 1. Juni 1657 erklärte Dänemark an Schweden den Krieg. König Karl X. Gustav stand gerade in Polen, wo er in Verbindung mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Schlacht bei Warschau (18.—20. Juli 1656) die polnische Uebermacht zertrümmert hatte. In 17 Tagen stand er in Holstein; Schleswig und Jütland wurden erobert, am 3. Nov. fiel Friedericia. Doch Dänemark beugte sich nicht; der König wollte zu Schiff nach den Inseln hinüber, doch das schwankende Wetter machte die Unternehmung unmöglich; endlich fror das Meer zu. Am 8. und 9. Febr. 1658 ging Karl X. mit 9000 Reitern und 400 Mann Infanterie auf dem Eise nach Fünen hinüber, schlug die Dänen, nahm 60 Geschütze und 5 im Eise festsitzende Kriegsschiffe. Aber der Mittelpunkt der dänischen Macht war in Seeland und der große Belt war wegen seiner Breite nicht direct zu überschreiten; der König entschloß sich also zum Umweg über die südlichen Inseln; die Zeit drängte, das Wetter begann schon wieder zu schwanken: in der Nacht vom 15. zum 16. Febr. gingen die Schweden nach Langeland über, wobei das Wasser schon fußtief über dem Eise stand, und noch am 16. nach Laaland über eine Breite des Belt-Armes von 1¾ Meilen. Am 18. Febr. erfolgte dann der Uebergang nach Falster, am 21. der nach Seeland: die Dänen nahmen im Frieden von Röskilde (8. März 1658) die mäßigen Bedingungen des Siegers an. Die Leser haben uns verstanden. Wir sagen nicht, daß wir dem tapferen deutschen Pfalzgrafen genau seine Wege nachgehen müßten; wir wissen nicht, ob uns der Winter in ähnlicher Weise begünstigen wird, obwohl nicht gerade ein ungewöhnlich strenger Winter dazu gehört. Wir sagen nur: daß der König die Kälte, sowie sie eintrat, zu benutzen wußte; daß er nicht wissen konnte, ob sie ihm günstig bleiben würde und doch in die kühne Unternehmung hinein ging, daß er nicht leichten Kaufs durch alle Schwierigkeiten und Gefahren hindurchdrang, denn das brechende Eis, die Anstrengungen, die Gefechte kosteten ihm Hunderte seiner braven Soldaten. Aber er wollte siegen und darum fehlte ihm nicht die Gelegenheit, nicht der Weg und zuletzt nicht der Sieg selbst. Auch uns wird er nicht fehlen, wenn wir eben so wollen; denn es nichts Unmögliches, wir haben die Mittel dazu in Händen, oder wir können sie uns schaffen. Wir können Jütland erobern. Es ist wahr, daß Friedericia jetzt weit stärker ist, als 1849, doch werden heute

[redacted]

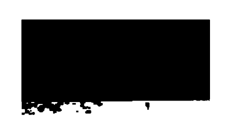
30,000 Mann nicht vor der Aufgabe zurückschrecken, die damals 14,000, soviel an ihnen lag, zum Ziele geführt hätten. Möglich allerdings, daß ein Angriff auf die Inseln dem Angriff auf Jütland folgen muß, oder daß er besser gleichzeitig geschieht, daß er vorangeht. Wir können auf die verschiedenen Bedingungen und Möglichkeiten eines solchen Angriffs hier nicht eingehen; wir verweisen aber auf unser Beispiel und sagen, es ist ausführbar, wenn auch mit anderen Mitteln als damals. Kopenhagen z. B. ist auf der Landseite keine wirkliche Festung; eine Landung ist an der Küste von Seeland fast überall möglich, auch ohne daß man einen Hafen aufsucht, auch der entfernteste Punkt der Küste ist für eine Armee nicht weiter, als 3—4 Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt, die Insel mit ihrer $\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner ist wohl angebaut und kann eine Armee auf ein paar Wochen reichlich ernähren. Warum sollte es nicht möglich sein, mit 20—30,000 Mann ausgesuchter Soldaten, solcher, wie man sie aus den deutschen Heeren ohne Schwierigkeit zusammenstellen kann, den Feind direct im Schwerpunkt seiner Macht, in seiner Hauptstadt aufzusuchen? Es wäre freilich das ungewisse Meer dazwischen; die Gefahr von der dänischen Flotte; und, einmal auf Seeland gelandet, wäre die Armee wahrscheinlich auf den Sieg oder Untergang angewiesen. Allein die Elemente hat der Mensch nie in seiner Hand; die dänische Flotte können wir theils täuschen, theils im Kampf bestehen, und für den Sieg auf Seeland wird hauptsächlich die Zusammensetzung der, nothwendig kleinen, Armee, theils die energische Beschäftigung der dänischen Macht an andern Stellen sorgen. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß ein Wagniß der Art nothwendig werden wird; denn es giebt, wie wir gezeigt haben, andere Wege zum Frieden, die hinreichend sicher sind: allein wir werden dann die Sache am gewissesten zum ehrenvollen Frieden führen, wenn wir für den äußersten Fall auch ein solches Wagniß fest in's Auge fassen.

Aber unsere dritte Frage: Das Ausland? War nicht 1848 Rußland voran, aber auch Frankreich, England, Schweden ein Haupthinderniß, daß unsere Anstrengungen und Opfer ohne Frucht blieben? Wird es nicht auch heute zwischen unsere besten Erfolge hineintreten? Gestehen wir uns, die Frage ist so leicht nicht beantwortet. Wir sind längst darüber einig, daß trotz aller drohenden Noten, die namentlich Rußland schrieb, trotz der späteren kriegerischen Demonstrationen von Schweden, die Hauptschuld jenes früheren Mißlingens doch in unserer eignen Zerrissenheit und Schwäche lag. Wir wissen auch, daß es gegen die Einmischung des Auslandes zwei sichere Mittel giebt: gerecht sein und sich nicht fürchten. Allein es ist schwer, diese Gerechtigkeit in die concrete That zu übersetzen: nicht blos Dänemark, sondern ganz Europa sieht das Recht in dieser



Sache mit ganz anderen Augen an wie wir, und bei jedem Staate fast ist es nicht etwa blos die dunkle Besorgniß vor der Möglichkeit eines zukünftigen mächtigen Deutschlands, es sind meist naheliegende reale Interessen, die auf diese Anschauung bedeutend einwirken. Ueberdies liegen Verträge vor, die wir nicht ohne weiteres zerreißen können, die uns binden, ob wir auch nur duldend, nicht handelnd daran Antheil hatten. Eine Grenze also haben unsere Ansprüche und eine Richtschnur hat unser Auftreten, die wir nicht überschreiten dürfen: wir können z. B. vernünftigerweise nicht sofort mit dem Anspruch hervortreten, Schleswig-Holstein von Dänemark loszureißen und als besonderen Staat zu constituiren; wir können nicht damit beginnen, an Dänemark wegen der Proclamation vom 30. März den Krieg zu erklären; ja wir dürfen diesen Willküract schwerlich gleich zuerst damit beantworten, daß wir die Verabredungen und Verträge von 1852 für vernichtet erklären. Aber das dürfen wir doch wissen, daß auch der Rest des guten Rechts, der uns nach unserer Schwäche und Zagheit noch geblieben ist, durch Willkür und Gewaltthat von der anderen Seite durchbrochen ist, daß diese Gewaltthat ihrer Natur nach, wie sie gethan hat, immer weiter führen muß und daß hier ein entschlossener kurzer Widerstand anheben muß; ein Widerstand, worin wir gegen jede Einrede des Auslands weit überlegen sind, weil sich's gegen was immer für reale Interessen des Auslands um unser Dasein handelt. Wir können zuerst schon auf Grund der Bundesbeschlüsse von 1861 innerhalb des strengsten Rechtes die Execution gegen Holstein vollziehen; wir können sodann, den Herzogthümern und uns das alte Recht feierlich wahrend, selbst vom Boden der Verträge von 1852 aus eine Reihe von Forderungen an Dänemark stellen, die nicht zwar die Verbindung der Herzogthümer, aber doch die volle Befreiung Schleswigs von jedem Druck und jeder Gewalt bedeuten. Nimmt Dänemark diese Forderungen an und giebt es jede Garantie für ihre Erfüllung, dann freilich hat unsere Action für's Erste ein Ende; denn alsdann haben wir erreicht, was bei der jetzigen Lage und nach unseren früheren Sünden zu erreichen war. Aber Dänemark ist zu weit gegangen, um solche Forderungen annehmen zu können; wir werden dann also vor unserem eigenen Gewissen, wir werden vor Europa frei sein und auf unser altes Recht zurückgehen können.

Wir verfolgen die verschlungenen Wege der möglichen diplomatisch-politischen Entwickelung nicht weiter, es ist das eine Sache für sich; wir wollten nur andeuten, daß es wirklich einen gerechten Weg für uns giebt, bei dem die Furcht vor dem Ausland aufhören muß, oder es hört die Selbstachtung und damit das Recht auf die eigne Existenz auf. Verfolgen wir diesen Weg, so ist überhaupt kein vernünftiger Grund mehr, von irgend



einer auswärtigen Macht noch etwas Ernstliches zu besorgen, außer von **Frankreich**. Die anderen Großmächte haben in ihrer ganzen gegenwärtigen Lage und in ihrem Charakter, wie er sich bleibend ausgesprochen hat, zu viel Interesse am Frieden, um hier so leicht einen Anlaß zum Krieg zu suchen; sie werden vor jedem kriegerischen Einschreiten zurückweichen, sofern sie uns entschlossen, einig und gemäßigt finden; Frankreich dagegen könnte allerdings die Zeit, wo Deutschland um Schleswig-Holstein kämpft, benutzen, um die Hand nach der Rheingrenze auszustrecken. Es ist ohne allen Zweifel weitaus die populärste Art, wie sich das Kaiserreich im Innern neu befestigen und nach außen seine Macht erweitern könnte; aber für den, der die Wege dieses Reichs in den letzten Jahren unbefangen beobachtet hat, wird die Wahrscheinlichkeit nicht groß sein, daß es noch jetzt ein solches Wagniß unternehme, es sei denn, daß innere Noth und besondere äußere Gunst der Verhältnisse mit Gewalt dazu drängen. Es spielt die ganze Lage von Europa mit in die Frage hinein; denn, von Polen abgesehen, so hat auch Italien und der Orient noch eine Masse Zündstoff, der jeden Augenblick zu hellen Flammen angefacht werden kann. Aber die Hauptsache bleibt doch: wie steht die wirkliche reale Macht Frankreichs und Deutschlands zu einander? Die Frage würde, auch noch aus anderen Ursachen, einer besonderen Erörterung werth sein. Für jetzt weisen wir nur auf die Thatsache hin, daß der Kaiser Napoleon schon manche günstige Gelegenheit zu einem Angriff auf Deutschland vorübergelassen hat. Versteht er sich etwa nicht darauf, die Machtverhältnisse zu schätzen? Oder hätte er keinen kräftigen Sinn und Zug, seine Dynastie mit dem Ruhme zu schmücken, daß sie Frankreich die natürlichen Grenzen zurückgegeben hätte? Die Antwort liegt auf der Hand und in ihr ein bedeutsamer Fingerzeig, daß wir Ursache zum Vertrauen auf unsere Macht und nicht zur Furcht vor dem westlichen Nachbar haben. Eine provocirende Politik in der polnischen Sache, wie das Berliner Cabinet nahe daran war, zu verfolgen; eine Politik, die Deutschland in zwei Lager spalten und zugleich dem Kaiser Napoleon vor Europa und vor seinem Volk eine gerechte Ursache geben würde, könnte ihn wohl zu einem Rheinkrieg fortreißen; etwas ganz anderes aber wäre ein Krieg Deutschlands um Schleswig-Holstein. Wir sind in dieser ganzen Betrachtung von einem wirklich ernsten Krieg in dieser Sache ausgegangen und zu einem anderen wird es nicht kommen. Ein solcher Krieg aber hat eine bis dahin nicht gesehene Einigkeit Deutschlands zur nothwendigen Begleiterin; und das steht für uns über allen Zweifel hinaus fest, so sehr wir die Macht, den Ruhm, die Siege, die Kriegstüchtigkeit Frankreichs anerkennen, daß **dies einige Deutschland Frankreich mit Dänemark zusammen bestehen wird.**



Wir haben im Eingang auf den deutschen Fürstentag hingewiesen. Was er uns im günstigsten Falle bringen kann, wird immer nur der Anfang, die Möglichkeit einer Entwickelung zu dem nationalen Ziele sein. Wir wissen, daß dieses Ziel selbst nur durch Preußen erreicht werden wird; aber wir wissen zugleich, daß dieses Ziel auch für eine ganz andere Regierung als die jetzige in weiter Ferne liegt. Auch die beste Regierung kann für Preußen in diesem Augenblick nichts erstreben und erreichen, als Herstellung des inneren Friedens, Wiedererhebung zum gleichen Ansehen mit Oesterreich. Es giebt, wir wiederholen es, für das eine wie für das andere Ziel keine zweite Frage von gleicher Bedeutung wie die schleswig-holsteinsche. Die feindseligen inneren Elemente können nirgends nachhaltiger und besser versöhnt werden, als durch gemeinsame Thaten auf diesem gesunden versöhnenden Boden; das deutsche Volk wird den Staat am höchsten stellen, der es hier zu einer nationalen That zu führen versteht. Und überdies hat Preußen an der Sache Schleswig-Holsteins sich ohne Zweifel von allen am meisten versündigt. Wir haben die Aufgabe nicht als eine leichte darstellen können; wir fügen hinzu: dem unbetheiligten Verstand, der unsere vergangenen Thaten und unsere gegenwärtige Haltung mit nüchternem Blicke prüft, muß ihre Lösung geradezu sehr unwahrscheinlich erscheinen. Aber wo in aller Welt ist jemals eine große That, eine große Rettung geschehen, für welche die menschliche Wahrscheinlichkeit gewesen wäre? Es giebt Dinge, die man thun muß, und wenn alle Wahrscheinlichkeiten dagegen sprechen; nicht das ist die Aufgabe der Kriegskunst, sagt Clausewitz, daß sie uns siegen lehre, wenn die Verhältnisse für uns, sondern dafür, daß sie uns siegen lehre, wenn die Verhältnisse gegen uns sind.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 28. August 1863.

Es sind unerwartete, glänzende Ereignisse, auf die wir heute zurückzublicken haben. Ein Congreß deutscher Fürsten so vollzählig, wie er sich seit einem halben Jahrhundert nicht zusammenfand. Ein Congreß, der Verheißung nach berufen, um die Bedürfnisse der deutschen Nation zu befriedigen; und an seiner Spitze als liberaler Reformator der Fürst, der noch vor drei Jahren als absoluter Monarch über ein Reich gebot, das der inneren Zersetzung, der äußeren Zertrümmerung verfallen zu sein schien. Gestehen wir es denn, was ja von fast Allen eingestanden wird, daß wir durch die That Oesterreichs überrascht worden sind; überrascht theils durch die Form seines Vorgehens, durch die plötzliche Appellation an die Personen der Souveräne, theils durch den Inhalt des Reformentwurfes, den es ihrer Berathung vorgelegt hat. Das Wiener Cabinet

[redacted]

hat einen Zug gethan, welcher Europa in Staunen, welcher Deutschland für einige Wochen wenigstens in fieberhafte Spannung versetzt hat. Der Zug ist viel zu groß, um nur als Gegenschlag gegen jene unbeschreibliche preußische Note zu dienen, die dem Hause Habsburg anrieth, das Centrum seiner Macht nach Ofen zu verlegen. Ob er bis zuletzt glücklich sein wird, das bezweifeln wir, ob er für das Ansehen der Fürsten, die dem Rufe des Kaisers Franz Joseph am freudigsten folgten, gut auslaufen wird, das bezweifeln wir noch mehr. Jedenfalls wird es nicht Oesterreich sein, welches bei dem Coup verliert. Schon die Raschheit und Keckheit seines Schrittes, schon der Glanz seines Auftretens inmitten der Gefolgschaft fast sämmtlicher deutscher Fürsten, schon die Ueberlegenheit, womit es über diese für seine Pläne verfügt, ist für dasselbe ein außerordentlicher Gewinn. Aus dem Gleichgewicht zwischen ihm und Preußen ist das entschiedenste Uebergewicht geworden.

Wir haben nur eine Genugthuung bei diesen Vorgängen, wenn es eine ist. Nicht der Kaiserstaat hat Preußen besiegt, sondern Preußen hat sich selbst besiegt. Selbst durch die eiserne Stirn der Kreuzzeitungspartei beginnt dieser Gedanke jetzt durchzudringen. Ja, Oesterreich hat den Bruch zwischen Regierung und Volk in Preußen benutzt; es hat nicht, wie Ihr Thoren wähntet, in der polnischen Frage die östliche Allianz und in der deutschen den reactionären Bund mit Euch erneuert; es hat ebenso erbarmungslos wie 1850, nur mit entgegengesetzten Mitteln, Euch niedergeschlagen; es biegt die politischen Doctrinen nach seinem Staatsinteresse um, während Ihr unser Staatsinteresse Euren Doctrinen opfert.

So ist denn in Frankfurt ein glänzenderes Gegenbild zu jener erlauchten Versammlung zu Stande gekommen, die sich 1860 in Baden-Baden um den Prinzregenten zusammenfand. Und dieser Versammlung ist ein Werk vorgelegt, von dem man anerkennen muß, daß es weit über das hinausgeht, was man nach der bisherigen Haltung Oesterreichs in der deutschen Frage, nach den Depeschen Rechberg's, nach seiner Stellung zu dem Beust'schen Reformproject, irgendwie erwarten konnte. Wenn es gleichwohl nicht viel ist, so liegt dies weniger an dem persönlichen Willen der Wiener Reformatoren, als an der unabänderlichen Natur der Dinge. Oesterreich kann keine Verfassung für Deutschland ausarbeiten, außer eine solche, durch welche es die Deutschen beherrscht; es kann auch in seinem Liberalismus nicht weiter gehen, als bis zu dem Punkt, wohin ihm die Mittelstaaten ohne Beunruhigung folgen. Zieht man dies beides in Rechnung, so ist in der Reformacte bis auf einige ungeschickte Stellen das geleistet, was zur Gewinnung der öffentlichen Meinung geleistet werden konnte. Wir dürfen es nicht leugnen, die Zustimmung, welche der Präsident der zweiten bayerschen Kammer dem Reformwerk gab, drückt noch heute die Stimmung von der Mehrzahl der Süddeutschen aus. Ja, der Zauber eines fertigen, äußerlich lückenlosen Entwurfs, der eine parlamentarische Vertretung mit beschließender Befugniß bot, wirkte, bis man das Angebot näher prüfen konnte, weit über die Grenzen des Südens hinaus. Die Verzweiflung an den preußischen Zuständen kam dieser Wirkung mächtig zu Hülfe. Was haben wir von Preußen zu hoffen? so sagten die, die uns früher die treusten waren. Sollen wir, indem wir die dargebotne Reform bekämpfen, indirect zu einem Triumph Eurer heutigen Politik beitra-



gen? sollen wir das System, das bei Euch Kraft und Frieden zerstört, sich wie einst 1850 auf unsere noch verschonten Länder ausdehnen lassen? Und bei der außerordentlichen Schwäche, in welche Preußen versunken ist, wie viel Jahre gehören dazu, ehe an eine bundesstaatliche Reform auch nur gedacht werden kann. In der Politik giebt es nichts Absolutes und es ist thöricht, das relativ Bessere von der Hand zu weisen um eines Ideals willen, welches für die Gegenwart nicht erreichbar ist. In der That, noch ein paar Schritte mehr, ein paar Schritte freilich, die Oesterreich um seiner selbst und um seiner Verbündeten Willen nicht thun konnte, und es hätte die öffentliche Meinung völlig mit fortgerissen.

Eine solche Wirkung auf den Geist der Nation hat man in Wien gehofft. Aus diesem Grunde wurde die Fürstenconferenz ein paar Tage vor den Abgeordnetentag gelegt; das Fortreißen konnte am Besten gelingen, wenn eine möglichst geringe Zeit zum Besinnen gelassen war. Indessen man hatte doch den nüchternen, besonnenen Geist deutscher Abgeordneten unterschätzt. Ein günstiges Geschick wollte es, daß in ihrem Auftrag und Namen zur Prüfung der Reformacte der Mann ausersehen wurde, dessen deutsche Geschichte so viel dazu beigetragen hat, der Nation ein Verständniß ihrer Gegenwart, ein Verständniß von der Stellung der beiden Großmächte zu den nationalen Interessen zu geben. Unsere Leser kennen die Rede L. Häusser's. In ihr zuerst wurde durch eine zusammenhängende Kritik der bestechende Schein von der Reformacte hinweggezogen und in weiten Kreisen das Urtheil über sie festgestellt. Die Kritik Häusser's ging insbesondere von dem Gesichtspunkt der liberalen Ideen aus; sie ist nach dieser Seite hin so vollständig, daß wenigstens auf engem Raum nicht viel hinzugefügt werden kann.

Wir selbst beschränken uns auf einige Grundzüge zur Beurtheilung des österreichischen Projects. Jeder großdeutsche Reformentwurf beruht auf einem Compromiß zwischen Oesterreich und den Mittelstaaten; jeder wird also auf eine Executivgewalt lossteuern, in welcher beide zusammen das Uebergewicht über Preußen und die Kleinstaaten haben. Der ausschließliche Vorsitz Oesterreichs wird dabei als ein selbstverständliches, und so lange nicht ein unverhältnißmäßiger Preis geboten wird, unveräußerliches Vorrecht betrachtet.

Wir sind als Preußen nicht blind gegen den Vorschlag eines Directoriums. Wir erkennen an, daß unsere Gegner zur Aufstellung eines solchen Gedankens ein Recht haben, so lange die thatsächlichen Machtverhältnisse in Deutschland sind, wie sie eben sind. Auch sind wir weit entfernt, dem Vorschlage heute die Forderung der einheitlichen preußischen Spitze entgegenzusetzen. Eine solche Forderung hat erst dann einen praktischen Sinn, wenn Preußen innerlich reformirt und durch Herbeiführung günstiger europäischer Combinationen, durch Benutzung der nationalen Agitation über Oesterreich und die Mittelstaaten an Macht hinausgewachsen ist. Wir schlagen also das Bessere um des unerreichbar Besten willen nicht aus; wir sind bereit, ein Directorium für wünschenswerth zu halten, wenn man uns nur nachweisen will, daß diese Form, wenn auch nicht eine starke, so doch wenigstens eine stärkere Centralgewalt bietet, als wir sie bei den alten Bundeseinrichtungen haben. Wir wollen darauf verzichten, daß die Kräfte der Nation nach Außen in der Geschlossenheit und Energie Eines persönlichen Willens, Eines politischen Gedankens

[redacted]

zusammengefaßt werden, wenn man uns nur anschaulich machen kann, daß die fünf- oder sechs- oder siebenköpfige Bundesregierung wenigstens etwas mehr an Einheit, an Beweglichkeit, an Raschheit leistet, als der siebzehnköpfige engere Rath bisher geleistet hat. Allein eben hier ist die Lücke in der Beweisführung. Wie man auch das Directorium gestaltet, die österreichischen, die mittelstaatlichen, die preußischen Interessen müssen immer in ihm vertreten sein. Aber diese, nicht die Kopfzahl an sich, sind es, wodurch die gesammtdeutsche Action gehemmt, gelähmt, aus einander gerissen wird. Das Directorium ist keine Zwischenstufe von der Vielheit zur Einheit, sondern lediglich eine neue Form für unsere alte Zwietracht. Und weil es so ist, weil der eigentliche Trieb und Zweck der nationalen Bewegung durch diese Institution nicht etwa ungenügend befriedigt, sondern schlechthin getäuscht wird, darum kommt auch unser nationales und preußisches Gefühl hier in keine Collision, das eine wie das andere gebietet die Verwerfung.

Seit 1848 sind von Oesterreich, von Bayern, von Hannover &c. mannichfaltige Vorschläge für die Bildung des Directoriums gemacht. Die Machtabstufung der deutschen Staaten ist eine so eigenthümliche und allmähliche, daß jeder derselben an der Sprödigkeit der Dinge scheiterte. Man hat geschwankt von einer Dyas zur Trias, von da zu 5, 7, 9 oder 11 Stimmen und jemehr die Zahl anschwoll, desto augenfälliger wurde es, daß die Rückkehr zu dem alten Bundesrath das Vernünftigste sei. Soll die Macht der alleinige Maaßstab für das Stimmenverhältniß sein, so sind nur die beiden Großstaaten naturgemäße Theilhaber an der Executivgewalt, wenigstens würden die Uebrigen nur zusammen Eine Stimme beanspruchen können. Aber die Trias ist stets an den Ansprüchen der hinter Bayern folgenden Königreiche, die Fünf- oder Siebenzahl an den berechtigten Protesten der ausgeschlossenen kleineren Staaten gefallen. Die Verfasser der Reformacte haben diesmal einen neuen und nicht ungeschickten Modus erdacht. Das Arrangement der 5 Stimmen, wovon die dritte auf Bayern, die zwei letzten auf die bei den gemischten Bundesarmeecorps betheiligten Souveräne fallen sollten, schmeichelte dem Selbstgefühl Bayerns, garantirte eine österreichisch gesinnte Mehrheit und gönnte doch auch dem kleinsten Staat einigen Antheil an der Bildung des obersten Bundesorgans. Indessen auch diese Form war keine Lösung, sondern nur eine Verdeckung des Problems. Zunächst war der Ehrgeiz der drei kleinsten Könige dadurch nicht befriedigt. In dem achten Armeecorps standen neben Würtemberg die beiden Großherzogthümer Baden und Hessen, in dem neunten neben Sachsen noch Kurhessen und Nassau, in dem zehnten neben Hannover eine hübsche Zahl anderer Länder, die theils formell, theils auch nach Umfang und Bedeutung berechtigt waren, den Königreichen bei der Wahl Concurrenz zu machen. So ist denn der österreichische Modus umgestoßen und das seltsame Project eines sechsköpfigen Collegiums von den Fürsten vorläufig angenommen. Mit geschicktem Griff ist auch hier für eine österreichische Majorität gesorgt, indem die beiden Großherzöge Weimar und Oldenburg von dem fünften Platze entfernt und Nassau und Braunschweig dafür eingeschoben wurden. Den Vorwand dazu gab die bisherige Vertheilung im Bundes-Plenum, in welchem jene Großherzöge nur je 1, die beiden Herzöge je 2 Stimmen führten. Indessen auch diese Form des Directoriums ist eine offne



Frage geblieben. Schon daß bei Stimmengleichheit die auf beiden Seiten vertretene Bevölkerungszahl entscheiden soll, dieser Vorschlag des Königs Johann von Sachsen paßt zu dem nach Titel und Rang bemessenen System, wie die Faust auf's Auge. Die Rivalitäten sind keineswegs befriedigt; der Welfenkönig hält sich für einen größeren Potentaten, als z. B. Sachsen. Mit Recht beschwert sich Baden über die tendenziöse Pfiffigkeit, mit welcher man es isolirt und mit einer Mehrheit von Gegnern umgeben hat. Wenn die Fürsten Frankfurt verlassen, so werden sie kaum mehr als das Princip des Directoriums vorbehaltlich seiner näheren Ausführung, d. h. eigentlich gar nichts acceptirt haben.

Es würde unbillig sein, von den Oesterreichern zu verlangen, daß sie eine Bundesreform, zu welcher sie die Initiative ergreifen, nicht möglichst nach ihrem Vortheile einrichten. Dies ist bei der Zusammensetzung der directorialen Gewalt, bei der Abmessung ihrer Befugnisse, bei der Art der Abstimmung denn auch reichlich geschehen. Würde ihre Reformacte je gültiges und erzwingbares Bundesrecht, so könnte die österreichische Politik allerdings so lange über das Blut und die Kraft Deutschlands gebieten, als sie das Interesse der mittelstaatlichen Souveräne an sich zu fesseln vermöchte. Die Artikel 5—9 stabiliren eine Vollzugsgewalt, welche ernstlich eine Unterordnung der Vielen unter die Wenigen, eine Art Mittelding zwischen Staatenbund und Bundesstaat ist. Das Directorium entscheidet immer mit einfacher Mehrheit, es ist, mit Ausnahme der formellen Kriegserklärung und dem formellen Friedensschluß in dem ganzen Gebiete der nach Innen oder Außen gerichteten Executive an den Beschluß des Bundesraths nicht gebunden. Die politischen Zwecke, welche Oesterreich bei seinen Vorschlägen verfolgt, erreichen ihre praktische Spitze in dem Artikel 8. Allerdings, auf die Forderung, die Fürst Schwarzenberg in der Dresdner Conferenz stellte, auf die „politische Consolidation" des Bundes, die Graf Rechberg noch vor kurzem als das Heilmittel für seine eigentlichen Grundübel bezeichnete, hat das Wiener Cabinet vor der Hand verzichtet. Es verlangt nicht, daß Venedig und Ungarn in den Bund aufgenommen würden, es vertagt seine Wünsche auf einen wechselseitigen Garantievertrag; er verschafft sich die Vortheile eines solchen Vertrages auf einem Umwege; es richtet mit einer fast unerlaubten Offenherzigkeit den Artikel 8 so ein, daß wir bei einem zweiten italiänischen Kriege bundesrechtlich verpflichtet sein würden, ihm Heerfolge zu leisten. Die erste Schanze, hinter welcher sich der Bund bisher zurückziehen konnte, wenn das Wiener Cabinet die deutschen Kräfte für seine europäischen Zwecke ausbeuten wollte, war der defensive Charakter, welchen die Wiener Schlußacte (Artikel 35) dem deutschen Staatenvereine beilegen. Diesen Charakter beseitigt die Reformacte, indem sie dem Bunde die Pflicht auferlegt, die Gefährdung des europäischen Gleichgewichts zu verhindern. Ferner sind an der Schlußacte (Artikel 46 und 47) die innerhalb und außerhalb des Bundes befindlichen Besitzungen Oesterreichs und Preußens von einander streng geschieden. Ein Krieg, den sie mit Rücksicht auf den letzteren Besitz und in ihrer Eigenschaft als Großmächte führen, soll, falls sie ihn ihrerseits beginnen, dem Bunde ganz fremd bleiben. Nur wenn sie angegriffen werden, hat der engere Rath mit Stimmenmehrheit die Vorfrage zu entscheiden, ob Gefahr für das Bundesgebiet vorhanden sei. Auch, wenn diese Frage bejaht wird, kann die förmliche Kriegser-

[redacted]

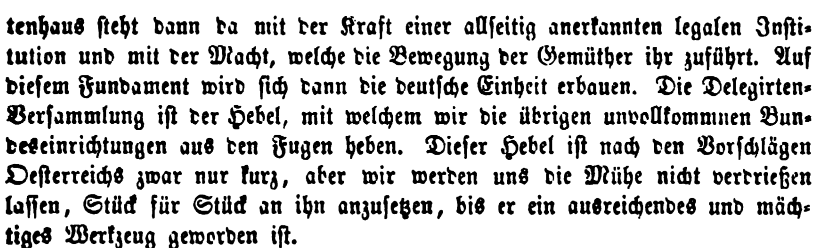
klärung immer nur von zwei Drittheilen des Plenum beschlossen werden. Alle diese Hemmnisse und Reservationen räumt die Reformacte hinweg. Sie vertilgt den Unterschied zwischen einem Defensiv- oder Offensivkriege des außerdeutschen Oesterreichs; sie läßt den Bundesrath mit einfacher Mehrheit — nicht über die Vorfrage der Bundesgefahr, sondern sofort über die Betheiligung am Kampfe entscheiden. Mit plumper Hand werden die dem österreichischen Interesse nützlichen Sätze der Schlußacte aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und in den neuen Schematismus hineingestellt, wo sie eine ganz andere Bedeutung und Tragweite bekommen. So plump und ungeschickt ist diese Zusammenstellung, daß in zwei aufeinander folgenden Absätzen des Artikels 8 für den Kriegsbeschluß theils zwei Drittheile, theils nur die einfache Mehrheit des Bundesraths erfordert werden. Die Mehrheit genügt, wenn es sich um die Vertheidigung der auswärtigen Besitzungen Oesterreichs handelt, die zwei Drittheile sind nöthig, wenn der Bund für seine eigenen Interessen in den Kampf gehen soll. Rechnen wir hinzu, daß alle Vorbereitungsstadien, die den Krieg als letztes Resultat provociren, die Mobilmachung und Marschbereitschaft, die Armirung der Festungen, die Aufstellung der Truppen an den Grenzen u. s. w. ausschließlich dem Directorium zufallen, so wird man zugestehen müssen, daß der Artikel 8 die Vasallenschaft Preußens und Deutschlands besiegelt — vorausgesetzt, daß er jemals erzwingbares Bundesrecht werden könnte.

Die Reformacte sorgt dafür, uns für die politischen Zwecke Oesterreichs zum Kriege zu verpflichten, aber sie thut nicht das Geringste, um uns diese Pflicht zu erleichtern, um die militärische Verfassung des Bundes zu verbessern. Nirgend zeigt sich das Hohle und Trügerische der österreichischen Vorschläge deutlicher als an diesem Punkt. Die Bundeskriegsverfassung bleibt, wie sie ist, und der Bundesfeldherr bleibt, was er ist, und wenn diese thörichtste und unhaltbarste aller Einrichtungen später aus der Welt geschafft werden soll, so werden hierzu, wie zur Veränderung der schleppenden Executions-Ordnung 17 Stimmen des Bundesraths und vier Fünftheile der Delegirtenversammlung erforderlich sein. Der reformatorische Eifer des Kaisers Franz Joseph hütet sich wohl, die militärischen Grillen und Empfindlichkeiten der deutschen Souveräne zu verletzen. Nach wie vor wird die Fiction aufgestellt, daß die preußische Armee von 320,000 Mann in sich gespalten und ein Drittheil derselben dem vom Directorium erwählten General unterstellt werden soll. Nach wie vor bleibt es den Contingenten der kleineren Staaten untersagt, sich einem Staate anzuschließen, welcher volle Armeecorps stellt. Nach wie vor erhält der Bundesgeneral die Corpscommandanten von den betreffenden Souveränen zugetheilt, und es ist ihm durch peinliche Vorschriften verboten, in die Verhältnisse des Corps einzugreifen und über seine Abtheilungen direct zu verfügen. Oesterreich behält es sich vor, uns von diesem Wust von Reglements für den Fall zu entbinden, daß der bevorstehende Krieg in seinem Interesse liegt; bekanntlich war es auch 1859 zu einer Zweitheilung der deutschen Streitkräfte bereit. Im anderen Falle wird es die illusorischen Vorschriften der Bundeskriegsverfassung benutzen, um die Concentration der Bundestruppen zu unserer Unterstützung zu verhindern.

Die Bestimmungen über die Bildung des Directoriums und seine Befugnisse für die auswärtigen Verhältnisse sind vom preußischen wie vom deutschen

Standpunkte aus nicht eine Verbesserung, sondern eine entschiedene Verschlechterung der Bundesacte. Zu verwundern ist es aber, daß Oesterreich seine egoistischen Machtzwecke nicht doch durch eine etwas dichtere liberale Hülle zu verdecken gesucht hat. Der Art. 9, der die Competenz des Directoriums in Betreff der inneren Sicherheit behandelt, ist fast ebenso gefährlich für unsere Freiheit, wie die vorhergehenden Artikel für die Selbständigkeit und die Unabhängigkeit der Nation. Häusser hat diesen Theil der Reformacte durch den drastischen Ausspruch charakterisirt, daß im Vergleich mit ihm die §§. 25 und 26 der Wiener Schlußacte noch Garantien der constitutionellen Freiheit genannt werden könnten. Ungehemmt durch den Bundesrath, nach eigenem freien Ermessen wacht das Directorium über den inneren Frieden Deutschlands. Es ist nicht nur berechtigt, die wirklich gestörte Ordnung wiederherzustellen, es darf auch Präventivmaaßregeln ergreifen, wann und wo nach seiner Meinung Unruhen zu befürchten sind. Man sieht, die Neigung für das Polizeiregiment ist in Wien so groß, daß die Verfasser der Reformacte unwillkürlich aus der Rolle, welche die liberale Aera ihnen auferlegt, wieder herausfallen. Der freisinnig gewordene Graf Rechberg enthüllt hier dem vergeßlichen Theile des Publicums, daß er 1850 Bundescommissär in Kurhessen war. Der Geist, in welchem dieser Abschnitt abgefaßt ist, ist genau der der Dresdner Conferenzen. Damals war mit dem Project eines neunstimmigen Directoriums eine Militäreinrichtung in Verbindung gebracht, die lediglich zum Schutz des monarchischen Princips bestimmt war. Die Mitglieder der Executivbehörde sollten zusammen eine Armee von 125,000 Mann völlig ausgerüstet und marschbereit auf den Beinen erhalten, um jede innere Bewegung sofort unterdrücken zu können. Diese allzu ängstliche Vorsichtsmaaßregel kommt zwar hier nicht wieder zum Vorschein, sie wird aber durch die politische Befugniß der Directorialstaaten, die ja über eine hinreichende Zahl mobiler Truppen disponiren, völlig ersetzt. —

Alle national gesinnten Männer sind von vorn herein darüber einig gewesen, daß der Nation aus dieser österreichischen Umwandelung der Bundesorgane kein Gewinn erwachse. Nur gab es Viele, welchen die Umwandelung ungefährlich erschien. Die formellen Vorschriften, sagten sie, werden an der Macht der realen Verhältnisse scheitern. Bei der nächsten europäischen Krise werden Preußen wie Oesterreich, ein jedes genau so selbständig und nach dem eigenen Interesse handeln wie früher. Trotz aller Mehrheitsbeschlüsse von Directorium und Bundesrath wird sich Preußen bei einem zweiten italiänischen Kriege nur dann betheiligen, wann es will. Dies ist unzweifelhaft richtig; nur durfte man doch fragen, warum dem deutschen Volk ein neues Grundgesetz geboten werden sollte, dessen Unhaltbarkeit im Voraus einleuchtend war. Es ist gut, so erwiderte man, daß die Nation auch diese Probe durchmacht, daß sie die Unfruchtbarkeit jeder Reform, welche nicht die bundesstaatliche Einheit herstellt, praktisch erfährt. Dann aber gewinnen wir, und dies ist der entscheidende Punkt, neben Directorium, Bundes- und Fürstenrath ein parlamentarisches Element. Das deutsche Volk erhält ein Mundstück für seine Wünsche, eine Rednerbühne für seine nationalen Forderungen. Die Macht des freien Wortes wird uns das erobern, was heute noch fehlt. Der nächste europäische Sturm wirft das Luftgebäude der vielköpfigen Bundesgewalt über den Haufen, aber das Abgeordne-



tenhaus steht dann da mit der Kraft einer allseitig anerkannten legalen Institution und mit der Macht, welche die Bewegung der Gemüther ihr zuführt. Auf diesem Fundament wird sich dann die deutsche Einheit erbauen. Die Delegirten-Versammlung ist der Hebel, mit welchem wir die übrigen unvollkommnen Bundeseinrichtungen aus den Fugen heben. Dieser Hebel ist nach den Vorschlägen Oesterreichs zwar nur kurz, aber wir werden uns die Mühe nicht verdrießen lassen, Stück für Stück an ihn anzusetzen, bis er ein ausreichendes und mächtiges Werkzeug geworden ist.

Es ist ein großes Verdienst des Abgeordnetentages, daß er diese zum Theil ja sehr richtigen, zum Theil sehr phantastischen Ideen geklärt und geläutert hat. Er hat sich dahin entschieden, daß eine Volksvertretung mit diesem Princip der Zusammensetzung, mit dieser Berufungsperiode, mit dieser Competenz kein Förderungsmittel für die Interessen der Nation werden kann. Der Abgeordnetentag hatte ganz Recht, wenn er unter den heutigen Verhältnissen den Grundsatz der Delegation verwarf. Dieser Grundsatz mag in der Theorie richtig sein, er scheint in der That das einzige Mittel, um in einem Staatenbund oder Bundesstaat die Reibung zwischen der Gesammtvertretung und den Einzelvertretungen zu verhüten. Aber man beurtheilt Verfassungsentwürfe nicht nach allgemeinen Ideen, sondern nach der praktischen Wirkung, die sie unter den einmal vorhandenen Umständen haben müssen. Die etwa 100 Vertreter, welche nach Art. 16 die ersten Kammern zu senden haben (nach Art. 17 ist ihre Mission größtentheils lebenslänglich, da ihre Wahl für die Dauer des Mandats ihrer wählenden Körperschaft erfolgt), würden den festen Grundstoff bilden, an welchen sich mit Hülfe der österreichischen und der mittelstaatlichen Delegirten mit Sicherheit eine antinationale und in vielen Fällen auch eine antiliberale Mehrheit anknüpfen müßte. Dies ist für die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses der entscheidende Punkt. Im Verhältniß dazu sind die Klagen über die Vertheilung der Stimmen im Ganzen unwichtig. Das österreichische Project schwankt in dieser Beziehung zwischen den Principien eines Staatenhauses und eines Volkshauses. Wenn auch die kleinsten Länder für sich einige oder doch einen Vertreter haben sollen, so folgt daraus von selbst, daß der Maaßstab der Bevölkerung nicht streng angewandt werden kann und daß die Mittel- und Kleinstaaten relativ bevorzugt werden müssen. Auch die gleiche Zahl österreichischer und preußischer Abgeordneten ist keine Sache, aus der man viel Wesens machen kann. Unsere preußischen Bundesländer haben kaum eine Million Einwohner mehr als die Oesterreichs. Freilich jene Bundesländer für sich allein können nicht wählen. Der preußische Landtag kann sich nicht wie der österreichische Reichsrath in einen engeren und weiteren theilen. Aber dies ist eine Schwierigkeit, die über die Frage nach der Zusammensetzung und der Zahl der Bundesabgeordneten weit hinausgeht. Preußen kann nur ganz an einer Nationalvertretung Theil nehmen; aber Preußen kann, so lange der Staatenbund dauert und österreich-würzburgische Executivbehörden geschaffen werden sollen, nicht ganz in den Bund eintreten. An diesem Widerspruch allein wird jedes halb großdeutsche, halb parlamentarische Bundesproject in letzter Instanz scheitern. Von diesem Punkte aber abgesehen läßt sich gegen die Stimmenzahl der einzelnen Länder wenig einwenden. Außer dem Princip der Delegation ist nur noch der

dreijährige Termin der Berufung und die Competenz der Versammlung durchschlagend für die Beurtheilung des österreichischen Angebots. Das mußte ja einleuchten, ein in jedem dritten Jahr zusammentretendes Parlament ist kein Hebel für die nationale Agitation. Ein großes Stück Weltgeschichte, eine völlige Veränderung in den Machtverhältnissen Europas und sogar in dem Besitzstande des Bundes kann vor sich gegangen sein, ehe die deutschen Abgeordneten in der alten Reichsstadt wieder versammelt werden. Zu einer außerordentlichen Einberufung wird das Directorium durch kein Bedürfniß gedrängt; es müßte denn sein, daß Oesterreich bei einer europäischen Verwicklung eine ihm momentan günstige kriegerische Stimmung des Volkes benutzen wollte. Aber auch die dreijährigen ordentlichen Sessionen könnten jeder Zeit nach wenigen Wochen oder Tagen geschlossen werden. Drohte zwischen dieser Versammlung und den Regierungen eine unangenehme politische Erörterung, so würde dem Schluß der Verhandlungen gar nichts im Wege stehen. Die Existenz dieser Centralvertretung ruht nicht, wie die der Einzelkammern, auf bestimmten und materiellen Bedürfnissen einer Regierung, zu deren Befriedigung dieselbe den guten Willen der Abgeordneten gebraucht. Auch in einem Einzelstaat kann dieser gute Wille bei einem günstigen Stand der Finanzen eine Zeit lang entbehrt werden, aber es kommt dann der Moment, wo neue Steuern, Anleihen, Credit für den Krieg unabweislich sind, wo man sich entschließen muß, mit der Volksvertretung zu pactiren. Ein solcher Moment tritt für die Versammlung der Bundesabgeordneten in keinem Fall ein. Das einzige und alleinige Mittel, wie die Macht constitutioneller Körperschaften begründet werden kann, ist ihr schlechterdings aus der Hand genommen. Man zergliedere doch den Bundeshaushalt, dessen Voranschlag sie genehmigen soll. Er besteht im Wesentlichen aus zwei Stücken: 1) Aus den Ausgaben für die Bundeskanzlei, Gehälter für die Mitglieder der neu zu bildenden Commissionen und des Bundesgerichts, Tagegelder, Reiseentschädigungen und Büreaukosten für die Abgeordneten :c. 2) Aus den Ausgaben für die fünf Bundesfestungen, d. h. für die Instandhaltung des Materials und der Werke, denn schon der Sold der Garnisonen fällt den Einzelstaaten anheim. Von einer Verweigerung dieser Ausgaben kann keine Rede sein, und wenn sie geschähe, so würde sie keine Wirkung haben. Außerdem gehören in das Bereich des Bundesbudgets nur noch die Kosten für die militärischen Anordnungen, welche nach Art. 9, 10 und 12 zur Unterdrückung von Unruhen oder zur Ausführung von Bundesexecutionen getroffen werden. Diese Kosten aber fallen nach Art. 14 unter den Titel der „unvorhergesehenen" Bundesausgaben. Das Directorium ist befugt, sie durch außerordentliche Matricularumlagen zu decken unter Vorbehalt der späteren Rechtfertigung vor dem Abgeordnetenhaus. Weiter reichen die Bundesfinanzen nicht. In Art. 8 wird zwar ganz leise von der Errichtung einer Bundeskriegskasse geredet, aber Oesterreich verzichtet doch mit gutem Grund darauf, Reichskriege auf Reichskosten zu führen und Anleihen auf den Credit einer Behörde zu contrahiren, deren solider Ruf durch den österreichischen Vorsitz nicht befördert werden würde. In Summa: diese Abgeordnetenversammlung hat keine Macht und sie hat keine Aussicht, Macht zu erlangen. Es ist ein ganz hohler Gedanke, daß, wenn nur das Parlament erst da wäre, es sich die Befugnisse schon von selbst schaffen würde.

Man muß einen Boden haben, auf dem man steht und von dem aus man vordringt, und dieser feste Boden materieller Bedürfnisse kann auch durch die glänzendste Rhetorik nicht geschaffen werden. Nichts aber wäre depravirender für unsere deutschen Verhältnisse, als wenn abermals nur eine Rednerbühne gewonnen würde, ein Schauplatz für declamatorische Uebungen, die an der zähen Existenz der Einzelstaaten wirkungslos abprallen. Das ist keine Heilung, das ist eine Vermehrung unserer Uebel.

Das Capitel von den Bundesfinanzen hat den gekrönten Häuptern in Frankfurt manche Sorge gemacht und ebenso die beschließende Mitwirkung, welche von Bundesabgeordneten für gewisse Zweige der Gesetzgebung zugestanden ist. Diese Sorge ist übertrieben. Der Antheil an der Gesetzgebung giebt einem parlamentarischen Factor noch keine Macht, da die legislativen Reformen ja viel weniger im Interesse der Fürsten als in dem der Völker liegen. Ueberdies ist in Art. 11 und Art. 20 dafür gesorgt, daß grade die organischen Einrichtungen oder gemeinnützigen Zwecke, auf welche die Nation mit Recht den größten Werth legt, z. B. deutsche Flotte, Küstenbefestigung, Regulirung der Verkehrsmittel, der Eisenbahnen, Flußschifffahrt 2c., Einheit von Münze, Maaß und Gewicht — eine Mehrheit von 17 unter 21 Simmen des Bundesrathes und 4 Fünftheile der Abgeordneten zu ihrer Genehmigung bedürfen. Interessant ist ferner, wie dem „Recht der Vorstellung und der Beschwerde," welches nach Art. 22 den Abgeordneten in allen Angelegenheiten des Bundes zusteht, die Spitze abgebrochen ist. Der Art. 22 ist wichtig, weil sich an ihn die eigentliche politische Befugniß der Versammlung, die Befugniß zu Petitionen und Adressen, zur Beurtheilung der auswärtigen Politik, zu Discussionen über jede, die Wohlfahrt der Nation betreffende Frage anknüpft. Man darf nun zunächst nicht vergessen, daß der debattirenden Versammlung keine verantwortlichen Minister gegenüberstehen, welche die angegriffene Politik wirklich machen. Ferner aber bestimmt der Art. 25, daß die Vorstellungen und Beschwerden der Abgeordneten der Fürstenversammlung zur Prüfung vorgelegt werden, und daß durch diese dann dem Directorium die betreffenden Entschließungen zugehen sollen. Es ist klar, was dies bedeutet. Die Abgeordneten werden während ihrer Verhandlungen ohne Antwort wie ohne Gegner gelassen. Die Spitze ihrer Angriffe trifft Niemanden, weil kein Zielpunkt für sie da ist. Eine Discussion unter solchen Verhältnissen ist gradezu unwürdig und auch für die schriftliche Vorstellung oder Beschwerde wird die deutsche Geduld kaum ausreichen, da eine Antwort erst nach drei Jahren erwartet werden kann.

Auf die Gefahren dieser Fürstenversammlung als eines organischen Theiles der Bundesinstitutionen hat schon Häusser in seiner Rede aufmerksam gemacht. Dieses persönliche Berathen und Abstimmen der Souveräne setzt sie entweder zu der Rolle von Gesandten herab, die nach den Instructionen ihrer Ministerien handeln, oder es ist mit constitutionellen Staatsverfassungen schlechterdings unverträglich. Kein ehrlicher Minister wird es sich gefallen lassen, daß sein Fürst in eine Versammlung eintritt, wo er durch die Discussion, durch überraschende Impromptus, durch den Zauber, den auch in diesen Kreisen der Höherstehende auf den Geringeren auszuüben pflegt, zu ungeahnten Entschließungen fortgerissen werden kann. Wir sind weit entfernt, diesen Abschnitt des österreichischen

Entwurfes für einen romantischen Einfall zu halten. Es ist ein sehr kluger florentinischer Einfall; kein Theil des Bundesorganismus würde jener eigenthümlichen Mischung der Habsburgischen Politik, der Mischung von vertrauengewinnender Biederkeit und von hinterhaltiger Schlauheit, einen glücklicheren Spielraum bieten.

Noch an zwei Punkte, über welche der Entwurf schweigt, erinnern wir im Vorbeigehen. Seltsamerweise verzichtet Österreich darin auf den Versuch, den Zollverein in die neue Bundesorganisation herein zu ziehen. Zwar ist in Art. 5 von einer Commission für Handels- und Zollsachen die Rede, aber unter den Gegenständen der Gesetzgebung, über welche die betreffenden Bundesorgane mit einfacher Mehrheit schlüssig werden können, sind die Zollangelegenheiten nicht erwähnt. Die Hineinnahme derselben in den Bund würde also die unerschwingliche Zahl von 4 Fünftheilen der Delegirtenversammlung voraussetzen. Vielleicht hat man gewünscht, das Interesse Frankreichs an dem Handelstractat zu schonen, vielleicht auch gefürchtet, durch Vermischung jener beiden Gebiete den Widerstand gegen den Entwurf unüberwindlich zu machen. Noch eine zweite höchst wichtige Sache ist mit Schweigen übergangen, nämlich das Verhältniß, in welches der, in seiner legislativen Competenz so sehr erweiterte Bund zu der centralistischen Februarverfassung des Kaiserstaates treten soll. Einige Andeutungen darüber, daß Oesterreich die Beschlüsse des Bundes auch wirklich anerkennen und durchführen, und daß es sich die Möglichkeit dazu ev. durch Verfassungsveränderungen daheim verschaffen wolle, wären doch wohl anständig gewesen. Aber es ist das alte Vorrecht des Wiener Hofes, in Frankfurt mit zu berathen, Parlamente zu beschicken, Reichsverweser mit einzusetzen — immer mit dem stillen Vorbehalt, daß Oesterreich dabei lediglich seinen eigenen Gesetzen und Interessen folge. Was Fürst Schwarzenberg am 4. Februar 1849 schrieb, daß Oesterreich den Anforderungen der Centralgewalt genügt habe, „soweit sie nicht das Gebiet der Gesetzgebung berührten," wird sich auch Graf Rechberg für zukünftige Fälle reserviren. —

Und warum ist dieses Elaborat, das sich bei genauerem Einblick so höchst unbefriedigend und gefährlich gezeigt hat, von dem deutschen Abgeordnetentag nicht schlechthin abgewiesen? Ist es nicht klar, daß es nur dazu dienen sollte, die nationale Bewegung in die Irre zu führen, insbesondere durch die parlamentarische Verflechtung der österreichischen und der deutschen Länder dem künftigen Aufbau des Bundesstaates neue Hemmnisse in den Weg zu legen? Jener Tadel ist leicht ausgesprochen, aber er ist nicht gerechtfertigt. Indem der Abgeordnetentag den fürstlichen Propositionen bedingungsweise entgegen kam, befolgte er die Taktik, welche für die Volksinteressen die verständigste war. Wurden diese Bedingungen erfüllt, dann war ein gewaltiges Organ zur Förderung der nationalen Sache gewonnen. Gegen ein constituirendes oder vereinbarendes Parlament konnte man auch die Oesterreicher in den Kauf nehmen. Ob dieses Parlament unter den heutigen Verhältnissen die Kraft gewann, die Regierungen zu einem guten Vergleich zu zwingen, das mochte fraglich sein, aber gewiß war, daß es die Rechbergische Vorlage über den Haufen warf. Blieben dagegen die Bedingungen, wie ja vorauszusehen war, unerfüllt, so war eine Form der Ablehnung gefunden, die den unsichern und schwankenden Volks-

[redacted]

stimmungen entsprach und die die Verantwortlichkeit für das Scheitern der Reform auf die Fürsten zurückwarf. —

Auf Seiten des Volks hat die österreichische Politik den gewünschten Effect schließlich nicht erreicht. Sehen wir nach, welche Resultate sie in der Conferenz der Fürsten davongetragen hat. Oesterreich hatte hier durch das Fernbleiben Preußens ein ziemlich offenes Terrain. Es ist uns keinen Augenblick zweifelhaft, daß in Wien auf dieses Fernbleiben gerechnet war. Wenn man einen großen und gleichberechtigten Staat ernstlich zu einer Verständigung bewegen will, so wählt man selbstverständlich andere Formen, als sie dem Kaiser Franz Joseph gegen den König Wilhelm beliebten. Die Würde des preußischen Monarchen ließ nach den Vorgängen im Anfang August schlechterdings nichts anderes als die Ablehnung, die wiederholte Ablehnung zu. Freilich würde das heutige Preußen, auch wenn es in Frankfurt vertreten sein konnte, auch wenn es Zeit gewann, mit einem eignen Entwurf aufzutreten, sich dort in einem fast unerträglichen Zustand der Isolirung befunden haben. Der natürliche Schirm und Führer der kleineren Staaten, hatte es durch seine jetzige Politik dem liberalen Theil derselben die Möglichkeit abgeschnitten, sich mit ihm zur gemeinschaftlichen Action zu verbinden. Indessen selbst in diesem Zustand der Schwäche mußte die Anwesenheit Preußens dazu beitragen, den Muth der Opposition zu verstärken und Oesterreich bei der Behandlung der Geschäfte an gewisse Rücksichten und Formen zu binden. Man wollte also Preußen in Frankfurt nicht, und richtete seine Schritte danach ein. So der einzig Mächtige und Gefürchtete, hat denn Oesterreich alle Mittel der brüsken Ueberrumpelung, der Sophistik und Intrigue reichlich spielen lassen, um das günstigste Resultat zu erreichen. Etwa einen Tag nach der Vertheilung seiner Reformacte, als die Fürsten und Minister den Entwurf kaum hatten flüchtig durchlesen können, forderte es die en bloc Annahme. Auf diese Forderung lief die Rede des Kaisers Franz Joseph hinaus. Sie war doch zu unerhört, um Anklang zu finden. Dann benutzte es einen verfänglichen Ausdruck der Souveräne, um die haarsträubendsten Consequenzen daraus zu ziehen. Am Abend des 21. August brachte eine Rechbergische Denkschrift plötzlich die Erläuterung, daß die Fürsten, indem sie den Entwurf „eine geeignete Grundlage" für ihre Verhandlungen nannten, damit auch seinem gesammten Inhalt zugestimmt hätten und demnach Abänderungen nur noch im unwesentlichen Detail stattfinden könnten. Auch für solche Amendements aber wurde der Grundsatz aufgestellt, daß der ursprüngliche Text des Entwurfes so lange gelte, bis man sich über die Abänderung allseitig verständigt habe. Der Kaiser verfuhr hier mit seinen Brüdern und Vettern genau so, wie ein Monarch, der eine Verfassung octroyirt, mit seinen Unterthanen zu verfahren pflegt. Die octroyirte Urkunde bleibt in allen Stücken in Kraft, wofern nicht sämmtliche Staatsfactoren, den Souverän mit eingeschlossen, über eine Modification übereinkommen. Weiter suchte Oesterreich aus seinem Entwurf eine Anzahl Punkte heraus, bei denen es den wenigsten Widerstand zu finden hoffte und die zugleich seinem Interesse am nächsten lagen: Ueber diese allein sollte abgestimmt und ihr Wortlaut festgesetzt werden. Auch diese Forderung drang nicht durch; es kamen vielmehr alle Artikel an die Reihe. Aber es gelang doch wenigstens, eine fürstliche

Abstimmung in Scene zu setzen, ohne daß mit Ausnahme Badens irgend ein Staat es von vorn herein klar aussprach, daß ein solcher Act keine bindende Verpflichtung in sich schließen könne. So genießen wir seit fast zwei Wochen das seltene Schauspiel eines Fürstenparlaments. Von einem bürgerlichen Parlament unterscheidet es sich dadurch, daß es keine Geschäftsordnung hat, daß seine Mitglieder von der Tagesordnung mitunter erst am Anfang der Sitzung erfahren, daß sie in der Discussion wenig Uebung und bei der fliegenden Eile, mit welcher ganze Abschnitte durchgenommen werden, zur Ueberlegung keine Zeit haben; daß endlich ihre Berathungen überhaupt nur scheinbar frei sind, in der That aber unter dem Terrorismus der Macht stehen. Sie haben die Reformacte im Wesentlichen gebilligt, indessen sind doch einige Hauptpunkte, wie die Bildung des Directoriums, der Vorsitz u. s. w. mehr oder weniger offne Fragen geblieben. Wenn sie Frankfurt verlassen und sich auf das gegen sie eingeschlagene Verfahren in Muße und mit Hülfe ihrer Minister besinnen, so werden sie zum Theil wenigstens zu der Ansicht gelangen, daß sie sich eigentlich zu nichts verpflichtet hätten. Eins aber ist nicht wieder gut zu machen. In der Nation wird diese wehrlose Hingebung an die österreichischen Zwecke die Ueberzeugung bestärken, daß unser deutsches Fürstenthum größtentheils reif geworden sei, in den Stand der Mediatisirten zu treten.

Die liberale Opposition hatte auf der Conferenz einen schweren Stand. Zwei Positionen waren möglich. Entweder man beseitigte die von Oesterreich drohende Gefahr durch liberale Modificationen der Reformacte, oder man beseitigte sie, indem man die ganze Procedur einer Fürstenabstimmung verwarf. Wer die erste Position einnahm, mußte sich klar machen, was daraus folgte. Indem er Amendements zu dem Entwurf einbrachte, stellte er sich auf den Boden desselben; indem er Abstimmungen über seine Verbesserungsanträge provocirte, billigte er stillschweigend das abnorme Princip und unterwarf sich auch den ungünstigen Entscheidungen. Dieser Standpunkt führte soviel Nachtheile mit sich, daß man ihn, von constitutionellen Bedenken abgesehen, nur einnehmen durfte, wenn man bei den wichtigsten Punkten der Mehrheit sicher war. Daran war aber bei nüchterner Ueberlegung nicht zu denken. Die falsche Stellung hat sich denn auch bitter gerächt. Die Amendements haben nur geringen Erfolg gehabt. In der Hauptsache sind sie durchgefallen. Das gemischte Wahlsystem, welches der Herzog von Koburg vorschlug, hat keine Stimme außer seiner eigenen gewonnen. Wie konnte man es anders erwarten? Hat Oesterreich nicht in der Denkschrift vom 3. August sein Delegirtenproject damit befürwortet, daß es das beste Mittel sei, ein Parlament zu verhindern? Hat es nicht vor kurzem seinen Vorsitz am Bunde mit der Präsidentschaft der americanischen Union oder der Schweiz verglichen, und ein Preisgeben dieses kostbaren Rechts höchstens gegen Aufnahme Gesammtösterreichs in den Bund in Aussicht gestellt? Und wer konnte ohne Phantasterei sich einbilden, daß in einer Versammlung, wo der Kaiser und die Könige herrschen und die Uebrigen meist nur eine Faust in der Tasche machen — daß in einer solchen Versammlung die Bildung eines österreichischen Directoriums verhindert oder der Krieg für die außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs von der Zustimmung Preußens abhängig gemacht werden würde?

Das fast völlige Scheitern dieser Versuche beweist am Besten, daß nur die zweite Position die richtige war. Baden allein hat die klare Voraussicht und die ruhige Entschlossenheit gehabt, sie obwohl isolirt von vorn herein einzunehmen. Es hat sich der Abstimmungen enthalten, es hat sofort in Antwort auf das österreichische Promemoria die Unverträglichkeit endgültiger Beschlüsse der Souveräne mit den constitutionellen Principien nachgewiesen. Es hat damit die Berathungen auf den Werth vorläufiger Besprechungen herabgesetzt; es hat sich der schwer zu controlirenden österreichischen Protokollführung dadurch entzogen, daß es seine Meinungen schriftlich dem Protokoll beifügte. Es allein hat sich nicht überrumpeln und überlisten lassen, und es wird höchst wahrscheinlich die Genugthuung haben, daß die von ihm sofort klar gestellten Grundsätze späterhin von manchem deutschen Ministerium adoptirt und als Schutzwehr benutzt werden.

Denn das ist vorauszusehen, über das Maaß der Verpflichtungen, welche die Fürsten in Frankfurt eingegangen sind, wird sich unter ihnen selbst kein geringer Dissens erheben. So viel Vorsicht wenigstens wird man der Mehrzahl von ihnen zutrauen dürfen, daß sie sich nicht am Schluß der Conferenz, auf den wir noch gespannt sind, Oesterreich unbedingt und ohne Reserve verschreiben. Sie werden wenigstens den Vorbehalt der Verhandlung mit Preußen machen; soll dieser aber einen ernstlichen Sinn haben, so müssen die verhandelnden Glieder von Verpflichtungen frei und im Stande sein, sich für andere und neue Vorschläge zu entscheiden. Im Ganzen sind wir der Ansicht, daß Oesterreich bei der Eröffnung des Congresses schon an der Grenze seiner Erfolge angelangt war. Es hat den Beweis geliefert, wie fest und überlegen seine Macht in Deutschland gegründet ist. Es hat seine Clientel noch über die Zahl vergrößert, die ihm auf den Dresdner Conferenzen folgte. Mehr wird es schwerlich erreichen. Es hätte Preußen zur Capitulation zwingen können, wenn es ihm, wie es einen Moment fast schien, gelang, die Nation für sich zu gewinnen. Jetzt ist die Durchführung seines Werkes schon durch die einfache Negation Preußens unmöglich gemacht und auch die Drohung, die es in dem Promemoria vom 3. August aussprach, ist eine Phrase. Eine partielle Ausführung der beabsichtigten Bundesreform, ein Sonderbund ist heute nicht viel wahrscheinlicher als zur Zeit des früheren Delegirtenprojects. Das Votum der deutschen Kammern, das nicht entbehrt werden kann, vereitelt diesen Plan; sie würden sich mit Ausnahme von Bayern, Sachsen und vielleicht Württemberg alle dagegen erklären. Und auch die mittelstaatlichen Regierungen werden das, worauf Oesterreich den meisten Werth legt, eine Verpflichtung zur Hülfsleistung im Kriegsfall, für sich allein nicht auf sich nehmen wollen.

Und hier stoßen wir auf die Seite des österreichischen Unternehmens, welche für die deutschen Fürsten wahrlich von nicht geringer Gefahr ist. Darin hat Herr von Bismarck unzweifelhaft Recht, daß das Vertrauen auf den Bestand der Bundesverhältnisse durch die Frankfurter Vorgänge in seinem letzten Rest erschüttert worden ist. Freilich ist die deutsche Krise nicht von gestern; sie war seit 1815 latent und seit 1848 ist sie offen ausgebrochen. Aber nach der Besiegung der Revolution ist kaum ein Schritt vorgekommen, welcher der nationalen Bewegung einen so mächtigen Impuls gegeben hat. Niemals wurde die

Gesammtheit der deutschen Fürsten so persönlich für die Reform engagirt. Es ist ein völlig richtiges Gefühl der Selbsterhaltung, wenn gerade die Gegner des Bundesstaats unter ihnen von Frankfurt nicht fortgehen mögen, ohne etwas Positives zu Stande zu bringen. Wenn nun aber das Werk dennoch scheitert und scheitern muß, so ist damit zugleich die Idee des Staatenbundes, die Idee einer legalen, ohne den Druck der Noth vollziehbaren Bundesreform gescheitert. Die deutsche Sache allerdings ist dabei vorwärts gekommen — ihr muß wie jeder gewaltigen, zur Verwirklichung ringenden Idee Alles dienen, auch das, was der Gegner thut; aber der Weg, auf dem sie vorwärts kommt, ist den Interessen derer nicht gemäß, die diesen Kaiserzug als einen Kriegszug gegen Preußen mit Jubel begrüßten.

Dies ist die Sorge, welche die Weiterblickenden unter den gekrönten Häuptern wohl heute schon erfüllt. Sie waren zu einem conservativen Werk berufen und sie haben statt für die Befestigung für die Zerstörung des Bestehenden gearbeitet. Dagegen bezweifeln wir, daß die Noten des Herrn von Bismarck ihnen Sorge machen werden. So lange das heutige System mit seinen Organen dauert, ist es vollkommen gleichgültig, ob Preußen die österreichische Reformacte den berechtigten Interessen der Nation nicht gemäß findet, ob es sogar ein Parlament auf breitester Grundlage und die radicalste Umbildung der deutschen Verfassung zu seinem Programm erhebt. Alle diese Schritte, negative und positive, werden Schläge in's Wasser sein.

Diese Thatsache ist so augenfällig, daß bei dem Zusammentreten des Fürstencongresses neun Zehntheile des preußischen Volkes einen Umschwung unserer inneren Politik erwarteten. Preußen war so plötzlich überfallen, daß die kräftigste Gegenwehr nöthig schien, und zu dieser Gegenwehr waren die bisherigen Organe nicht geeignet. Die Erwartung ist getäuscht, und nachdem sie bei dem ersten Stoß des Gegners unerfüllt geblieben, war es kurzsichtig, sie noch später zu hegen. Denn die Phasen, welche jetzt eintraten, die genauere Prüfung der österreichischen Reformacte, die Einsicht, daß sie unausführbar, und wenn ausgeführt, eine Verschlechterung des Bestehenden sei, das allmähliche Sinken der Volksstimmung, — das alles mußte dem erschütterten preußischen System wieder zu Gute kommen. In manchen preußischen Kreisen äußerte sich die Neigung für die Rechberg'sche Reform darum so laut, weil man jene Wechselwirkung voraus sah und verhüten wollte. Wir vermögen dieser überdies undurchführbaren Taktik nicht zu folgen. Uns sind durch unser preußisches Ehrgefühl und Staatsgefühl Grenzen gezogen, die wir auch im bittersten inneren Kampf nicht überschreiten können. Lieber mag uns — welcher Minister da will, regieren, als daß wir uns den Oesterreichern unterwerfen.

Es ist vielleicht ein Fehler von uns Preußen, daß wir gar zu sehr nach äußeren Anstößen umherspähen, die uns aus der innern Noth erlösen sollen. Diese innere Aufgabe liegt einmal auf unsern Schultern, und das Schicksal scheint nicht zu wollen, daß sie uns abgenommen werde. Besser also ist es, daß wir uns überlegen, ob wir den Kampf so nachhaltig, so lebendig geführt haben, als es innerhalb der Grenzen des Gesetzes und der Verfassung gestattet war. Diese Ueberlegung gilt für alle Parteien und für die unsere wahrlich nicht am wenigsten. Mit der zähen Wiedererkämpfung unserer constitutionellen Rechte ist zwar unsere Stellung in Deutschland noch nicht rehabilitirt, aber es ist wenigstens die erste und unerläßlichste Stufe erreicht, um aus der Ohnmacht wieder zur Macht zu gelangen.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.



Cultur- und Geschichtsbilder aus Sicilien.

II.

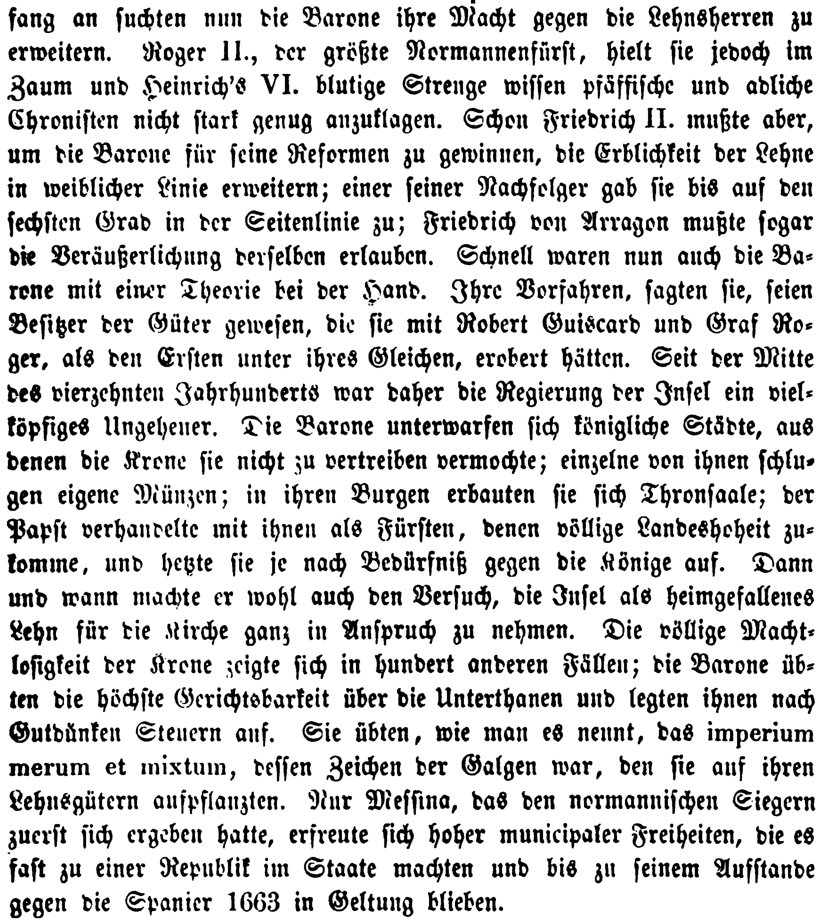
Als eine Nachblüthe der muhamedanischen Culturperiode — und hier brach unser erster Artikel ab — ist die Epoche der normannischen Eroberung und die Herrschaft der schwäbischen Kaiser, vor Allem die Friedrich's II., zu betrachten. Gewiß wurden zwar viele Städte von den rauhen nordländischen Kriegern zerstört und mancher Acker verwüstet. Ein einziges Diplom Roger's könnte uns hierüber belehren, und Kaiser Heinrich VI. führte 150 Saumthiere mit Gold und Silber, Edelgestein und seidenen Gewändern beladen aus Palermo weg, wie Arnold von Lübeck berichtet. Aber arabische Schriftsteller, der Jude Benjamin von Tudela und Ugo Falcando sind in gleicher Weise voll des ausschweifendsten Lobes der herrlichen Lustschlösser der normannischen Herzöge bei Palermo, Friedrich II. gründete hier die ersten botanischen Gärten Europas, wenn man nicht etwa die Arzneikräutergärten der Klöster, die sich z. B. auf dem bekannten St. Galler Klosterriß angegeben finden, als solche ansehen will. Noch jetzt zeigen die Dome der Insel und die Trümmer der Prachtbauten der Zisa, Cuba, des Mare dolce bei Palermo, welches Leben die normannischen Fürsten begünstigten und genossen. — Aber mit der normannischen Eroberung war doch auch wieder der Grund zu einer socialen Umgestaltung aller Verhältnisse auf der Insel gelegt, die ebenso entsetzliche Früchte getragen hat, als die Verpflanzung der Plantagenwirthschaft von Afrika hierher. Denn wenn Jemand die culturhistorischen Folgen des Feudalstaates in ihrer größten Reinheit und Folgerichtigkeit studiren will, so muß er die Geschichte Siciliens von jenem Jahrzehent an durchlaufen, wo die Normannen gleichzeitig die größte und schönste Insel Europas eroberten und damit die Völkerwanderung schlossen.

Es giebt kaum zwei Länder Europas, die jetzt politisch und social so verschieden gestaltet sind, als seine beiden wichtigsten Inseln, als England und Sicilien. Und doch haben sie viel Gemeinsames in ihrer Entwickelung aufzuweisen und beide sind von der Natur nicht stiefmütterlich bedacht. Fruchtbar sind die Felder Englands und Siciliens. Was dort die Stein-



kohle ist, ist hier der Schwefel. Nehmen wir die Saracenen aus, so sind alle Völker, die für die Geschichte des Einen bedeutend geworden sind, auch an dem Anderen nicht spurlos vorübergegangen. Phönizier und Griechen kannten die Zinninseln und die äußerste Thule. Die Römer herrschten in Britannien und Sicilien. Gleichzeitig trafen Beide die Wellen des germanischen Völkersturmes; die Vandalen landeten 445 in Sicilien, die Angeln und Sachsen 449 in England. Auf beide Inseln war gleichzeitig die Sorgfalt Gregor's I. in besonderer Weise gerichtet. Von dem römischen Bischofe nahm Robert Guiscard Sicilien zu Lehn und Wilhelm der Eroberer ging mit dem Segen Alexander's II. und dem Bannstrahle der Kirche vor sich her nach England. Als die Engländer zur Zeit der höchsten Machtentwickelung der römischen Kirche die Grundlage ihrer Freiheit legten (Magna charta 1215), vollendete Friedrich II. seine Gesetzsammlung für sein unteritalisches Reich (1230), in dem zum ersten Male der Gedanke, welcher die moderne Staatsverfassung von der antiken scheidet, der Gedanke der Vertretung der gesammten Volksgemeinde durch eine Repräsentantenversammlung zu Tage tritt. Denn Friedrich II. ließ an den Parlamenten Vertreter der Städte theilnehmen. Gegen England sowohl als Sicilien sandte dann das Papstthum den ältesten Sohn der Kirche, der sich ihr immer treu erwiesen hat, wo ihm andere Völker zu berauben aufgetragen war, sonst aber der Kirche die tückischesten Stöße versetzt hat. Philipp II. August mußte aber bald auf England verzichten, und das Haus Anjou behauptete sich in Sicilien nur wenige Jahre. Aber seine Herrschaft genügte, um die Feudalherrschaft in Sicilien für Jahrhunderte unvertilgbar zu machen. Denn nun mußten seine Nachfolger mit den Baronen unterhandeln, wie die Kaiser in Deutschland mit ihren Wahlfürsten, die hier wie dort bei allen Rebellionen an dem heiligen Stuhle die beste Stütze fanden. Von dem dreizehnten Jahrhundert geht dann aber die Geschichte Englands und Siciliens ganz auseinander. Hier lebte keine deutsche Bevölkerung, aus der in England von Wat Tyler bis auf William Cobett alle großen Socialreformen hervorgegangen sind. Ein merkwürdiger Zug der Geschichte ist es dann wieder, daß endlich in diesem Jahrhundert durch die directe Einmischung Englands das Feudalwesen in Sicilien gebrochen wurde.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte des sicilianischen Feudalstaates zu geben. Die Entwickelung desselben kann nur angedeutet, die jetzt vorliegenden Resultate desselben können nur kurz beschrieben werden. Die erobernden normannischen Fürsten hatten für sich und ihre Familien den größten Theil der Insel als Krongut behalten; ein anderes Drittel erhielt die Kirche und das letzte die tapferen Begleiter als Lehn. Von An-



fang an suchten nun die Barone ihre Macht gegen die Lehnsherren zu erweitern. Roger II., der größte Normannenfürst, hielt sie jedoch im Zaum und Heinrich's VI. blutige Strenge wissen pfäffische und adliche Chronisten nicht stark genug anzuklagen. Schon Friedrich II. mußte aber, um die Barone für seine Reformen zu gewinnen, die Erblichkeit der Lehne in weiblicher Linie erweitern; einer seiner Nachfolger gab sie bis auf den sechsten Grad in der Seitenlinie zu; Friedrich von Arragon mußte sogar die Veräußerlichung derselben erlauben. Schnell waren nun auch die Barone mit einer Theorie bei der Hand. Ihre Vorfahren, sagten sie, seien Besitzer der Güter gewesen, die sie mit Robert Guiscard und Graf Roger, als den Ersten unter ihres Gleichen, erobert hätten. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war daher die Regierung der Insel ein vielköpfiges Ungeheuer. Die Barone unterwarfen sich königliche Städte, aus denen die Krone sie nicht zu vertreiben vermochte; einzelne von ihnen schlugen eigene Münzen; in ihren Burgen erbauten sie sich Thronsaale; der Papst verhandelte mit ihnen als Fürsten, denen völlige Landeshoheit zukomme, und hetzte sie je nach Bedürfniß gegen die Könige auf. Dann und wann machte er wohl auch den Versuch, die Insel als heimgefallenes Lehn für die Kirche ganz in Anspruch zu nehmen. Die völlige Machtlosigkeit der Krone zeigte sich in hundert anderen Fällen; die Barone übten die höchste Gerichtsbarkeit über die Unterthanen und legten ihnen nach Gutdünken Steuern auf. Sie übten, wie man es nennt, das imperium merum et mixtum, dessen Zeichen der Galgen war, den sie auf ihren Lehnsgütern aufpflanzten. Nur Messina, das den normannischen Siegern zuerst sich ergeben hatte, erfreute sich hoher municipaler Freiheiten, die es fast zu einer Republik im Staate machten und bis zu seinem Aufstande gegen die Spanier 1663 in Geltung blieben.

Gleichzeitig mit dem ersten Auftauchen des modernen Absolutismus in Spanien zeigte auch hier der Löwe seine Krallen. Man führte die Inquisition ein, um ein von den Baronen unabhängiges Gericht zu haben; man suchte den Adel durch Heranziehung an den Hof und Entfernung von seinen Gütern moralisch und pecuniär zu Grunde zu richten. Aber in Sicilien fand sich kein Torquemada und Ximenez; Araber und Juden waren schon längst ausgerottet und vertrieben. Hier hatte der Hof eines Vicekönigs in Palermo auch nicht die Anziehungskraft wie in Madrid, und dorthin ging man trotz aller Lockungen doch nicht so leicht über das weite Meer. Auch andere Mittel erreichten ihren Zweck gleichfalls nicht völlig. Seitdem nämlich eine uneheliche Tochter Karl's V. mit einem sicilianischen Baron verheirathet und dieser zum Fürsten befördert worden war, erfaßte die übrigen Barone ein großer Hunger nach Herzogs- und

15 *

Fürsten- und ähnlichen Titeln. Diese ließ sich zwar die Krone wohl bezahlen. Doch das drückte den Adel wenig. Denn das gemeine Volk mußte den Herzogstitel mit seinem Schweiße verdienen. Kein Wunder deshalb, daß dieses entsetzlich zu leiden hatte und die Volkszahl Gesammtsiciliens unter die herunter ging, die einst nicht die erste, sondern die zweite Stadt der Insel gehabt hatte. Denn die erste Volkszählung Siciliens im Jahre 1505 ergab für die ganze Insel mit Ausnahme der Städte Palermo und Messina, die sich noch länger der „Schmach" einer Volkszählung erwehrten, nur 448,500 Seelen. Rechnet man beide Städte hinzu, so ergiebt sich kaum eine Volksmenge von 700,000 Köpfen, also ungefähr 1400 auf die Quadratmeile, während jetzt 4500 hier wohnen. Bis zum Jahre 1615 wuchs die Bevölkerung um 300,000 Köpfe und blieb wieder bis zum achtzehnten Jahrhundert in gleicher Höhe stehen. (Im Jahre 1853: 2,231,020 Seelen.) Im Jahre 1703 berechnete man die Einnahmen der gesammten Einwohner der Insel auf 5,898,750 Thaler, von denen auf den Adel als Inhaber von Feudalgütern 1,670,500, auf die Geistlichkeit 208,000, auf die auf der Insel ansässigen Ausländer 120,250 und auf die übrigen Einwohner, Städter, Besitzer von Allodialgütern u. s. w. 3,900,000 Thaler fallen. Gegen das Ende des Jahrhunderts berechnete man dagegen die Einnahmen der Adelsbank im Parlament von deren Feudalgütern auf 2,229,500 Thaler, die Einnahmen von den Allodialgütern, dem königlichen Domainenland und der Städtebank auf 5,200,000 Thaler, die der Kirchengüter auf 276,250 und die der Fremden auf 169,000 Thaler. Man kann versichert sein, daß der Adel noch viel größere Revenuen von seinen Lehnen hatte, da diese Zusammenstellungen vom Parlament ausgingen, in dem der Adel fast unbedingt Ton angebend war. Auch die Einkünfte der Kirche werden viel höher gewesen sein. Die Geistlichkeit ließ hierüber immer ein großes Dunkel walten, dessen Schleier die Regierung nur dann etwas heben konnte, wenn sie die Einnahmen der vacanten Bischofssitze an sich nahm. Ich weiß nicht, ob die wissenschaftliche Statistik Sicilien schon einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Schon aus diesen wenigen Zahlenangaben, die sehr leicht vermehrt werden könnten, — aus Bianchini, Storia economica civile di Sicilia u. A. —, läßt sich aber erkennen, ein wie interessantes Feld für jeden Statistiker die Culturgeschichte Siciliens ist.

Eine Folge des Feudalwesens war denn auch für Sicilien, wie für alle von ihm ausgesogenen Länder, die verkehrteste Handelspolitik. Man verbot die Getreideausfuhr, um den die Insel nichtsdestoweniger in furchtbarem Grade heimsuchenden Theuerungen zu steuern. Nur aus fünf Häfen durfte im vorigen Jahrhundert Getreide, das in den dort befindlichen königlichen Magazinen gegen ein billiges Lagergeld aufgespeichert



wurde, gegen hohen Ausfuhrzoll ausgeschifft werden. Nur drei Barone hatten noch ein beschränktes Getreideausfuhrsrecht. Straßen dagegen baute man nicht; trotzdem daß am Ende des vorigen Jahrhunderts eine allgemeine Kopfsteuer für den Straßenbau erhoben wurde, wußte der Adel den Plan der Regierung zu hintertreiben. Er fürchtete seine Allmacht zu verlieren, wenn seine Untergebenen leichter reisen könnten, und ließ lieber das Getreide im Innern verkommen, als es an die Küste schaffen und die Bauern reich werden. Noch jetzt soll es im Innern der Insel Ortschaften geben, die nichts ausführen können, weil die Maulthiere, ehe sie mit ihrer Last an die Küste kommen, dieselbe aufgezehrt haben. Und doch sind seit der englischen Verwaltung der Insel und der Regierung Ferdinands's II. viele Straßen gebaut. Vorher gab es aber keine einzige nur einigermaaßen fahrbare Straße als von Palermo nach dem benachbarten Monreale, die ein Geistlicher auf seine Kosten hatte erbauen lassen, und den Weg nach dem gleichfalls nicht entfernten Termini. Das für den Straßenbau eingezogene Geld verwendete man größtentheils zur Verschönerung Palermos, das die Regierung, um den Adel hierher zu locken und zu corrumpiren, in demselben Maaße zärtlich und vorsorglich, als die ganze übrige Insel stiefmütterlich behandelte. Fehlte in Palermo es an frischem Fleisch, so wurde es den Insulanern verboten, ihr Schlachtvieh selbst zu schlachten und zu verzehren: man mußte es nach Palermo führen. Hier concentrirte man alle Verwaltungs- und Justizbehörden, so daß noch die jetzige Regierung die Folgen hiervon zu verspüren hat. Denn man berechnet, daß gegenwärtig noch in Palermo die Advocaten, Patrocinatori, Winkelconsulenten u. s. w., die jetzt weniger als früher zu thun haben und deshalb unzufrieden sind, mit Weibern und Kindern eine Armee von 15,000 Mann, also 6 Procent der Bevölkerung bilden. Dem Adel in Palermo sicherte man seine ihn auszeichnende Kleidung, sowohl was den Stoff als den Schnitt derselben betraf, von anderen Vorrechten ganz abgesehen. Wie der Erstgeborne der adlichen Familie auf Kosten aller Nachgebornen begünstigt war, so wurde auch die Hauptstadt zum Nachtheil aller Städte des ganzen Landes bevorzugt. —

Die Wirkungen, die diese Zustände auf die Bodenbewirthschaftung der Insel ausgeübt haben, dauern jetzt noch im Wesentlichen fort. Denn in diesem Jahre ist erst ein halbes Jahrhundert verstrichen, daß denselben die Axt an die Wurzel gelegt ist. — Verläßt man eine der größeren Städte der Insel, so sieht der Reisende, wie der Boden rings um sie her sorgfältig bebaut ist. Weinberge, Gemüsegärten, Pflanzungen von Handelsgewächsen bedecken die Hügel und Thalebenen. Wo Wasser vorhanden ist, sind Orangen- und Citronenpflanzungen angelegt. Von den



Oelbäumen ist sorgfältig alles dürre Holz geschnitten. Um ihre Stämme sind Graben aufgeworfen, die den Winterregen festhalten sollen. An den steilsten Abhängen, auf Lavafelsen, an den Wegen und Straßen stehen die ungeschlachten Stämme der indischen Feige (Opuntia ficus indica). Diese Kaktusart mit ihren vielen eßbaren Früchten ist für Sicilien geworden, was für Nordeuropa die Kartoffel, ja in mancher Beziehung noch mehr. Denn sie hat nicht nur die Physiognomie der Landschaft verändert, seitdem sie, von Südamerica hierher verpflanzt, hohe Berge mit ihrem in's Bleifahle schimmernden Blattgrün bedeckt hat, sondern auch große unbebaute Strecken des Landes der Cultur wiedergegeben. Wo nur soviel Erdboden vorhanden ist, daß das in ihn gesteckte Blatt haften kann, wuchert sie schnell fort und bildet fußstarke Stämme. Allmählich sammelt sich um sie Erdreich, die zu Boden fallenden Blätter bilden Humus und so befördert sie nach und nach die Fruchtbarmachung des sterilsten Bodens. Am Fuße des Monte Pellegrino sind ganze Felsplateaus nach der Favorita hin mit ihr cultivirt worden. Ihre jungen Blätter dienen dem Vieh zur Nahrung, die saftigen Früchte werden im Nachsommer und Herbst von Arm und Reich in großen Quantitäten vertilgt. Eine andere Pflanze, mit der America Sicilien beschenkt hat, ist die Agave — Agave americana — hier fälschlich Aloe genannt, die seit 1561 am Mittelmeer auftritt. Ihre oft 20 Fuß hohen Blüthenstengel habe ich im Innern der Insel wohl mit den Stangen der Telegraphenzüge verwechselt. Auch der Mais ist ja erst seit den letzten Jahrhunderten hier angebaut. Aber erst seit einigen Jahrzehnten zieht man hier die Mandarinen, eine feine Apfelsinenart, deren erster von China hierher verpflanzter Stamm noch jetzt im botanischen Garten von Palermo gezeigt wird, und die schnell wachsende, reichlich tragende Wollmispel (Mespilus japonica). Auch Tabac und Kartoffeln werden gebaut. Die letzteren kommen jedoch nicht überall fort und sind noch so wenig cultivirt, daß immer noch Quantitäten vom Norden gelegentlich eingeführt werden.

Alle diese Gewächse, mit den schon früher genannten bunt vermischt, bemerkt der Reisende in den Gärten der größeren Städte, sei es als eigentliche Culturgewächse oder zu deren Begrenzung. Eine sehr mannichfaltige, üppige Vegetation sieht man also hier in den nicht übergroßen Anpflanzungen. Das unentbehrliche Wasser wird denselben öfters durch Pumpbrunnen, die ein im Kreise gehender Stier oder Esel in Bewegung setzt, zugeführt, den meisten jedoch kommt es aus langen, gedeckten Wasserleitungen von den Bergen zu, welche das Eigenthum von Privatleuten, Klöstern oder Adlichen sind. Diese verkaufen den Bach an die Inhaber der Gärten je nach Bedürfniß oder altem Herkommen in der Weise, daß

[redacted]

man das Wasser, welches durch eine Federspule laufen kann, als Maaßeinheit annimmt. Bei Catania, wo verhältnißmäßig ziemlich viel Wasser ist — ein dort dem Fürsten Carcaci gehöriger Bach treibt Mühlen — kostet eine solche Penna Wasser durchschnittlich 8 Thaler jährlich. Da man in keinem Garten, namentlich in keiner Agrumenpflanzung die Bewässerung ganz entbehren kann, so läßt sich schon hieraus erkennen, daß die Culturkosten hier nicht unbeträchtlich sein werden. Doch dafür lohnt auch der Boden um so reichlicher. Sommer und Winter kommt er nicht zur Ruhe.

In allen Ländern der Welt, und zwar nicht erst jetzt, sondern schon im Alterthum, werden die Umgebungen der größeren Städte am besten cultivirt sein, und man hat ja bekanntlich schon Gesetze darüber aufgestellt, nach welchen sich die verschiedenen Culturgewächse je nach dem Klima in immer breiter werdenden Zonen um die Städte herumlegen. Aber nicht allein die gesteigerte Absatzfähigkeit der Bodenproducte in der Nähe der Städte hat dazu geholfen, den Boden in der Umgebung der Städte im Gegensatz zu dem Lande viel cultivirter zu machen, als es sonst wo der Fall ist, sondern wesentlich haben dabei die eigenthümlichen historischen Verhältnisse mitgewirkt; — die Felder in der Nähe der Städte konnte man viel sicherer bebauen, als das flache Land. Was in Deutschland die Folge des dreißigjährigen Krieges war, daß die Dörfer verheert und verwüstet und deren Fluren in Wildnisse umgewandelt wurden, das ist hier das Product sich durch Jahrhunderte hinziehender Nothstände. Dort erholte sich das flache Land wieder und die Dörfer wurden wieder aufgebaut. Hier konnte das nicht geschehen. Auch die Bauern wohnen hier in größeren Massen zusammengedrängt. Es giebt Landstädte von 20 bis 30,000 Einwohnern, deren Aecker meilenweit von den Ortschaften liegen. Dazu kommt, daß hier der Grund und Boden im Besitz des Adels und der Klöster blieb, und die Bauern, wie in Irland, nicht Eigenthümer, sondern nur Pächter und Afterpächter der Ländereien wurden. Da nun aber die Natur mit unabweisbarer Nothwendigkeit darauf hin drängt, Kleinfelderwirthschaft einzuführen, so konnte dieselbe bei der sonstigen Lage der Dinge nur in der Nähe der Städte eingeführt werden; fern von den Städten mußte die Bodencultur ganz andere Wege gehen. Dieser Gegensatz drückt sich auch in der Verschiedenheit der Verpachtungsarten aus, die von den unsrigen wesentlich abweichen. Denn strenggenommen sind in der Nähe der Städte selbst nur die Gemüsefelder für eine fixirte Summe verpachtet. Stehen in denselben Bäume, so sind dieselben nicht mit eingeschlossen, wenn nicht das Stück auf Erbpacht ausgethan ist. In diesem Falle pflanzt natürlich der Bauer soviel Bäume, als das Grundstück vertragen kann. Ist



es aber nur auf eine Reihe von Jahren verpachtet, so findet sich unter den Bedingungen häufig auch die, daß jährlich so und soviel Stämme neu gesetzt werden müssen. In den meisten Fällen siedelt aber der Proprietair auf sein Grundstück verschiedene Bauern an, denen er die Bebauung des Landes überträgt und Procentsätze von dem Ertrage desselben bestimmt. Hat ein solcher Metatiere einen Weinberg zu bebauen, so erhält er die Hälfte des Weins; ist ihm eine Olivenpflanzung anvertraut, so wird vor der Erndte der Ertrag der Bäume von einem officiellen Taxator abgeschätzt und es fallen ihm $\frac{1}{3}$ der Früchte zu. Andere Bodenerzeugnisse werden gleichfalls vor der Erndte taxirt. Je nach Befund muß dann der Bauer dem Besitzer eine Summe Geldes zahlen, die auch bestehen bleibt, wenn die Erndte noch später verdorben werden sollte. Die Blätter der Maulbeerbäume werden sackweise bezahlt oder der Bauer verpflichtet sich, von einer bestimmten Anzahl Bäume eine Quantität Rohseide abzuliefern, mögen nun die Raupen gedeihen oder nicht. Je nach dem Preise der Seide und der Nachfrage nach Blättern richtet sich deren Werth. Nur die Agrumenpflanzungen läßt der Besitzer durch Tagelöhner im Stand halten und nimmt den Gewinn ganz an sich. Sie rentiren am besten. Von allen liegenden Gütern hat derselbe übrigens die Grundsteuer an den Staat zu bezahlen, die durchschnittlich 17 Procent des Ertrages hoch ist. Wie bei uns sind die Felder nach ihrer Ertragsfähigkeit abgeschätzt. Aber hierzu kommt in Sicilien noch, daß es durchaus nicht einerlei ist, mit welchen Früchten das Grundstück bebaut wird. Daraus ergeben sich mancherlei Hemmnisse einer fortschreitenden Bodenverbesserung. Denn um nur nicht höhere Grundsteuer bezahlen zu müssen, bewirthschaften manche Besitzer ihre Güter ohne Wechsel fort, die auf andere Weise bestellt viel höhere Erträge abwerfen würden. Hoffentlich schafft die neue Regierung bald mancherlei, geradezu verkehrte Gesetzbestimmungen ab. Im Ganzen haben es die Pächter der Klostergüter am besten, da diese nicht leicht von den Eigenthümern vertrieben werden. Doch sollen die Mönche häufig für sich Vorrechte im Stillen stipuliren, gegen die das jus primae noctis eine Bagatelle ist. —

Ganz verschieden von der Bebauung des Feldes in der Nähe der Städte ist, wie schon bemerkt, die, welche man bemerkt, sobald man sich nur etwas von der Küste entfernt oder, nicht mehr in der Nähe der großen Handelsstädte, durch die Fluren der Südküste reist. Da giebt es keine Orangengärten mehr; selbst der Oelbaum verschwindet auf weite Strecken gänzlich. An die Stelle des Gemüsebaues und der Baumzucht tritt der großartigste Feldbau, im engeren Sinne des Wortes, und die ausgedehnteste Hütewirthschaft. Doch finden sich auch namentlich in der

Südostspitze der Insel, zwischen Syrakus und Terranuova auf beiden Seiten des hier vorgeschobenen Kalkplateaus, weite, große Weinpflanzungen. Die Weingärten von Riposto am Aetna, von Noto und Victoria sind an der Ost- und Südküste die bedeutendsten und heben sich von Jahr zu Jahr immer mehr, seitdem die Traubenkrankheit im übrigen Europa so große Verheerungen angerichtet hat, hier aber noch nicht allzu gefährlich aufgetreten ist. In diesem Jahre hat man auch viel mehr Baumwolle gepflanzt als sonst. Die beste kommt von Biancavilla aus der Ebene von Catania. Auch bei Terranuova und Sciacca sieht man größere Felder mit ihr bestellt. Viel Leinsaamen wird in der fruchtbarsten aller fruchtbaren Ebenen Siciliens, in der Piana von Catania gezogen; Sumachfelder sieht man besonders in der Conca d'oro von Palermo und dessen entfernteren Umgebungen.

Lassen Sie mich die Darstellung dieser Feldwirthschaft an eine mir angenehme Reiseerinnerung anknüpfen.

Als ich die Ebene von Terranuova — die campi Geloi Virgils — durchritten hatte, hörte der Pfad für die Maulthiere endlich ganz auf. Führt doch noch gar keine fahrbare Straße nach dieser für den Schwefelexport Siciliens wichtigen Seestadt! Wir mußten längs der Meeresküste in den von der mäßig bewegten See feuchten und dadurch ziemlich fest zusammengehaltenen Sanddünen reiten. Der Gischt der Wellen schlug unseren Thieren um die Füße. Zuweilen erlaubten sich die harten Mäuler, sehr gegen unseren Willen, auch kleine Excursionen in das Wasser selbst, so daß auch unsere Füße benetzt wurden. Längs der in weitem Bogen streichenden Küste erhoben sich steile, fast ganz kahle Hügel. An den wenigen Büschen, darunter Salsola tragus, aus deren Asche man hier Soda und Kali gewinnt, hingen so unzählige Schneckenhäuschen, daß sich die Zweige bogen. Die Maisonne meinte es schon ganz gut, die angestrengte Aufmerksamkeit, die wir auf die schwer lenksamen Thiere zu richten hatten, ermüdete noch mehr. Aber vor uns, schon meilenweit in der durchsichtigsten Atmosphäre scharf erkennbar, schimmerte uns ein Schloß entgegen, auf jähem, wenn auch nur mäßig hohem, unmittelbar aus der See aufsteigendem Felsen erbaut. Hier, ungefähr in der Mitte zwischen Terranuova und Ligata, dachten wir ein wenig zu rasten. Denn keine andere menschliche Wohnung, das wußten wir schon, würden wir auf dieser Tour von vier guten deutschen Meilen finden. Je näher wir dem Schlosse kamen, desto mehr steigerte sich unsere Erwartung. Alles an ihm schien im besten Zustande zu sein. Rings um dasselbe her lief an der Meeresseite ein bedeckter Säulengang; auf den Dächern glänzten goldene Fahnen. Eine Hecke von riesigen Agavestauden entlang ritten wir endlich von der Spiag-



gia den Hügel hinauf, dessen in das Meer fallende Spitze das Schloß trägt. Auf der Höhe angelangt, bemerkten wir zunächst rechts eine Reihe verfallener Häuschen und Ställe. Ein gepflasterter Weg führte von ihnen zum Schloßthor. Schon drangen aber überall zwischen den Steinen die kleinen Fächerpalmenbüsche (Chamaerops humilis) hervor, die uns auf der ganzen Südküste begleitet hatten. Kein menschliches Wesen zeigte sich. Alles war lautlos still. Jenseits des kleinen Bergrückens, den wir erstiegen, breitete sich eine weite, gewellte und sanft nach den Bergen aufsteigende Ebene aus. Sie war mit Waizenfeldern bedeckt. Ueber ihr jubelten Lerchen. Im Hintergrunde, strack vor uns, erkannten wir den Bergzug, auf dem einst Phalaris seine Opfer in den glühenden Stier geschoben und die Karthager eine ihrer bedeutendsten Festen, den Eknomus, erbaut hatten. Hoch zur Rechten, durch eine Thalspalte sichtbar, ragte Schloß und Stadt Butera über das Land. Hier hatten einst die Christen tapferen Widerstand gegen die Saracenen geleistet und dafür hatten sich diese hier am längsten gegen die Normannen behauptet.

Ich sprang vom Maulthiere und suchte den Zauber, der auf diesem Schlosse zu ruhen schien, durch kräftiges Klopfen an dem alten Thore zu lösen. Da bellten die Hunde gar laut. Neugierig lugte auch bald ein dunkles Auge durch eine breite Spalte des Thores, und ein kleines Pförtchen that sich auf. Die Erlaubniß, einzutreten, wurde bereitwillig gegeben und so standen wir schnell auf dem Schloßhofe der Burg Falconara. Rechts erhoben sich feste Thürme mit hohen Zinnen. Die crenelirte Umfassungsmauer war aber nicht mehr bewehrt. In den hallenden Gewölben war Alles leer. Nur der Brunnen spendete uns noch kühles Wasser. Wein war nicht zu bekommen. Ueber den Schloßplatz hinweg stiegen wir dann zum Wohnhaus unmittelbar über dem Meere etwas hinunter. Zuerst besuchten wir den Balcon. An den Säulen, die rings herum das schimmernde Dach trugen, standen auf den inneren Seiten Marmorbüsten. Die Köpfe römischer Kaiser und griechischer Philosophen waren ziemlich mittelmäßig ausgehauen. Die Büste eines Modernen mit wohlgezogenem Schnurrbarte eröffnete die Reihe. Dicht geschlossene, bis auf den Fußboden herabreichende grüne Fensterjalousien verbargen uns die Einsicht in die Zimmer. Ziemlich willenlos und stumm waren wir bis jetzt unseren Führern gefolgt. Doch hier hatte die Neugierde auch ihr Recht. Die Fensterjalousien wurden auf unser Verlangen geöffnet und wir traten in einen ziemlich großen Saal. Da sah es nun weniger zauberhaft als unordentlich aus. Sophas und Longchaisen standen an den mit altmodigen Kupferstichen gezierten Wänden. Auf dem großen Tisch in der Mitte lagen Lampen und Stearinlichter, Flaschen und Gläser bunt durcheinander.

[redacted]

In den Nebengemächern standen sicilianische Betten, die Matratzen nach dem Kopfende aufgerollt. An den Wänden hingen alt-holländische Landkarten. Nur ein ziemlich neuer Kupferstich, mehrere blonde schöne Mädchen darstellend, die eine Dame von aristokratischer Haltung und Schönheit, die Mutter, umschlingen, offenbar ein Portrait, reizte unsere Aufmerksamkeit einige Augenblicke. Ich war einige Schritte hinter meinem Begleiter geblieben. Da rief er mich lachend und mit dem Ausdruck des Staunens herbei. In zwei alten Glasschränken war die Bibliothek des Besitzers entdeckt. Und siehe, da standen: Möser's Patriotische Phantasien, Schiller's Werke, Makeldey's Römisches Recht, Krünitz' Encyclopädie, der praktische Branntweinbrenner, Gervinus' Literaturgeschichte u. s. w. Ich gestehe, wir waren maaßlos verblüfft; vor lauter Staunen kam mein bibliothekarischer Ordnungssinn gegen dieses Durcheinanderliegen gar nicht in Aufregung. Hier auf der Burg eines sicilianischen Dynasten am africanischen Meere eine vorzugsweise deutsche Bibliothek, die Phantasien des trefflich wackeren Sohnes der Nordseegestade! Mein Auge hat lange nicht so an einem Büchertitel gehangen als an Möser's Patriotischen Phantasien und meines Landsmannes Römischem Rechte. — Nun mußte unser Cicerone gründliche Rede stehen und was er nicht wußte, will ich jetzt erzählen. Die Burg, auf der wir waren, war das Eigenthum des Fürsten Radali. Einst besaßen sie die Fürsten Butera, deren Stammschloß wir gesehen. So weit unser Auge reichte, gehörte der Grund und Boden dieser mächtigen Familie. Denn Adhemar Branciforte war ein tapfrer Degen und treuer Begleiter Robert Guiscard's und Graf Roger's gewesen. Als Butera mit Sturm genommen war, erhielt es die Familie der Branciforte zu Lehn (1206). Sie wurde eine der reichsten und unbändigsten des ganzen Landes. In allen Kämpfen mit der Krone zeichnete sie sich aus. Denn ihr Haupt war Bannerträger des Königreichs und mußte 109 Reisige zur Heeresfolge stellen. Ein Branciforte, Barone Santapau, heirathete später die Schwester von Don Juan d'Austria und wurde deshalb zum Fürsten Butera nach dem Stammlehn ernannt. Er wurde der erste Pair des Reiches und das Haupt des braccio militare im Parlament. Allmählich schmolz aber die Familie zusammen. Als das Parlament von 1812 die bisherige Verfassung aufhob, gab es nur noch Eine Erbtochter, jetzt die Besitzerin von neunzehn alten großen Feudalherrschaften. Gleich als sollten mit der Vernichtung des Feudalstaates aber auch alle die Anschauungen zu Grabe getragen werden, die die Grundlagen desselben bildeten: die letzte Erbin des Hauses Butera, die ihren Stammbaum bis auf die Zeit Karl's des Großen hinaufführte, dessen Fahnenträger ihr Ahne gewesen sein soll, in deren Adern das Blut des Kaisers rollte,



in dessen Reich die Sonne nicht unterging, heirathete den Sohn eines mit Kindern gesegneten Geistlichen aus dem Hannöverschen. Dieser diente damals als schmucker Lieutenant bei den schwarzen Oels'schen Husaren, welche in Spanien zusammengehauen sich in Sicilien erholen sollten. Aber die Ehe war keine glückliche. Sie wurde wieder aufgelöst. Doch hatte der vorsorgliche Deutsche sich während derselben so viel zu erwerben gewußt, daß er als Fürst Radali es an Aufwand den neapolitanischen Granden gleich thun konnte und als Botschafter Neapels der Krönung Nicolaus' I. von Rußland beiwohnte. Als er starb, hinterließ er seine Reichthümer und darunter Schloß Falconara seinem Bruder, der wahrscheinlich Möser und Gervinus hierher verpflanzte. Doch diesem und seinen Kindern scheint es „draußen" auf die Dauer besser zu gefallen als auf dem einsamen Schlosse am Meere. Er hat sein Gut verkauft. Am Morgen desselben Tages, als wir ankamen, war der neue Besitzer von einem Besuche seines Besitzthums wieder nach Palermo abgereist. Alles stand und lag aber noch so, wie es der frühere Besitzer vor Jahren verlassen hatte. Denn es ist in Sicilien nicht Sitte, daß der Adliche den größten Theil des Jahres auf seinen Gütern zubringt. In den meisten Fällen würde dieses auch geradezu unmöglich sein, da auf den wenigsten Gütern Scheunen und Ställe, geschweige denn herrschaftliche Wohngebäude sind. Im Frühjahr und Herbst gehen auch die Adlichen zwar gern in die Campagne, aber dann behelfen sie sich mit geringen Ausnahmen mit den beschränktesten Räumlichkeiten. Den größten Theil des Jahres wohnen die großen Grundbesitzer in ihren Palästen in den Landstädten, oder in den Hauptstädten. Ein Adelscasino ist ihr gemeinschaftlicher Zusammenkunftsort. Die Mehrzahl verbringt ihre Zeit mit nobeln Passionen, zu denen hier noch das Corsofahren kommt. Im vorigen Jahrhundert gab es jedoch auch eine ziemlich bedeutende Anzahl um die Geschichte und die Alterthümer Siciliens wohl verdienter Männer unter ihnen. Die Torremuzza, Biscari, Landolina, Astuto, Ventimiglia, Gioeni &c. findet man in jeder Reisebeschreibung mit Ehren erwähnt. Ganz ausgestorben sind diese Männer noch nicht. Der Herzog von Serradifalco hat sich die größten Verdienste um die Conservirung und Beschreibung der sicilianischen Antiquitäten erworben; eine Gesellschaft unterstützte den berühmten Geschichtschreiber des mittelalterlichen Siciliens, Michele Amari, mit Geld, so daß er seine Studien zur Storia dei Musulmani di Sicilia vollenden konnte. Doch die deutsche Morgenländische Gesellschaft ermöglichte erst den Druck des Urkundenbuchs zu ihr. Ich glaube aber, daß gelehrte Kenntnisse unter dem heutigen Adel weniger anzutreffen sind, als unter dem des vorigen Jahrhunderts. Denn auch bei ihm hat sich mehrfach der Umschwung

[redacted]

vollzogen, den wir an unserem Adel bemerken, daß er nämlich jetzt vorzugsweise auf die Vermehrung seines Vermögens bedacht ist. Einzelne allerdings nur von ihm haben Fabriken angelegt. Mehrere dagegen, namentlich solche, auf deren Gütern sich Schwefelminen finden, sind Kaufleute und Speculanten geworden. Andere haben sich auch zu wirklichen Landwirthen umgebildet, die sich nicht allein auf ihre Gutsverwalter verlassen, sondern selbst ihre Güter bewirthschaften. Doch besteht im Wesentlichen noch das alte Bewirthschaftungssystem fort.

Hat ein Nobile oder ein Kloster ein großes Latifundium, und es giebt deren von 100,000 bis 200,000 Morgen Größe, auf denen man Meilen lang reiten kann, so verpachtet er dieses an Pachtunternehmer, die oft in ganz verschiedenen Städten wohnen. Diese, Massari, bebauen die ihnen zugefallenen Theile nun nicht selbst, sondern verafterpachten dieselben wieder in kleinen Parzellen an die Bauern der Städte, die Borgesi. Der Pachtunternehmer behält vielleicht einen Theil des Grundstückes für sich, den er nicht gut an den Mann bringen kann, oder reservirt sich das Huterecht auf den brachliegenden Ländern, vielleicht auch gar nichts. Denn die kleinen Pächter sind die eigentlichen Landbesteller, die je nach Bedürfniß und Vermögen von 8⅓ Morgen — einer Salma — an pachten.

Ist es nun Zeit, das Pachtstück zu bebauen, so ziehen diese kleinen Leute mit ihrem Esel oder Maulthier aus den Städten auf das vielleicht Meilen weit abgelegene Feld. Des Montags frühe rücken sie aus, des Sonnabends oder am Vorabend der vielen Festtage kehren sie zu Weib und Kind zurück. Dann ist es lebendig auf den Straßen in der Nähe der Landstädte. Kaum kann man zwischen den schwer bepackten Thieren seinen Wagen hindurchbringen. Die Woche über schlafen die Leute auf dem Felde in improvisirten Rohrhütten, oder größeren Strohschuppen. Tagelöhner werden im Allgemeinen nicht viel angewendet. Doch ziehen jedes Jahr ganze Schaaren von Calabresen nach der Ebene von Catania, um ausstellen und ernbten zu helfen. Seltener als bei uns habe ich zu den Feldarbeiten Frauen verwendet gesehen. Sie bleiben in den Städten bei den Kindern, drehen den Faden auf der alterthümlichen Spindel und backen bei einander, während die Männer und Burschen den Acker pflügen oder mit der großen, schief zum Stiel gestellten Karsthacke umhacken, wenn Bäume oder Rebpflanzungen das Pflügen verhindern. Dreimal jährlich wird in der Regel das Land umgepflügt. Die Egge ist fast ganz ungebräuchlich, der Pflug noch so urthümlich, daß jener nicht viel einfacher gewesen sein kann, mit dem der verschlagene Odysseus handthierte, als die Gesandten der Argiver den Telemachos ihm in die Furche legten. An einem Pflugbalken sitzt ein spitzig zulaufendes, etwas gebogenes Holz, das

in einem spitzen Winkel zum Balken steht. Es ist am Ende mit Eisen beschlagen und bildet die Pflugschaar. Ueber ihm, auf dem Pflugbalken, stehen zwei auseinander gehende Hölzer, an denen das Instrument regiert wird. An das entgegengesetzte Ende des Balkens bindet man dann ein Querholz fest, das den Thieren als Joch auf den Nacken gelegt und nicht an den Hörnern, sondern mit einem Strick um den Hals befestigt wird. Es bildet sich allmählich eine harte Schwiele auf dem Halse des Thieres, mit der es den Querbalken vorwärts schiebt. Man sieht, das Instrument ist einfach und leicht. Ein Maulthier trägt zwei solcher Pflüge, den Pflüger selbst und noch ein Bund Futter obendrein. Ebenso uranfänglich sind auch noch die durchgehends zweirädrigen massiven Karren, auf denen man aber doch große Lasten, z. B. Baumstämme, fortzuschaffen weiß. In Calabrien sah ich sie noch mit Rädern versehen, die aus einer Holzscheibe bestanden, welche man von einem Baumstamm geschnitten und im Centrum durchbohrt hatte! Zum Antreiben des Viehs dient wie im Alterthum ein strackes mehr oder weniger langes Holz, bald mit bald ohne Stachel (κέντρον). Auch besorgen noch die Ochsen das Dreschen des Getreides auf der Tenne im Felde. Manches Korn geht dadurch verloren und das Stroh wird nach unseren Begriffen unbrauchbar zu Blätterstroh zertreten.

Daß bei einem solchen Bewirthschaftungssysteme der Ackerbau in Sicilien sich nicht heben kann, liegt auf der flachen Hand. Denn einmal haben die armen Pächter keine Veranlassung, den Boden, welchen sie in der Regel nur für drei Jahre gepachtet haben, zu melioriren, und wenn sie es wollten, so könnten sie es wegen ihrer Armuth nicht. Sie müssen ziemlich hohes Pachtgeld bezahlen; häufig haben sie keine Samenfrucht. Dann streckt ihnen diese der Massaro, von denen die meisten Wucherer sind, unter der Bedingung vor, daß ihm dieselbe bei der Erndte in natura zurückgegeben werde. Fällt diese dann schlecht aus, so hat der arme Pächter das Jahr über umsonst gearbeitet. Wäre hier die Vegetationskraft nicht wirklich unerschöpflich, so würde das Innere der Insel schon längst eine große Wüste sein. Allein so wiegt der Ceres Gabe jedes Jahr von Neuem ihre bärtigen Aehren. In ununterbrochenem Wechsel folgt Waizen auf Gerste und Gerste auf Waizen. Das dritte Jahr bleibt der Boden brach liegen. Nur an den fruchtbarsten Stellen wird er auch dann mit Lupinen oder Bohnen bepflanzt, deren Stauden als Dünger zurückbleiben. Sonst weiden im Brachjahre die Heerden auf dem Felde. Diese gehören aber nicht dem Grundeigenthümer, auch nicht immer dem Pachtunternehmer, sondern Heerdenbesitzern oder Gesellschaften, die, da sie keine Stallungen für ihr Vieh brauchen, dasselbe bald hierhin bald dorthin ziehen lassen. Für zehn Stück der grobwolligen, fast immer schwarzen Schafe

[redacted]

oder ein Stück Hornvieh rechnet man ungefähr acht Morgen Huteland für das Jahr. Berittene Hirten führen die Heerden, die Knechte bereiten den Schafkäse, um dessenwillen man besonders die Schafheerden hält.

Aus alle dem wird jeder Leser von selbst schließen können, wie ungleich hier der Besitz vertheilt ist. Doch war es früher in dieser Beziehung gewiß noch schlimmer bestellt, als die Barone alle freien Grundeigenthümer sich unterworfen hatten, die Güter an die Majorate gebunden waren und der Handel ganz darnieder lag. Seitdem der Lehnsverband aufgehoben, die Güter also theilbar geworden sind, seitdem die gemischten Besitzungen — 1838 — zerlegt, die Bannrechte abgeschafft worden sind, der Export der Südfrüchte, des Weins sich gehoben und die Schwefelminen nie geahnte Erträge abgeworfen haben, ist das Land im Allgemeinen viel reicher geworden. Der Werth des Grund und Bodens ist sehr bedeutend gestiegen, und bei der Sucht der Sicilianer, ihre Capitalien, wenn auch weniger rentabel, doch vor Allem sicher anzulegen, sogar unverhältnißmäßig gestiegen. Dadurch aber sind dem Adel die Verluste, die er durch Abschaffung so vieler Vorrechte erlitten und 1812 in einem viel großartigeren Stile freiwillig gebracht hat, als unsere Junker je fähig gewesen wären, wieder hinlänglich entschädigt worden. Mögen auch manche Spieler und Verschwender ihre Familiengüter haben verbringen können, andere sind durch die freie Bewegung wieder um so leichter in die Höhe gekommen. Ein Uebelstand beginnt es für das Land aber zu werden, daß seit den letzten funfzehn Jahren verschiedene der angesehensten und reichsten Adelsfamilien sich aus ganz entgegengesetzten Gründen von der Insel zurückgezogen haben. Schon vordem wurden die Einkünfte mancher großen Güter im Auslande verzehrt; die Erben des Siegers von Abukir und des Freundes der Lady Hamilton ziehen die Renten des Herzogthums Bronte nach England, die Albas, Monteleones 2c. leben in Spanien. Viele sicilianischen Nobilis geben sich jetzt Stelldicheins am Lungarno und zahlreiche Paläste bleiben Jahr aus Jahr ein geschlossen. Daß dieses namentlich für Sicilien, wo nur durch erhöhte Betheiligung der Grundeigenthümer an der Bodenbewirthschaftung der Ackerbau sich zu heben im Stande ist, ein großer Schaden ist, braucht nicht versichert zu werden. Die Zustände würden den irländischen immer ähnlicher werden, wenn nicht hier das Volk viel bedürfnißloser wäre, und der Boden das sonst nicht Mögliche leistete. Gewiß wären auch sonst schon sociale Revolutionen im Gefolge der politischen ausgebrochen. So ist aber bisher Sicilien von diesen beinahe gänzlich verschont geblieben. Denn wenige Fusiladen, die Bixio 1860 in der Umgegend Catanias vornehmen ließ, genügten, die Partei der „Mützen" wieder in das alte Verhältniß zu den „Hüten" zu bringen. So



bezeichnet man nämlich hier die Menge des niederen Volkes nach seiner Kopfbedeckung, graue oder weiße Zipfelmützen, im Gegensatz zu dem Hüte tragenden Geschlecht der Pachtunternehmer, Advocaten, Aerzte, Kaufleute u. s. w. in den kleineren Städten. Aber auf die Dauer, wenn namentlich mehr geistiges Leben und damit erhöhtere Bedürfnisse unter die geringeren Leute kommt, ein Fortschritt, der bei der gegenwärtigen Regierungsform nicht ausbleiben kann, werden diese Zustände nicht vorhalten können. Denn wenn auch hier die Unterschiede in den Bevölkerungsklassen lange nicht so scharf sind als im Norden, wenn Adliche und Nichtadliche, Gebildete und Ungebildete, Herr und Diener hier bei Weitem nicht durch eine so tiefe Kluft von einander geschieden sind als bei uns, — die wirklich horrende Ungleichheit in der Vertheilung des Besitzes, die nicht wie in England durch eine großartige Mildthätigkeit der besitzenden Klassen, wenn auch nur nothdürftig, überbrückt wird, verlangt eine fortschreitende Ausgleichung dieser Gegensätze. Ein Blick in die Wohnungen verschiedener, nicht einmal sich diametral entgegenstehender Bevölkerungsklassen macht das jedem Reisenden unwidersprechlich klar.

Die Wohnungen der Bauern in den Städten gleichen einander völlig. Ein kleiner viereckiger Raum voll Ungeziefer dient Menschen und Vieh zum Aufenthalt. Auf dem schwarzen Erdboden rutscht das fette schwarze Schwein, steht der Esel und sucht das Hühnervolk nach Nahrung. Ein Bett, bei schon besseren Verhältnissen auf einer Art Söller angebracht, dient der gesammten Familie zur Ruhe. Der sehr elementare Kochheerd, wenige Kochgeräthschaften, vielleicht ein altes Weinfaß, ein Paar wackelige Stühle und ein uralter schwerer Tisch bilden das einzige Mobiliar. Messer und Gabeln, Gläser und Flaschen sind Luxusartikel. Der Hausvater erfreut sich höchstens des Besitzes eines Taschenmessers. Die Finger ersetzen hier noch manches Instrument. Solcher Wohnungen, ganz zum Verwechseln ähnlich, stehen z. B. in Comiso Hunderte neben einander. Wie die Zelte eines Lagers hat man sie in geraden Linien, die von parallel laufenden Quergassen durchbrochen sind, neben einander aufgebaut.

Kommt man dagegen in das Haus eines Proprietairs, der ein freies Gut hat, oder durch seine Weinberge oder Schwefelminen reich geworden ist, dann sieht es ganz anders aus. Es findet sich da auf den langen Gängen, in den Winkeln zwar auch gar mancher Schmutzhaufen, hier und da läßt wohl ein Großvater seinen Enkel auf einem kleinen Esel durch die Zimmer traben. Aber es giebt doch auch einige Paradestuben, die sogenannten Gallerien. Da sind die Mahagonimeubles mit rothem Sammt ausgeschlagen Kronleuchter hängen von den Decken. In Comiso tönte uns der Klang eines guten, nur schauerlich verstimmten Flügels entgegen. Fein

gestickte Fenstervorhänge dämpfen das Licht. Aus dem Nebenzimmer glänzt das polirte messingene Bettgestell hervor. In den blendend weißen leinenen Bettüberwurf haben fleißige Appenzellerinnen Arabesken, sich schnäbelnde Täubchen ꝛc. gestickt. Auf den Toilettentischen stehen unzählige Fläschchen und Dosen mit Pariser Parfumerien. Ist der Reisende zu einer unglücklichen Stunde eingetreten, dann bekommt er von den Damen des Hauses wenig zu sehen. Ein aufgelöstes Zopfende, ein zerrissener Kleidersaum, heruntergetretene Schlappschuhe verschwinden mit staunenswerther Schnelligkeit zwischen Thür und Angel vor dem von ungefähr Eintretenden. Denn selten, wenigstens nicht vor Tisch, läßt sich eine Sicilianerin in einem reinlichen, einfachen Hauskleide im Innern des Hauses antreffen. Ist aber ein glücklicher Moment erhascht, dann präsentiren sich die meist etwas umfangreichen Damen in größter Gala. Sie haben vielleicht gerade ausfahren, oder vom Balcon eine Procession beschauen und sich dabei bewundern lassen wollen. Die schwersten seidenen Kleider oder fein gestickte weiße Mousseline sieht man in Nestern, in die kaum eine fahrbare Straße führt. Die Arme sind mit goldenen Ringen überladen, massive Brochen fehlen nicht. Catanesor, changeant schimmernder Bernstein wird in starkgliedrigen Ketten getragen, oder je nach der Mode bald blaßrothe bald blutrothe Korallenbänder. In seinem durch Bergklettern oder Reiten auf sehr primitiven Maulthiersätteln vielleicht etwas defect gewordenen Reiseanzuge kommt sich in solchen Umgebungen der Reisende anfänglich ein wenig gedrückt vor. Der angeborene Schick, den die Leute haben, die stolze und doch dabei gnädig-vertrauliche und verbindliche Weise des Verkehrs imponirt. Da frägt man sich unwillkürlich: Kann wohl die Dame vor dir in dem prächtig gebundenen Meßbuche, das dort auf der Etagère liegt, einen Buchstaben lesen, oder wird sie das Buch verkehrt in die Hand nehmen? Um diesen boshaften, wenn auch durch Erfahrung begründeten Zweifel wenigstens für den Augenblick zu verscheuchen, schaut man unwillkürlich in einer anderen Richtung. Da fallen die Blicke auf die Bilder, die die „Gallerie“ zieren. In breiten Goldrahmen finden sich aber nur scheußliche, kirchweihbunt colorirte Holzschnitte à la Oemigke aus Neuruppin. Der Vorwurf der Bilder ist meistens das Marthyrium einer schönen, halbnackten Heiligen. Doch sah ich auch in Terranuova Lüderitzsche Kupferstiche. Da fliegt die Thür auf. Entsetzlich heulend und schreiend springt ein ungefähr dreijähriges, total nacktes Mädchen herein. Vor Wuth kollert es sich auf dem Boden herum, denn man hat ihm das Zuckerwerk, von dem es sich nährt, einmal nicht geben wollen. In solchen Augenblicken kehrt Unsereinem das Bewußtsein der Ueberlegenheit völlig wieder. Kommt man dann in das Wirthshaus zurück, in das beste aller wüsten Zimmer,



schließt seine Reisetasche auf, um die mitgebrachte Bettwäsche über die harten Matratzen zu breiten, so will sich der gute Reisehumor nicht immer auf gleicher Höhe behaupten. Doch die freundliche Vorsorge des Gastfreundes hebt ihn wieder. Er hat dem ersten Koch des Städtchens, dem professore della cucina, anbefohlen, besonders gut zu kochen, die Tafel selbst mit gutem Wein aus seinem Keller versehen. Denn zuvorkommend sind die Sicilianer gegen alle Reisenden, die ihnen empfohlen sind, wie kaum ein anderes Volk. Hat man Creditbriefe, so drängen sie Einem das Geld wohl geradezu auf und werden nicht müde für das sichere und beste Fortkommen ihrer Schützlinge zu sorgen. Wie viel dabei aus Rücksicht auf den recommandirenden Geschäftsfreund geschieht, in wieweit man mit den selten erscheinenden Fremden seinen Landsleuten gegenüber Figur machen will, weiß ich freilich nicht. Doch giebt es auch Sicilianer, bei denen solche Rücksichten nicht den Ausschlag geben. Sie bedauern den armen Reisenden, der, um ihr Land zu sehen, sich viele Entbehrungen auferlegt. Niemals würden sie sich denselben unterziehn. Sie lächeln wohl pfiffig, wenn sie den Reisezweck ausgekundschaftet haben. Doch stehen sie gern zu Diensten, besehen vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben um des Fremden willen Dinge, für die sie kein Verständniß haben und laden ihn zu sich ein. Ein Gutsbesitzer auf einem der wenigen einzeln liegenden Güter in der Nähe von Vittoria hatte dieses Frühjahr mehrere Tage lang über zwanzig Gäste, Landsleute und einen Fremden, bei sich über Nacht, und bei Tische nahm das Probiren der Weinsorten kein Ende. —

In mehrfacher Beziehung liegt es nahe, jetzt hier an diese Zeichnungen socialer Zustände Siciliens eine Schilderung der Rückwirkungen derselben auf das politische und moralische Leben der Gesammtbevölkerung anzuknüpfen, und es läßt sich wohl voraussetzen, daß bei der Theilnahme, mit welcher man allgemein der Entwickelung der hiesigen politischen Verhältnisse folgt, derartige Mittheilungen manchen Lesern dieser Blätter willkommener sein würden als die bisher gebotenen Skizzen. Trotzdem muß ich aber jetzt hierauf verzichten. Denn es wird sich leicht begreifen lassen, wie ausgedehnt eine jede Darstellung jener Verhältnisse werden, wie hier das religiöse Leben des Volkes nicht minder als die frühere Pflege der Justiz und Verwaltung mit in Betracht gezogen werden müßte, um ein nur einigermaaßen lichtvolles Bild zu entwerfen. Deshalb mag es jetzt lieber unterlassen als verzeichnet werden. Ich eile daher zum Schlusse meiner vielleicht schon allzu ausgedehnten Mittheilungen, und wenn dieser auch kein angenehmes Bild vor den Augen meiner Leser entrollen kann, so möge man sich mit mir damit trösten, daß wir auch in dieser Beziehung hoffentlich an dem Anfange einer neuen Entwickelung stehen. Denn

unmöglich ist es, daß eine nicht nur auf die nächsten Interessen und Bedürfnisse ihres Landes bedachte Regierung einer solchen Verringerung des Nationalwohlstandes länger zuschauen kann, wie sie der hiesige Betrieb der Waldwirthschaft unwidersprechlich zur Folge haben muß.

Wann Sicilien ein waldarmes Land geworden ist, läßt sich historisch sehr schwer ermitteln. Amari meint, die Saracenen seien zu gute Ackerbauer gewesen, um nicht zu wissen, daß die Ausrottung der Wälder für die Fruchtbarkeit des Bodens von den übelsten Folgen begleitet sein müsse. Aber es scheint, daß den gelehrten Mann seine allzu große Vorliebe für das von ihm geschilderte Volk zu einem zu weit gehenden Urtheil verleitet hat. Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, waren schon in der saracenischen Epoche nur an den Stellen noch größere Waldungen, wo sich dieselben jetzt noch, wenigstens in Ueberresten, erhalten haben. Auf den Bergen der Nordküste, wo die Saracenen ihr Schiffsbauholz schlugen, finden sich auch jetzt noch dichte Waldungen, die der Reichthum ihrer Besitzer, der Herzöge von Monteleone, vor dem Untergang gerettet hat. Südlich von Messina sind noch die Wälder in den Thälern des Fiume di Nisi, in denen Heinrich VI. jagte und sich hierbei die Krankheit zuzog, die seinem jungen, thatenreichen Leben ein Ende machte. Nur der Aetna war damals noch viel besser bewaldet als jetzt. Denn erst seit dem vorigen Jahrhundert ist hier besonders aufgeräumt worden. Ja der Felsgrat des Monte Pellegrino, dessen scharfe Linien das Entzücken aller Maler sind, war bis zum funfzehnten Jahrhundert wenigstens mit Büschen bestanden, während jetzt kaum einige Heerden im Frühjahr hier spärliches Futter finden. Allzu skeptische Kritiker haben Angesichts dieses sonnverbrannten Felsen der Gegenwart es in Zweifel gezogen, daß Hamilcar Barkas auf seiner Scheitelebene sich Jahre lang ohne alle Zufuhr mit einem ziemlich zahlreichen Heere habe behaupten und von dem Ertrage der selbstgezogenen Ernten ernähren können. Die Thatsache, daß bis in das funfzehnte Jahrhundert hier noch Holz wuchs, dürfte diese Zweifel Lügen strafen. Meiner Ansicht nach ist der Anfang der Holzarmuth der Insel in die Epoche der römischen Plantagenwirthschaft hinaufzuschieben, von der an sich dieselbe in ständigem Fortschreiten bis auf unsere Tage immer mehr gesteigert hat. Das Austrocknen der Flüsse, das nachweislich in immer größerer Progression wächst, hält, wie überall, so auch hier gleichen Schritt mit jenem. Für eine durch die Waldausrottung herbeigeführte Zunahme der durchschnittlichen Jahreswärme scheint noch der Umstand zu sprechen, daß früher hier nur der Oelbaum gedieh, der eine durchschnittliche Jahrestemperatur von 10,5° R. bedarf, während ja jetzt hier die Agrumen vortrefflich fortkommen, die doch eine Wärme von 13,5° R. nöthig haben. Für die

Wiederabnahme der durchschnittlichen Jahreswärme, die man seit dem Mittelalter für Deutschland, England, Frankreich beobachtet hat, lassen sich hier keine Thatsachen auffinden.

Wie es gekommen ist, daß Sicilien ein so waldarmes Land geworden ist, wird sich nun aus einer Schilderung der von mir beobachteten Waldwirthschaft am Aspromonte ergeben. Denn wie man jenseits des Canals jetzt noch gegen die durch ihre Lage geschützten Wälder vorgeht, hat man gewiß auch einst gegen die sicilianischen Wälder gefrevelt. Was ich auch am Aetna gesehen, entspricht dem dortigen Verfahren vollkommen. — Verläßt man die Stadt Scylla und steigt die steilen Bergwände hinan, die hier mit Obstpflanzungen bedeckt sind, so kommt man auf eine Hochebene, die gut angebaut ist. Auf ihr setzten sich im Jahre 1809 die Engländer fest, als sie von Sicilien aus das Reich Joachim Murat's beunruhigen wollten. Getreidefelder wechseln hier mit Baumpflanzungen, die wie die sogenannten Saatkämpe in unseren Wäldern angelegt und mit Umzäunungen versehen sind. Aber die in ihnen aufschießenden jungen Stämme sollen nicht dereinst in die Wälder gepflanzt werden. Haben sie binnen wenigen Jahren die Dicke eines starken Daumens erreicht, so werden sie abgeschnitten und zu Faßbändern oder Kistenbeschlägen verarbeitet, die von hier aus in großen Massen durch das Mittelmeer versendet werden. Ist man an diesen Pflanzungen vorüber, so zeigen sich rechts und links tiefe Thaleinschnitte, in denen kleine, im Sommer austrocknende Bäche nach dem nahen Meere hinunter stürzen. Wo die Wände dieser Bergschluchten nicht geradezu aus Felsen bestehen, sind sie mit dichtem Gebüsch bewachsen. Eichenbüsche, verschiedene Arten von hohen Eriken, Ginster, Gesträuche mit schönen lorbeerartigen Blättern, hier ubbriachelli genannt, u. s. w., Alles von ungeheuren Brombeerbüschen durchzogen, bilden ein undurchdringliches Dickicht, trotzdem daß es alle drei Jahre abrasirt wird. In Sicilien, wo man in demselben Zeitraume diese Buschwälder abtreibt, sind dieselben lange nicht mehr so häufig als hier. Höher den Berg hinauf breitet sich eine zweite Hochebene aus, deren Zugang von der unteren so steil ist, daß man auf dem an schwindelerregenden Abstürzen vorbeiführenden Pfade nicht bergauf, geschweige denn bergab reiten kann. Unmittelbar über dieser Hochebene, der Piana di Aspromonte, ist bekanntlich Garibaldi gefangen genommen worden. Hier werden geringere Getreidearten, Hafer z. B., gebaut. Ein weites Kartoffelfeld, dessen Früchte die halbverhungerten Schaaren des Dictators zu verzehren sich anschickten, als sie die Bersaglieri bemerkten, erregte einige Wochen vor dieser Katastrophe deshalb meine Aufmerksamkeit, weil die Kartoffelstauden vollständig unregelmäßig auf ihm herumstanden. Man hatte offenbar die Samenkar-

[redacted]

toffeln auf das Gerathewohl hierhin und dorthin geworfen. Fanden sich auf der unteren Ebene, der Piana di Melia, noch einzelne Häuser und kleine Gehöfte, so sah man hiervon auf diesen Feldern nichts mehr. Backofenartige Höhlen unter Strohschobern dienten den wenigen Hirten und Feldwächtern zur Behausung. Unmittelbar an diese Ebene grenzt der schöne Buchenwald, welcher die Abhänge des eigentlichen Aspromonte, dessen langgestreckte Bergzüge und Hochflächen bedeckt. Mehrere Stunden ritten wir in seinem Schatten bergauf, bergab, um nach der höchsten Spitze dieses Bergstockes, dem Montalto, zu gelangen, von dem man den sicilischen Sund und die pelorischen Berge bis zum Aetna nach Südwesten und zugleich die Ostküste Calabriens und den Busen von Taranto überschauen kann.

Meilenweit lag jetzt nach allen Himmelsrichtungen grüner Hochwald um uns her. Zwischen dem lichten Grün der Rothbuchen ragten dunkele Fichten hervor. Sonst fielen mir nur schöne Ulmen auf. Waren wir froh, einen Jahre lang entbehrten Anblick genießen zu können, so wurde uns doch dieser Genuß dadurch bitter vergällt, daß wir nur allzu deutlich die Spuren eines wahren Vandalismus, mit der hier die Menschen gegen die Natur wüthen, in unseren nächsten Umgebungen erblicken mußten. Denn so und nicht anders kann man die Art und Weise bezeichnen, mit der hier die Holzfäller und Köhler gegen die Existenz des Waldes überhaupt freveln. Mehrere Fuß über der Erde haut man die schönsten Baumstämme an, um sie dürr werden zu lassen. Ist der Baumstamm zu stark, als daß ihm einige Axthiebe etwas anhaben könnten, so macht man ein Feuer um ihn herum, oder ist er hohl, in ihn hinein. Nur einzelne Stämme habe ich am Boden liegen sehen, die mehrere Fuß hoch über der Erde ganz abgehauen waren. Und wozu diese Verwüstung? Die Köhler brauchen zu ihren Kohlenhaufen nur das Oberholz der Bäume, am liebsten natürlich Stammreis. Um nun einige Aeste eines Baumes zu haben, oder Platz zu gewinnen, auf dem statt des Hochwaldes wieder Stammreis wachsen kann, haut und brennt man die herrlichsten Buchen und Fichten um, läßt die langen, schönen Stämme allmählich vermodern und begnügt sich mit einigen abgehauenen Aesten. Oft versperren Verhacke von ineinander gestürzten Baumstämmen den Weg, mitten in einem Stück geschlossenen Hochwaldes erblickt man eine Lücke, die ein Köhler begonnen und der Sturm erweitert hat. Wo die Lichtungen etwas größer sind, und Kräuter und Klee die Berghänge bedecken, weiden große, graue Stiere und Rinder ohne Hirten, ja Rudel von Pferden liefen über die Halden. Von eigentlichem Wilde dagegen findet man keine Spur. Doch sollen in den Tannendickichten wilde Schweine nicht selten sein.

Es ist nicht leicht, mit wenigen Worten ein naturgetreues Bild von

dieser Waldverstümmelung zu machen und den Gefühlen einen adäquaten Ausdruck zu geben, die jeden Freund der Natur nicht minder als jeden rechnenden Geschäftsmann beschleichen müssen, wenn er zum ersten Male einer solchen Verwüstung gegenübersteht. Soll man aber mehr die Gleichgültigkeit der Regierung anklagen, die eine solche Wirthschaft duldet, oder den Stumpfsinn der Stadtverwaltungen von Scylla, Reggio, Gerace u. s. w. bestaunen, die mit ihren Schätzen so wenig haushälterisch und glimpflich umzugehen gewohnt sind? Denn das ist keine Frage, würden nur an einigen Stellen, wo die Terrassen aus den Ebenen aufsteigen, Rutschbahnen angelegt und deren Endpunkte durch leicht herstellbare Fahrwege mit einander verbunden, so hätte man nicht mehr nöthig, den größten Theil des Bauholzes, der Schiffsplanken und Bretter von Triest und Dalmatien, ja von Schweden und Norwegen kommen zu lassen, wo doch auch die Baumstämme nicht alle an den Straßen, Eisenbahnen und Meeresküsten wachsen. Einen großen Theil des eigenen Bedarfs würde man allein aus den jetzt vermodernden Stämmen gewinnen können. Bei den hohen Holzpreisen dahier würde dann ein großes Capital, das jetzt nur von den Köhlern vergeudet wird, flüssig gemacht werden und doch auch wieder vor dem allmählichen Verschwinden mehr gesichert sein als jetzt. Doch wie lange Zeit wird noch nöthig sein, ehe man so einfache Dinge begreift? Eine völlige Umgestaltung aller Verwaltungszweige, ja eine gründliche Aufbesserung der gesammten Volksbildung und aller von ihr abhängigen volkswirthschaftlichen Erkenntnisse und bürgerlichen Tugenden wird vorausgehen müssen, ehe man an eine Ausbeutung der Schätze denken kann, die hier die Natur in Feld und Wald so reichlich ausgestreut hat.

D. Hartwig.

[redacted]

Die internationale landwirthschaftliche Ausstellung in Hamburg.

An den Herausgeber der Jahrbücher.

Sie haben im Voraus mein Wort gehabt, daß ich Ihnen die Eindrücke, welche mir in der großen norddeutschen Handelsstadt zur Zeit der Ausstellung zugeführt werden würden, skizziren wolle; sonst möchte ich dies jetzt schwerlich unternehmen. Der Besuch aus aller Welt Enden in Hamburg ist so großartig gewesen, die Berichte der Blätter, welche vom Festplatze ausgingen und mit dem ganzen Farbenreichthum sich schmückten, den die Unmittelbarkeit der Eindrücke auch der nur beschreibenden Feder gewährt, sind so zahlreich, daß ein Nachzügler dieser Art in der periodischen Presse nur Eulen nach Athen zu tragen scheint.

Ich darf daher meine Aufgabe an dieser Stelle wohl etwas anders fassen. Mir scheint, ich müßte Ihnen in der Rückschau, losgelöst von den Einzelheiten, die der Strom des Verkehrs jetzt längst von dem Schaufelde hinweggespült hat, ein Gesammtbild der Ausstellung entwerfen, das denen, die nicht dort gewesen sind, verständlicher sein wird als die isolirten Schilderungen einzelner Partien. Und an diese Rückschau möchte ich, so weit es angeht, eine Vorschau knüpfen, die die möglichen Folgen des Ereignisses für unser Vaterland entwickelt; ich möchte mit dem Versuche, die Bestrebungen Ihrer Leser auf das Wünschenswerthe hinzuwenden, zugleich meiner Darstellung eine praktische Richtung geben, durch die allein sie heute noch einen Werth hat. —

Zunächst jedoch ein Wort über das Entstehen des Unternehmens, das zugleich eine Erinnerung an den Mann sein mag, dem die Ausstellung so gut wie Alles verdankt: ich meine den Baron Ernst von Merck.

Die deutsche Ackerbaugesellschaft, welche nach dem Muster der englischen vor einigen Jahren gegründet ward, die jedoch den Boden für ein unverrückbar festes Wurzeln noch nicht gefunden hat, diese Gesellschaft, von der man eine nationale und einheitliche Thätigkeit für die der Menge am besten verständlichen wirthschaftlichen Interessen erwartete, stand bei dem Werke nur in zweiter Reihe; und wenn ich geneigt bin, derselben einen Theil des Ruhmes zu vindiciren, so werden Sie mit mir wünschen, daß sie durch dieses ihr Kind zu regsamerer Thätigkeit und neuen Schöpfungen geführt werde. Der rührige Präsident der Gesellschaft, Herr v. Nathusius auf Hundisburg, der, unbestritten der erfahrenste praktische



Thierzüchter in Deutschland, fast von jedem deutschen Landmann als Lehrer anerkannt wird, hatte bereits vor einiger Zeit in Leipzig eine allgemeine deutsche Fettviehausstellung durch die Ackerbaugesellschaft zu Stande gebracht. Bei dieser Gelegenheit erschienen wie natürlich auch aus den Marschen der Nordsee und Elbmündung die schweren Rinder und Schafe, die sonst nur den hamburgischen und englischen Markt aufsuchen und in Mitteldeutschland so gut wie unbekannt waren. Ihretwegen kamen die Fettviehhändler aus dem Norden, und unter diesen Herr Claus Olde, eine allen holsteinischen Landleuten, die mit Viehhaltung zu thun haben, wohlbekannte Persönlichkeit. Herr Claus Olde, ein ungemein praktischer Mann, erkannte rasch, welche Rückwirkung eine gesteigerte Thätigkeit für die rationelle Thierzucht auch auf sein Geschäft haben müsse, und zuerst bei ihm entsprang aus der Anregung der Leipziger Ausstellung der Gedanke einer internationalen Thierschau in dem von allen Seiten so leicht zugänglichen Hamburg. Die deutsche Ackerbaugesellschaft, welche sich mit allen Kräften dem Unternehmen hingab, wird den Gedanken generalisirt und auf die übrigen Zweige der Landwirthschaft ausgedehnt haben; sie gab zugleich dem Unternehmen Würde und Ansehn, befreite es von dem gehässigen Schein einer einfachen Speculation und gewährte die Möglichkeit, durch eine deutschnationale Autorität den internationalen Charakter in Anspruch zu nehmen und zu verkündigen, wie sie denn auch einen Theil der erforderlichen Capacitäten stellte.

Wie aber die Sache in's Werk setzen? Wie die bedeutenden Mittel, deren Deckung immerhin zweifelhaft blieb, im Voraus schaffen und ganze Nationen dafür interessiren? Claus Olde wußte gut genug, daß hier die Verbindungen auch des großartigsten Viehhandels nicht ausreichten, daß hier nur Ernst Merck helfen könne; — und so wurde dieser, der bisher kaum in eine andere Verbindung mit der Landwirthschaft gekommen, als soweit ihre Producte ein Gegenstand des Handels sind, der Schöpfer des eigentlichen Werkes.

Ernst Merck, der Sohn des Senators Merck und Bruder des jetzigen Syndicus, Chef des bedeutenden Handelshauses H. J. Merck u. Comp., war früher nur bekannt als thätiger, genialer, auf neue Handelswege unausgesetzt hinstrebender Kaufmann und als Begründer des ersten deutschen Vereines für Freihandel sowie des ersten volkswirthschaftlichen Organes in Hamburg. Im Jahre 1848 zum Abgeordneten nach Frankfurt von seiner Vaterstadt gewählt, spielte er als Politiker eine wenig glückliche Rolle. Dagegen erwarben ihm seine österreichischen Sympathien und seine gefälligen Formen die Gunst des Reichsverwesers, der ihn zum Finanzminister machte und nachmals dem damals jugendlichen Kaiser Franz

Joseph zuführte. Bald nachher ward er Mitbegründer der norddeutschen Bank, in deren Verwaltungsrath er dauernd blieb. Sein Verhältniß zum Kaiser, der ihn zum Mitdirector der Kaiserin-Elisabethbahn, sowie zu seinem Generalconsul in Hamburg ernannt, auch in den Freiherrnstand erhoben hatte, machte es ihm möglich, in einer entsetzlichen Gefahr mehr oder minder der Retter seiner Heimath zu werden. In der großen Geldkrisis von 1857, wo nur Rettung für den Einzelnen war, wenn der ganze Handelsstaat, dem er angehörte, gerettet wurde, setzte er es durch, daß die österreichische Nationalbank der Stadt auf ein Jahr ein Darlehn bot, groß genug, um die verschlungenen Geldverhältnisse aller größeren Handelshäuser zu entwirren und weitere Mittel zur Hebung der Calamität flüssig zu machen. Und kaum begann Hamburg auf diesem Wege sich der Gefahr zu entreißen, so wandte Merck seine Thätigkeit dem Reiche zu, das vielleicht am meisten darin verflochten war, dem Königreich Schweden. Es war nur wohlverdient, wenn der König von Schweden ein großes Schiff seiner Marine nach dem einfachen Bürger des Freistaates benannte, dessen Rathschlägen es das Land verdankte, daß es seinen öffentlichen und Privat-Credit, der völlig gesunken war, wieder befestigen konnte, und durch dessen Einfluß die neuen schwedischen Anleihen bei der norddeutschen Bank, bei Salomon Heine und Raphael Erlanger untergebracht wurden.

Solcher Wirksamkeit entsprang die Kraft, welche Ernst Merck in den Stand setzte, das große Werk der Ausstellung glänzend durchzuführen. Hamburgs Börse mußte den Mann in gutem Andenken haben; seine Popularität bei den ersten Geldmächten gestattete ihm, durch wenige ermunternde und anregende Worte über den Seckel von ungefähr 60 Garanten, je bis zum Betrage von 2000 Mark zu verfügen. Und auch das Volk liebte den Mann, der ihm eben noch in dem zoologischen Garten einen Raum für Lust und Belehrung geschaffen hatte; es liebte ihn wegen seines zugänglichen, für jedes Bedürfniß und jedes Verdienst offenen Wesens, und daher setzte sich alsbald die ganze Stadt für die Sache, die ihm am Herzen lag, in eine freudige Bewegung, die durch keinen Mißton gestört ward. Nicht minder ward der internationale Charakter dadurch von vornherein gesichert, daß es Merck in seiner Stellung zu den Monarchen Oesterreichs und Schwedens nicht schwer wurde, diese Fürsten für die Sache zu interessiren und sie zu einer ausreichenden Vertretung ihrer Länder zu veranlassen.

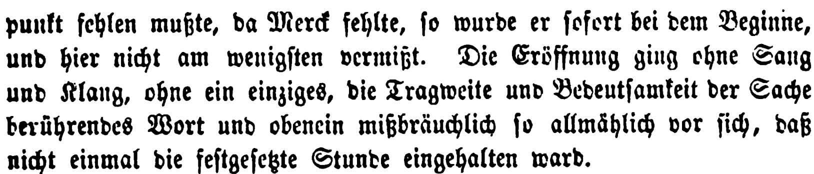
Die Bahn war gebrochen, und den übrigen Verbindungen der alten Hansestadt, zumeist mit ihren eigenen Söhnen in aller Welt Enden, gelang es leicht, auch andere Staaten heranzuziehen, so daß in Kurzem der

Rahmen gebildet war, in welchen sich die Zusendungen Einzelner nachher bequem einschalten ließen. Der hamburgische Staat, dessen Geldhülfe man zurückweisen mußte, weil er sie an Bedingungen knüpfte, gewährte doch unentgeltlich die Benutzung des Heiligengeistfeldes, eines großen, vollkommen horizontalen Rasenplatzes, der, ehemals der Schlachterzunft zuständig, sich wie eine Art Glacis außerhalb des früheren Stadtgrabens zwischen dem Altonaer und dem Neuen Holstenthore hindehnt und sonach den Schwerpunkt zwischen den beiden Schwesterstädten bildet, — in der belebtesten Vorstadt, recht mitten zwischen den beiden Bahnhöfen und nahe an den Hauptlandungsplätzen des Hafens.

Da die Hamburger Wasserkunst bei Rotenburgsort oberhalb der Stadt dem eigenen Bedarf nur eben noch genügt, also außer Stande war einen außerordentlichen Zuschuß für die Menge von Menschen, Vieh und Dampfmaschinen herzugeben, so wandte man sich an die Altonaer Wasserkunst, die unterhalb das Elbwasser auf die Blankeneser Berge hinaufpumpt; und diese ließ sich bereit finden.

Die Baulichkeiten wurden einem Collegium ebenso verständiger als praktischer Architekten und Ingenieure überwiesen, welche dieselben in so symmetrischer Weise anlegten, daß jede Erweiterung bei steigendem Zufluß mit Leichtigkeit vorgenommen werden konnte, und so unerwartet groß gestaltete sich jetzt das Maaß der Meldungen und Zusendungen, daß selbst diese Anordnung nahe daran war, ihren Dienst zu versagen. Alles nahm einen imposanten Zuschnitt an, wie ihn Merck gehofft und vorausgesagt hatte, — da riß der Tod durch eine schmerzliche Krankheit wenige Tage vor der Eröffnung den Mann hinweg, dessen rastlose Energie allein das möglich gemacht hatte, was nun von Allen bewundert zur Vollendung gediehen war. Er war ein Virtuos der besten und tüchtigsten, nur auf eigene Kraft gegründeten Lebenspraxis, ein nachahmenswerthes Vorbild für Viele, denen die gleichen Sphären offen stehen, wenn sie auf den Wegen, die Gelderwerb und Geldverbrauch anweisen, auch das Gute und Große fördern und den Namen ihres Vaterlandes groß machen wollen; — denn in der That, auch die politischen Irrungen des Mannes kommen zu einem guten Theil auf Rechnung des Hamburger Patrioten. Was Wunder wenn die Trauer um ihn in Hamburg groß und aufrichtig war. Die Behörde der Stadt ehrte sein Andenken, indem sie zwei Straßen nach ihm benannte, die Bürger beschlossen ein öffentliches Unternehmen im Sinne des Verstorbenen zu gründen, das seinen Namen und sein Andenken bewahrte; während ich dies schreibe, sind weit über 40,000 Mark Banco zu diesem Zwecke vorhanden.

Aber wie für die Tage der Ausstellung im Allgemeinen der Mittel-



punkt fehlen mußte, da Merck fehlte, so wurde er sofort bei dem Beginne, und hier nicht am wenigsten vermißt. Die Eröffnung ging ohne Sang und Klang, ohne ein einziges, die Tragweite und Bedeutsamkeit der Sache berührendes Wort und obenein mißbräuchlich so allmählich vor sich, daß nicht einmal die festgesetzte Stunde eingehalten ward.

Bei dem Eintritt in die Pforten des Ausstellungsraumes, der von außen mit einer einfachen Bretterplanke umfriedet war, fühlte sich wohl Jeder auf das Angenehmste überrascht durch die Scene, die sich ihm darbot. Gerade vor dem Eintretenden entwickelte sich eine Reihe von mehr oder minder bedeutsamen Gebäuden, deren keines das folgende verdeckte, sämmtlich von norwegischem Holz zusammengeschlagen, in der unveränderten lichten Farbe des Fichtenholzes, die einen sehr gefälligen Gegensatz zu dem Grün der Rasenflächen und dem Schwarz der Filzdächer bildete.

Mehr als hundert verschiedene Gebäude, jedes auf vollkommene Weise seinem Zwecke angepaßt, bildeten eine kleine extemporirte Stadt nach einem symmetrischen, überaus praktischen Grundplan, im schweizerischen Baustil. Könnten wir an diesen Bauten, deren einfache Zierrathen gleichfalls durch die Anwendung eingeschnittener Brettstücke hervorgebracht waren, irgend etwas aussetzen, so wäre es dies, daß man lieber vollständig den Schweizergeschmack hätte wählen und das Maurisirende daraus weglassen sollen. Man würde zugleich dadurch erreicht haben, was bei dem stürmischen, anfangs staubigen und nachmals regnerischen Wetter, durch welches dem Feste Abbruch geschah, sich als ein entschiedenes Bedürfniß herausstellte, das bei ähnlichen Gelegenheiten nicht vergessen werden sollte, nämlich den hinreichenden Ueberstand des Daches über die Wände oder Pfeiler.

Sonst wüßte ich an den Bauten nichts zu tadeln, denn der frische Luftzug, der durch dies Lager fegte, und eine natürliche Ventilation zu Wege brachte, erwies sich für Mensch und Vieh ungemein viel zuträglicher, als die Aufstallung der Thiere bei dem gleichen Anlasse zu Paris 1856 in den Räumen des großen Glaspalastes. Alle Kunstgriffe der Ventilation und alle springenden Wasser waren damals nicht im Stande, die Ausdünstungen einer solchen Anzahl von Thieren jeder Art aus dem großen Gebäude zu entfernen, und namentlich aus den oberen Räumen des Glaspalastes, wo die Producte des Ackerbaues zur Schau gestellt waren, wurde von ammoniakalischen Dünsten das schöne Geschlecht fast gänzlich verdrängt.

Für den kurzen Zeitraum von 8 bis 14 Tagen, der das höchste Maaß der Dauer eines solchen Ereignisses ist, lassen sich auch solidere Gebäude nicht aufführen, da der Besuch an den einzelnen Tagen massenhaft ist, aber doch nicht so große Einnahmen gewährt, als eine Industrie-

ausstellung, welche vielleicht nahezu ein halbes Jahr lang offen gehalten werden kann. Wenn nun aber auch ein mehr vergängliches Wesen den Gebäuden einer Thierschau gegeben werden muß, so schließt das doch den Schmuck und die reizvolle Anordnung nicht aus, und hierin war nichts versehen. Die Tausende von Flaggen aller Nationen, — mit Ausnahme der deutschen, — welche von den Firsten der Gebäude weheten, und die bunte Menge, welche alle Zwischenräume füllte, gaben im Verein mit den stattlichen Thieren und der stürmischen Arbeit der Maschinen ein so belebtes Bild, wie man es nur wünschen konnte.

Grade vor dem Eintretenden, hinter einem halbmaurischen Triumphbogen, befand sich ein viereckiges Bassin klaren Wassers, mit einem Springbrunnen, getragen von einer zierlichen weiblichen Gestalt aus gebranntem Thon. Mit zwei Terrassen erhob sich von dem Wasser bis zu dem Niveau des Platzes ein sanft abgedachter Rasen, wie ihn nur Guano und stets frisches Wasser so saftig grün und überquellend in wenigen Tagen erzeugen können. Unterbrochen durch wohl geebnete Grandwege und farbendichte kleine Beete, gestaltete sich derselbe zu einem etwas vertieften Blumenparterre von der angenehmsten Wirkung. Umkränzt war dieses von großen Orangenbäumen und anderen ähnlichen subtropischen Pflanzen, abwechselnd mit Vasen von eleganten einfachen Formen und wohlgelungenen Statuen auf hohen Postamenten, sämmtlich aus dem zarten isabellfarbenen Thon der Vidal'schen Fabriken zu Fernsicht in Holstein, welche ihre Ausstellungsobjecte zum Schmuck angeboten hatten. Gartenbänke jeder Art und jedes Materiales gewährten hier die Gelegenheit auszuruhen. Mit dem Rücken gegen das Wasser gewendet, sah man dann in bedachte halboffene Pavillons, in denen eine vollständige Blumenschau, wie sie auch sonst in dieser Jahreszeit zu Hamburg abgehalten zu werden pflegt, geboten wurde. Ueber den Garten hinweg erblickte man zunächst den Musikpavillon, eine Art von Minaret mit großem Balkon für die Musikanten. Oben in demselben fand sich die Uhr und die Signalglocke für Oeffnung und Schluß des Tages, und zugleich diente er als Sockel für eine Kolossalstatue der Ceres, — die freilich von der Menge beharrlich als Hammonia begrüßt wurde. Gegen die Rückseite des Musikpavillons, der gleichfalls von wohlgelungenen Statuen, unter denen eine kräftige Schnitterin hervortrat, umgeben war, sah man, dem Versammlungsraum des Publicums zwischen den Flügeln der Erfrischungsgebäude zugewandt, aus Laub und Blumen hervorschimmernd, die Marmorbüste des Freiherrn von Merck in sehr gelungener und ansprechender Aehnlichkeit, welche ein hamburgischer Künstler, Herr Julius Lippelt, gleich nach dem Tode, auf dürftige Vorlagen hin, in wenigen Tagen gemeißelt hatte. —

Mit allem Vorbedacht habe ich mich bei dem wohlthuenden Arrangement, das jeden Eintretenden überraschte, aufgehalten, weil ich glaube, daß nicht wenig Gewicht darauf gelegt werden muß.

Wenn jedes öffentliche Fest, jede Schaustellung außer ihren Hauptaufgaben auch dahin streben muß, die Grundsätze des guten Geschmacks praktisch zur Geltung zu bringen, und die Menge unmerklich mit denselben vertraut zu machen, so zeigt sich schon hier der hohe Werth größerer nationaler oder internationaler Ausstellungen, bei denen die materiellen und geistigen Kräfte, die einer solchen Aufgabe gewachsen sind, disponibel gemacht werden können. Die Erziehung des Volkes ist solchen Ereignissen theilweise zu danken, und es ist ein Glück, wenn die localen Thierschauen, welche, abgesehen von ihrer sonstigen Misere, in den Zierden des Festes oftmals den Ungeschmack vorführen, durch größere Ausstellungen abgelöst werden.

Ich sagte bereits, daß die Marmorbüste den Versammlungsräumen der Restauration zugewendet war. Dieses Gebäude, das bedeutendste von allen, mit einem sehr großen, durch Holzconstruction überdachten Speisesaal, der die ganze Breite der Avenue überspannte, dann mit zweien fast eben so langen Flügeln für die Spende von kalter Küche, Bier, Kaffee und Conditoreiwaaren, zwischen den drei Gebäudetheilen einen freien von Tischen und Stühlen bedeckten Platz begreifend, war, trotz seiner scheinbar beträchtlichen Dimensionen, doch zwergenhaft gegen das Bedürfniß, das sich aussprach.

Schon in den ersten Stunden nach der Eröffnung waren alle Plätze besetzt, und niemals nachher hat man mit derjenigen Behaglichkeit, die vor allen Dingen der Deutsche beim Essen und Trinken liebt, seine Erfrischungen nehmen können. Wir wissen aus Museen und Galerien, daß nichts auf die Länge angreifender ist und Hunger, Durst und das Bedürfniß des Ausruhens mehr weckt, als ein beständiges Schauen und Besichtigen. Für den an geistige Anstrengungen wenig gewöhnten Mann des alltäglichen Gewerbes ist das Bedürfniß der Erholung noch viel größer. Wenn derselbe nun durch die Größe des Schaufeldes und die Höhe des Eintrittspreises genöthigt wird, ungefähr den ganzen Tag auf dem Platze zu bleiben, so ist es eine Grausamkeit, bei einem Besuch von 50,000 Menschen nur eine Restauration für vielleicht 2000 herzustellen, da unter der genannten Zahl mindestens immer 2000 sein werden, die sich mit einem ganz flüchtigen Eindruck begnügen, und lieber den Leib pflegen, daher auch bei den Erfrischungsräumen möglichst dauernd Posto fassen. Thatsache ist, daß es Vielen unmöglich war, irgend eine Speise oder ein Getränk zu erreichen, daß man fast immer vergeblich einen Platz suchte, um das Erworbene in

Ruhe zu verzehren, daß, wenn man etwas erhielt, es in der Regel so schlecht war, wie man sonst in dem durch materielle Genüsse ausgezeichneten Hamburg nie bedient wird, und daß man den übertriebensten Prellereien der Aufwärter sich ausgesetzt sah.

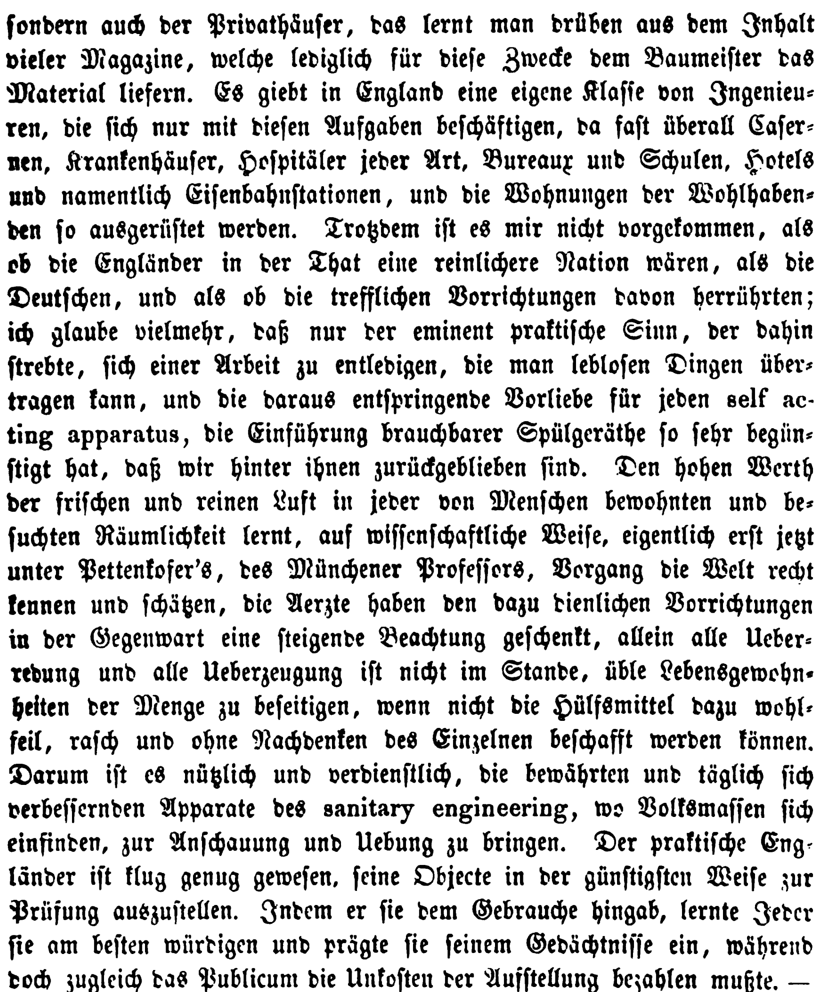
In dem großen Londoner Industriepalast, wo doch der Raum unendlich viel kostbarer war, wo nur an den allerlebhaftesten Tagen so viele Menschen zusammenströmten, als hier sich täglich einfanden, und wo bei geringerem Eintrittsgelde die Zeit nicht so vollständig ausgekauft werden mußte, fand ich für diese Bedürfnisse des Menschen viel vollständiger gesorgt. Der Fremde konnte in London nirgends besser und nirgends billiger speisen, als in dem Ausstellungsgebäude selbst, wo Restaurationen verschiedenen Charakters und für verschiedene Lebensstellungen in großem Maaßstabe überall angebracht waren. Trotzdem sah man noch Hunderte von Familien auf den Treppen, den Bänken, selbst am Fußboden niederkauern, um ihre mitgebrachten Speisen inmitten der eleganten Ausstellungsräume zu verzehren.

Glauben Sie nicht, daß ich zuviel Gewicht auf diese Seite lege, denn wenn die materiellen Erfolge, die man von einer solchen Ausstellung sich verspricht, eine Wahrheit werden sollen, so können sie es nur, sobald das Dargebotene von Jedem mit der entsprechenden Geistesfrische erfaßt wird, und die bequeme Mittheilung, der Austausch der Meinungen ermöglicht ist. Die geistige Rührigkeit aber ist nur dann zu erhalten, wenn man einen Tag ununterbrochenen Schauens und Vergleichens durch bequem zugängliche Erfrischungen des Körpers in angemessene Theile zerlegen kann.

Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit sofort noch einen andern, anscheinend noch mehr äußerlichen Punkt hervorzuheben, der jedoch auf den Charakter des Unternehmens, als eines für humane Zwecke begonnenen, nicht minder zurückwirkt. Die Rückseite des Restaurationsgebäudes zeigte in der Mitte den Saal für den Verwaltungsausschuß, die fremden Commissaire und die Preisrichter, mit einem Balkon zur Verkündung der Preise, dann aber links und rechts die Toiletten für Damen und Herren. Trotz ihres provisorischen Charakters konnten diese Räumlichkeiten als ein Muster der Sauberkeit gelten, und da die dort verwendeten Utensilien zugleich als Ausstellungsobjecte des Herrn George Jennings in London dienten, der für ähnliche Vorführungen überall die Preise, und auch von gelehrten Gesellschaften rühmliche Auszeichnungen erworben hat, so will ich meine Gedanken darüber nicht zurückhalten.

In den Kunstgriffen der Ventilation und Spülung bewohnter und benutzter Räume ist uns England, wie mir scheint, sehr voraus gekommen. Das lernt man nicht blos bei dem Besuch englischer öffentlicher Gebäude,

[redacted]



sondern auch der Privathäuser, das lernt man drüben aus dem Inhalt vieler Magazine, welche lediglich für diese Zwecke dem Baumeister das Material liefern. Es giebt in England eine eigene Klasse von Ingenieuren, die sich nur mit diesen Aufgaben beschäftigen, da fast überall Casernen, Krankenhäuser, Hospitäler jeder Art, Bureaux und Schulen, Hotels und namentlich Eisenbahnstationen, und die Wohnungen der Wohlhabenden so ausgerüstet werden. Trotzdem ist es mir nicht vorgekommen, als ob die Engländer in der That eine reinlichere Nation wären, als die Deutschen, und als ob die trefflichen Vorrichtungen davon herrührten; ich glaube vielmehr, daß nur der eminent praktische Sinn, der dahin strebte, sich einer Arbeit zu entledigen, die man leblosen Dingen übertragen kann, und die daraus entspringende Vorliebe für jeden self acting apparatus, die Einführung brauchbarer Spülgeräthe so sehr begünstigt hat, daß wir hinter ihnen zurückgeblieben sind. Den hohen Werth der frischen und reinen Luft in jeder von Menschen bewohnten und besuchten Räumlichkeit lernt, auf wissenschaftliche Weise, eigentlich erst jetzt unter Pettenkofer's, des Münchener Professors, Vorgang die Welt recht kennen und schätzen, die Aerzte haben den dazu dienlichen Vorrichtungen in der Gegenwart eine steigende Beachtung geschenkt, allein alle Ueberredung und alle Ueberzeugung ist nicht im Stande, üble Lebensgewohnheiten der Menge zu beseitigen, wenn nicht die Hülfsmittel dazu wohlfeil, rasch und ohne Nachdenken des Einzelnen beschafft werden können. Darum ist es nützlich und verdienstlich, die bewährten und täglich sich verbessernden Apparate des sanitary engineering, wo Volksmassen sich einfinden, zur Anschauung und Uebung zu bringen. Der praktische Engländer ist klug genug gewesen, seine Objecte in der günstigsten Weise zur Prüfung auszustellen. Indem er sie dem Gebrauche hingab, lernte Jeder sie am besten würdigen und prägte sie seinem Gedächtnisse ein, während doch zugleich das Publicum die Unkosten der Aufstellung bezahlen mußte. —

Jenseit des Restaurationsgebäudes befand sich zunächst der große freie Platz zur Prüfung der Wagenpferde, dann folgten in derselben Richtung das Verwaltungsgebäude und das Bureau der fremden Commissaire, hinter diesen befand sich der Circus, in welchem die Pferde vorgeführt wurden, und diesen umzingelten in einem zwiefachen Halbkreis von ungeheuren Dimensionen die Hengste, von denen jedes einzelne Thier einen vollständig eingerichteten Stall bewohnte, der völlig durch Rouleaux geschlossen werden konnte.

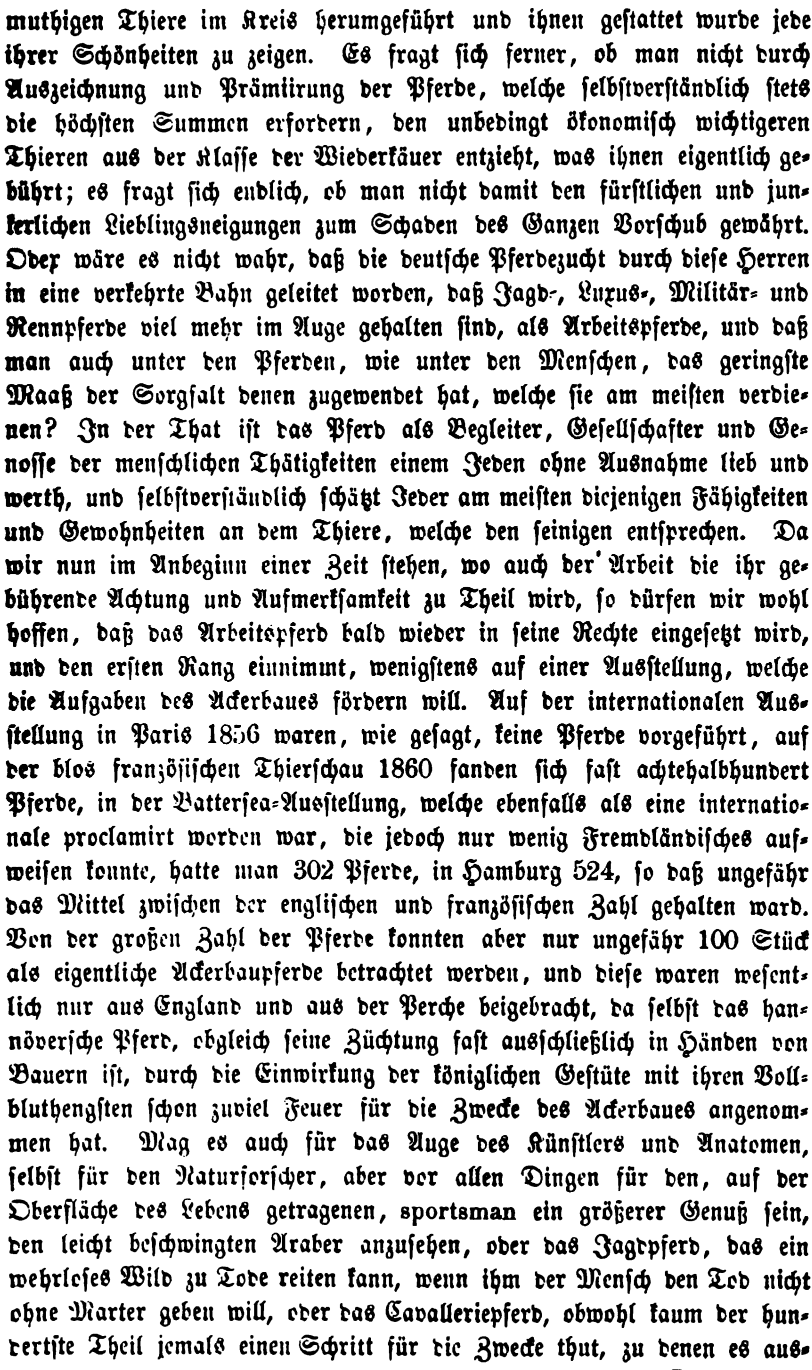
Die bisher beschriebene Folge von Räumen erstreckte sich in gerader Linie von dem Eingangsthore vorwärts, und wurde in folgender Weise der Quere nach von den anderen Baulichkeiten getroffen: Als Basis des



Halbkreises, den die Hengste einnahmen, lag zu beiden Seiten des freien Fahrplatzes eine Folge von Ställen, in denen Stuten untergebracht waren, zusammen über 500 Pferde. Zu beiden Seiten des Restaurationsgebäudes eine Folge von 25 langen parallelen Ställen mit circa 1000 Stück Rindvieh; zu beiden Seiten der Blumenausstellung, deren Rückseite noch ein Sortiment von frischen Gemüsen und Früchten zeigte, eben so viele parallele Ställe, in denen links gegen 1800 Schaafe, rechts 300 Schweine untergebracht waren, zu beiden Seiten des Einganges längs der Befriedigung die Käfige für circa 330 Stück Federvieh. Zwischen dem Federvieh und der Stallreihe für Schweine und Schaafe befanden sich zu jeder Seite drei lange, ganz umschlossene und durch Oberlicht erhellte Schuppen für die Producte der Landwirthschaft. Der linke Flügel des Schaufeldes war jenseit der erwähnten Stallreihen schon geschlossen, rechts aber, wo man die geringere Zahl derselben angebracht hatte, wurde sie wieder abgeschnitten durch eine dem Hauptgange parallele Reihe von zwölf langen Gebäuden für die kleineren Maschinen, und dahinter dehnte sich, ungefähr ein Drittheil des ganzen Gebietes einnehmend, die Ebene, auf der die arbeitenden Maschinen und größeren Werke theils im Freien, theils in Privatgebäuden der Fabrikanten sich zeigten. —

Mit einigem Stolz blicke ich zurück auf die zweckmäßige Anordnung, welche ich Ihnen so eben beschrieben habe, denn es ist mir nicht zweifelhaft, daß, vielleicht mit Ausnahme der Producte, die Gegenstände sämmtlich besser und bequemer untergebracht waren, als dies bisher bei den größeren landwirthschaftlichen Schaustellungen anderer Länder der Fall gewesen. Deutschland hat hieran, und an der Art, wie das Ganze entstanden ist, genug zu rühmen, und es braucht nicht, wie die meisten Zeitungen gethan, auszuposaunen, es sei an Größe, Zahl und Mannichfaltigkeit der Dinge etwas Aehnliches noch niemals da gewesen.

Vor allen Dingen ist doch des Anfanges dieser Sache, der internationalen Ausstellung in Paris, zu gedenken, welche vielfach durchaus nicht hinter der hamburgischen zurückstand. Weil sie im Glaspalast untergebracht war, konnten selbstverständlich die Pferde nicht mit einrangirt werden, vielleicht war auch ursprünglich principiell das Pferd davon ausgeschlossen, denn es fragt sich sehr, ob bei diesen Thieren nicht die Auszeichnung einen gar zu individuellen Charakter annimmt, um einen belehrenden oder aufmunternden Werth zu haben; es fragt sich, ob nicht die Vorliebe für das Pferd bei dem Menschen überhaupt so ausgeprägt ist, daß er für dessen Aufzucht ebenso leicht zu viel als zu wenig thut. Man brauchte nur zu sehen, wie die Menschen sich drängten und zusammenschlossen, jede Unbill des Wetters geduldig ertrugen, sobald die herrlichen,



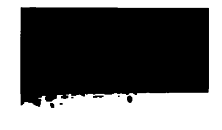
muthigen Thiere im Kreis herumgeführt und ihnen gestattet wurde jede ihrer Schönheiten zu zeigen. Es fragt sich ferner, ob man nicht durch Auszeichnung und Prämiirung der Pferde, welche selbstverständlich stets die höchsten Summen erfordern, den unbedingt ökonomisch wichtigeren Thieren aus der Klasse der Wiederkäuer entzieht, was ihnen eigentlich gebührt; es fragt sich endlich, ob man nicht damit den fürstlichen und junkerlichen Lieblingsneigungen zum Schaden des Ganzen Vorschub gewährt. Oder wäre es nicht wahr, daß die deutsche Pferdezucht durch diese Herren in eine verkehrte Bahn geleitet worden, daß Jagd-, Luxus-, Militär- und Rennpferde viel mehr im Auge gehalten sind, als Arbeitspferde, und daß man auch unter den Pferden, wie unter den Menschen, das geringste Maaß der Sorgfalt denen zugewendet hat, welche sie am meisten verdienen? In der That ist das Pferd als Begleiter, Gesellschafter und Genosse der menschlichen Thätigkeiten einem Jeden ohne Ausnahme lieb und werth, und selbstverständlich schätzt Jeder am meisten diejenigen Fähigkeiten und Gewohnheiten an dem Thiere, welche den seinigen entsprechen. Da wir nun im Anbeginn einer Zeit stehen, wo auch der Arbeit die ihr gebührende Achtung und Aufmerksamkeit zu Theil wird, so dürfen wir wohl hoffen, daß das Arbeitspferd bald wieder in seine Rechte eingesetzt wird, und den ersten Rang einnimmt, wenigstens auf einer Ausstellung, welche die Aufgaben des Ackerbaues fördern will. Auf der internationalen Ausstellung in Paris 1856 waren, wie gesagt, keine Pferde vorgeführt, auf der blos französischen Thierschau 1860 fanden sich fast achtehalbhundert Pferde, in der Battersea-Ausstellung, welche ebenfalls als eine internationale proclamirt worden war, die jedoch nur wenig Fremdländisches aufweisen konnte, hatte man 302 Pferde, in Hamburg 524, so daß ungefähr das Mittel zwischen der englischen und französischen Zahl gehalten ward. Von der großen Zahl der Pferde konnten aber nur ungefähr 100 Stück als eigentliche Ackerbaupferde betrachtet werden, und diese waren wesentlich nur aus England und aus der Perche beigebracht, da selbst das hannöversche Pferd, obgleich seine Züchtung fast ausschließlich in Händen von Bauern ist, durch die Einwirkung der königlichen Gestüte mit ihren Vollbluthengsten schon zuviel Feuer für die Zwecke des Ackerbaues angenommen hat. Mag es auch für das Auge des Künstlers und Anatomen, selbst für den Naturforscher, aber vor allen Dingen für den, auf der Oberfläche des Lebens getragenen, sportsman ein größerer Genuß sein, den leicht beschwingten Araber anzusehen, oder das Jagdpferd, das ein wehrloses Wild zu Tode reiten kann, wenn ihm der Mensch den Tod nicht ohne Marter geben will, oder das Cavalleriepferd, obwohl kaum der hundertste Theil jemals einen Schritt für die Zwecke thut, zu denen es aus-



gebildet wird: — das Herz eines ächten Landmannes wird doch höher gehoben, wenn er seinen stillen Arbeitsgenossen, der mit ihm die Scholle wendet, in Gestalten auftreten sieht, die den Zwecken des Ackerbaues vollkommen entsprechen.

Ganz besonders vortheilhaften Eindruck machen in dieser Beziehung die Suffolk-Punchs mit rundem, dickem Leibe, kurzen Beinen, mastigem Hals und Ramsnase. An den vorgeführten Exemplaren konnte man noch nicht wahrnehmen, daß das Streben dahin geht, sie jetzt etwas schlanker und leichter zu ziehen, vielleicht aber hatten die Besitzer auch hierbei, wie bei ihrem Rindvieh, einen Zustand angehender Mästung als das erste Bedürfniß für das Erscheinen auf der Ausstellung angesehen. Noch kräftiger und bedeutender erscheinen die dunkelbraunen Clydesdale-Pferde aus Schottland, mit ihren bis zu den Knien hinauf lang behaarten Beinen von riesenhaftem Bau und doch rascher Bewegung. Nicht minder gut präsentiren sich die in ihren großen Vorzügen auch bei uns schon hinreichend bekannten Percherons. Diesen drei Pferderacen hat Deutschland bis jetzt nichts Aehnliches gegenüberzustellen. Die schweren Ackerpferde Englands werden sich in Deutschland nur in den westlichen Theilen einführen lassen; für den Osten und Mitteldeutschland dürfte der kernfeste Bau der Percherons vorzuziehen sein, falls nicht etwa diese Race, wie wohl gesagt wird, selbst in ihrer Heimath degenerirt. In diesem letzteren Falle wüßte ich keinen besseren Substituten zu nennen, als das dänische Pferd, das alle Tugenden eines guten Ackerbauers, Sanftmuth und Gutmüthigkeit, bei großer Kraft und genügendem Feuer, Gesundheit, Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einflüsse der Witterung und der Ernährung, so wie den der Langlebigkeit in sich vereinigt. Leider war dieses Pferd nicht gehörig vertreten.

In der Abtheilung des Rindviehes macht sich die Freude an der Eleganz nicht mehr über die Gebühr geltend; wir begegnen aber hier bei den aus England stammenden Thieren einem anderen Fehler, welcher jede Vergleichung unmöglich macht. Der Engländer liebt es, seine Rinder, welcher Race sie auch angehören, in einem übertrieben gemästeten Zustande vorzuführen, und weil er seine ganze Sorgfalt von vornherein auf Wettkampf und Wettstreit richtet, so wird, was er zeigen will, lange ausdrücklich dafür zubereitet, und von vornherein als Ausstellungsvieh behandelt; ja dieses Streben geht so weit, daß auch diejenigen Stämme, welche durch Milchergiebigkeit berühmt sind, zum Schaden dieser ihrer Haupteigenschaft gemästet werden. In Deutschland ist man auf bloße Schaustellung niemals von vornherein bedacht, bei der Verkündigung einer solchen Concurrenz fällt es den Besitzern ausgezeichneter Exemplare gleichsam zufällig ein,



daß auch sie sich füglich melden könnten, oder Andere, denen ein reges Interesse für die Sache inwohnt, fassen den Entschluß, das Tüchtige und Gute, was ihre Landschaft darbietet, abgesehen von zufälligen individuellen Vorzügen, gleichsam generisch darzustellen. Durch diese unsere ganz abweichende Auffassung kommen wir leicht, den Engländern gegenüber, in Nachtheil, und es wäre gut, wenn bei internationalen Thierschauen künftig die Grundsätze, nach denen man vorführen soll, etwa durch die großen Ackerbaugesellschaften vorweg bestimmt würden.

Uebrigens hat doch selbst, trotz der verschiedenen Auffassung dessen, was zu leisten und zu bieten sei, auch dieses Mal der Deutsche wieder erkennen können, daß sein Besitz dem der anderen Nationen vollkommen ebenbürtig ist. Sobald wir nur erst allen Fleiß und jede Sorgfalt auf die Erzielung vollkommener Individuen verwenden werden, und dann aus dem Besten heraus immer den ganzen Stamm veredeln, und dabei nicht in thörichter Weise an dasselbe Thier die verschiedensten Ansprüche erheben, müssen unsere Rindviehstämme Alles erfüllen können, was wir wünschen. Auch hier kann unsere kosmopolitische Anerkennung des Guten bei anderen Nationen uns leicht irre führen. Der Engländer hat die Stämme, welche bei ihm vorhanden sind, auch nicht so vorgefunden, wie er sie jetzt zeigt, sondern ihre heutigen Eigenschaften sind nur das Resultat einer beharrlichen Verfolgung einseitiger Bestrebungen. In allen seinen Abarten zeigt uns das englische Rindvieh eigentlich nur, bis zu welchem Grade es möglich ist, durch Veränderung der Lebensbedingungen ein Thier umzugestalten. Fast alles Vieh des Engländers zeichnet sich durch Mastfähigkeit aus, und nur diese Tugend weiß der englische Farmer richtig zu würdigen.

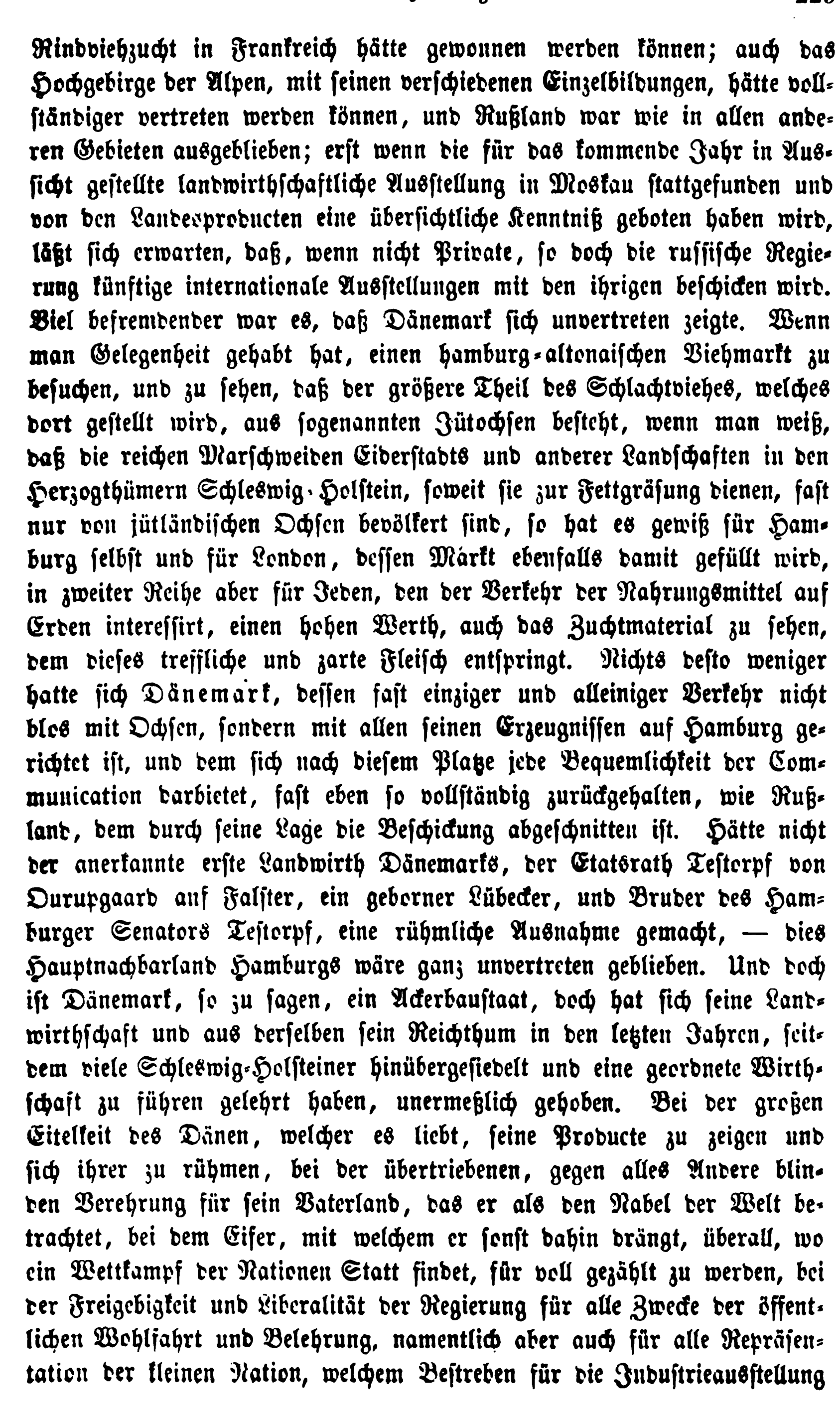
Was nun einen schönen, für die regelmäßige Ablagerung von Fleisch und Fett geeigneten Bau anbetrifft, der sich mit Schnellwüchsigkeit vereinigt, so ist vor allen Dingen das Shorthornvieh obenan zu stellen. Wenn man aber, nachdem man auch in Deutschland angefangen, das Mastvieh gehörig zu schätzen, nun ohne Weiteres versucht hat, die eingeborenen Racen mit Shorthorn zu kreuzen, vielleicht in dem Wahne, daß man ihnen die Mastfähigkeit geben könne, ohne ihren anderen Eigenschaften Abbruch zu thun, so hat man sich doch in vielen Fällen bitter getäuscht gesehen, indem, wenn man das Neue erreichte, ein Theil der Zugkraft oder der Milchergiebigkeit zerstört war.

Im Ganzen ist Deutschland viel mehr auf Milchergiebigkeit des Rindviehes, zu welcher seine meisten Stämme hinneigen, angewiesen. Fast sämmtliche Marsch- und Niederungsschläge der deutschen Nordseeküsten, das niederländische Vieh mit eingeschlossen, ist ausgeprägtes Milchvieh,

besonders ist es das holsteinische Marschvieh und die Breitenburger Race, welche hierin unübertroffen dastehen, und welche wohl eine sorgfältigere Behandlung in ihrer Heimath verdienten. Unter den Bewohnern des Höhebodens ist aber die Angeler Milchkuh, die man so oft zum Niederungsvieh zählen hört, jenes zarte Thier, von überaus weiblicher Tracht, unübertroffen; nur zeigt sie sich bei einer Thierschau nicht in dem Lichte der Vollkommenheit wie etwa die Alderney- oder die Ayrshire-Kuh, die allein unter den englischen Racen noch des Milchertrages wegen genannt werden. In der Heimath des Angeler Rindviehes fällt es Niemand ein, dasselbe für eine öffentliche Parade zuzurichten, es wird vielmehr strenge und scharf ausgenutzt, ist daher in der Regel mager und angegriffen; würde man die Angeler Kuh, die freilich nicht ganz so klein, aber doch zierlicher ist, als die bretonische, die man jetzt in den Parks der englischen Großen hält, pflegen, man würde das Ideal einer Milchkuh daraus erziehen, und kann deshalb durch die Kreuzung mit englischen Racen den Werth derselben nur beeinträchtigen. Aber freilich darf man nicht Alles für Angeler Vieh nehmen, was mit diesem Namen auswandert, und wegen ungenügender Güte im Nordosten Deutschlands oftmals dem gröberen oldenburgischen und jeverländischen Vieh weichen muß.

Sucht man auf der andern Seite die Zugkraft des Ochsen auszubilden, die für das mittlere Deutschland von höchster ökonomischer Bedeutung ist, so ist auch hierfür aus England keine Hülfe zu holen; die prachtvolle Reihe deutscher Zugochsen, welche am äußersten Ende der Abtheilung für das Rindvieh sich vorfand, der wunderschöne ebenmäßige Bau und die Kraft des voigtländischen Thieres weisen uns an, daß wir alles Material bei uns zu Hause haben. Läßt dann die Mastfähigkeit Manches zu wünschen übrig, so muß man, ohne die Vermischung zuzulassen, einen reingehaltenen Stamm von Mastvieh im Lande zu erzeugen, oder ihn aus England zu übersiedeln suchen.

In der Abtheilung des Rindviehes waren nur 965 Stück verzeichnet, während die Pariser Ausstellungen je über 1300 geboten haben. Da indessen die Batterseaschau kaum 800 Köpfe zählte, so bildete die Hamburger Thierschau doch noch immer das Mittel. Es kommt hinzu, daß, was die deutschen Niederungsracen anbetrifft, das Milchvieh aus Schleswig-Holstein, Hamburg, Hannover, Oldenburg und den Niederlanden wohl noch niemals in so reichbesetzter Zusammenstellung gezeigt worden ist, daß auch großbritannisches Vieh, abgesehen von einer Reihe untergeordneter Spielarten, in den Hauptstämmen erschien und daß die deutschen Höhenracen ausgiebig vertreten waren. Die französischen Hauptracen wurden freilich gezeigt, doch nicht in solchem Maaße, daß daraus irgend ein Bild der



Rindviehzucht in Frankreich hätte gewonnen werden können; auch das Hochgebirge der Alpen, mit seinen verschiedenen Einzelbildungen, hätte vollständiger vertreten werden können, und Rußland war wie in allen anderen Gebieten ausgeblieben; erst wenn die für das kommende Jahr in Aussicht gestellte landwirthschaftliche Ausstellung in Moskau stattgefunden und von den Landesproducten eine übersichtliche Kenntniß geboten haben wird, läßt sich erwarten, daß, wenn nicht Private, so doch die russische Regierung künftige internationale Ausstellungen mit den ihrigen beschicken wird. Viel befremdender war es, daß Dänemark sich unvertreten zeigte. Wenn man Gelegenheit gehabt hat, einen hamburg-altonaischen Viehmarkt zu besuchen, und zu sehen, daß der größere Theil des Schlachtviehes, welches dort gestellt wird, aus sogenannten Jütochsen besteht, wenn man weiß, daß die reichen Marschweiden Eiderstadts und anderer Landschaften in den Herzogthümern Schleswig-Holstein, soweit sie zur Fettgräsung dienen, fast nur von jütländischen Ochsen bevölkert sind, so hat es gewiß für Hamburg selbst und für London, dessen Märkt ebenfalls damit gefüllt wird, in zweiter Reihe aber für Jeden, den der Verkehr der Nahrungsmittel auf Erden interessirt, einen hohen Werth, auch das Zuchtmaterial zu sehen, dem dieses treffliche und zarte Fleisch entspringt. Nichts desto weniger hatte sich Dänemark, dessen fast einziger und alleiniger Verkehr nicht blos mit Ochsen, sondern mit allen seinen Erzeugnissen auf Hamburg gerichtet ist, und dem sich nach diesem Platze jede Bequemlichkeit der Communication darbietet, fast eben so vollständig zurückgehalten, wie Rußland, dem durch seine Lage die Beschickung abgeschnitten ist. Hätte nicht der anerkannte erste Landwirth Dänemarks, der Etatsrath Testorpf von Durupgaard auf Falster, ein geborner Lübecker, und Bruder des Hamburger Senators Testorpf, eine rühmliche Ausnahme gemacht, — dies Hauptnachbarland Hamburgs wäre ganz unvertreten geblieben. Und doch ist Dänemark, so zu sagen, ein Ackerbaustaat, doch hat sich seine Landwirthschaft und aus derselben sein Reichthum in den letzten Jahren, seitdem viele Schleswig-Holsteiner hinübergesiedelt und eine geordnete Wirthschaft zu führen gelehrt haben, unermeßlich gehoben. Bei der großen Eitelkeit des Dänen, welcher es liebt, seine Producte zu zeigen und sich ihrer zu rühmen, bei der übertriebenen, gegen alles Andere blinden Verehrung für sein Vaterland, das er als den Nabel der Welt betrachtet, bei dem Eifer, mit welchem er sonst dahin drängt, überall, wo ein Wettkampf der Nationen Statt findet, für voll gezählt zu werden, bei der Freigebigkeit und Liberalität der Regierung für alle Zwecke der öffentlichen Wohlfahrt und Belehrung, namentlich aber auch für alle Repräsentation der kleinen Nation, welchem Bestreben für die Industrieausstellung



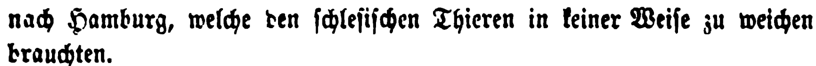
in London und für die internationale landwirthschaftliche Ausstellung in Paris bedeutende Opfer gebracht wurden, — bei dem Allen kann man in diesem Ausbleiben nur die Absicht einer Kränkung und Vernachlässigung des deutschen Unternehmens erblicken. Das ist jener kleinliche Sinn, mit welchem vor wenigen Wochen ein preußischer Staatsbürger wegen eines im Paß vergessenen Komma seiner Freiheit beraubt und verfolgt ward, jener nergelnde insularisch beschränkte Philistersinn, unter dessen Plackereien die edle Bevölkerung Schleswigs seufzt. Daß gerade ich, Ihr Berichterstatter, einer von den Wenigen unter Tausenden das Fehlen des kleinen Mannes in der Gesellschaft der Großen wahrgenommen habe und hier signalisire, ist die gerechte Strafe für den kindisch Trotzigen, der vollen Beruf gehabt hatte, zu zeigen, daß er auf dem Felde des Ackerbaues jetzt anderen Nationen ebenbürtig zu werden anfängt, und daß er durch eine unermeßlich begabte Bodenbeschaffenheit seines überall leicht zugänglichen Landes noch viele Jahre hindurch einer steigenden Entwickelung fähig ist. —

Bildete nun, sowohl rücksichtlich der Pferde, als des Rindviehes, die Hamburger Ausstellung ungefähr das Mittel zwischen denen zu Paris und London, so übertrifft sie rücksichtlich der Zahl der Schaafe und Schweine unbedingt beide.

An Schaafen fanden sich in Paris 1856 aus allen Theilen der Welt 1200, im Jahre 1860 dagegen aus Frankreich nur 928, in London 1862 1161 Stück und auf dem Hamburger Schaufelde 1766. —

Ueber den Zustand der europäischen Schaafzucht konnte man sich auf diesem Schaufelde ein sehr klares und deutliches Bild machen. Die edlen, so zu sagen vornehmen Formen der deutschen und ungarischen Merinoschaafe mit ihrer schwarzfettigen Wolle von wunderbarster Feinheit standen hier neben den riesigen parallelepipedischen Körpern der englischen, zum Theil mit langer Kammwolle behängten Fleischschaafe und den auffallend fruchtbaren deutschen Marschschaafen, während das alte Haideschaaf fast wie ein Anachronismus dazwischen erschien, und mit seinem kleinen Körper eines allerdings schmackhaften Fleisches und seiner ziegenhaarigen Wolle als ein Proletarier des Geschlechtes aussah, welcher zurückweicht und verdirbt, wo durch bessere Cultur die Lebensbedingungen für edlere Thiere geschaffen werden.

Was das Merinoschaaf anbetrifft, so bewährte Schlesien seinen alten Ruf wunderbarer Feinheit in der Wolle, aber nicht nur durch die ausgestellten Thiere, sondern auch durch ein ausgezeichnetes Sortiment der besten Vließe, drängte sich ihm Ungarn würdig an die Seite. Die ersten Stammschäfereien Ungarns der Grafen Louis Karolyi, Hunyadi, Felix Zichy und des Herrn Robert Czilehert sandten Böcke und Mutterschaafe



nach Hamburg, welche den schlesischen Thieren in keiner Weise zu weichen brauchten.

Uebrigens verschwindet selbst bei den feinsten Wollschaafen mehr und mehr das zarte empfindliche Ansehn des Electoralthieres, wie es in Kursachsen entstand, und an seine Stelle tritt immer allgemeiner die Gestalt des ursprünglich in Oesterreich gebildeten Negrettistammes. Kein schöneres Muster dieses Habitus konnte man sehen, als die Böcke Garibaldi und Klapka des Grafen Zichy, die bei schönem ebenmäßigem Körper, dichtem Wollstapel, guter Bewachsenheit, und vollständigem Negretti-Ansehen, eine überaus hochfeine sogenannte super-electorale Wolle trugen.

Bei einem Lande, das seinen Heerden ungemessene Flächen darbieten kann, wie Ungarn, und einem Lande wie Schlesien, das entweder durch lange Gewohnheit der richtigen Behandlung, oder durch eine hervorragend gute Boden- und Luftbeschaffenheit für die Production der edelsten Wolle begünstigt ist, können wir eine Fortsetzung dieses Strebens um so eher billigen, als der Bedarf an feinster Wolle niemals ganz aufhören kann. Diejenigen Länder aber, welche wie Brandenburg, Mecklenburg und Mitteldeutschland doch nur mühsam den feinen Charakter des Wollhaars conserviren konnten und jetzt bereits eingesehen haben, daß die Sache für sie nicht rentabel ist, muß man in ihrem Bestreben unterstützen, wenn sie anfangen, auf das gesteigerte Quantum der Wolle einen größeren Werth zu legen. Die Mode, welche sich einbildet, ein selbständiges und autokratisches Element in der Welt zu sein, und von den Repräsentanten ihrer Launen allein auszugehen, ist doch viel mehr abhängig von den Fabrikanten und Handwerkern, welche den leeren und erfindungslosen Köpfen erst ihre Gedanken leihen müssen. So kommt es, daß, wenn scheinbar die elegante Herrscherin den Gewerben vorschreibt, was sie haben will, doch eigentlich der Fabrikant zuerst ihr gezeigt hat, was er bieten kann, und nur ihre Lüsternheit verführt hat, dasselbe peremtorisch zu verlangen.

Obgleich nämlich die Kleidung von Wollenstoffen viel allgemeiner geworden ist, als sie je früher war, und man daher erwarten sollte, es würde sich die vornehme und elegante Welt um so mehr der edlen Wolle zuwenden, so hat doch die große Vervollkommnung der Maschinen, welche auch aus geringen Wollsorten Stoffe von gefälligem Ansehn liefert, es bewirkt, daß selbst der Elegant mit solchen zufrieden ist. Der Fabrikant findet selbstverständlich viel besser seine Rechnung, wenn der größere Theil des Kaufpreises in der Verarbeitung, als wenn derselbe im Material steckt, und so hat er den unbewußt gehorchenden Mann der Mode sogar gezwungen, Kleider von Shoddy d. h. von alten zerrissenen Lumpen, die schon auf dem Körper eines Bettlers hingen, wieder anzuziehen. Durch diesen



Erfolg ist das Bedürfniß nach geringerer Wolle ungemein gestiegen und die neue Richtung in der Haltung der Merinoheerden erklärlich.

Man hat geglaubt, daß, nachdem auf dem englischen Wollmarkte das Bedürfniß nach deutschen Merinowollen allmählich zurückgetreten, daraus eine unheilvolle Zukunft der deutschen Schaafzucht vorhergesagt werden könne. Man hat hervorgehoben, daß von der Gesammteinfuhr Großbritanniens noch im Jahre 1830 völlige 83 Procent aus Deutschland kamen, während jetzt nur 2 Procent der in England eingeführten Wolle aus Deutschland stammen, und daß dies fast ausschließlich den riesenhaften Fortschritten der englischen Colonien in der Production der Wolle zuzuschreiben sei. In der That stellt sich heraus, daß namentlich Australien in einem wunderbaren Aufschwunge seiner aus Deutschland stammenden, und dort immer noch sich recrutirenden und auffrischenden Merinoschäferei begriffen ist, so daß von da schon zwanzig Mal so viel, vom Cap sechs Mal so viel, und aus dem wenig bebauten Neuseeland doppelt so viel Wolle nach England kommt, als aus Deutschland: — allein das Resultat ist durchaus nicht so ungünstig, als es scheint und ist nicht das Zeichen eines Verfalles, sondern die complexe Wirkung verschiedener Ursachen, die keineswegs ungünstig sind.

Die Zunahme des Wollverbrauches in England nämlich hat bewirkt, daß 2 Procent jetzt eine ganz andere Bedeutung haben, als vor dreißig Jahren, und während die oben erwähnte statistische Notiz zu der irrthümlichen Ansicht führen könnte, daß unsere Einfuhr nach England nur noch den vierzigsten Theil von ehemals betrüge, macht sie in der That noch den siebenten oder achten Theil desjenigen aus, was ihren Höhepunkt bezeichnet. An diesem Verschwinden unserer Wolle von dem englischen Markt ist aber keineswegs allein schuld, daß die Colonialheerden auf ihren Weiden, die noch kein zu verzinsendes Anwuchscapital repräsentiren, billiger erzeugen können, als die in stets steigendem Landwerthe stehenden geschlossenen Besitzthümer der alten Culturländer, sondern vielmehr der für uns günstige Umstand, daß die Schaafhaltung in Deutschland eher ab- als zugenommen hat. Das Schaaf ist seiner Natur nach, besonders in seiner edlen Merinorace, auf ausgedehnte kahle Weiden angewiesen. Der Ackerbau beschränkt dieselben immer mehr, und auch die höhere Intelligenz des Landmannes von heute verbannt das Schaaf von den Flächen, die nicht ihrer Natur nach demselben unbedingt gehören.

Als einen zweiten Grund für die Verminderung des Wollabsatzes nach England hin muß man aber auch den gelten lassen, daß der Bedarf an Wolle in Deutschland ebenso viel gestiegen ist, als in England. Brauchte England 1830 nur 100,000 Ballen, so braucht es jetzt 500,000.

[redacted]

Können wir nur ein angenähert ebenso steigendes eigenes Bedürfniß voraussetzen, so ist eine verminderte Ausfuhr von 60- bis 70,000 Ballen noch lange kein Aequivalent dafür. Endlich darf man mit freudigem Herzen auch auf die Verbesserung, Vergrößerung und Vermehrung unserer Fabriken hinweisen. Mußte früher ein verhältnißmäßig großer Theil der deutschen Wolle blos eine Reise über England machen, um als Tuch zurückzukehren, so steht jetzt die deutsche Wollmanufactur auf einer Stufe, welche ihr erlaubt, jeden auswärtigen Markt, auch die englischen, mit ihren Fabrikaten aufzusuchen, und welche sowohl das Maaß des inländischen Consums, als auch das der inländischen Wollproduction schon übersteigt, so daß unserer Wollausfuhr eine reichlich ebenso große Einfuhr gegenübersteht.

So braucht man also keinen besorglichen, kann vielmehr einen freudigen Blick auf diesen Zweig der deutschen Viehzucht hinwerfen, und darf, wenn man das Bestreben aller Anderen nach einer Massenproduction von Wolle billigt, auch Schlesien noch in seiner alten ruhmwürdigen Thätigkeit bestärken. Kann und muß Schlesien noch immer seine edlen Böcke nach Australien schicken, um dort auszubessern, so wird es auch niemals mit diesem seinem alten Schatze des goldenen Vließes ganz entbehrlich werden. Wenn es wahr ist, was einer der tüchtigsten schlesischen Schaafzüchter geäußert haben soll: Das Electoralschaaf ist das Schaaf der Vergangenheit, das Negretti das Schaaf der Gegenwart, das Southdown das Schaaf der Zukunft, so ist das doch für Schlesien nur cum grano salis, für das übrige Deutschland freilich allgemein geltend anzusehen.

In der That bietet uns einerseits die deutsche Abtheilung der Ausstellung das klare Bild dar, wie dieser Umwandlungsproceß im großen Ganzen vor sich geht, während andererseits historisch bekannt ist, und auf der Colonialausstellung in London deutlich ersichtlich wurde, daß unsere Wollmasse auf dem Weltmarkte nicht mehr die alte Bedeutung haben kann, weil unermeßliche Flächen in südlichen Ländern jetzt demselben Zwecke dienen, für welchen wir immer nur wenige Quadratmeilen übrig haben. Aber nicht blos in Deutschland hat man durch Beförderung der Negretti, durch Kreuzung mit kammwolligen Landschaafen und englischen Racen die Vermehrung der Wolle angestrebt, sondern auch Frankreich scheint durch die Merinoabart der Rambouillets in diesem Sinne thätig zu sein, und selbst auf Deutschland zurückzuwirken, wenn man aus der großen Zahl von Rambouillets, welche die Ausstellung sogar von den Provinzen der edlen Schaafzucht her aufwies, zurückschließen darf.

Das Fleischschaaf, vor allen Dingen das unübertroffene englische Fleischschaaf, drängt sich von Westen her theils unverändert, theils in sei-



nen Kreuzungen mit Land- und Merinoschaafen immer weiter nach Deutschland hinein, und kommt in seinem ökonomischen Werthe immer mehr zur Geltung, wozu nicht wenig die unermüdlichen belehrenden Arbeiten des Herrn v. Nathusius beigetragen haben. Mit Recht behauptet der Landmann, welcher die Rente seines Gutes vor Augen haben soll, daß kein anderes Thier einen so hohen und raschen Reinertrag liefere, als nächst dem Schweine das Fleischschaaf, ja daß selbst vor dem Schweine dies noch den Vortheil einer geringeren Pflege und Wartung voraushabe. Die englischen Southdownschaafe geben durchschnittlich von 20 Köpfen 50 Thaler an Wollwerth und ein zweijähriger Hammel hat ein Fleischgewicht von 100 bis 150 Pfund. Fast dasselbe erreicht man in der Kreuzung von Merino mit Southdowns, wobei zugleich eine bessere Wolle erzielt wird. Daher kann man, sobald dieser Vorgang auf die Landstriche eingeschränkt bleibt, in denen die dafür erforderliche bessere und reichere Weide zu haben ist, in solcher Vermischung die nächste Aufgabe der deutschen Schaafzucht auf dem größeren Areal erkennen.

Anders stellt sich die Aufgabe für die Haidedistricte, auf denen nur kärglich bisher die Lüneburger Haidschnucke lebte. Gelingt es hier, die Weiden auf der herben Haide allmählich aufzubessern, und größere Capitalien so wie größeren Fleiß der Schaafzucht zuzuwenden, so wird wohl das gröbste Merinothier hier in unvermischter Race seinen eigentlichen Platz haben.

Aber auch in den deutschen Marschdistricten, deren Schaafe zum Theil an Größe den englischen nichts nachgeben, selbst an Länge der Kammwolle sich oftmals mit ihnen messen können und sie an Fruchtbarkeit übertreffen — aus Holstein war ein Schaaf mit fünf starken Lämmern ausgestellt — ist die Aufgabe etwas verändert. Hier gilt es, blos den Körperbau etwas edler, die Wolle etwas glänzender zu machen, sonst aber die eigenen Bestrebungen, wie sie von jeher gewesen sind, unbeirrt fortzusetzen, und dazu scheint die Aufbesserung durch Leicester- oder Cotswoldschaafe mehr geeignet zu sein, als durch Southdowns. Die Engländer, welche von ihren Märkten her wohl wissen, wie groß jetzt zur Umgestaltung der eigenen Schaafzucht in Deutschland die Nachfrage nach Southdowns und Leicesterschaafen ist, haben nicht gesäumt, die Hamburger Ausstellung wie zu einem Markte in hohem Maaße damit zu versorgen.

Die Southdowns, welche auf den sanft gegen die südlichen Strandlandschaften abgedachten, rundlichen und relativ mager bewachsenen Kreidehügeln Englands in großen Heerden leben, sind die kleinste Race der englischen Fleischschaafe, und aus diesem Grunde, und wegen des ihnen in ihrer Heimath angewiesenen mageren Höhebodens, in der That am

[redacted]

meisten geeignet, das deutsche Merinoschaaf umzugestalten. Ursprünglich hatten diese Thiere nackte Köpfe, und auch bei dem Schwanz eine wollfreie Stelle. Durch sorgfältige Zucht ist es gelungen, solche Fehler zu beseitigen, und auch die Wolle selbst zu veredeln. Nichts desto weniger verlassen jetzt die Engländer dieses Schaaf, dessen ausgezeichnete Körpergestalt mit fleischigem, überall gleich breitem Rücken und tonnenförmigem Bauche, sammt seiner Frühzeitigkeit und Mastfähigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, um sich den noch größeren und durch ein höheres Schurgewicht ausgezeichneten Niederungsracen zuzuwenden. In Folge dessen werden bedeutende und alt berühmte Heerden in Großbritannien aufgelöst. Günstig trifft dieser Umstand mit dem Begehr vorzüglicher Böcke und Mutterschaafe für Deutschland zusammen, um die deutsche Aufgabe zu fördern.

Die Leicesterschaafe waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bakewell so ausgebildet, daß sie überall in England zur Verbesserung langwolliger Fleischschaafracen verwandt wurden. Es sind große, sehr mastfähige Schaafe mit glänzend weißer lockiger Wolle. Werden sie auch größer und schwerer als die Southdowns, so sind sie doch nicht von so vollkommener Gestalt, und namentlich bleiben sie in der hinteren Partie außerordentlich zurück, gegen eine stützende Breite der Brust und Schultern. Man ist deshalb auch, wenn gleich noch immer Begehr Statt findet, dieser Race nicht mehr so hold, als früher, und selbst die alte Stammheerde derselben ist im vorigen Jahre aufgelöst und verkauft worden. Auch dies trifft vortheilhaft zusammen mit den Wünschen der deutschen Marsch, den breiteren Rücken und die glänzende Wolle bei sich einzuführen.

Noch besser für diesen Zweck geeignet dürfte die Lincoln-Race sein, welche in den östlichen und nördlichen Marschgegenden Englands zu Hause ist, eine lange dichte glanzhaarige Wolle trägt, die ein Schurgewicht von 22 Pfund erreicht, und einen riesenhaften sehr mastfähigen Körper, der einer fetten Marschweide bedarf, damit verhüllt. Die Cotswoldschaafe, deren Wolle zwar nicht so fein, wie die Leicester, aber auch lockig und glanzhaarig ist, erreichen dieselbe Größe wie jene, sind auch eben so mastfähig, aber lange nicht so anspruchsvoll im Futter, und viel dauerhafter den Unbilden des Wetters gegenüber. Ihre steigende Verbreitung in England ist wohl dem hohen Schur- und Körpergewicht zuzuschreiben, und mit Recht finden wir auch dieses Thier zur Veredlung des deutschen Marschschaafes angewendet. —

Vielleicht habe ich schon länger, als billig, diesen Theil der Ausstellung Ihnen discutirt, allein der Umstand, daß er weitaus der bedeutendste und vollständigste war, daß man die Erfolge der Thätigkeit auf diesem



Gebiete deutlich vor Augen sehen konnte, und daß sich an ihn die brennendsten Fragen der deutschen Thierzucht knüpfen, mag den etwas ausgedehnten Excurs vor Ihnen entschuldigen. Ich werde desto kürzer mich über die Schweine fassen, welche als Nachbarn der Schaafe aufgestallt waren.

Könnte man die deutschen Landschweine, welche früher in unseren großen Eichenwaldungen ihr Futter suchten, jetzt aber noch vielfach in einer wenig veränderten Gestalt von den Bauern gehalten werden, in irgend einer wohl getroffenen Auswahl den veredelten und verbesserten Mastschweinen gegenüber stellen, — es würde kaum möglich sein, beide Thiere als ein und dasselbe anzusprechen und doch ist dem so.

Vernachlässigung und Verwilderung raubt dem Landschweine die Vorzüge der Gestalt, welche dem Wildschweine eigen sind, in dem man allein den normalen, seinen Ernährungs- und Vertheidigungszwecken angemessenen Bau des Thieres noch erkennen kann: die Veredlung und Verbesserung der Zucht und die sorgfältige Ernährung verwandelt dagegen dies zur Fettsucht hinneigende Thier in eine so gestaltlose Fleischmasse, daß fast mit Widerwillen sich zuerst abwendet, wer mit gemästeten Schweinen noch nicht zu thun gehabt hat.

Bei der Schweinezucht sind die Fragen nach der Zweckmäßigkeit dieser oder jener Ausbildung des Thieres wesentlich vereinfacht, indem eine zwiefache Nutzung derselben nicht Statt findet, mithin Alles, was auf die Vermehrung der Fett- und Fleischmasse abzielt, ohne Widerrede richtig genannt werden muß, und die Production der Borsten, welche von dem Mastschwein verschwinden, füglich den Ländern der Halbcultur im Osten überlassen bleibt. So arbeitet denn namentlich in England Alles ohne Ausnahme dahin, Thiere mit feinen Knochen und einem Körperbau hervorzubringen, an welchem die werthloseren Theile des Leibes zurückgedrängt, fast verkümmert werden, während diejenigen, deren Fleisch und Fett den größten Marktwerth haben, über Gebühr schwellen und zum Ansatz geneigt sind.

Der Schweinezüchter wünscht aber zugleich, daß das ganze Thier möglichst schnell ein sehr großes Volumen gewinne, und in kürzester Frist fett werde. So sieht man denn, nachdem auch auf dem Continente die englischen Racen eingebürgert sind, fast überall nur riesenhafte Thiere von dem feinsten Knochenbau mit einem so kleinen Kopf, daß selbst der Rüssel zusammenschrumpft und nebst den Augen allein davon übrig zu bleiben scheint. Dabei ist denn der Hauptkörper des Thieres außerordentlich lang gedehnt, der Rücken nicht emporgezogen und scharf wie bei den unveränderten Schweinen, sondern ganz platt und breit und eher etwas eingesenkt, durch das Gewicht des ungeheuren Bauches, den er zu tragen hat,

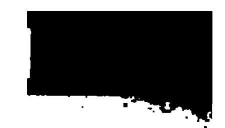
[redacted]

und der wegen der kurzen dünnen Beinchen, die unter der Last zu biegen und zu brechen scheinen, nicht selten den Erdboden fegt. Ein nie ermüdender Eifer in zweckmäßiger Haltung und Fütterung der Schweine, eine stets nach gleichem Ziele gerichtete Blutmischung, die Verwendung der, durch ihre Feinheit und Fettigkeit berühmten, chinesischen, später auch der neapolitanischen Schweine, hat jetzt den Erfolg gehabt, daß England fast ganz Europa mit dem Zuchtmaterial versieht, von welchem Jeder die vollkommneren Mastschweine haben will. Die Racen, welche der Katalog noch namhaft zu machen sucht, und die auch anderswo oft noch emphatisch genug proclamirt werden, haben nach und nach alle Bedeutung verloren, und sind nur leere Namen, auf deren alten Klang noch dieser oder jener speculirt. In England legt man nur auf höchst einfache Unterschiede Gewicht: „groß oder klein; weiß oder schwarz;" namentlich der letztgenannte Farbenunterschied, im Grunde der allerunwesentlichste, wird, weil er provinciell ist, besonders betont. Von den schwarzen Schweinen scheinen die Berkshire weitaus die besten zu sein, die auch am meisten chinesisches Blut aufgenommen haben, und eine Provinz bewohnen, in welcher man zu allererst mit der Veredlung des Schweines sich abgegeben hat. Von den weißen Schweinen ist das Yorkshire wohl das vorzüglichste und größte. Den Fleisch- und Fettmassen dieser beiden Schweine begegnet man auf jeder Ausstellung, auch der Continent weiß etwas Anderes nicht vorzuführen. Es bleibt dabei wenig zu sehen übrig, der Geburtstagskalender und die Waagschale sind allein im Stande, hier den Ausschlag zu geben, und jedenfalls kann eine Schaustellung der Zuchtthiere von einer Fettviehschau in dieser Branche nur wenig verschieden sein.

Interessant war es allerdings, ein Originalschwein von der chinesischen kleinen schwarzen Race zu sehen, welche unser europäisches Schwein veredelt hat, und ebenso einen Eber ungarischen Stammes, da in diesem Lande massenhafter Production auch das Schwein sich noch von den Einflüssen der Menschenhand mehr frei gehalten hat, und doch durch nicht wenig eigenthümliche Vorzüge, namentlich eine angeborene Mastfähigkeit vor den übrigen Landracen Europas sich auszeichnet.

Als eine immerhin lehrreiche, aber wohl kaum nützliche Vermischung möchte ich die Ferkel bezeichnen, die, von einem wilden Eber und einer Berkshire-Sau gefallen, durch einen hannoverschen Fürsten ausgestellt waren. Die hyänenartige Zeichnung machte sie zu völligen Frischlingen, und auch der Stall wird wohl nachher wenig Besseres von ihnen zu erzählen haben.

Wenn Sie von Ihrem Berichterstatter eine durchaus geschlossene, von Anfang bis Ende regelrechte Arbeit und eine Untersuchung des Objectes



Glied für Glied erwartet haben, so muß ich Ihnen hier erklären, daß Sie sich irrten. So wenig ich der Blumenausstellung oder der Gemüseschau in ihren Einzelheiten irgend nachgehen oder auch nur ihren Gesammtwerth als Belehrungsmittel und Vorbild würdigen konnte, eben so wenig war mir dies möglich rücksichtlich des Federviehes. Mir will es wunderbar vorkommen, daß die Größe und Farbe des Kammes oder der Sporen, die schlichte oder krause, bunte oder einfarbige Befiederung etwas Anderes bedeuten sollen als ein Spielwerk der Mode, — denn die Größe der Eier ist mehr oder minder von der Körpergröße der Hühner abhängig, und ihre Neigung zu legen wird, wenn sie unser Klima vertragen, fast immer von der Bequemlichkeit und Angemessenheit ihrer Existenz und dem Quantum des Futters abhängen, das ihnen verabfolgt ist. „Ein Ei ist ein Ei, sagte der Pfarrer, da griff er nach dem Gänseei!" lehrt uns das alte märkische Sprichwort, in welchem das größere Ei zu Ehren kommt, wenn man es sich wählen kann; wenn man aber beide durch Futter erzeugen muß, scheint mir das kleinere eben so gut, als das große. Ich habe von einer Ausartung unseres Haushuhnes noch nie gehört, und da es am besten geeignet ist, auf dem Wirthschaftshofe das verlorene Körnlein zu finden, so möge man das in Ehren halten, und ihm so gute Pflege angedeihen lassen, als in Frankreich, wo auf den Bauerhöfen der nördlichen Departements aus der Haltung des Huhnes der Wirthschaft große Einnahmen, ja fast der ganze Reinertrag zufließen. Liest man die Zahlen der Eier, welche alljährlich blos von Frankreich nach London gebracht werden (gegen 200 Millionen), so staunt man ob der Größe und volkswirthschaftlichen Bedeutung eines Verkehres, der von Hütte zu Hütte geht, und über die Schätze, welche die Frauen mit ihrer Schürze in's Haus tragen. Ob es rentabel sei, große Hühnereier anzulegen, möchte ich für deutsche Verhältnisse im Allgemeinen bezweifeln. Das Huhn, welches ohne Pflege lebt, und seine Nahrung aus den Körnern sucht, die sonst verloren gehen würden, muß wohlfeiler sein, als dasjenige, welches künstlich gebrütet, gehegt und reichlich gefüttert wird. Die Berechnungen mit Dividenden von haarsträubender Größe, welche über solche Anstalten je und je wieder öffentlich hervortauchen, sind bei uns, wenn die Praxis einmal zugriff, meistens zu Schanden geworden. Möglich allerdings, daß Fehler vorgegangen, möglich aber auch, daß eigene Anstalten dieser Art nur bei Städten wie London und Paris zulässig sind, deren nächste ländliche Umgebung außer Stande ist, das Bedürfniß nach Geflügel auf die gewöhnliche Weise zu befriedigen.

Vielleicht habe ich mich in diesen wenigen Worten versündigt gegen die Grundsätze der Hühnerologen, wie sich mit einem herz- und ohrzerrei-

[redacted]

ßenden hybriden Namen die Männer des Faches jetzt öffentlich bezeichnen, allein der Name, den sie ihrer Wissenschaft geben, hat mich bis heute noch immer abgeschreckt, die Lehren derselben mir zu eigen zu machen.

Dagegen beklage ich aufrichtig, daß die Bienenzucht, welche in Deutschland in den letzten Jahrzehnten durch die Verdienste des Pfarrers Dzierzow, des Barons von Berlepsch und Anderer einen so hohen rationellen Aufschwung genommen hat, so wenig vertreten war. Selbst im Industriepalaste zu London sah man doch einen Stock voll thätiger Bienen, die durch eine Röhre nach Außen geleitet wurden. In Hamburg waren nur wenig leere Stöcke und unbedeutende Bienenzuchtutensilien vorgeführt. Der Verein deutscher Bienenfreunde, der doch, so viel ich weiß, alljährlich seine Zusammenkünfte hat, hätte leicht Bedeutendes hier concentriren können. Er muß sich ja sagen, daß gerade an einem solchen Platze die Gelegenheit ist, um neue Freunde für die gute Sache zu werben. Der Gewinn, welchen eine wohlgeordnete Bienenzucht bringt, ist in mehrfacher Weise von großer Bedeutung. Zunächst liefert er zwei Handelsartikel, welche auf dem Weltmarkte einen Massencharakter annehmen, daher auch von den größten Landwirthen nicht als untergeordnet betrachtet werden können. Dann werden dieselben gewonnen aus dem Blüthenstaube und den Nectarien der Blumen, ohne daß dadurch deren Fruchtbarkeit Eintrag geschieht, vielmehr in einer Weise, die der Befruchtung Hülfe bringen kann. Es entspringen also die Gewinne, welche in Geld ausgedrückt für ganze Landstriche ein großer aliquoter Theil des jährlichen Ueberschusses werden, aus einem Material, das ohne unser Zuthun kommt, das den wilden Pflanzen eben so wohl als den Culturgewächsen entnommen wird, das, sobald nicht rechtzeitig von einer Biene zugegriffen wurde, auf ewig verloren ist.

Den deutschen Bienenzüchtern darf man es daher nicht vergeben, daß sie versäumt haben, hier Propaganda für ihr treffliches Tagewerk und für die darin angebrochene neue Aera zu machen. Hat noch kürzlich der Pfarrer Dzierzow ein Schreiben von der Staatsregierung der nordamerikanischen Union erhalten, welches in der edelsten Weise den Verdiensten dieses schlichten Mannes die Huldigung einer solchen Weltmacht darbringt, so war gewiß ein Schaufeld, auf dem die Nationen sich begegnen, der rechte Platz, um Deutschlands Ruhm in diesem stillen Wirken zur Anschauung zu bringen. Selbst in Norddeutschland ist nicht blos das Publicum im großen Ganzen, sondern sogar die Mehrzahl der eigentlichen Imker oder Bienenväter noch völlig unbekannt mit dem großartigen Umschwunge, den dieser Erwerb hat erfahren müssen. Seitdem nun die grausamen und die unbequemen Geschäfte der Bienenzucht gänzlich beseitigt sind und sie fortan nur in einem stillen, der Pflege dieser kleinen



arbeitsamen Insecten gewidmeten Verkehr mit ihnen ohne jegliche Gefahr besteht, so daß dies Geschäft den Mußestunden des Gelehrten, des Beamten, des Pfarrers und Schullehrers, wenn sie sinnige Freunde der Natur sind, recht entgegengetragen wird, auch in dem kleinsten Besitzthum geübt werden kann, weil der Biene das Blachfeld gehört, — seitdem lohnt es sich wohl der Mühe, die Menschen damit bekannt zu machen, und nicht im Kreise der Berufsgenossen zu bleiben. Ohne gezeigt zu werden, wird aber die neue Bienenzucht nicht verstanden. Möchten diese auffordernden Worte den competenten Männern zu Gesichte kommen, und möchte bei der nächsten internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung eine eigene Abtheilung geschaffen werden, in welcher auch die Mittel, deren sich fremde Völker zur Gewinnung des Wachses und Honigs bedienen, neben den vollkommneren deutschen Apparaten zur Anschauung gebracht werden.

Weit besser war dafür gesorgt, die Kunstgriffe der neuen Fischzucht und die Blutegelzucht kennen zu lernen. So interessant übrigens die erstere ist, und so große Erfolge derselben bereits zugeschrieben worden, möchte ich mich doch der Ansicht derjenigen deutschen und amerikanischen Naturforscher anschließen, welche die darauf gewandte Mühe für eine vergebliche halten. Die Natur hat den Fisch mit einer solchen Zahl von Eiern versehen, daß dadurch der großen Summe zerstörender Kräfte, welche seine Brut erwarten, Rechnung getragen wird. Die zerstörenden Kräfte haben sich nicht vermehrt, denn der Mensch, wenn er die besseren Fische reichlich fing, hat auch ihre Feinde ebenso reichlich gefangen, und ein noch so ausgiebiger Fang ist doch verschwindend klein gegen die Eier und jungen Thiere, welche erhalten bleiben. Dagegen aber hat der Mensch, seitdem er fast alles Land in Cultur genommen und jeden Abfall weiter verwerthet, den Gewässern die fruchtbare Vegetation und dadurch die Legionen kleiner Thiere und das Futter der Fische entzogen. Die uralten Erfahrungen über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Karpfenteiche, und die Heere von Fischen, welche sich einfinden, wo der Zufall plötzlich Futter schafft, deuten sehr bestimmt darauf hin. Dennoch kann dies ein Irrthum sein, und da die neue Kunst so trefflich vorgeschritten ist, muß man wünschen, daß die Naturforscher irren, jedenfalls rathen, unbedingt auszuharren, bis der Erfolg oder die Vergeblichkeit der Arbeit über jedem Zweifel steht. Günstigere Aussichten hat die Blutegelzucht, da nahrungsreiche Sümpfe genug vorhanden sind, und der Geldertrag einer glücklichen Hand riesenhafte Verhältnisse annehmen kann.

Bei der aus der Nähe von Hamburg stammenden ländlichen Bevölkerung erregten auch die Vorkehrungen der Seidenzucht, welche von einem österreichischen und einem preußischen Aussteller beigebracht waren, das

[redacted]

größte Interesse. Die theils durch aufgerollte Hobelspäne, theils durch ein Rahmenwerk gebildeten Zellenwände, in denen die Raupen ihren Cocon abgelagert, und mit einem Vorgespinnste zum Schutz versehen hatten, das Modell einer Haspelmaschine und andere Apparate gewährten einen kleinen Einblick in die innere Oekonomie einer Seidenzucht, und die prachtvollen Farben der natürlichen Seide, so wie die schweren seidenen Taschentücher und Vorhänge, welche Herr Töpffer aus Stettin als Resultat seiner Zucht vorführte, erregten die Bewunderung Aller. In den Ländern nördlich von Hamburg, den deutschen Herzogthümern und den dänischen Inseln, welche doch theilweise ein milderes Klima haben, als die preußischen Ostseeküsten, hat sich die Zucht der Seidenwürmer noch immer nicht recht Bahn brechen wollen: — die Ausstellung des Herrn Töpffer, so in nächster Nähe, mag vielleicht eine günstige Einwirkung nach sich ziehen. Wenn man bedenkt, daß allein in der Mark Brandenburg seit dem Jahre 1852 fast 2½ Millionen Maulbeerbäume, so weit man Nachricht hat, ausgepflanzt wurden, daß nach den Berichten des märkischen Seidenbauvereins in diesen zehn Jahren auf märkischem Boden über 20,000 Pfund Seide gewonnen und verkauft sind, so muß man diesen scheinbar untergeordneten Zweig der ländlichen Oekonomie allen Bewohnern Norddeutschlands um so dringender empfehlen, da schwächliche, oder für gewöhnlich mit geistigen Arbeiten beschäftigte Personen, Frauen und überhaupt Alle, die für die zartere Pflege eines Gegenstandes organisirt sind, dabei eine lohnende Beschäftigung finden können. Es kommt hinzu, daß gerade die von Herrn Töpffer, dem man die schöne Ausstellung in Hamburg verdankt, organisirten Coconsmärkte, welche bei dem geringen Gewicht der Artikel so leicht zu beschicken sind, und für die Seidenzucht sich erfolgreich bewiesen haben, zugleich einen früher unerwarteten Gewinn den deutschen Seidenzüchtern zuführten, und die Pflege dieses Gegenstandes in unseren Ebenen zu einem Ereigniß von Bedeutung für das ganze südliche Europa erhoben haben, nämlich durch den Handel mit deutschen Seidenraupeneiern oder Graines nach Frankreich und Italien. Während seit Friedrich des Großen Verdiensten um die Sache immer und immer wieder das Vorurtheil der Trägen obsiegte, welches, die Ungunst des norddeutschen Klimas vorschützend, jeden Erfolg von diesem Culturzweige als unmöglich hinstellte, haben die verheerenden Krankheiten unter den Seidenraupen des Südens die dortigen Züchter veranlaßt, die norddeutschen Zuchten, welche mit Sorgfalt behandelt sind, als eine Quelle für Eier, mithin als Auffrischungsmittel zu benutzen. Schon im Jahre 1858 gingen aus der Mark Brandenburg gegen 8000 Loth Graines nach dem Süden, im Jahre 1860 verbrauchten die Mitglieder des Vereines für 15,000 Thaler. Dieser Handel, auch

aus anderen Theilen von Norddeutschland, ist im steten Steigen, selbst nördlich von Lübeck aus der Gegend von Neustadt sind schon Graines nach Süden gegangen. Haben einerseits die norddeutschen Seidenzüchter im Interesse ihres Geldbeutels jetzt die Pflicht, diese Seite ihrer Cultur vorzugsweise zu pflegen, den guten Ruf zu erhalten, und den Stamm der Zuchtanstalt bei Abgaben der Eier ebenso sorgfältig anzugeben, wie es der Pferdezüchter oder der Besitzer einer Stammschäferei thut, so haben sie andererseits in ihrer Gesammtheit den Sporn zum Fortschreiten, seit sie das Bewußtsein in sich tragen, daß sie ein nothwendiges und unentbehrliches Glied in einer wichtigen Production bilden, und daß man nicht mehr mit Achselzucken ihre Thätigkeit als Spielerei behandeln wird. Den großen Grundbesitzern aber, welche so vielfach die Sache eher gehindert als gefördert haben, und den Gemeinden, welche noch wüste Gründe und sonstiges für den Anbau des Maulbeerbaumes geeignetes Terrain besitzen, möge daraus die Mahnung entstehen, daß sie nicht warten, bis die meist kleinen Mittel derjenigen, welche den Seidenbau treiben, sich Maulbeerhaine unter unsäglichen Mühen verschaffen, sondern daß sie dieselben massenhaft anlegen, um sie nachmals an Seidenzüchter zu verpachten, welche sich schnell genug einfinden, und den Segen einer stillen Thätigkeit in den Gemeinden verbreiten werden. Wenn es möglich sein sollte, was man behauptet und durch ausgedehnte Versuche zu erhärten anfängt, daß die Seidenraupe des Götterbaumes, des Ailanthus glandulosa, einen ebenso schönen Faden liefert, und daß dieser Baum im Stande ist, auf den ödesten Dünen auch unseres Klimas und in jedem sonst nutzlosen Sande üppig zu gedeihen, dann würden noch ganze große Flächen von Norddeutschland, welche bisher keine Menschen ernähren konnten, weil selbst das Schaaf darauf verhungert, dereinst eine betriebsame und gesegnete Bevölkerung tragen können. Die Aufmunterung in diesen Culturzweigen ist eine Sache von äußerster Wichtigkeit, und hier wäre, weil unermüdlicher Fleiß und Sorgfalt, und nicht ein glücklicher Zufall zu lohnen ist, der rechte Platz für Prämien; die deutsche Ackerbaugesellschaft könnte, wenn sie ihren Blick hierher wenden wollte, mit kleinen Summen große Erfolge bewirken.

Herr Guérin Méneville, der unermüdliche Vorkämpfer für die Verbreitung der Ailanthusraupe, Bombyx Cynthia, hat so eben der Pariser Akademie eine Vorlage gemacht, wonach es gelungen ist, auch die bisherigen Schwierigkeiten der Abwickelung der Ailanthuscocons im Großen zu beseitigen, und mit Freuden kann man daher den Fortschritten dieses nobeln Culturzweiges wieder entgegensehen, da es scheint, daß man auch unter der Bevölkerung des Maulbeerbaumes in der japanischen Seiden-

[redacted]

raupe ein Thier von kräftigerer Gesundheit und größerer Widerstands-kraft gefunden hat. — —

Indem ich nun Alles betrachtet zu haben glaube, was man zur Thier-schau rechnen kann, wende ich mich der Welt des Leblosen zu, und hoffe mich dabei mehr beschränken zu können. Sowohl die Producte als die Maschinen sind ihren Arten nach Legion und mir bleibt nur die Aufgabe, einige wenige wesentlich neue Dinge zu signalisiren.

Die Jury in London hat schon richtig entschieden, daß bei Beurthei-lung der Producte jedes Land nur sein eigener Richter und Maaßstab sein könne. Ich lasse es daher beispielsweise unentschieden, ob der hessische oder der pfälzische Taback den Vorzug verdient, — beide Länder verkaufen, wie Liebig behauptet, in den Blättern zugleich ihren Boden um einen Spott-preis. Hervorheben möchte ich aber, was das Arrangement anbetrifft, daß es unmöglich ist, irgend einen Nutzen aus den mühsam herbeigeführ-ten Schätzen zu ziehen, wenn nicht das Gleichartige zusammengestellt wird. Ich nehme an, daß ein derartiges Arrangement beabsichtigt gewesen und nur wegen der Schwierigkeiten in der Ausführung unterlassen ist; für die Zukunft bleibt es unerläßlich, wenn nicht überhaupt alle darauf verwandte Mühe vergeblich sein soll.

Ein Haupthinderniß gewähren dabei die großen collectiven Einsen-dungen, welche von Behörden, Vereinen oder wissenschaftlichen Instituten kommen und alle Producte eines Bezirkes sorgfältig aufgestellt und gut geordnet vorführen. Solche Tableaux von der Production eines Bodens können unmöglich zerrissen werden; sie sind es daher, die trotz ihrer Schön-heit und Vortrefflichkeit die Gruppenbildung verhindern.

Man muß deshalb, wenn man die Dinge in ihrem Werthe verwen-den und benutzen will, die Ausstellung der Producte in zwei Abtheilungen zerfällen, eine mit geographischem, die andere mit sachlichem Eintheilungs-princip. In die geographische Abtheilung kommen alle Darstellungen gan-zer Provinzen und Länder nach einer verständigen Folge, und nicht, wie es in Hamburg horribile dictu geschah, nach dem Alphabet; in die sach-liche Abtheilung bringt man alle Objecte nach einer systematischen Anord-nung, doch so, daß den Naturproducten jeder Art zunächst die daraus veredelten Kunstproducte folgen, ehe mit einem neuen Naturgegenstande begonnen wird. Den Reigen eröffnen dann wiederum an jeder Stelle die collectiven Objecte und ihnen folgen die einzelnen Aussteller, deren Reihe durch denselben geographischen Leitfaden bestimmt wird, an welchem die erste ganze Abtheilung aufgeführt ist. Nach diesen Grundsätzen ist es nicht schwer, alle Zusendungen sofort richtig einzuordnen, für die Tau-sende aber, welche kommen und sehen, und um derentwillen eben Alles

gethan ist, wird dann leicht sein, was jetzt positiv unmöglich ist: das für jeden Wichtige und Interessante aufzufinden. —

Von großem Interesse war in den Räumen für die Producte zunächst die Ausstellung der natürlichen und künstlichen Düngemittel. Handel und Industrie mit diesen Artikeln hat jetzt einen gewaltigen Aufschwung genommen. Was vor zwanzig Jahren noch kaum dem Namen nach bei uns bekannt war, der Guano, spielt eine wichtige Rolle im Katechismus eines jeden Landmanns, und durch die unablässigen Bemühungen deutscher Naturforscher und Nationalökonomen ist es endlich dahin gekommen, daß die Ausfuhr von Knochen nach England aus unseren Häfen stetig abnimmt, und die Institute zur Verarbeitung derselben in rasch wirkende Düngstoffe, nachdem eine Anzahl schwindelhafter Unternehmungen der Art zu Grunde gegangen, sich jährlich mehren und sicherer befestigen. Es hat schwer gehalten, den deutschen Landmann davon zu überzeugen, daß es noch etwas giebt, was über den vom Vater ererbten Schlendrian hinausgeht, und daß man ebenso viel Dünger mit der Hand auf's Feld tragen, als mit zwei Pferden dahin fahren kann. Wohin aber würden wir auch wohl ohne solche Zähigkeit des Landmanns gerathen?

Jetzt endlich ist die neue Lehre in hinreichend großen Kreisen vollständig durchgedrungen, und Liebig, welcher den Kern und die Quintessenz davon in schroffen, oftmals beleidigenden und durch unvollkommenen Ausdruck oft mißverstandenen Sätzen seinen Landsleuten gewaltsam und unermüdlich klar macht, hat sich den Dank der Nation verdient, die er durch Hyperbeln zu zwingen sucht, daß sie den Boden unversehrt erhalte, aus dem ihr wie dem Riesen Antäus die Kraft entspringt.

Wie mit dem Dünger, so geht es auch mit den Maschinen. Selbst an die ältesten Handgeräthe des Landmannes legt der Fabrikant seine bessernde Hand, und in der unermeßlichen Fluth des Werthlosen, das lediglich die Zahl vermehrt, findet sich doch ein großer Reichthum praktischer und brauchbarer Maschinen, welche dem Menschen die angreifende und ermüdende Handarbeit abnehmen, sie dem vorgespannten Pferde oder Ochsen, oder gar der Dampfmaschine übertragen, und meistens die Arbeit vollkommener ausführen, als selbst der beste Tagelöhner im Stande ist.

Unzählige Formen der Pflüge und anderer Culturinstrumente, welche den Pflug ersetzen können und sollen, lehren, daß die Bodenbearbeitung immer tiefer geht, und daß der Mensch endlich anfängt, die Forderungen der Theorie zu erfüllen, welche einen Schatz von Pflanzennahrungsmitteln im Untergrunde nachwies, und seine Erhebung lediglich von der Lüftung desselben abhängig machte. Die Mähmaschinen nehmen ebenfalls in steigender Progression Besitz von den Feldern. Sie gestatten dem Ackerbauer

in der Zeit des ungünstigen Erntewetters rasch und entschlossen vorzugehen, und befreien ihn von dem Uebermuth der Arbeiter, welche die Verlegenheit ausbeuten wollen. Die große Mähmaschine von Cyrus Hale Mac Cormigck aus Chicago, welche bei der Londoner Ausstellung so viel Aufsehen erregte, und als sie Anfang 1862 America verließ, daselbst bereits in 40,000 Exemplaren verbreitet war, ist ein bewundernswerthes Stück der Mechanik. Indem sie mit den anderen Mähmaschinen der Neuzeit die Schneidevorrichtung gemein hat, welche bekanntlich aus einer lebhaft hin und hergehenden Säge mit vier Zoll langen beiderseitig messerscharfen Zähnen besteht, die, an einer ebenso eingetheilten Schneide gehend, unaufhörlich beim Fortschreiten die Halme fängt und abschneidet, bietet sie dagegen eine ganz neue und eigenthümliche Ablegevorrichtung.

Bekanntlich unterscheiden sich die eigentlichen Erntemaschinen von den Grasmähmaschinen nur dadurch, daß sie das Korn geordnet niederlegen, während jene das geschnittene Gras zur Trocknung auf den Boden aufschütteln. In der Regel hat nun die Erntemaschine eine Vorkehrung, welche durch Bänder ohne Ende oder Blechschrauben ganz gleichmäßig hinter dem Werkzeug eine geordnete Schwade ablegt. In diesem Falle muß derjenige, der das Korn bindet, für seine Garbe eine Partie zusammenraffen, wodurch seine Arbeit wesentlich erschwert wird. Man fing daher an, statt des Mechanismus der Ablegung einen Knaben auf die Plattform zu stellen, der mit einem steifen Rechen den für eine Garbe nöthigen Theil in regelmäßigen Pausen unausgesetzt abschiebt. Unregelmäßigkeiten sind dabei nicht zu vermeiden, und in vielen Gegenden wünscht man überdies den Ableger zu ersparen. Diese Aufgabe hat Mac Cormigck's Maschine vollständig gelöst. Es befindet sich nämlich fast an jeder Erntemaschine ein großer leichter Haspel, der sich in demselben Sinne dreht, wie die Gangräder, und die Aufgabe hat, das Korn der Schneidevorrichtung entgegen zu drücken. Von den vier Armen des Haspels hat Mac Cormigck einen abgelöst und mit selbständigem Mechanismus versehen. Im oberen Theile seines Kreisganges sieht man ihn genau die Bewegung machen, als ob er noch als vierter Arm daran befestigt wäre, sobald er aber die Plattform berührt, auf welche das geschnittene Korn niederfällt, fegt er plötzlich seitwärts und legt so das genau gemessene Quantum für eine Garbe bei Seite. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, mit Worten die Function des Kugelgelenkes zu beschreiben, durch welches diese Arbeit bewirkt wird, und das sich wie ein menschlicher Arm in der oberen Anheftung dreht, sie ist kaum nach einer Abbildung ganz verständlich, und nur sofort dann anschaulich, wenn man die Maschine arbeiten sieht. Das Prachtexemplar derselben, welches im Holzwerk herrlich vergoldet, im Metall

durchaus polirt, und kurz von so schöner Arbeit ist, wie nur irgend ein Stück auf den Ausstellungen Englands und Nordamericas gezeigt wird, ist der Stadt Hamburg oder richtiger dem ausführenden Comité geschenkt worden. Das Gleiche geschah mit einem vollständigen Sortiment americanischer Haus- und Feldgeräthe von eigenthümlichen Formen, welche ein drüben zusammengetretener Verein zur Ausstellung geschickt hatte, und welche durch ihre abweichenden, gleichsam neu erfundenen Gestalten und ihre wunderbare Vollendung für den praktischen Gebrauch allen Besuchern höchst anziehend waren, so daß sie stets ein dichtes Gedränge von Zuschauern um sich versammelten.

Beide Geschenke sollen als erster Stock für ein landwirthschaftliches Museum in Hamburg dienen. Es scheint für ein solches Unternehmen in der That gute Aussicht zu sein, da man nicht zweifeln darf, daß der Ueberschuß der internationalen Ausstellung, welchen die Schlußrechnung ergeben hat, demselben zugewiesen werden wird. Nicht verwechseln dürfte man ein solches Unternehmen mit den permanenten Industrieausstellungen, welche jetzt in London und Paris eingerichtet werden, und lediglich den Zwecken von Kauf und Verkauf dienen sollen. Die Absicht ist vielmehr, ein wirkliches Museum zur Instruction zu gründen, da weit und breit dergleichen in Norddeutschland nicht zu finden ist. Daselbst sollen zur Lehre für Jedermann und zur Vergleichung die Producte der Landwirthschaft in systematischer Ordnung mit genügenden Erläuterungen vorgeführt, auch die gebräuchlichen Maschinen neben den antiquirten in guten Modellen oder Originalstücken zur Prüfung hingestellt werden.

Ich habe immer gefunden, daß das größere Publicum für die reine Naturgeschichte sehr wenig Sinn hat, und die derselben gewidmeten Museen nur mit den Augen der Neugier theilnahmlos durchläuft. Mit dem größten Eifer aber unterhalten sich Männer unter einander und Eltern mit ihren Kindern, wo die Utensilien und Producte der Gewerbe neben den Rohproducten, welche die Natur liefert, aufgestellt sind. Deutschland ist sehr arm an öffentlichen Museen dieser Art, und diejenigen, welche es hat, sind gemeiniglich mit Lehranstalten verbunden, die den Zugang ungemein erschweren. Es würde daher sehr nützlich sein, wenn Hamburg, in Folge der gehabten Anregung, damit voranginge und das Beispiel der Engländer, Nordamericaner und Franzosen in diesem Sinne auch für Deutschland verwerthete. Der Praxis des Lebens sind wir ein solches Unternehmen schuldig.

Es mögen wohl gegen 70 verschiedene Dampfmaschinen des mannichfaltigsten Baues, namentlich aber Locomotiven, auf dem Schaufelde thätig gewesen sein, um allerlei kleine Werke zu treiben. Alles, was einen

mehr stabilen Charakter auf dem Hofe oder dem Felde annimmt, wird allmählich jetzt der Dampfkraft zugewiesen. Namentlich die großen Dresch- und Kornreinigungsmaschinen, dann aber auch die Häckselschneide-, Rübenschneide-, Mehl-, Schrot- und Quetschmühlen jeder Art.

Von diesen mancherlei Apparaten haben die Häckselschneider wohl schon so weit obgesiegt, daß sie als allgemein eingeführt gelten können. Die Dreschmaschinen, welche dem Landmann in viel höherem Grade, als je vorher, das Gefühl der Unabhängigkeit gewähren können und ihn in den Stand setzen, die Conjuncturen des Marktes kaufmännisch zu benutzen, sind gleichfalls schon über jeden Zweifel erhaben, und nur der hohe Preis verhindert ihre allgemeine Aufnahme; die neuesten Verbesserungen nun, namentlich die Methode, das Korn durch den aus einem Ventilator kommenden Luftstrom zu erheben, bezeichnen den allmählichen Fortschritt zu der wünschenswerthen Einfachheit.

Alles Uebrige, was die Dampfmaschinen klappernd und sausend umtrieben, wollen wir sich selbst überlassen, indem wir nur noch den neuesten und gewaltigsten Fortschritt in der Anwendung des Dampfes kurz besprechen werden, — jenes große Resultat nämlich, daß man bereits auch für die minder stabilen aber schwereren Arbeiten des Landmannes, für die Fortschaffung von Lasten und für das Pflügen des Ackers die Dampfkraft mit steigendem Glück an die Stelle der Muskelkraft setzt.

Bekanntlich wird für landwirthschaftliche Zwecke als Dampfmaschine gewöhnlich die Locomobile angewendet, eine auf Rädern stehende Dampfmaschine, welche von Pferden fortbewegt werden kann, um an jedem wünschenswerthen Platze zu arbeiten. Es lag, nachdem diese Maschine eingeführt war, allerdings sehr nahe, zu versuchen, ob man nicht ihrer eigenen Kraft auch die Fortbewegung übertragen könne. Viele derartige Versuche scheiterten an dem gewöhnlichen weichen Zustande der Ländereien, wo man der Locomobile bedurfte; erst als man die für anderes Fuhrwerk auf weichem Boden construirten Boydell'schen Schienenschuhe in verbesserter und vervollkommneter Gestalt auch an die Räder der Locomobile hängte, gelang es, mit derselben den gepflügten Acker und weiche Wiesen zu befahren. Auf festen Landstraßen hatte man schon früher vielfach Locomobilen, die sich selbst bewegten, angewendet, indem hier die vergrößerte Breite der Räder und eine an deren Umfang vermehrte Reibung genügten. Um die Bewegung hervorzubringen, kann man sich ja, ohne den Bau der Locomobile wesentlich zu verändern, einer starken Triebkraft bedienen, welche die Schwungradsaxe mit dem Triebrade verbindet.

In England erkannte man bald, daß mit Straßenlocomotiven in einzelnen Fällen sehr bedeutende Lasten zu bewegen seien, daß sie aber zur



gewöhnlichen Personen- oder Lastenbeförderung untauglich, und auf festen Wegen einer baldigen Zerstörung ausgesetzt seien. Mit vollem Rechte sagt Professor Rühlmann, daß sie deshalb unpraktisch seien, weil, wenn unser anderes Fuhrwerk nur da recht zur Geltung kommen könne, wo es die Kunststraßen vorfände, man auch einer Locomotive die geeigneten Wege unterbreiten müsse, um sie zu einem nützlichen Diener zu machen.

Bei Gelegenheit der Industrieausstellung in London sah man jedoch ganz bedeutende Lasten mit Hülfe dieser sogenannten Traction engines durch die Straßen ziehen, und weil die Fremden gewahrten, daß die damit verbundenen Gefahren in der That sehr unbedeutend seien, wurden auch bald auf dem Continente Zugmaschinen der Art eingeführt, in Dänemark, Mecklenburg und bei der Gesellschaft Weichselthal zu Bromberg. Obgleich sich seitdem das Urtheil sehr befestigt hat, daß ihre Anwendung nur unter ganz besonderen Umständen ökonomisch zulässig, daß auch auf dem Lande dieselben nicht unbedingt einer einfachen Locomobile vorzuziehen seien, so ward doch Jeder unwillkürlich von dem Anblick gefesselt, wenn man die verschiedenartigsten Dinge mittelst dieser Maschinen durch Hamburg schleppen, oder sie ihre Evolutionen auf dem Schaufelde, zwischen den anderen Objecten und der Masse des Publicums, mit der größten Sicherheit und ohne jegliche Störung ausführen sah. Es war gerade mit dem Beginn unseres Jahrhunderts, daß Olivier Evans, der die Hochdruckmaschine in die Praxis einführte, die Straßen Philadelphias mit einem Dampfwagen zuerst befuhr. Widerwillig fügten sich damals alle Freunde der Sache darein, daß sie damit allmählich die Landstraßen verlassen, und sich auf eigene Schienenwege beschränken mußten. Daß sie nur so die Welt erobern konnten, sahen sie damals nicht. Heute aber ist das klar genug, und wenn wir daher auf die Leistungen der Traction engines ein besonderes Gewicht legen, und seitens aller urtheilsfähigen Männer in Hamburg legen sahen, so ist das ausschließlich im Interesse des Ackerbaus zu verstehen und soll nicht die Rückkehr zu einer Locomotive der Landstraßen befürworten.

In diesem Sinne hatten die angestellten Probefahrten ein hohes Interesse, und fanden bei dem Publicum auch schon wegen der Seltenheit und Neuheit der Sache eine ganz ungewöhnliche Theilnahme. Es war zu diesen Fahrten ein Gebiet innerhalb der Stadt bestimmt, die Auffahrt des Walles bei dem Dammthore, welche die bedeutende Böschung von 1 zu 15 hat, also ein hartes Probestück ausmacht.

Sechs englische Maschinen, drei von 160, zwei von 140, eine von 130 Centner Gewicht, und eine deutsche Maschine von L. Schwartzkopf in Berlin, 110 Centner schwer, traten mit einander in Wettkampf. Mit

[redacted]

verschiedenen bedeutenden Lasten legten dieselben die steile Böschung in einer Länge von 500 Fuß alle siegreich zurück, — die deutsche Maschine, welche nur 1 Minute und 30 Secunden gebrauchte, erwies sich rücksichtlich der Schnelligkeit als die vollkommenste. Indeß war sie nur durch einen angehängten zweirädrigen Tender mit Wasser und Kohlen und zwölf Menschen belastet, im Ganzen nur mit 68 Centnern, wogegen die mit Boydell'schen Schienenschuhen versehene Maschine des Fabrikanten Burel vier mit Eisenbahnschienen beladene Wagen, im Ganzen ein Gewicht von 385 Centnern, vorwärts zog, den Weg in 3 Minuten zurücklegte und unzweifelhaft documentirte, daß zum eigentlichen Lastenziehen doch diese schwerfällige Construction die beste und zuverlässigste sei.

Die Engländer lieben es, bei allen Gelegenheiten die Maschinen nicht blos zu zeigen, sondern auch arbeiten zu lassen, um ihre Leistung zu ermessen. Wenn diese oft bei einer unvollkommneren Construction zeitweilig, oder aus besonderen Gründen, besser ausfallen kann, und daher dem Techniker als Maaßstab nicht unbedingt gelten darf, so ist dieselbe doch für den Käufer, der das Werkzeug gebrauchen soll, fast allein von Werth, und daher kann man es nur billigen, daß diese praktischen Prüfungen mehr und mehr sich auch bei uns einbürgern. Auch die öffentliche Prüfung der Mähmaschinen auf dem Felde und der Feuerspritzen durch die sinnreiche Vorrichtung, das in gegebenen Höhen gefangene Wasserquantum nach kubischem Maaße zu bestimmen, ist aus diesem Grunde zu loben. Ich kann mich aber, weil nichts wesentlich Neues darin producirt wurde, und nur die gegenseitigen Leistungen abgemessen werden sollten, darauf beschränken, die zweite große Versuchsarbeit zu erörtern, welche, wenigstens in diesen Dimensionen, für Deutschland und den ganzen Continent durchaus neu war, — ich meine das Dampfpflügen.

Sobald vom Dampfpflügen die Rede ist, denkt Jeder, es werde, wie vor die Transportwagen, statt der Pferde eine Art von Locomotive vor den Pflug gespannt, und in der That sind auch die ersten Versuche, den Dampf im directen Ackerbau anzuwenden, dahin gerichtet gewesen. Wie sehr man aber, unbefriedigt durch das Quantum und die Güte der Arbeit, davon zurückgekommen ist, kann allein schon der Umstand bezeugen, daß in America sogar Dampfpflüge, oder richtiger Cultivatoren in Gebrauch sind, welche mit Ochsen Schritt für Schritt wie ein anderer Pflug über das Land gezogen werden, und nichts weiter zu thun haben, als das hinter ihnen befindliche Terrain in vollkommenster Weise umzurühren. Auf Cultivatoren dieser Art ist man übrigens auch angewiesen, wenn man noch ferner sich einer direct vorgespannten Locomotive bedienen will, und das Verhältniß zwischen dem eben erwähnten americanischen Dampfcultivator

und dem durch die Dampfkraft zugleich fortbewegten Cultivator ist dann kein anderes, als zwischen Locomobile und Straßenlocomotive. Gegenwärtig ist dieser Gedanke fast vollständig verlassen, und die indirecte Wirkung der Dampfmaschine auf einen entsprechenden Pflug durch ein langes Zugseil, als allein praktisch bewährt, allgemein angenommen worden.

Nur dieses System in seinen verschiedenen Ausbildungen wurde in Hamburg zur Anschauung gebracht, und nur dazu ein Theil des Hammerbrooks bestimmt, der großartigen Marschniederung, durch welche das letzte Ende der Hamburg-Berliner Eisenbahn geführt ist. Bei der Kirche des reizend belegenen, durch einen steten Wechsel lieblicher Gärten und Landhäuser ausgezeichneten Dorfes Hamm, wohin man seine guten Dreiviertel Stunden, unausgesetzt zwischen lachenden Umgebungen fährt, ging der Weg in den Theil der Niederung hinunter, welcher zum Probepflügen bestimmt war. Es sind dies die sogenannten Sieveking'schen Ländereien, und es waren dieselben für den kurzen Versuch der Bearbeitung um die ungeheure Pachtsumme von mehr als 5000 Mark Courant erworben. Ein tiefgewurzelter alter Rasen bedeckte das Land, und wenn es auch schweren und guten Boden hatte, so trugen die Gräser doch keineswegs den Charakter, den sie auf einer alten Fettweide zu haben pflegen. Unerklärlich scheint mir daher eine so hohe Pacht für wenige Tage. Müßte man überall ein Probepflügen so theuer erkaufen, so würden wir wohl vorläufig dem Dampfpfluge Lebewohl zu sagen haben, denn ohne vielfältig wiederholte Wettpflügen ist die Einführung in Deutschland nicht möglich. —

Das Pflügen mit einer ruhenden Dampfmaschine und einem über den Acker gehenden Zugseil wurde zuerst von Heathcote angewendet, und ist jetzt, nachdem es verschiedene Läuterungen erfahren, endlich vorzugsweise durch zwei Fabrikanten weiter ausgebildet, die Herren Fowler und Howard, welche beide ihre Systeme in Hamburg zur Anschauung brachten. Das Hauptstück ist der sogenannte Balancirpflug, ein zweirädriges Gestell, dessen Axe einen nach vorne und hinten verlängerten Pflugbaum trägt. Die Schare, deren je drei oder vier zusammen sitzen, sind von beiden Seiten gegen die Räder gewendet, der Pflugbaum aber ist so im stumpfen Winkel geknickt, daß, wenn die hinteren Schare in den Boden greifen, die vorderen in der Luft schweben, und umgekehrt. Dadurch wird bewirkt, daß der Pflug niemals zu wenden braucht, sondern am Ende eines Landstückes angekommen, sofort zurückgehen kann, denn indem der Führer die vier bisher in der Luft schwebenden Schare an den Boden drückt, erheben sich die anderen vier, welche bisher thätig waren, und schweben nun dem rückgehenden Pfluge voraus. Dies interessante und wichtige Instrument wurde 1850 von dreien armen Schullehrern, David, William und Tho-

mas Fisken zu Hartlepool, unweit Newcastle erfunden, und zweien der Brüder im Jahre 1855 patentirt.

Eine unwesentliche Verbesserung daran ließ sich John Fowler, damals Civilingenieur in London, im Jahre 1856 patentiren, und erwarb dann 1859 von den beiden Fiskens das ausdrückliche Recht zur Benutzung ihrer Erfindung, und von einem mit denselben befreundeten Schmiede Rodgers das Recht auf einen von ihm erfundenen, bei'm Pflügen unentbehrlichen Ankerwagen für 60 Pfund Sterling.

Erst im Jahre 1861 trat die Erfindung dann recht in's Leben. Drei große Maschinenfabrikanten, Clayton Shuttleworth in Lincoln, Gebrüder Howard in Bedford, und Rousomes & Sims in Ipswich kauften Herrn Fowler das Recht zur Mitbenutzung der Erfindung ab und zahlten dafür jeder 200,000 Thaler. Unter dem Vorwande, daß William Fisken, der eigentliche Erfinder des Pfluges, ihnen vorher seine Rechte abgetreten, suchten James und Fred. Howard, welche den ursprünglichen, nicht von Fowler verbesserten, Pflug anwandten, sich der obigen Verpflichtung zu entziehen, und wurden von Fowler gerichtlich belangt. Im Februar dieses Jahres ist vor den Geschwornen des Court of Common Pleas in Guildhall dieser Proceß entschieden, und sind die Howards verurtheilt, jene Summen zu bezahlen, da sowohl Rousomes & Sims als Clayton Shuttleworth aussagten, daß die Summe von 200,000 Thalern nicht mehr sei, als ein richtiges Aequivalent des Nutzens, den sie von diesem Pfluge haben.

Wenn man nun bedenkt, daß jeder von ihnen, um dieses mit Wahrheit aussagen zu können, für 2 Millionen Thaler Dampfpflüge verkaufen muß, daß Howard bereits gegen 300 Dampfpflüge gebaut und in Thätigkeit gesetzt hat, daß aber doch die Hauptfabrication noch unter John Fowler's Leitung bei der Fabrik der Herren Kitzon & Hewitson in Leeds vorgeht, so wird man anerkennen müssen, daß hier nicht mehr eine wirthschaftliche Spielerei, sondern ein gewaltiger Culturhebel gezeigt wird, der auf den größeren Gütern Großbritanniens nach Aussage deutscher Reisenden, welche den mehrjährigen Betrieb des Dampfpfluges daselbst einer Prüfung unterzogen haben, so außerordentliche ökonomische Erfolge gewinnt, daß es wahrlich an der Zeit ist, auch in Deutschland Hand an's Werk zu legen. Hat im vorigen Jahre zu Schwechat der Kaiser von Oesterreich die Arbeit des Dampfpfluges in Augenschein genommen, wie sein ruhmgekrönter Vorfahr die Hand an den einfachen Pflugsterz eines mährischen Bauern legte, so möge der eine Tag ebenso unvergessen bleiben, als der andere, so möge, das wünsche ich von Herzen, die Dampfcultur in Deutschland bereits, ohne daß es allgemeine Aufmerksamkeit weckte, ihren Geburtstag gefeiert haben. —



Es wird Ihnen wohl Recht sein, wenn ich hier mit kurzen Worten noch des Unterschiedes zwischen dem Fowler'schen und Howard'schen System erwähne, wie sich derselbe auf dem Schaufelde, wo das erstere mehrfach, das letztere nur zwei Mal vertreten war, deutlich herausstellte. Die Maschine, welche den Fowler'schen Pflug trieb, war eine Locomobile, eingerichtet als Straßenlocomotive, um sich jederzeit selbst bewegen, und auch ihre Culturapparate mitnehmen zu können. Sie stand an dem einen Ende des Feldes, und am entgegengesetzten Ende stand ein Wagen, der sich durch scharfe Räder in den Boden einschneidet und verankert, eben jener Anker von Rodgers, der sein Patent um 60 Pfund verkaufte.

Beide Maschinen wendeten einander die Breitseiten zu, und konnten sich, einander parallel bleibend, leicht in gleichem Sinne vorwärts bewegen. Die Locomobile und der Wagen trugen je eine Seilrolle, um welche beide ein Stahlseil ohne Ende geschlungen war. Die Rolle der Locomotive ist von bewunderungswerther Construction, indem an ihrem Umfange lauter Zangen sitzen, welche, so weit der Druck des Seiles darauf liegt, sich zukneifen und das Seil vollständig an einem fehlerhaften Gange oder am Gleiten verhindern, ohne ihm den geringsten Widerstand zu bereiten, da sie sich gleich wieder öffnen, wo der Druck des Seiles aufhört und dasselbe bestrebt ist, die Peripherie der Rolle wieder zu verlassen. Sobald die Locomobile das Rad unter ihrem Bauche in Bewegung setzte, mußte das ganze Seil ohne Ende einlaufen, das, um eine zu starke Reibung auf dem Erdboden zu vermeiden, in entsprechenden Abständen über kleine Rollen lief, deren Füße aus Rädern bestehen, und die daher leicht wegzunehmen und unterzubringen sind. An dieses über die ganze Länge des Feldes hinstreichende Stahlseil wird der Pflug befestigt, und reißt dann mit seinen 4 Scharen zu gleicher Zeit 4 Furchen in den Boden, über deren Größe, Breite, Tiefe und Regelmäßigkeit man erstaunt. Nur mit Mühe konnte ich in raschem Schritt der Bewegung des Pfluges folgen, und das summirte Resultat ergab, daß er die ganze Arbeit von 20 Paar Pferden auszuführen im Stande sei. Sobald der Pflug am anderen Ende angekommen war, wurde die Locomobile selbst und der Ankerwagen vorgerückt, um die Breite der vier gezogenen Furchen, dann der Balancirpflug auf den Gebrauch der vier anderen Schare durch einen Ruck eingerichtet, und nun ging die Arbeit ebenso zurück.

Die Apparate der anderen Maschinenbauer, welche gleichfalls nach dem Fowler'schen System arbeiteten, führten nicht die Seilrolle am Bauch der Locomotive, sondern hatten auch am Anfang des Feldes einen gleichen Ankerwagen wie am Ende stehen, und setzten diesen von einer ge-

[redacted]

wöhnlichen Locomobile aus in Bewegung, sowohl was seine Seilrolle als was seinen Fortschritt auf dem Furchenende anbetrifft.

Die Howard'sche Maschine war ebenfalls eine gewöhnliche Locomobile, und überhaupt bedarf auch die treibende Kraft bei diesem System eine viel geringere Beweglichkeit. Während ein ganzes Feld umgepflügt wird, bleibt sie auf demselben Platze stehen, ja sie kann, wenn die Umstände zufällig die Betretung des Feldes verhindern, durch das Thor desselben, vom Wege aus, ja selbst über Gräben hinüber, und durch Hecken ungestört arbeiten. Neben der Dampfmaschine stand nämlich ein zweirädriger verankerter Karren mit zwei großen Seiltrommeln, deren jede das ganze zur Anwendung kommende Stahlseil aufnehmen kann. Von der einen dieser Trommeln geht das Seil aus, läuft um das ganze Feld, indem es in jeder Ecke eine verankerte Rolle findet, und kehrt so zu der zweiten Trommel zurück. Setzt man durch die Dampfmaschine eine der Trommeln in Bewegung, so wickelt sie die andere ab, indem gleichzeitig das Abgewickelte um die ganze Peripherie des Feldes läuft. Man kann daher eine beliebige Seite des Feldes wählen, die man parallel pflügen will, denn an jeder Stelle kann man den Pflug anheften. Ist dies geschehen, so geht die Operation vermöge des Balancirpfluges eben so vor sich, wie bei Fowler, nur müssen nach jedesmal zurückgelegtem Wege die an den Enden desselben befindlichen beiden Ankerrollen um eine entsprechende Weite in das Feld hineingerückt werden. — Die Abwägung der Vorzüge dieser beiden Systeme von einander wird der Erfahrung allein überlassen bleiben müssen; dieselbe scheint noch nicht klar darüber zu sein, weil beide Methoden sich in England fortwährend aufrecht halten. Ich für meine Person neige mich dem Howard'schen Verfahren zu, welches nur scheinbar verwickelter, in der That aber einfacher, und einer viel mannichfaltigeren Anwendung, namentlich in kleinen Verhältnissen fähig ist.

Bei dem Probepflügen in Schwerin vor zwei Jahren hat der Dampfpflug noch einigermaaßen Fiasco gemacht, diesmal in Hamburg hat er Alles für sich eingenommen, und bei Tausenden die Ueberzeugung gegründet, daß auch in Deutschland die Dampfcultur eine Zukunft habe. Es kommt nur darauf an, daß man das Instrument nicht da verwende, wo es seiner Natur nach unmöglich brauchbar sein kann. Wer die kleinen Landflecken, die am Gebirge zwischen den Felsen hangen, und aus dem Untergrund durch einzelne Zacken derselben unterbrochen werden, mit denselben aufsuchen wollte, der würde ein quantitativ und qualitativ ungeeignetes Feld betreten. Wie ich es schon an einem anderen Orte ausgesprochen habe, ist aber auch die ungeheure Ebene von Norddeutschland, obgleich sie nur ein aus Sand, Lehm, Mergel und Grand aufgehäuftes

Schuttland darstellt, lange nicht überall, und besonders nicht in dem Gebiete des Landseegürtels, der die Ostsee umzingelt, für den Gebrauch des Dampfpfluges geeignet. In diesem Theile der baltischen Ebene ist das Terrain nicht blos sehr coupirt und kurzhügelig, sondern auch bis in unbekannte Tiefen von den großen nordischen Findlingen der Glacialzeit erfüllt. Manche dieser eisenfesten Granitblöcke haben eben so große Dimensionen, als die einzelnen aus der Verwitterung zurückgebliebenen Kerne, welche mit abenteuerlich aufgethürmten Gruppen das Granitgebirge des Brockens schmücken, und wenn auch durch die seit vielen Jahren betriebene Cultur des Bodens viele von ihnen schon beseitigt sind, so trifft doch selbst mit dem gewöhnlichen Pfluge des Ackers man alljährlich neue Blöcke an, was den Aberglauben, daß sie in der Erde wachsen, zu Wege gebracht hat. Außerdem aber haben auch unsere Väter, als sie die Cultur dieser bewaldeten Hügel begannen, stets die größten dieser Steine, die sie nicht bewältigen konnten, durch Graben versenkt, und so würde denn in vielen Fällen mitten in dem scheinbar weichen Territorium, ein tiefer gehendes Culturinstrument auf Hindernisse treffen, die nicht zum Weichen zu bringen sind. Ich betrachte es als ein glückliches Ungefähr, daß man in Hamburg gerade einen Marschboden für den Versuch gewählt hat, denn die Marsch scheint mir vor allen Dingen der richtige Platz für die Anwendung der neuen Erfindung, und der Marschbewohner, welcher bei so vielen Dingen das ganz abweichende Verhalten seiner Heimath gegen andere Landstriche gewahrt, ist nur zu sehr geneigt, von vorn herein anzunehmen, daß bei ihm unbedingt nicht ausführbar sei, was anderswo vortrefflich geht. Ist dieser Gedanke aber in Hamburg durch eine demonstratio ad oculos widerlegt, ehe er hat reif werden können, so ist auch ziemlich gewiß, daß die Agrarverhältnisse der Marsch, trotz einer großen Zersplitterung des Grundbesitzes in lauter kleine Bauerngüter, die nur durch die Vorzüglichkeit des Bodens reich sind, kein Hinderniß bereiten werden, denn die Horizontalität des Marschlandes hat es bewirkt, daß die Theilung des Feldes nur von den zwei Gesichtspunkten einer möglichst großen Regelmäßigkeit und einer möglichst vollkommenen Entwässerung beherrscht wird. Daher liegen denn die Landstücke fast überall ebenso, wie die der Probe unterworfenen, sehr lang gestreckt und schmal, nur durch Gräben getrennt, durchaus parallel neben einander, und mit ihren Köpfen gegen den Weg anschießend, der von ihnen durch einen breiteren Graben geschieden wird, und die Locomobile kann, ohne die feste Straße zu verlassen, ein Landstück nach dem andern durch die ganze Dorfschaft hindurch pflügen. Die Marschbauern sind reich genug, um schon in kleinen Associationen den Ankauf und die Unterhaltung eines Dampfpfluges bestreiten

zu können, und im Wesentlichen wird ihnen nach beiden Seiten hin der Grundbesitzer in den oberen Theilen unserer großen Flußthäler, in den Börden und in den Aulandschaften gleich zu achten sein.

Wenn von den hohen Anschaffungspreisen eines Dampfpfluges die Rede ist, wird in der Regel der Preis der Locomobile mit eingerechnet, obgleich doch diese Maschinen jetzt schon vielfach verbreitet sind, und zu hundert anderen Zwecken der Landwirthschaft ihre Verwendung finden. Wo eine Locomobile vorhanden, da kostet ein Dampfpflug mit allem Zubehör doch nur 200 Pfund Sterling, und thut mindestens alle Arbeit, die eine Anzahl gewöhnlicher Pflüge von eben so großem Anschaffungspreise thun könnte. Dazu kommen aber noch zunächst alle Vorzüge, welche sonst der Verwendung der Dampfkraft eigen sind. Dieselbe ist ja wohlfeiler, gleichmäßiger, und von Zufällen unabhängiger, als die Kraft des Spannviehes, sie ermüdet nicht, und kann am Abend mit derselben unveränderten Energie verwandt werden, als am Morgen. Außerdem aber hat sie gerade bei dem Pflügen des schweren Bodens den Vortheil, daß man dasselbe zu einer Zeit vornehmen kann, wenn die Beschaffenheit des Ackers den Zutritt der Pferde verwehrt, daß man öfter und vollständiger die Lockerung der Erde bewerkstelligen kann, und daß man, statt durch die Tritte des Zugviehes den zunächst unter der Krume liegenden Untergrund undurchdringlich fest zu machen, denselben durchaus nicht belastet, sondern im Gegentheil eine Lockerung desselben bis zur wünschenswerthen Tiefe, vor deren Ausführung die Kraft der stärksten Pferde erlahmte, vornehmen kann, ohne die ungelüftete Erde des Untergrundes oben auf zu bringen.

Von allen diesen Erwägungen getrieben, hoffe ich zuversichtlich, den Dampfpflug bei uns eingebürgert zu sehen, und würde mich glücklich schätzen, wenn meine Hervorhebung der Hamburger Resultate durch Ihr Blatt an irgend einer Stelle in einen dafür empfänglichen Boden ein Samenkorn streute. Deutschland hat so viele Fürsten, daß ein Wetteifer derselben in den Künsten des Friedens und namentlich in der Pflege des Ackerbaues, der das Fundament ihres Daseins ist, ein Schauspiel ohne Gleichen abgeben, und einen Fortschritt im Gefolge haben müßte, vor dem alle anderen Nationen die Segel streichen sollten, aber es ist leider einmal das Loos des Ackerbaues von jeher gewesen, als ein Stiefkind behandelt zu werden von denen, die ihm Alles zu danken haben! —

Wende ich nun, nachdem ich die Betrachtung der Ausstellung selbst beendet habe, einen kurzen Rückblick auf den Verlauf des Ganzen, so theile ich mit den Hamburgern zunächst das stolze Gefühl, daß ein Werk geschaffen und gezeigt wurde, welches nach dem eigenen Geständnisse der durch ihre Centralisation begünstigten großen Culturvölker des Westens



den ihrigen mehr als ebenbürtig war, dann aber erhebt mich der Gedanke, daß Anregung und Werk von einfachen Bürgern eines kleinen deutschen Freistaates ausging, und daß die Unternehmer, obgleich zu Opfern bereit, doch durch eine verständige Leitung erreicht haben, daß, der großen ausgesetzten Prämien ungeachtet, die Kosten der Ausstellung durch ihre eigene Einnahme reichlich gedeckt worden sind. Endlich erzähle ich mit Freuden, daß die Geschäftsleute, welche sich eingefunden, ungetäuscht wieder gegangen sind, indem alle wichtigen Gegenstände, so weit dies ihr Zweck war, verkauft worden sind, und zahlreiche Bestellungen von unerwarteter Größe mit nach Hause genommen werden konnten.

Dies Resultat ist um so erfreulicher, weil es einer Fortsetzung der internationalen Ausstellungen auf deutschem Boden gute Aussicht eröffnet, und uns hoffen läßt, daß es möglich sein wird, die Geldprämien ebenso zu beseitigen, wie die Lotterien. Für Thiere fällt die Prämie in der Regel entweder einem Glücklichen in den Schooß, der durch die Geburt eines ausgezeichneten Stückes, ohne sein eigentliches Zuthun, erfreut wurde (denn eine gute Zucht ist Resultat der Sorgfalt, aber ein gutes Individuum Sache des Zufalls), oder einem schlauen Speculanten, der das beste ihm begegnende Vieh auskauft, um die Prämie davon zu tragen, in deren Erwartung er einen übertriebenen Kaufpreis daran wagen darf; für Maschinen aber ist die Geldprämie bedeutungslos, da die Auszeichnung an sich schon einen Aufschwung des Geschäftes zur Folge hat. Indem ich daher nur billigen kann, daß schon in Hamburg für Maschinen keine Prämien gezahlt wurden, möchte ich wünschen, daß künftig auch für die Thiere das Gleiche geschähe, damit immer mehr die Ausstellung zugleich sich zu einer Art von Messe gestalte, und uns die Resultate einer guten Behandlung, nicht aber die Glücksloose aus der Thierwelt vorführe. Man hat vielfältig die Art, wie z. B. Herr Claus Olde die Sache anfaßte, getadelt, ich glaube aber, daß der praktische Mann das Richtige getroffen hat, durch welches allein eine Wiederholung in infinitum garantirt wird.

Diesen Zweck zu erreichen könnte man, wie es bereits vorgeschlagen ist, die internationale Ausstellung alle zwei Jahre in Hamburg wiederholen und würde dann den Vortheil haben, daß stets geübte Kräfte die Anordnung in die Hand nehmen könnten, allein, der Hauptzweck, durch Anschauung und Beispiel die träge Masse der großen Bevölkerung, auf die es hauptsächlich ankommt, zum Fortschritt zu bewegen, würde dadurch wegfallen, denn sie kömmt nur aus nächster Nähe heran. Um ihretwillen daher darf kein ausschließliches Vorrecht Hamburg gegeben werden.

Der Landmann in seiner Vereinsamung hat in jeder Provinz das Bedürfniß, daß ihm die Dinge entgegengebracht werden, denn jede Lehre

und jede Beschreibung fruchtet nichts bei ihm, er will das Beispiel sehen, er will die Dinge, um derentwillen er das lieb gewordene Alte soll fahren lassen, selber vor Augen haben und mit Händen greifen. So ist der Landmann der Gegenwart, so wird auch der der Zukunft sein, denn so war es von Alters her:

Segnius irritant animos demissa per aurem
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus.

L. Meyn in Uetersen.

Veit Ludwig von Seckendorff.

Seit einer Reihe von Jahren gehört die unglückliche Zeit des dreißigjährigen Krieges zu den Perioden der vaterländischen Geschichte, denen sich eine ansehnliche Zahl unserer Historiker mit Vorliebe zuwendet, der selbst die Localgeschichtsforschung eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Ist man durch die nationalen Einheitsbestrebungen der Gegenwart wie von selbst darauf geführt worden, der Quelle alles Unheils der deutschen Zerrissenheit nachzugehen? Oder sind es Antipathien der Stämme und Confessionen, die sich dies Feld, das bequemste freilich, aussuchen, um ihre Waffen zu messen? Oder endlich, zieht die Größe und Entsetzlichkeit des Unglücks, das über das ganze Deutschland wie über die einzelnen Provinzen hereinbrach, schon durch sich selbst an? Wie dem auch sei: die große Masse des Publicums lernt einsehen, daß wir noch heute an den Nachwehen jener bösen dreißig Jahre zu tragen und zu leiden haben; es wird Jedem begreiflich, daß von dem Deutschland und den Deutschen vor jener Epoche sich fast nichts auf die nachfolgenden Jahrhunderte vererbte, daß wir durch das Eintreten und die lange Dauer der Katastrophe gerade für die einstige Einheit des Gesammtvaterlandes eines großen Theiles der unerläßlichen Bedingungen verlustig gegangen sind.

Wir haben es nicht zu bedauern, daß man die Furchtbarkeit der Zerrüttung, die Trostlosigkeit des Elendes und der Verderbniß, wie sie in alle Beziehungen und Verhältnisse des Volkslebens, in die materiellen gleichsehr wie in die ideellen, bis auf den letzten Grund eindrang, erkennen lernt. Wie schmerzlich wir erstaunen mögen, wenn wir erfahren, daß bei dem Abschlusse des westphälischen Friedens die Städte ohne Bewohner, die Felder ohne Bebauer, die Schulen ohne Lehrer und Kinder waren,

daß Hungersnoth und Seuchen ganze Strecken ergriffen hatten, daß die Fürsten den Unterthanen abpreßten, was ihnen der Feind gelassen hatte, und daß diese von allem Gehorsam sich lossagten, daß Zuchtlosigkeit und Eigensucht alle Stände in gleicher Weise durchdrungen und verdorben hatten, so ist doch das entgegengesetzte Gefühl der Genugthuung darüber noch mehr berechtigt, daß sich unser Volk aus so tiefem Verfall wieder erheben konnte. An der Erkenntniß der Größe des Uebels wächst und befestigt sich der Glaube an die stetige Lebensfähigkeit der Nation, kräftigt sich die Hoffnung auf eine immer steigende Blüthe derselben, ja selbst die Hoffnung darauf, daß die Zeit nicht ausbleiben kann, wo sie die Schäden der feindlichen Zerspaltung und die Schattenseiten des Nationalcharakters, die jener Krieg verewigt zu haben scheint, überwinden wird.

Und noch ein Zweites lehrt ein genauerer Blick auf jene unerquickliche Vergangenheit. Eben weil man nicht ermaß, wie schwer das Unglück auf allen Gauen und auf den Menschen zweier ganzer Generationen gelastet hatte, war und ist man nicht immer billig in der Beurtheilung der nächstfolgenden Geschlechter; die Wiederbelebung und Sammlung der nationalen Kräfte hätte sollen rascher, die Action nach außen hin thätiger sein. Als wenn es so leicht wäre, auf einem Boden Früchte zu erndten, der eben noch durch eine Erschütterung seines Grundes zu einer chaotischen Einöde umgewandelt wurde. Genug, wenn er so gutartig war, daß überhaupt ein Ansatz zu neuer Befruchtung und Bebauung möglich wurde. Es folgte der gänzlichen Auflösung zunächst ein mattes Fristen des verkümmerten Daseins, an das von denen selbst, die es führten, kaum geglaubt ward, eine Zeit des völligen Anlehnens an die Nachbaren, welche kräftig genug schienen, eine Stütze zu bieten, und, während wir eine Bethätigung der Volksindividualität erwarten, jene Unmündigkeit und Unselbständigkeit, die sich in hastigem Nachahmen des Fremden äußert. Es ist dies so sehr der natürliche Gang der Dinge, daß ein verdammendes Urtheil über die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wenig gerechtfertigt erscheint, am wenigsten in unserer Zeit, die Gelegenheit gehabt hat, eine ähnliche Erscheinung, wenn auch nur in sehr verjüngtem Maaßstabe, zu beobachten. Unsere politischen Formen, vielleicht sogar unsere politische Denkweise sind nicht aus dem Schooße des deutschen Volkes geboren, sondern von den Nachbaren entlehnt; und wenn wir in dieser Beziehung gegenwärtig nicht mehr sklavisch abhängig von den Franzosen sind, so waren wir es doch ganz gewiß vor zwanzig Jahren. Und doch ist es keinem Verständigen eingefallen, dem Volke daraus einen Vorwurf zu machen, einfach darum nicht, weil Jeder weiß, daß wir uns keiner Continuität in der Entwickelung der politischen Freiheit zu rühmen haben. Gesetzt, die französische

Vergewaltigung hätte länger gedauert, hätte nicht mit einem großartigen, positiven Ereigniß, dem der Freiheitskriege, geschlossen, — wir würden die erste Periode der Freiheit und des Wiederauflebens schwerlich in anderer Weise verbracht haben, als daß wir, gleich unseren Verfahren, uns im Auslande Halt und Vorbild gesucht hätten.

Der Neigung unserer Tage für culturhistorische Erforschung der vaterländischen Vergangenheit haben wir es zu verdanken, daß man, wenn nicht mit günstigeren Augen, so doch mit billigeren auf jene Zeit zurück zusehen beginnt. Alle die hier einschlagenden Schriften, wie die von Biedermann, Schmidt, Hauser u. A., lehren indeß zugleich, daß wir noch weit davon entfernt sind, einen vollständigen Einblick in das Wesen jener Zeit zu haben; sie verschließt sich demselben nicht allein, weil sich die Fäden, durch die sie mit der vorhergehenden zusammenhängt, nur mit Mühe auffinden lassen, sondern auch weil die Momente, welche in ihr zu einem Uebergewichte gelangen und zum Theil eine Besserung vorbereiten, in buntester Verschiedenheit und ohne Vermittlung neben einander stehen, endlich auch, weil es ihr an bedeutenden Individuen solcher Art mangelt, die, wie sie von der Menge getragen und als das concrete Abbild ihres Gesammtlebens angesehen werden, so umgekehrt diese weiter und höher führen. Wer möchte, um nur den Bedeutendsten zu nennen, von Leibnitz sagen, daß sich in ihm seine Zeit so wiederspiegele, daß er ihr eine Signatur der Art verliehe, wie es Friedrich der Große oder Göthe ein Jahrhundert später im Stande waren?

So ist denn auch der Mann, dessen Leben die folgenden Blätter in Umrissen zu zeichnen versuchen, nicht in der Weise hervorragend, daß sich in ihm alle oder die Hauptrichtungen der Mitlebenden verkörpert hätten; aber er nimmt unter ihnen seinen besonderen Platz und Rang ein, er wird fast von allen Strömungen berührt, und verfolgt doch mit Bewußtheit seinen eigenen Weg, er widmet sein ganzes Leben der geistigen Erhebung und sittlichen Befreiung seiner Zeitgenossen und übernimmt noch dicht vor seinem Tode das schwere Amt, einer neugegründeten Anstalt vorzustehen, die fortan einer der mächtigsten Hebel des neuerwachenden Lebens im Volke werden sollte.

Veit Ludwig von Seckendorff ward 1626 in Herzogen-Aurach in Ostfranken geboren. Väterlicher Seits gehörte er dem Geschlechte an, das unter den vornehmen Familien des Gaues die Bezeichnung „die Meisten" führte, weil es am weitesten verbreitet war; ähnlich hießen die Seinsheim die Aeltesten, die Grumbach die Reichsten, die Einheimer die Stolzesten. Die Mutter war eine geborene Schärtlin von Burtenbach und stammte von dem bekannten städtischen Feldhauptmann im Schmalkaldi-



schen Kriege, mit dessen Nachkommenschaft die Seckendorffs überhaupt vielfach verbunden waren. Der Vater, der schwedischer Reiteroberst war, starb früh, so daß die Mutter mit den Kindern an verschiedenen Orten vor den Nöthen des dreißigjährigen Krieges eine Zuflucht suchen mußte. Sie hielt sich in Coburg, in Mühlhausen, in Erfurt auf, wo denn der Sohn die öffentlichen Schulen besuchte und den Grund zu seiner später so berühmten Gelehrsamkeit legte. Schon in Mühlhausen war der Knabe ein so fertiger Lateiner, daß er lateinische Reden hielt, trieb aber auch Griechisch, Hebräisch und Mathematik. Während er indeß den Schulen sein Wissen verdankte, schuldete er der häuslichen Erziehung und dem segensreichen Einfluß der Mutter die Bildung des Herzens und Gemüthes, denn sie war es, von der er den frommen Sinn und die tiefe Religiosität erbte, die seinem ganzen Wesen einen eigenthümlichen Charakter aufprägte und die Thätigkeit seines späteren Lebens bestimmte. Seine Talente wie seine Führung gewannen ihm bald einen Gönner, der ihm sein ganzes Leben hindurch gewogen geblieben ist, den Herzog Ernst den Frommen von Gotha, welcher zu jener Zeit mit seinen Brüdern Albrecht und Wilhelm, ehe das väterliche Erbe getheilt ward, gemeinschaftlich Hof in Coburg hielt und ihn zum Gefährten und Unterrichtsgenossen von zwei Würtembergischen Prinzen ausersah, Sylvius Nimrod und Manfred, die an dem Hofe des Herzogs erzogen wurden. Vom Jahre 1640 an genoß er noch eine Zeit lang den Unterricht des berühmten Schulrectors Reyher in Gotha, den Herzog Ernst berufen hatte, um das Gymnasium illustre daselbst zu regeneriren; er nahm zu diesem Zwecke wieder Theil an den öffentlichen Schulstunden. Demnächst bezog er die Universität in Straßburg, mit der Unterstützung des Herzogs Ernst, aber auch auf Rath und Anregung und wohl nicht ohne die materielle Hülfe eines schwedischen Obersten, Namens Montaigne, der ein Freund seines Vaters gewesen zu sein scheint. Hier trieb er hauptsächlich Jurisprudenz und Geschichte und schloß sich namentlich an Boecler an, damals eine der glänzendsten Celebritäten der Hochschule. Bei seinem Abgange von der Akademie 1646 scheint er in Betreff des Weges, den er einzuschlagen hätte, um zu Lebensunterhalt und Lebensstellung zu gelangen, ziemlich rathlos gewesen zu sein; wir lesen wenigstens, daß er im Begriff stand, dem Beispiele vieler seiner Standesgenossen zu folgen und eine Fähnrichsstelle bei der Garde des Landgrafen Georg von Darmstadt nachzusuchen und so eine Richtung zu nehmen, die weder seiner Erziehung und bisherigen Lebensgewohnheit noch seiner Neigung entsprochen haben würde. Da trat jener väterliche Freund Montaigne mit seinem Rathe dazwischen; von Ekel gegen sein eigenes Handwerk erfüllt, drang er in ihn, diesen Plan fallen zu

lassen. Nicht ungern fügte sich Seckendorff und ging nach Erfurt, wo er seine Studien fortsetzte und sich bei öffentlichen Disputationen als gewandten Streiter und eleganten Lateiner bewährte, bis ihn bei einem Besuche, den er in Gotha dem Herzog Ernst machte, dieser, der ihn wohl nie aus den Augen verloren hatte, in seinem Lande festhielt und zu seinem Hofjunker ernannte, zugleich aber von den gewöhnlichen Geschäften dieses Amtes befreite. Besser konnte ihn sein guter Stern nicht führen. Er hatte hier, was er sich nur wünschen mochte, vollauf; einen Gebieter, der ihm wohlwollte und an den ihn die herzlichste Dankbarkeit fesselte, an dem er zugleich den Verein von Tugenden, wie sie damals selten waren, bewunderte, einen durchaus anregenden Verkehr mit gebildeten Menschen, und vor Allem, was nicht oft einem Hofbeamten zu Theil wird, die vollste Freiheit, seine wissenschaftlichen Beschäftigungen fortzusetzen. Der Herzog bestärkte ihn in dieser Thätigkeit, indem er ihn zum Aufseher seiner Bibliothek machte und von ihm verlangte, daß er aus bestimmten Büchern das Nützliche und Wissenswerthe ausziehe und ihm in Stunden, die von Regierungsgeschäften frei waren, oder auch an Sonntagen, und wenn er ihn auf Reisen begleitete, mittheile: — ein Hofjunkeramt allerdings, wie wir es in unserer Zeit vergeblich suchen möchten. Wahrscheinlich ist es auch diese Zeit, in der er sich die neueren Sprachen vollständig aneignete, von denen er die französische, italiänische, spanische, dänische und schwedische gänzlich beherrschte und nur die englische wenig verstand. Als er 1648 Kammerherr geworden war, lehnte er ein ehrendes Anerbieten, das ihm von dem Brandenburg-Baireuthischen Hofe gemacht ward, der Reiseführer zweier Prinzen des Hauses zu werden, ab; sein Herzog ernannte ihn zum Entgelt 1652 zum Hof- und Justitienrathe, behielt ihn jedoch, ungeachtet seiner Theilnahme an den Arbeiten des Collegiums, noch in seiner nächsten Umgebung und ließ sich von ihm über die wichtigsten Rechtsfälle Vortrag halten. Es ist dies dieselbe Behörde, deren Mitglied auch Johann Francke, der Vater des großen Pädagogen, vom Jahre 1666 an ward, nachdem Seckendorff Gotha bereits verlassen hatte. Es ist interessant zu verfolgen, in welcher Weise der jugendliche, erst sechsundzwanzig Jahre alte Hofrath oder, wie wir sagen würden, Cabinetsrath sich die nothwendige formale Geschicklichkeit für sein Amt zu erwerben, wie er von seinem Vorgesetzten, dem Kanzler Franzke, einem Manne von Bildung und Geschäftserfahrung, zu lernen suchte. In der Vorrede zu seinen „Teutschen Reden" sagt er: „Ich muß aber diesem ehrlichen Manne mit schuldigem Ruhm und Dank nachsagen, daß ich ihm nächst Gott und mühsamem Lesen alter und neuer Acten guten Theils zu danken habe, was ich im teutschen Style im Reden und Schreiben prae-

stiren lernen, und kann mich rühmen, daß er auch an mir und meiner Arbeit, so jung als ich damals war, als mein vorgesetzter Director in der Rathsstube gute Genüge gehabt, ob er gleich etwas difficil und ekel bei anderer Leuten Concepten war. Insonderheit habe ich ihm, weil es meiner Natur am gemäßesten, gern gefolget, daß ich mich neu ersonnener und erzwungener Worte und Redensarten nicht gern bedienet, sondern bei dem alten Canzleistyle am liebsten geblieben, also was möglich mit gemeinen, verständlichen und üblichen Worten gegeben und hingegen die Kraft des Schlusses, Grundes oder Beweises, so genau und durchdringend es geschehen können, in acht genommen. Ferner war seiner Qualitäten eine, daß er natürlich und wohlfließender Weise connectirte und alles ohne Zwang und Darstellung der Dispositionen an einander fügte, daß ob er gleich ein stattlicher Philosophus und Methodist war, ihm doch nicht leicht jemand die Kunst abmerkte. Solche Kunst zu stylisiren bemühte ich mich nun auch von ihm zu lernen, mehr zwar aus steter Uebung, daran es nicht fehlte, als daß ich von ihm einige Reguln oder Lehren hätte zu vernehmen gehabt; doch merkte ich aus seiner Miene oder wenigen Worten, was ihm an meinen Concepten gefiele oder mißfiele, noch mehr aber, wenn er corrigirte, was andere aufsetzten." — Von der Justiz trat Seckendorff im Jahre 1656 zur Verwaltung über, der Herzog ernannte ihn zum Geheimen Hof- und Kammerrathe. Als 1664 auch Franzke's Nachfolger, der Kanzler Schröter, mit Tode abging, ward diese Würde, die höchste im Lande, auf ihn übertragen. Aber schon vorher war er in allen discreteren Angelegenheiten der auserwählte Vertrauensmann des Herzogs gewesen und namentlich zu diplomatischen Verrichtungen gebraucht worden, für die ihn seine feinen Umgangsformen und seine ungewöhnliche Bildung besonders geeignet erscheinen ließen. So war es sein Verdienst, daß 1660 die lange schwebenden Streitigkeiten über das Hennebergische Erbe ausgetragen und geschlichtet wurden, ebenso brachte er die Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten von Mainz und der Stadt Erfurt wenigstens zu einem vorläufigen Ende. Bei so günstigen Verhältnissen, bei dem gegenseitigen großen Vertrauen zwischen Fürst und Diener, bei der ungeheuchelten Verehrung und Bewunderung, die der Letztere noch lange nach dem Tode des Ersteren wiederholt aussprach, könnte es befremden, daß Seckendorff schon vor Ablauf des Jahres 1664 sich von seinem Herzog trennte, nachdem er nur ein Jahr das Kanzleramt verwaltet hatte: er trat in die Dienste des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, von dem er wieder als Kanzler und Consistorialpräsident angestellt wurde. Er selbst giebt als Grund an, daß er mit Geschäften zu sehr überhäuft gewesen sei; auch andere Gewährsmänner nennen sonst keine

[redacted]

Ursach, und bei seiner Natur, seiner Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung ist es auch recht wohl denkbar, daß er durch nichts Anderes bestimmt worden sei. An ein ernsteres Zerwürfniß zwischen Beiden, das die Trennung herbeigeführt hätte, darf man um so weniger denken, da der nahe Verkehr zwischen ihnen auch jetzt nicht aufhörte: der Herzog beehrte ihn fortdauernd mit seiner Gnade und zog ihn fernerweit in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe.

Was Seckendorff dem Herzog verdankte, hat er, wie gesagt, sein Leben lang laut und bereitwillig anerkannt. Es bestand dies aber nicht allein in materieller Hülfe und äußeren Wohlthaten; größer war der geistige Gewinn, die Förderung in der Bildung seines Charakters und die tüchtige Geschäftserfahrung, die er aus dessen Dienste und vertraulichem Verkehr in sein neues Amt mit fortnahm. Unfraglich ist dieser Herzog einer der bedeutendsten, wenn nicht überhaupt der bedeutendste Fürst Deutschlands in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Wir haben uns daran gewöhnt, den großen Kurfürsten von Brandenburg als den ersten und hervorragendsten der deutschen Fürsten anzusehen, wogegen von dem „Bet-ernst“ oder „dem frommen Ernst“ wohl die dankbare Erinnerung seiner speciellen Landsleute und die Localgeschichte erzählt, die große Menge des deutschen Publicums jedoch nur wenig weiß. Daß wir unsererseits kein Blatt aus dem Ruhmeskranze des großen Hohenzollern stehlen wollen, versteht sich von selbst, aber sein Verdienst ist auf einem anderen Gebiete zu suchen als das des frommen Wettiners; er hatte das Glück mit dem Auslande in Conflict zu gerathen und in diesem Kampfe allein des deutschen Volkes Ehre wahren zu können. Die allgemeine deutsche Geschichte kann überhaupt nur die Fürsten als nennenswerth hervorheben, die sich entweder der Centralgewalt mit einigem Erfolg entgegengestellt haben oder Vertreter des deutschen Geistes und Wesens den Fremden gegenüber geworden sind; und so ist über dem durch die allgemeinen europäischen Begebenheiten beglänzten Walten des Brandenburgers, der außerdem einen größeren Landstrich beherrschte, das stillere und bescheidenere Regiment des Thüringers wenig beachtet worden. Und doch war er in seiner Bildung, des Geistes wie des Herzens, reicher, in dem Verhältniß zu seinen Unterthanen lauterer und uneigennütziger, und in seiner Thätigkeit gewiß nicht weniger unermüdlich und tief greifend als Jener. Herzog Ernst gehört wie sein Geschlechtsgenosse Karl August zu den Herrschern kleinerer deutscher Staaten, deren Wirksamkeit uns für den Mangel eines einheitlichen deutschen Staatslebens einigermaaßen entschädigt, bei denen wir uns bewußt werden, daß, wenn wir auch in unserer Zersplitterung Vieles schmerzlich entbehren, die Sonderexistenz unserer Stämme doch auch bei einem

allgemeinen Verfall der ganzen Nation nicht wenig zu ihrer Rettung beigetragen hat. So ist er der erste Fürst, der eine verständige Finanzwirthschaft einführt; — und mit welcher Billigkeit er in der Auflage und Erhebung der Steuern gegen seine Unterthanen verfährt, mag man aus einem vortrefflichen Aufsatze Brückner's über die gothaischen Amtsbeschreibungen, in der Zeitschrift für Culturgeschichte 1858, Maiheft, entnehmen; er ist, noch ehe die Ankunft der französischen Auswanderer die industrielle Speculation anregt, sehr ernstlich darauf bedacht, seinen Unterthanen neue Erwerbsquellen zu eröffnen; will er doch sogar die Werra schiffbar machen, — ein Plan, den er erst nach wiederholt mißglückten Versuchen aufgiebt. Er ist es, der sich einen pflichttreuen Beamtenstand schon zu einer Zeit zu erziehen weiß, als der verwildernde Einfluß des Krieges überall anderswo die Bande der Sittlichkeit gelöst hatte. Wenn er diese Seiten mit Friedrich Wilhelm gemein hatte und sie vielleicht reiner und vollkommener zum Ausdruck brachte, weil er in kleinere Verhältnisse hineingestellt war, als dieser, der überall großartiger aber auch gewaltsamer aufzutreten hatte: so überragt er ihn bei weitem durch sein lebhaftes Interesse für die Erziehung seines Volkes und durch seinen warmen Eifer für alles religiöse Leben. Auf diesem Gebiete ist seine Ausdauer und sein gesunder praktischer Blick nicht weniger bewundernswerth, als die Vielseitigkeit seiner Theilnahme und seine Milde und Herzensfreundlichkeit. Wir erinnern an seine Kirchen- und Katechisationsordnungen, an die Unterstützungen, welche er Armen und frommen Stiftungen zu gute kommen ließ, an die Wiederbelebung des Gymnasium illustre, an die Versuche, eine Einigung zwischen den beiden protestantischen Confessionen herzustellen, an sein großes Bibelwerk und seine Beziehungen zur Mission. Und allen diesen doch überwiegend segensreichen Anordnungen und Einrichtungen gab er den wirksamsten Nachdruck durch das einfachste Mittel, durch sein eigenes Beispiel, durch die Zucht und schlichte Haltung seines wahrhaft würdigen und patriarchalisch geführten Hauswesens.

Der Eindruck, den eine solche Persönlichkeit machen mußte, spiegelt sich bei Seckendorff, welcher von Jugend auf den Segen ihrer Wirksamkeit an sich selbst erfahren hatte, auf's Deutlichste wieder. Auch seine Thätigkeit, nach der praktischen wie schriftstellerischen Seite, bewegt sich vornehmlich auf zwei Gebieten und bezieht sich auf zwei Objecte: auf Religion und Kirche und auf die Kunst der Verwaltung.

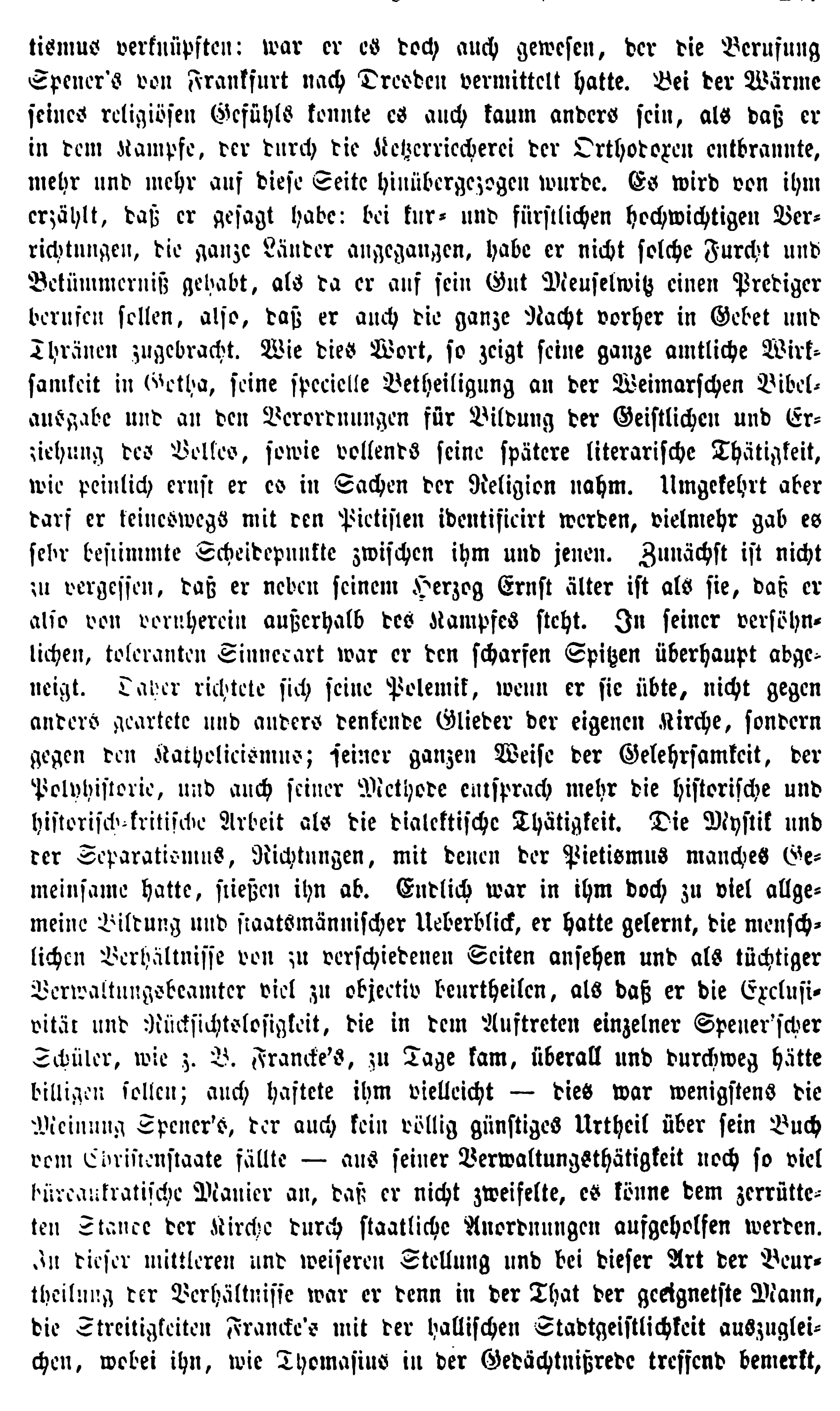
Zunächst blieb er, so lange Herzog Moritz von Zeitz lebte, als dessen erster Diener und Rathgeber in der amtlichen Praxis und verwerthete in dieser Stellung das, was er in dem Verkehr mit Herzog Ernst gelernt hatte. Als dieser jedoch zu Ende des Jahres 1681 gestorben

war, zog er es vor, das Amt in Zeitz aufzugeben und nur Landschafts- und Steuerdirector des Herzogthums Altenburg, in dessen Gebiete er seit 1677 das Gut Meuselwitz erworben hatte, zu bleiben, die so gewonnene Muße aber für die Beschäftigung mit der Wissenschaft auszubeuten. In der Vorrede zu seinem Commentarius de Lutheranismo sagt er: „Nach dem Tode des Herzogs Moritz ward mir das Glück zu Theil, nach dreißigjährigem, wenn nicht glänzendem und ersprießlichem, so doch treuem und arbeitsvollem amtlichem Dienst den Rest meines Lebens frei von beschwerlichen Sorgen zu sein. Diese Wohlthat, nach der ich mich lange gesehnt hatte, habe ich durch die Gnade erlauchter Fürsten in der Weise genießen dürfen, daß ich meine alten Tage weder in Dürftigkeit noch unrühmlich verbrachte. Desto mehr erachtete ich mich aber verpflichtet, die Tage, welche ich vielleicht noch zu zählen habe, so zu verwenden, daß ich Gott, dem ich Alles schulde, auch von meiner Muße Rechenschaft ablegen könnte." In dem „Christenstaate," den schon seine Zeitgenossen ein Buch ebenso politischen wie religiösen Inhalts nennen und an dem er mit größerem Interesse als an allem Uebrigen arbeitete, treffen jene beiden Richtungen zusammen. Seine Theilnahme indessen an Allem, was in der großen Welt für Christenthum und Kirche geschah, minderte sich auch in seiner Einsamkeit nicht; sie trieb ihn an, das otium cum dignitate, nachdem er es über zehn Jahre genossen hatte und als er die Gebrechlichkeit des Alters schon schmerzlich fühlte, aufzugeben und sich von dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg mit dem Vorsitz in jener Commission betrauen zu lassen, die nach Halle geschickt wurde, um die Händel, welche aus den pietistischen Bewegungen hervorgegangen waren, zu schlichten. In der Folge ließ er sich sogar bestimmen, das Kanzleramt der jüngst gegründeten Universität Halle anzunehmen, die er seinem Sinne gemäß vorzugsweise als eine Pflanzschule des neuerweckten religiösen Sinnes im großen Vaterlande ansah. So bezeichnet er mit Spener, dessen Uebersiedelung von Dresden nach Berlin nicht lange vorher erfolgt war, und mit den ersten Professoren in Halle die Wandelung, welche sich um diese Zeit in den Sympathien und Antipathien der Gebildeten Deutschlands zu Gunsten des hohenzollern'schen Staates vollzog; Sachsen, der bisherige Hort des Protestantismus, wurde aufgegeben, die Hoffnung und das Zutrauen der strebsamen Geister aus den übrigen Stämmen wandte sich Brandenburg zu. In Halle aber war seinem Wirken ein Ziel gesetzt; er starb, noch ehe er für die aufblühende Hochschule recht hatte thätig sein können, am 18. December 1692; begraben ward er in Meuselwitz. Breithaupt und Thomasius hielten ihm Gedächtnißreden, von denen die des letzteren trotz ihrer rhetorischen Uebertreibungen von der einflußreichen Bedeutsamkeit und den Tugenden des

Verstorbenen ein glänzendes Zeugniß giebt; die Prediger der altorthodoxen Partei dagegen schrieen es in die Welt hinein, daß sein schneller Tod die göttliche Strafe dafür sei, daß er sich der Pietisten angenommen habe. Seckendorff war zweimal verheirathet, Kinder hat er nicht hinterlassen; der aus der Geschichte Friedrich Wilhelm's I. bekannte österreichische Diplomat und Feldmarschall Graf Seckendorff war sein Neffe.

Der Einfluß Seckendorff's auf seine Zeitgenossen war ein sehr vielseitiger und weitgreifender; doch beruhte er bei weitem nicht ausschließlich auf seinen amtlichen und höfischen Beziehungen. Diese thaten etwas, allein die Wirkung in die Ferne ist vielmehr dem für jene Zeit außerordentlich wichtigen Umstande zuzuschreiben, daß er außerdem auch Gelehrter, und zwar Gelehrter von vielbewunderter Tiefe und ungewöhnlichem Umfange war. Wenn es wahr ist, daß außer der Türkennoth und den schmählichen Angriffen des vierzehnten Ludwig den Zusammenhang zwischen den beinahe auseinanderfallenden Theilen Deutschlands nichts so sehr vermittelte, als die Gemeinschaft, welche zwischen den Gelehrten und Universitäten bestand, so wollte es etwas sagen, von einem Otto Mencken, dem gelehrten Leipziger Literator, als Gönner gefeiert zu werden; und wie pedantisch es aussehen mag, es giebt einen Begriff von der ausgezeichneten Stellung des Mannes und dem hohen Ansehn, das er überall genoß, wenn der Merseburger Rector Schreber, der eine Historia vitae ac meritorum Seckendorffii geschrieben hat, ein alphabetisches Verzeichniß von den Leuten giebt, mit welchen er brieflich verkehrte. Da finden sich Namen wie der des Engländers Gilbert Burnet, Bischofs von Salisbury, von deutschen Staatsmännern die der Kursachsen Friesen, Bose, Haugwitz, Burckersrode, der Oesterreicher Windischgrätz und Freitag, der Brandenburger Danckelmann und Somnitz, des Agenten beim Nymweger Frieden, des Mainzers Boyneburg, ferner die fast aller Gelehrten von einigem Ruf, Leibnitz, Pufendorff, Morhof, Sagittarius, Stryck, Weigel, Boecler, Breithaupt, Kortholt, Cellarius, Schilter, Spener, Thomasius. Daß der Verkehr nicht mit Allen ein gleich naher war, versteht sich von selbst; gegen Ende seines Lebens zumal traten die übrigen Beziehungen mehr und mehr gegen die kirchlichen und religiösen zurück, — nunmehr waren es die Kreise des Pietismus, die ihm am meisten zusagten.

Welches war sein Verhältniß zu dieser neuen Richtung? Daß er weder mit der protestantischen Scholastik, deren Vertreter die orthodoxen Professoren und Geistlichen waren, noch mit dem Indifferentismus, dem sich auch Leibnitz zuneigte, zusammengehen konnte, wird sich nach seinem Pietätsverhältniß zu Herzog Ernst voraussetzen lassen; ebenso ist bereits gesagt, wie eng die Bande waren, welche ihn mit den Vertretern des Pie-



tismus verknüpften: war er es doch auch gewesen, der die Berufung Spener's von Frankfurt nach Dresden vermittelt hatte. Bei der Wärme seines religiösen Gefühls konnte es auch kaum anders sein, als daß er in dem Kampfe, der durch die Ketzerriecherei der Orthodoxen entbrannte, mehr und mehr auf diese Seite hinübergezogen wurde. Es wird von ihm erzählt, daß er gesagt habe: bei kur- und fürstlichen hochwichtigen Verrichtungen, die ganze Länder angegangen, habe er nicht solche Furcht und Bekümmerniß gehabt, als da er auf sein Gut Meuselwitz einen Prediger berufen sollen, also, daß er auch die ganze Nacht vorher in Gebet und Thränen zugebracht. Wie dies Wort, so zeigt seine ganze amtliche Wirksamkeit in Gotha, seine specielle Betheiligung an der Weimarschen Bibelausgabe und an den Verordnungen für Bildung der Geistlichen und Erziehung des Volkes, sowie vollends seine spätere literarische Thätigkeit, wie peinlich ernst er es in Sachen der Religion nahm. Umgekehrt aber darf er keineswegs mit den Pietisten identificirt werden, vielmehr gab es sehr bestimmte Scheidepunkte zwischen ihm und jenen. Zunächst ist nicht zu vergessen, daß er neben seinem Herzog Ernst älter ist als sie, daß er also von vornherein außerhalb des Kampfes steht. In seiner versöhnlichen, toleranten Sinnesart war er den scharfen Spitzen überhaupt abgeneigt. Daher richtete sich seine Polemik, wenn er sie übte, nicht gegen anders geartete und anders denkende Glieder der eigenen Kirche, sondern gegen den Katholicismus; seiner ganzen Weise der Gelehrsamkeit, der Polyhistorie, und auch seiner Methode entsprach mehr die historische und historisch-kritische Arbeit als die dialektische Thätigkeit. Die Mystik und der Separatismus, Richtungen, mit denen der Pietismus manches Gemeinsame hatte, stießen ihn ab. Endlich war in ihm doch zu viel allgemeine Bildung und staatsmännischer Ueberblick, er hatte gelernt, die menschlichen Verhältnisse von zu verschiedenen Seiten ansehen und als tüchtiger Verwaltungsbeamter viel zu objectiv beurtheilen, als daß er die Exclusivität und Rücksichtslosigkeit, die in dem Auftreten einzelner Spener'scher Schüler, wie z. B. Francke's, zu Tage kam, überall und durchweg hätte billigen sollen; auch haftete ihm vielleicht — dies war wenigstens die Meinung Spener's, der auch kein völlig günstiges Urtheil über sein Buch vom Christenstaate fällte — aus seiner Verwaltungsthätigkeit noch so viel büreaukratische Manier an, daß er nicht zweifelte, es könne dem zerrütteten Stande der Kirche durch staatliche Anordnungen aufgeholfen werden. In dieser mittleren und weiseren Stellung und bei dieser Art der Beurtheilung der Verhältnisse war er denn in der That der geeignetste Mann, die Streitigkeiten Francke's mit der hallischen Stadtgeistlichkeit auszugleichen, wobei ihn, wie Thomasius in der Gedächtnißrede treffend bemerkt,

„seine lange Erfahrenheit der Mängel aller Stände, seine genaue Kenntniß der guten und bösen Gebräuche auf Universitäten und endlich seine sonderlichen Gaben, die Gemüther der Menschen zu gewinnen," wesentlich unterstützten.

Unter seinen Schriften ist die umfänglichste und auch die werthvollste der Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo, in quo Ludovici Maimburgii Jesuitae libri tres de Lutheranismi historia latine versi exhibentur, corriguntur et ex M. S. supplentur. 700 S. in Folio. Bereits Herzog Ernst hatte ihn aufgefordert, eine Geschichte der Reformation zu schreiben; hoc quidem nec surdo nec pigro ingerebat, sagt er selbst. Aber wie sehr ihn auch die große Aufgabe anzog, er fand vor dem Jahre 1682, wo er sich von den Geschäften zurückzog, keine Muße für eine so umfassende Arbeit. Erst als ihm ein Zufall das Buch des französischen Jesuiten Maimbourg, Histoire du Luthéranisme, das 1681 erschienen war, in die Hände führte, trat er dem Plane näher und beschloß, die Angriffe, die Jener unter der Maske der wohlwollenden Unparteilichkeit gegen den Protestantismus richtete, actenmäßig zu widerlegen. Das Buch ist dadurch, daß es den ganzen Maimbourg in sich aufgenommen hat, und gegen dessen Behauptungen und Verdrehungen überall authentische Widerlegungen beibringt, ohne Noth ziemlich unförmlich geworden, und reicht dennoch nur von 1517 bis 1546; Bayle nennt es deshalb un gros volume, dont la longueur rebute. Aber wenn es auch kein Kunstwerk war — was übrigens der Verfasser selbst fühlte und deshalb in der zweiten Ausgabe wenigstens einige Umstellungen vornahm —, so ist es um so mehr brauchbar, ja fast unentbehrlich, und war es zur Zeit seines Erscheinens in noch viel höherem Grade, weil es zum ersten Male über eine Menge der wichtigsten Punkte Aufklärungen und urkundliche Belege brachte. Derselbe Bayle fügt deshalb seinem Tadel auch die Anerkennung hinzu: c'est en son espèce un des bons livres qui aient paru depuis longtemps; on n'a rien fait de meilleur sur cette matière. Seckendorff hatte sich die Urkunden aus dem Weimarschen Archive, das er zu diesem Behufe 1688 noch einmal selbst durchmusterte, kommen lassen (er selbst nennt 420 Bände) und mit der größten Genauigkeit ausgezogen; der Dank, welchen ihm die Aufnahme desselben bei seinen Landsleuten und besondere Dankschreiben aus der Schweiz und aus England bezeugten, war somit durch unablässigen und dem Hochbetagten gewiß beschwerlichen Fleiß wohl verdient. Mihi labor, sagt er, ob senium et corporis imbecillitatem gravissimus fuit. Daß übrigens die Polemik gegen die Jesuiten so ernst von ihm wie von seinen Lesern genommen wurde, könnte uns, die wir uns sicherer fühlen, auffallen; allein es gab dazu gute Gründe. Bei

der Menge von Convertiten, die in Folge der synkretistischen Streitigkeiten aus der protestantischen Kirche geschieden waren, hatte der Katholicismus die kluge Politik gewählt, geschickte Unterhändler aus der Gesellschaft Jesu über ganz Deutschland auszuschicken. Wie nahe war auch Leibnitz daran, überzutreten! Ueberhaupt möchten wir bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß aus Furcht vor und im Gegensatz zu den Jesuiten gar Manches zu Ende des Jahrhunderts entstanden und geboren ist, was heute kaum so aussieht; daß die Francke'sche Pädagogik in gar vieler Beziehung das protestantische Gegenbild und der protestantische Protest gegen die Erziehungsweise jenes Ordens ist, — darauf ist noch wenig aufmerksam gemacht worden.

Ein anderes Buch, das vor hundert Jahren viel gelesen und benutzt wurde, der „Fürstenstaat," erschien schon 1665 und wurde noch zu Lebzeiten des Verfassers mehrere Male aufgelegt. Pütter in seiner Literatur des Teutschen Staatsrechts nennt es das erste Werk, das zur Staatsrechtsanleitung von der Regierungsverfassung eines deutschen Fürstenthums diene, und meint, daß es auch zu seiner Zeit noch mit großem Nutzen zu gebrauchen sei. Ein Handbuch des deutschen Staatsrechtes ist es indeß nur zu einem Theile; sein eigentlicher Werth besteht in den Regeln und Vorschriften, die Seckendorff für die Regierungspraxis aufstellt. Wie es auf Wunsch des Herzogs Ernst verfaßt wurde, so giebt es einen Commentar zu den Grundsätzen, nach welchen die Verwaltung im Herzogthum Gotha gehandhabt wurde. Interessant ist dabei, daß der Verfasser schon damals die Wichtigkeit einer Wissenschaft betont, die erst heute in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt zu werden scheint, — der Statistik. Herzog Ernst hatte mit den gothaischen Amtsbeschreibungen, deren wir oben erwähnten, den praktischen Beweis geliefert, welchen Werth statistische Aufzeichnungen haben; die Winke, welche Seckendorff in dieser Beziehung giebt, die Tabellen, welche er aufstellt, sind wahrscheinlich, wenn sie auch allgemeiner gefaßt wurden, der eigenen Praxis entnommen.

Auch „der Christenstaat, worinnen von dem Christenthum an sich selbst und dessen Behauptung wider die Atheisten, wie auch von der Verbesserung sowohl des weltlichen als geistlichen Standes nach dem Zweck des Christenthums gehandelt wird, 1685," hatte eine zufällige Veranlassung. Er entstand stückweise aus Mittheilungen, die Seckendorff aus Pascal's Pensées am Tische des Herzogs Moritz von Zeitz zu machen pflegte. Nicht zwar sofort, denn während seiner Beamtenzeit fehlte ihm die Muße. Als er in Meuselwitz mehr Ruhe gewonnen, stellte er die Auszüge zusammen, führte Einzelnes, was ihm am Herzen lag, weiter aus und ließ das Buch, nachdem er es an Spener zur Durchsicht geschickt hatte, drucken.

[redacted]

Den Pensées von Pascal folgt er nur in der Einleitung, die über den Atheismus und die Atheisten handelt; im zweiten und dritten Buche setzt er auseinander, daß kein Staat und kein Stand im Staate der Religion entrathen könne, und sucht Recht und Politik mit den Grundlagen und Vorschriften des Christenthums in Einklang zu bringen. Aus dieser Quelle leitet er die Pflichten und Rechte der Regenten wie der Unterthanen ab; beide würden auf dieselbe Weise selig, beide müßten durch die enge Pforte eingehen, also sei es falsch und zu mißbilligen, wenn einerseits die Fürsten ihre Unterthanen drückten, und wenn andererseits das Volk sich heraus nähme, mit jenen „eine Aenderung" zu machen. Wie der Christenstaat überhaupt eine Ergänzung des Fürstenstaates ist, indem Seckendorff den Staat hier als ein weltliches Institut betrachtet, in welchem die Bürger nach den Gesetzen regiert werden und den Gesetzen gehorchen, im Christenstaate dagegen als die Existenzform für Christen ansieht, in der diese ein Leben nach Christi Worten und Lehren führen, so stützt er auf diesem Wege das, was er früher mit historischen und politischen Gründen vertheidigt hatte, daß jede Empörung der Unterthanen, wie der Bauernkrieg, verwerflich sei, daß umgekehrt die Fürsten aber auch gehalten seien, der Landesverfassung gemäß zu regieren. Der Ausdruck „von Gottes Gnaden," dessen sich die Fürsten mit Recht bedienten und welche Präeminenz sie sich nicht dürften nehmen lassen, „zeiget theils der Obrigkeit Hoheit, theils ihre Schuldigkeit: die Hoheit, weil sie weiß, sie sitze an Gottes Statt und habe ihr Amt nach Gottes Ordnung zu führen, also sei sie an und für sich Gott selbst Rechenschaft zu geben schuldig und habe auf dessen Schutz zu hoffen. Diese ihre Hoheit brauchet sie zur Dämpfung der aufrührerischen Gedanken der Unterthanen, wenn sich diese anmaaßen wollen, ihr auf den Kopf zu steigen und über sie zu richten. Die Schuldigkeit aber lernt sie aus eben dieser Betrachtung und merket, weil sie von Gottes Gnaden verordnet, so liege ihr ob, göttlichem Gesetze Folge zu leisten, und also des untergebenen Volkes Wohlfahrt zu fördern, wie auch zu halten und zu erfüllen, was nach altem Herkommen versprochen wird, es geschehe mit wirklicher Eidesleistung oder durch andere gültige Verschreibung und Erbietung: und ob gleich an den wenigsten Orten äußerliche Zwangsmittel bedinget worden oder zu prakticiren, und also ein Regent, wann er seine Capitulation oder sein Versprechen überschreitet, vor Gott allein sündigte und kein Einsehen von den Unterthanen zu gewarten hätte, so wird doch die Gottesfurcht ihn schon genugsam, und mehr als kein äußerlicher Zwang zurückhalten, und wird er diejenigen, so ihm ein Anderes rathen und von allen Gesetzen losbinden wollen, für böse Rathgeber, ja für des Teufels Werkzeuge halten." In diesem Punkte dachte er mit Spener gleich, wie denn



überhaupt der Pietismus für diejenigen, welche meinen, daß der kirchliche und religiöse Positivismus jedes freiere Urtheil in politischen Dingen ausschließe, keinen Anhalt gewährt; Spener zumal hatte seine beste Zeit in freien Städten zugebracht und war, als er in einen monarchischen Staat, nach Sachsen, berufen worden, in seinen Bestrebungen durch die weltliche Obrigkeit vielfach gehindert worden. Dagegen waren die Freunde über die Berechtigung des Kirchenregiments der Fürsten sehr verschiedener Ansicht; und hier war Spener der freier gesinnte. Seckendorff erhielt für die Regenten die Rechte des summus episcopus unverkürzt aufrecht und erkannte ihnen die Befugniß directen Eingreifens in die Kirche zu; Spener war ein eifriger Anhänger des Presbyterialsystems, beklagte es, daß die Gemeinde von dem Kirchenregiment ausgeschlossen sei, und wollte von keinerlei Cäsaropapie etwas wissen.

Von den übrigen Schriften Seckendorff's sind noch die „deutschen Reden" hervorzuheben, die er zum Nutzen Solcher, die, wie er selbst, Amtsreden zu halten haben könnten, herausgab. Sie sind in jener Zeit viel bewundert und belobt worden. Dem heutigen Leser würde der Stil kaum gefallen, denn so deutlich und einfach der Verfasser schreibt, wenn er entwickelt oder belehren will, so wenig kann er sich dem Geschmacke seiner Zeit entziehen, wenn er zu vornehmen Personen spricht; dann wird er schwülstig und geziert, so daß z. B. die an den Kurprinzen von Sachsen gerichtete Vorrede zum Christenstaate häßlich gegen das Buch selbst absticht. Seine lateinische Schreibweise ist viel besser, sie hat klaren, eleganten Fluß und scharfen, prägnanten Ausdruck. — Der Rest umfaßt Rechtsgutachten, Gelegenheitsaufsätze, Flugschriften über die verschiedensten Gegenstände. Das Erste, was er drucken ließ, war eine Lobrede auf den Inselsberg (Heunselberg, das heißt wohl Opferberg), die er auf Veranlassung des Herzogs Ernst als dreiundzwanzigjähriger Hofjunker erscheinen ließ.

Wir sind am Ende unserer Skizze zu dem Beginn der öffentlichen Thätigkeit Seckendorff's wie von selbst zurückgekehrt. Wenn das Leben eines Mannes, der mit unablässigem Fleiße seine glänzenden Fähigkeiten den höchsten und edelsten Aufgaben widmet, der in dem feindseligen Ringen und erbitterten Kampfe entgegengesetzter Richtungen sich Milde und Billigkeit bewahrt, und der den langen und gesegneten Lauf seiner Wirksamkeit mit einem schönen Friedenswerke abschließt, die dankbare Anerkennung der Nachwelt verdient, so hat der von uns Geschilderte einen vollen Anspruch darauf. Die Schranken seines Sinnes und seiner Denkart sind die Schranken der Zeit: die Art und Weise, wie er innerhalb derselben sich zu einer freieren und unbefangeneren Praxis erhebt, ist zu-

meist sein persönliches Verdienst, der Exponent seines eigenen innersten Wesens und Werthes.

O. Rasemann.

Zur Frage über das Disciplinarrecht der Minister gegen die Staatsbeamten.

Der preußische Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, v. Mühler, hat gegen den ordentlichen Professor an der Universität zu Königsberg, Medicinalrath Dr. Möller, die Einleitung einer Disciplinaruntersuchung und die Suspension vom Amte verfügt, weil derselbe den Vorsitz in einer Wählerversammlung geführt hat, welche eine Zustimmungsadresse an das Haus der Abgeordneten beschlossen hat.

Derselbe Minister hat dem außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät der Universität zu Berlin, Dr. v. Holtzendorf, eine Warnung ertheilt, weil derselbe in einer Wählerversammlung des ersten Berliner Wahlbezirkes im Auftrag des Vorsitzenden folgende Resolution verlesen hat: „Die hier versammelten Wahlmänner und Urwähler des ersten Berliner Wahlbezirks, einverstanden mit den bisher von dem Abgeordnetenhause vertretenen und jetzt in der Adresse ausgesprochenen Grundsätzen, erklären es für Pflicht jedes verfassungstreuen Preußen, der von dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses gehegten Erwartung, daß gegenüber verfassungswidrigen Octroyirungen am Recht festgehalten werde, unverbrüchlich zu entsprechen." Die Warnung war von dem Bemerken begleitet, daß der Minister im Wiederholungsfalle zu strengeren disciplinarischen Schritten sich veranlaßt sehen würde. Er motivirt aber sein Verfahren damit, daß Professor v. Holtzendorf sich zum Organ der in der Wählerversammlung gepflogenen Verhandlungen hergegeben habe bei Beschlüssen, welche eine „entschieden feindliche Tendenz gegen die Staatsregierung verfolgen." Ein solches Verhalten stehe in Widerspruch mit der den Beamten besonders obliegenden Pflicht der Treue und des Gehorsams und finde in der vorgeschützten Verpflichtung, die geschäftliche Ordnung der Versammlung in Unterstützung des Vorsitzenden zu überwachen, keine Entschuldigung, weil seine Betheiligung an der Versammlung überhaupt ein Act seiner freien Entschließung gewesen sei.

An den Rector und Senat der Universität zu Berlin, welche, zur Wahrung des staatsbürgerlichen Rechts der Universitätsprofessoren, gegen das Verfahren des Ministers Vorstellungen erhoben, hat derselbe unter dem 11. Juli folgendes Rescript erlassen:

„Auf den Bericht vom 8. d. M. eröffne ich dem Herrn Rector und dem Senat, daß die Disciplin über die Universitätsprofessoren nach §. 1, 18, 19 und 23 Nr. 1 des Gesetzes vom 21. Juli 1852 (Gesetzsammlung S. 465) ausschließlich mir zusteht, und daß ich Eingriffe in dieses Gebiet, welches zu betreten die akademischen Behörden keine gesetzliche oder statutenmäßige Ermächtigung haben, nicht gestatten kann.

Im Uebrigen bemerke ich mit Beziehung auf die an den Professor Dr. v. Holtzendorf ergangene Verfügung vom 18. v. M., daß, nachdem die Adresse des Abgeordnetenhauses vom 22. Mai in dem Allerhöchsten Bescheid vom 26. Mai d. J. Punkt für Punkt ihre Erledigung gefunden hat, die Betheiligung eines königlichen Beamten an unberufenen Demonstrationen, welche darauf berechnet sind, die in jener Adresse ausgesprochenen verfassungswidrigen Grundsätze der königlichen Autorität gegenüber auf's Neue geltend zu machen, mit der durch den Diensteid angelobten Pflicht der Unterthänigkeit, der Treue und des Gehorsams unverträglich ist.

Es muß daher bei der geschehenen Verwarnung des ꝛc. v. Holtzendorf und der daran geknüpften Commination lediglich bewenden."

So die bekannten Thatsachen. Noch ehe dieselben durch ähnliche Vorkommnisse sich vermehren, unternehmen wir es, sie möglichst unbefangen und objectiv zu beleuchten.

Die von dem Minister allegirten Paragraphen des Disciplinargesetzes vom 21. Juli 1852 bestimmen, daß dieses Gesetz auf alle in unmittelbarem oder mittelbarem Staatsdienst stehenden nicht richterlichen Beamten Anwendung findet; daß jeder Dienstvorgesetzte zu Warnungen und Verweisen gegen seine Untergebenen befugt ist; daß die Minister die Befugniß haben, allen ihnen unmittelbar oder mittelbar untergebenen Beamten Geldbußen bis zum Betrag des monatlichen Diensteinkommens, unbesoldeten Beamten aber bis zur Summe von dreißig Thalern aufzuerlegen; daß die Einleitung des Disciplinarverfahrens, wenn die Entscheidung der Sache vor den Disciplinarhof gehört, von dem Minister verfügt wird, welcher dem Angeschuldigten vorgesetzt ist.

Die formelle Befugniß, gegen die Universitätsprofessoren die Disciplin auszuüben, kann somit dem Minister nicht bestritten werden, — wohl aber die Anwendung, Ausübung und Ausdehnung dieser Befugniß in dem vorliegenden Fall.

daß, nachdem ich zum ... des ... bestellt worden, Seiner Königlichen Majestät von Preußen, meinem Allergnädigsten Herrn, ich unterthänig, treu und gehorsam sein und alle mir vermöge meines Amtes obliegenden Pflichten nach meinem besten Wissen und Gewissen genau erfüllen, auch die Verfassung gewissenhaft beobachten will, so wahr mir Gott helfe."

Nach Artikel 108 der Verfassung leisten die Mitglieder der beiden Kammern und alle Staatsbeamten dem Könige den Eid der Treue und des Gehorsams und beschwören die gewissenhafte Beobachtung der Verfassung.

Der Eid der Treue und des Gehorsams wird aber dem Könige nicht als Privatperson, sondern als verfassungsmäßigem Staatsoberhaupt geleistet und ist von dem Eide auf die Verfassung unzertrennlich. Der König selbst leistet nach Artikel 54 der Verfassung in Gegenwart der vereinigten Kammern das eidliche Gelöbniß, die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit ihr und den Gesetzen zu regieren. Wer also dem Könige treu ist, der ist auch treu der Verfassung und wer der Verfassung treu ist, ist auch treu dem Könige. Wer aber die Verfassung verletzt, der verletzt auch die Treue gegen den König.

Die Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen den König wird durch den Diensteid nicht erst begründet, sondern nur verstärkt. Die schon jedem Unterthan obliegende Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen den Landesherrn oder die Regierung, sagt Zachariä in seinem deutschen Staats- und Bundesrecht, erhält bei dem öffentlichen Beamten eine Erweiterung durch ihre Beziehung auf die mit dem besonderen Staatsdienst verbundenen Pflichten. Wesentlich verändert wird sie aber nicht; das heißt: auch der Beamte ist nicht zu unbedingtem, blindem oder sklavischem Gehorsam verpflichtet, sondern nur zu verfassungsmäßigem Gehorsam, und das gilt in allen geordneten Staaten ohne Unterschied der Regierungsform. Sittlichkeit und Recht ziehen überall auch dem Gehorsam des Beamten seine Grenzen.

Die Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen den König, sagt der Präsident v. Rönne in seinem Verwaltungsrecht der preußischen Monarchie, wird keineswegs dadurch verletzt, wenn der Beamte in einzelnen und sogar in wichtigen Beziehungen eine andere politische Ueberzeugung hat als seine Oberen, und diese in gesetzlich zulässiger Form ausspricht. Die Pflicht der Treue gegen das Staatsoberhaupt steht in gar keinem Zusammenhang mit der Parteinahme für oder gegen die Staatsregierung, in dem Sinne, daß unter letzterer lediglich das an der Spitze



der Regierung stehende verantwortliche Ministerium verstanden wird. Der Gehorsam, welchen der Beamte diesem selbst verantwortlichen und dem Wechsel unterworfenen Organ der Verwaltung schuldig ist, bezieht sich nur auf seine amtliche Thätigkeit. Der Staatsdiener bleibt zugleich Mensch und Bürger, welcher als solcher sein Gewissen nicht vor der Schwelle des Staatsdienstes zurückzulassen verpflichtet ist. Von dem Beamten kann daher allerdings gefordert werden, daß er in seiner amtlichen Stellung seine Pflicht im weitesten Umfang mit Treue erfülle und sich keines Ungehorsams gegen competente Anordnungen der vorgesetzten Instanzen schuldig mache; es kann ferner gefordert werden, daß er die Grundprincipien der Verfassung, auf denen die Staatsregierung beruht, anerkenne und nicht als Feind jener handle (zum Beispiel, wenn er in der constitutionellen Monarchie für das absolute Königthum oder für die Republik wirkt), — allein weder kann gefordert werden, daß der Beamte gegen seine Ueberzeugung für das System der gerade am Ruder des Staats befindlichen Regierung (das verantwortliche Ministerium) wirke, noch daß er sich dieser gegenüber außerhalb seines mit dem Amte zusammenhängenden Berufskreises jeder Opposition enthalte.

Also Treue schwört der Beamte nur dem König als Staatsoberhaupt und Gehorsam ist er dem jeweiligen Ministerium nur im Amte, nicht aber in seiner Stellung als Staatsbürger schuldig.

Der Cultusminister macht dem Professor v. Holtzendorf zum Vorwurf, daß er zum Organ von Beschlüssen sich hergegeben habe, welche eine entschieden feindliche Tendenz gegen die Staatsregierung verfolgen.

Mit dem Ausdruck „feindlich" und „feindselig" sollte man in Bezug auf innere Parteigegensätze vorsichtig umgehn, besonders sollten dies Regierungen thun, welche den allerdings in der Regel nicht begründeten Anspruch erheben, über den Parteien zu stehen. Am allervorsichtigsten aber sollte die Regierung verfahren, wenn es sich darum handelt, disciplinarisch Staatsbeamte wegen Meinungsäußerungen zu verfolgen, welche die Regierung von ihrem Standpunkte aus als feindliche erachtet.

Bis zum Jahre 1849 war in der preußischen Gesetzgebung die disciplinarische Verfolgung eines Staatsbeamten wegen außeramtlicher politischer Meinungsäußerungen völlig unbekannt. Nur der private Lebenswandel des Beamten konnte zu einer solchen Verfolgung berechtigen. Das Allgemeine Landrecht bestimmte (§. 363): „Beamte, die sich durch unregelmäßige Lebensart, Spiel oder Verschwendung, in Schulden stürzen oder sich durch niederträchtige Aufführung verächtlich machen, sollen ihres Amtes entsetzt werden." Die Disciplinar-Verordnung vom 29. März 1844 bestimmte im §. 23: „Die Entlassung aus dem Dienst soll besonders dann

[redacted]

eintreten, wenn der Beamte sich einer fortgesetzt mangelhaften Amtsführung schuldig oder durch seinen außeramtlichen Lebenswandel, namentlich durch Trunk, Verschwendung, leichtsinniges Schuldenmachen, oder überhaupt durch ein die Religion und Sittlichkeit verletzendes Betragen des zu dem Amt erforderlichen Ansehns oder Vertrauens sich verlustig gemacht hat."

Erst die octroyirte Verordnung vom 11. Juli 1849, betreffend die Dienstvergehn der nicht richterlichen Beamten, enthielt in ihrem §. 20 die Bestimmung: „Die Dienstentlassung muß insbesondere dann erfolgen, wenn der Beamte die Pflicht der Treue verletzt oder den Muth, den sein Beruf erfordert, nicht bethätigt oder sich einer feindseligen Parteinahme gegen die Staatsregierung schuldig gemacht hat."

Dieser Paragraph jedoch wurde von der damaligen Zweiten Kammer verworfen: er ist in das jetzt gültige Disciplinargesetz vom 21. Juli 1852 nicht aufgenommen worden.

Mit Recht wurde damals hervorgehoben, daß es für die Verletzung der Treue kein Kriterium giebt. Diese Verletzung würde nur dann vorhanden sein, wenn der Beamte als Feind des Königthums und der Verfassung, oder der königlichen Person aufträte. Dann aber würde er dem Strafgesetz verfallen. Treue gegen das Oberhaupt des Staats verstehe sich von selbst, sei aber nicht Treue gegen das jeweilige, dem Wechsel unterworfene verantwortliche Ministerium. Professor Baumstark bemerkte in der Ersten Kammer, die Pflicht der Treue sei eine Pflicht nicht etwa nur gegen Personen, sondern eine Pflicht vor Allem gegen Verfassung und Gesetz. „Und sollte es mit dem System," sagt er, „das so vielfach angewendet ist, mit dem System, die Verfassung auf eine zersetzende Weise gleichsam zu einem Truge umzustempeln, weiter gehen, so werden wir am Ende gar nicht mehr wissen, was die Treue gegen die Verfassung eigentlich sei."

Was die „feindselige Parteinahme" betrifft, so wurde geltend gemacht, daß, wenn die Regierung auch dem Volke als Partei nicht gegenüberstehen sollte, sie doch zu gewissen politischen Grundsätzen, zu einem gewissen System sich bekenne und Hand in Hand gehe mit den Männern, welche dieses System unterstützen und fördern, daß die Regierung somit in der That an der Spitze einer politischen Partei stehe, daß sie die Grundsätze einer Partei des Volkes den Grundsätzen einer andern Partei gegenüber verfolge. Es sei deshalb keine feindselige Stellung, wenn ein Beamter die Grundsätze der Regierung nicht theile und die seinigen in erlaubter und gesetzlicher Weise geltend mache. Eine feindselige Parteinahme gegen die Regierung sei nur dann vorhanden, wenn der Beamte inner-

[redacted]

halb seiner Amtssphäre dasjenige nicht thut, was ihm von der Regierung befohlen ist, oder wenn er die Ausübung seines Berufes zur Opposition gegen die Regierung benutzt. Eine feindselige Parteinahme gegen die Regierung könne die Regierung selbst als Richter oder in richterlicher Eigenschaft nicht beurtheilen oder verurtheilen. Es streite gegen die einfache Logik, gegen die Billigkeit und gegen die Pflichten, welche ein Mensch dem andern schuldig ist, daß diejenigen Menschen, aus denen die Regierung zusammengesetzt ist, als Richter über diejenigen urtheilen sollen, die ihr als Partei gegenüberstehen.

Mit dem Paragraph 20 der octroyirten Verordnung vom 11. Juli 1849 sind indessen die Anklagen und Verurtheilungen der Beamten wegen feindseliger Parteinahme gegen die Regierung nicht beseitigt: — das Disciplinargericht muß nicht mehr, aber es kann wegen Verletzung der Treue und wegen feindseliger Parteinahme auf Dienstentlassung erkennen: die Anklagen erfolgen auf Grund des Paragraph 2 des Gesetzes vom 21. Juli 1852, welcher lautet: „Ein Beamter, welcher die Pflichten verletzt, die ihm sein Amt auferlegt, oder sich durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig zeigt, unterliegt den Vorschriften dieses Gesetzes."

Auf Grund dieses Paragraphen ist die Disciplinaruntersuchung gegen den Medicinalrath Professor Dr. Möller in Königsberg eingeleitet worden.

Es wird gesagt, der dem Angeschuldigten vorgesetzte Minister verfüge lediglich die Einleitung des Disciplinarverfahrens: ob eine Verletzung der Treue oder eine feindselige Parteinahme vorliege und als Dienstvergehen anzusehen und zu bestrafen sei, das entscheide das Disciplinargericht.

Der Disciplinargerichtshof nun besteht aus einem Präsidenten, und zehn andern Mitgliedern, von denen wenigstens vier zu den Mitgliedern des Obertribunals gehören müssen. Die Mitglieder des Disciplinargerichtshofes werden von dem Könige auf drei Jahre ernannt. Zur Erledigung der Disciplinarsachen ist bei dem Disciplinargerichtshofe die Theilnahme von wenigstens sieben Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden erforderlich, von denen wenigstens zwei zu den Mitgliedern des Obertribunals gehören müssen. (§. 29 und 30 des Gesetzes vom 21. Juli 1852.)

Die Majorität des Gerichtshofes bilden also Verwaltungsbeamte, Beamte, welche selbst den Vorschriften des Disciplinargesetzes unterliegen, Beamte, welche sogar zu derjenigen Kategorie von Staatsdienern gehören können, die durch königliche Verordnung jederzeit mit Gewährung des vorschriftmäßigen Wartegeldes einstweilig in den Ruhestand versetzt, jederzeit zur Disposition gestellt werden können. Die Disciplin über Ver-

waltungsbeamte, sagte der zeitige Minister des Innern, Graf zu Eulenburg, 1852 in der Ersten Kammer als Regierungscommissar, soll in der Hand der Verwaltungsbeamten liegen: das juristische Element hat man nur in das Disciplinargericht gebracht in Bezug auf das Formenwesen und um als Regulator für dieses zu dienen.

Der so zusammengesetzte Disciplinargerichtshof hat bei der Entscheidung, ohne an positive Beweisregeln gebunden zu sein, nach seiner freien, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Ueberzeugung zu beurtheilen, in wie weit die Anschuldigung für begründet zu erachten. (§. 38 des Gesetzes v. 21. Juli 1852.)

Wie die Entscheidung eines solchen Gerichtshofes unter solchen Umständen in politischen Fragen ausfallen muß, ist leicht zu ermessen. — —

Aber gesetzt den Fall, der Disciplinargerichtshof erklärt, er könne in der Handlung des Angeschuldigten eine feindselige Parteinahme gegen die Staatsregierung nicht finden und er spricht den Angeschuldigten frei: — so geht die Sache in zweiter Instanz an das Staatsministerium.

Das Staatsministerium kann in diesem Falle, wenn es den Angeschuldigten strafbar findet, zwar nicht die Strafe der Dienstentlassung, aber es kann eine geschärfte Disciplinarstrafe verhängen: es kann die einstweilige Versetzung des Angeschuldigten in den Ruhestand mit Wartegeld verfügen. (§. 46 des Disciplinargesetzes.)

Diese Verfügung ist eine harte Strafe für jeden Beamten, insbesondere für die Professoren der Universitäten, deren Einkommen nur zum Theil aus dem Gehalte fließt, welches sie vom Staate beziehen, zum größeren Theil in der Regel aber aus den Honoraren herrührt, welche ihnen die Studirenden für die Vorlesungen entrichten und welche mit der Versetzung des Professors in den Ruhestand wegfallen.

Auch wenn die Entscheidung des Disciplinargerichtshofes auf Warnung oder Verweis lautet, kann das Staatsministerium nicht Dienstentlassung, sondern nur die bezeichneten Disciplinarstrafen verhängen. Erkennt aber der Disciplinargerichtshof auf Geldbuße oder auf Versetzung in ein anderes Amt von gleichem Range, so kann das Staatsministerium die Strafe der Dienstentlassung verhängen.

Daß das Staatsministerium in zweiter Instanz überhaupt und insbesondere in dem Falle entscheidet, wenn es um Parteinahme gegen die Staatsregierung sich handelt, fand bei der Berathung des Gesetzes vom 21. Juli 1852 in beiden Kammern den stärksten und entschiedensten Widerspruch.

Es sei etwas Unerhörtes, wurde hervorgehoben, daß derjenige, der verletzt ist, derjenige, der nicht etwa einen Einleitungsbeschluß faßt, sondern

die Initiative zur Verfolgung ergreift, derjenige, der den Staatsanwalt mit Instructionen versieht, daß derselbe in letzter Instanz entscheiden soll. Es sei dies um so schlimmer, weil das in diesem Fall materiell anzuwendende Recht von dem sonstigen Strafrecht dadurch sich unterscheidet, daß es keinen objectiven Thatbestand aufstellt: die Staatsminister urtheilen nach ihrer subjectiven Ansicht. Das Staatsministerium sei Angegriffener, Verfolger und Richter in Einer Person: der oberste Vorgesetzte sei auch der oberste Disciplinarrichter; die wesentliche Bestimmung, auf welcher die ganze Rechtsprechung beruht, daß niemals Richter und Ankläger in Einer Person zusammentreffen soll, sei verletzt. Dazu kommt aber noch, daß der nothwendige Schlußstein für dieses Gesetz wie für die Verfassung überhaupt, das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister fehlt. Das Staatsministerium ist für die Urtheile, welche es nach subjectivem Ermessen über die Beamten fällt, Urtheile, welche die Lebensstellung und Existenz derselben vernichten können, praktisch unverantwortlich.

Der verstorbene Präsident Wentzel stellte daher den Antrag, daß in Stelle des Staatsministeriums in zweiter Instanz ein oberster Disciplinargerichtshof entscheiden sollte. Nur mit 137 gegen 112 Stimmen wurde dieser Antrag abgelehnt. — —

Die Anwendung des Disciplinargesetzes auf die außeramtliche Parteinahme der Beamten gegen die Regierung wird nun in der Regel zur Dienstentlassung, im günstigsten Falle zur unfreiwilligen Versetzung in den Ruhestand mit Wartegeld führen.

Die Folgen dieses Verfahrens können nur unheilvoll sein. Die Beamten werden sich entweder jeder politischen Thätigkeit enthalten, weil sie befürchten müssen, daß dieselbe als feindliche Parteinahme gegen die Regierung ausgelegt wird, oder sie werden nur eine solche politische Thätigkeit ausüben, welche der Regierung genehm ist. Im ersten Falle wird ein ganzer Stand, der durch Bildung und Lebensrichtung, durch sein Ansehen im Volke vorzugsweise zu politischer Thätigkeit berufen ist, von derselben ausgeschlossen, und damit eine große Masse von Kenntnissen und Erfahrungen Sachkundiger dem Staatsleben entzogen. Im zweiten Falle geht die Achtung verloren, deren sich der Beamtenstand im Volke erfreut und welche die wesentliche Bedingung für seine ersprießliche Wirksamkeit ist. Diese Achtung kann nicht bewahrt werden, wenn der Beamte als willenloses Organ einer wechselvollen Politik erscheint.

Wenn insbesondere die Lehrer der Wissenschaft die Sache des Rechts und der Ordnung auch außerhalb ihres nächsten Amtsbereiches vertreten und fördern sollen, so ist ihnen auch die Freiheit zu gewähren, daß sie ihre politischen Ueberzeugungen unabhängig und selbst im Widerspruch mit



dem gerade herrschenden Regierungssysteme geltend machen dürfen. Dieser Anspruch, sagt der Senat der Universität zu Berlin, ist um so mehr berechtigt, wenn entgegenstehenden Anschauungen und Ueberzeugungen, welche dem Regierungssystem günstig sind, sich selbst bei feierlichen Gelegenheiten in der rücksichtslosesten Weise zu äußern gestattet ist.

Wird den Lehrern der Universitäten ihre geistige Selbständigkeit in politischer Beziehung nicht gewährleistet, so werden für die preußischen Universitäten ausgezeichnete Lehrer, die an andern deutschen Hochschulen wirken, nicht gewonnen werden können: es werden solche Männer Bedenken tragen, dem Rufe einer Regierung zu folgen, welche ihnen die Ausübung der höchsten staatsbürgerlichen Rechte unmöglich macht, und es werden dadurch dem preußischen Staate hervorragende Talente, Männer entgehen, die in ihrer Wissenschaft als Lehrer und Forscher Epoche machen und deren der Staat bedarf, wenn er die Summe der Bildung und Intelligenz, welche er besitzt, behaupten und vermehren will.

Es wird aber auch der bessere Theil der Jugend des eigenen Landes von der Betretung der Beamtenlaufbahn zurückgeschreckt werden, wenn die Ueberzeugung Platz greift, daß die Bekleidung eines Staatsamtes nicht mehr eine gesicherte und ehrenvolle Existenz gewährt, daß sie das Opfer der persönlichen politischen Ueberzeugung der staatsbürgerlichen Selbständigkeit erfordert. Es wird dieser Theil der Jugend anderen Lebenskreisen Kräfte zuführen, deren Benutzung der Staat zur Erreichung würdiger Ziele und namentlich in den großen Kämpfen um die höchsten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft schwer wird entbehren können.

Es kann nicht eingewendet werden, daß mit Beamten, welche außerhalb ihres Amtes Opposition machen, nicht regiert werden kann. Wenn die außeramtliche Opposition der Beamten, welche speciell die ausführenden Organe der Regierung sind, die Ausübung ihres amtlichen Berufes beeinträchtigt oder unmöglich macht, so können solche Beamte nach Paragraph 87 des Gesetzes vom 21. Juli 1852 ohne ein Disciplinarverfahren durch königliche Verordnung jederzeit mit Gewährung des vorschriftsmäßigen Wartegeldes einstweilig in den Ruhestand versetzt werden. Mit Professoren und Lehrern aber soll nicht regiert werden. Das Amt des Universitätslehrers, sagt der Senat der Berliner Universität, liegt nicht sowohl in der Ausführung bestimmter Regierungsprincipien und Tendenzen als in der freien Ausübung und freien Lehre der Wissenschaft. Es muß daher insofern die Freiheit der Ueberzeugung auch in den politischen Verhältnissen bei ihnen in einem besonderen Grade anerkannt werden und es kann dieselbe auch ohne Widerspruch mit ihrer besonderen Amtsthätigkeit anerkannt werden.

[redacted]

Niemals hat das Ministerium Hohenzollern-Auerswald die außeramtliche Opposition von Staatsbeamten zum Gegenstand einer disciplinarischen Verfolgung gemacht. Dieses Ministerium hielt an dem Grundsatz fest, daß der Beamte durch Opposition gegen die Staatsregierung außerhalb seines Amtes nur dann sich strafbar macht, wenn er für dieselbe sein Amt und seine Amtsgewalt mißbraucht; ja, selbst von der Befugniß, solche Executivbeamten, deren Grundsätze und Principien notorisch mit denen der Staatsregierung in Widerspruch standen, zur Disposition zu stellen, hat das Ministerium Hohenzollern-Auerswald nur einen sehr mäßigen, — in der That einen zu mäßigen Gebrauch gemacht.

Wenn eine politische Betheiligung wie die des Professors v. Holtzendorf, — sagt wieder der Senat der Universität zu Berlin, — als im Widerspruch stehend mit der Beamtenpflicht der Treue und des Gehorsams bezeichnet wird, so scheint uns darin eine Identificirung des königlichen Staatsministeriums mit der Allerhöchsten Person Sr. Majestät des Königs zu liegen, die in ihren weiteren Consequenzen zu jenem System der politischen Tendenzverfolgungen zurückführt, welches eine der traurigsten Erinnerungen des deutschen Universitätslebens bildet.

„Wenn in Preußen zwischen der Volksvertretung und der Ministerialgewalt ein Verhältniß angenommen wird, welches zu einer Ausdehnung und Erhöhung der letzteren über das Land und speciell über das Beamtenthum führt, wie sie bisher in Preußen unbekannt war: so scheint uns der Grund hiervon in einem Irrthum zu liegen, der aus dem Verfassungsleben Preußens als ein fremdes Element nicht schnell und entschieden genug beseitigt werden kann. Es ist dies die Annahme, daß Ministerialgewalt und königliche Gewalt eine Art Identität und Einheit bilden, daß ein jeweiliges Ministerium für sich, für seine Bestrebungen und seine Existenz die Gewalt und Autorität der Krone dem Lande gegenüber geltend machen könne, und daß daher der Widerstand, den ein Ministerium im Lande und in der Volksvertretung findet, zugleich als ein Gegensatz gegen den königlichen Willen oder gar als ein Uebergriff in das Bereich desselben betrachtet wird, der als antimonarchisch mit allen Mitteln bekämpft werden müsse."

So sprach bereits im Jahre 1855 das Organ sehr gemäßigter und sehr monarchischer Männer, insbesondere des Staatsmannes, welcher vor Herrn v. Mühler das Ministerium des Cultus drei Jahre hindurch mit Allerhöchster Anerkennung verwaltet hat!

Militärische Correspondenz.

Bundesinspectionen und Heereszustände in Deutschland.

Vom Main, Ende September.

In das friedliche Geräusch der Waffen, womit unsere großen und kleinen Heere in Deutschland alljährlich den Abschluß ihrer Uebungen begehen, hat sich diesmal wieder die Ceremonie der Bundesinspectionen gemischt. Auch das ist eine Art „Delegation," so gut sie Staaten zu Stande bringen können, denen es vor allen Dingen darauf ankommt, keinerlei Opfer an ihrer sogenannten Souveränetät zu bringen; es ist eine Reform, die in ihrem bald zwanzigjährigen Bestehen ein Beispiel für die Bedeutung der Reformen geben kann, die sich aus dem Boden der bestehenden Bundesverfassung und durch bloße Verabredung der Regierungen zu entwickeln vermögen. Was die Einrichtung praktisch bedeutet, haben wir schon mehrfach, namentlich 1859 erfahren: — die Bundesinspicirung von 1858 hatte uns der wirklichen Vorbereitung für den Krieg nicht um einen Schritt näher gebracht; alle deutschen Staaten ohne Ausnahme waren noch in sehr ernste Schwierigkeiten und theilweise selbst Verlegenheiten der Mobilmachung verwickelt, als eine große Zahl von Regierungen bereits, wenigstens officiös, einen sehr kriegerischen Ton anschlugen. Man muß in der That gesehen haben, wie es bei solchen Inspicirungen zu gehen pflegt. Die Generale, welche dafür abgeordnet werden, erfahren mit ihren Adjutanten in der Regel erst einige Wochen vor ihrer Abreise ihren Auftrag, von einer Vorbereitung auf ihre Sendung, einem Studium des Heerwesens, das sie prüfen sollen, kann also keine Rede sein; an Ort und Stelle werden sie mit großer Zuvorkommenheit empfangen und so ziemlich durch Alles, was der Staat an persönlichen und sachlichen Leistungen aufzuweisen hat, hindurchgeführt, — doch nur im Fluge und an der äußeren Erscheinung her, so daß höchstens Eindrücke entstehen können, kein zusammenhängendes in sich gerechtfertigtes Urtheil; zuletzt gelangt der Bericht in die Acten der Bundesmilitärcommission; und wenn er auch von dort manche diplomatische Wanderung antritt, so erfahren doch seine Verfasser fast nie, was denn der Erfolg ihrer Thätigkeit war! Es soll damit nicht gesagt sein, daß die Einrichtung völlig nutzlos sei: sie dient, namentlich seitdem das Nationalgefühl im deutschen Volke mächtiger geworden, auch in den deutschen Heeren das Gefühl der großen Gemeinschaft zu beleben; der Wetteifer der Heere und Heertheile wird angeregt; die persönlichen Berührungen werden vervielfältigt; der Gedanke der Zugehörigkeit zu einer großen Körperschaft empfängt, namentlich bei den Officieren, seine unsichtbare Nahrung. Allein das sind Alles nur moralische Wirkungen, und sie liegen noch weit mehr in der fortgeschrittenen Zeit als in der Einrichtung selbst; zur Zeit ihrer Entstehung in den vierziger Jahren konnte sie noch weit mehr als eine bloße Courtoisie der Regierungen gegeneinander angesehen werden, wie heute. Von einer wirk-

lichen Bedeutung für deutsche Heeresreform dagegen kann bei diesen Inspicirungen keine Rede sein, und wird, was man auch an ihrer Einrichtung ändern mag, so lange diese Bundeskriegsverfassung besteht, nie die Rede sein können; denn es fehlen dafür die zwei Hauptbedingungen: die Macht, welche der Kritik der Generale Nachdruck geben könnte, und die persönliche Stellung, die persönliche Verantwortung derselben zu ihrer Aufgabe. Wenn trotzdem die dreizehn, oder mit Einschluß der Festungen sechzehn Inspicirungscommissionen die deutschen Heere heute in vielen Punkten gegen 1858 verändert finden, so liegt das in ganz anderen, mächtigeren Factoren. Der Ernst der Lage Europas, die Erfahrungen des italiänischen Kriegs, vor Allem die wachsende Macht der öffentlichen Stimmung und Meinung haben über die Regierungen ein kräftigeres Gefühl ihrer moralischen Verantwortung und insbesondere ihrer Stellung und Sicherheit gebracht; und nur daher ist in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Reformen rasch vorangeschritten, die trotz ihrer inneren Nothwendigkeit sonst vielleicht Jahrzehnte gebraucht hätten. Ich nenne unter Anderem die Bewaffnung, die Einzelausbildung, die Exercirvorschriften; wogegen freilich andere nicht minder wichtige Dinge, wie Ausrüstung und Bekleidung, Organisation der Heereskörper, Heeresergänzung u. s. w. noch sehr im Argen liegen, — abgesehen vom alten deutschen Erbübel, das einst die Reichsversammlung von 1849 sehr kühn, und jetzt die Reformacte des Fürstentags sehr leise angefaßt hat, vom Oberbefehl nämlich und von der vollkommenen Unsicherheit über die Leitung und das Zusammenwirken der Kräfte, sobald es einmal Ernst gilt. Ihre Leser finden es vielleicht aus Anlaß der Menge von Zeitungsberichten, welche uns jetzt vom Bundesheer erzählen und im Angesicht der demüthigenden Stellung Deutschlands, an die uns jeder Tag auswärtiger Politik von Neuem erinnert, nicht unzeitgemäß, wenn ich Einiges zur Orientirung über diese Dinge beizutragen suche. Ich kann dabei freilich sehr wichtige Dinge nur im Fluge berühren und muß andere, wie z. B. die Festungen, für diesmal ganz bei Seite lassen.

Also zuerst die Bewaffnung. Es ist eine bekannte Sache, daß wir im Großen jetzt nur noch zwei Systeme von Infanteriegewehren in Deutschland haben: das System österreichischen Calibers und das preußische Zündnadelsystem. Beide haben gezogene Gewehre mit Spitzkugel; beide geben der gesammten Infanterie eine Waffe, welche auf Entfernungen bis zu 200 bis 300 Schritten der früheren Jägerbüchse an Trefflichkeit beinahe gleich kommt, auf weitere Entfernungen sie übertrifft, während zugleich in der Raschheit des Ladens das erstere System das frühere glatte Gewehr fast erreicht, das letztere System dieses weit zurückläßt. Das erstere System beruht auf dem genialen Gedanken Minié's, das Geschoß durch die Wirkung der Pulvergase auf das Blei mittelst Expansion oder Compression in die Züge zu treiben, im letzteren wird dieselbe Wirkung durch den Mechanismus der Hinterladung, neuerdings zugleich durch die Geschoßconstruction hervorgebracht. Jenes hat den Vortheil kleineren Calibers, leichterer Munition, einfacherer Geschoßconstruction und Visireinrichtung, dieses den Vortheil einer drei- bis vierfach rascheren

Ladung; an Treffsicherheit stehen sie sich ungefähr gleich. Ich halte hiernach das preußische System für das überlegene, und das um so mehr, als bei dem anderen nach neueren Erfahrungen wahrscheinlich in mehreren seinen Nüancirungen erst noch eine Vergrößerung des Spielraums (Verringerung des Geschoßdurchmessers) nöthig werden wird, um die Leichtigkeit des Ladens hinreichend sicher zu stellen. Und doch könnte jene Ueberlegenheit noch größer sein. Statt der vier vorhandenen Modelle sollte man nur zwei haben, eins für die Masse der Infanterie, eins für die Jäger, außerdem müßten bei'm ersteren Modell Visireinrichtung und Schußtafel weniger zusammengesetzt sein. Es gehören diesem System die preußische Armee, ein Theil des zehnten deutschen Armeecorps und einige thüringische Staaten, dem andern dagegen die österreichische Armee, das siebente, achte und der größere Theil des neunten deutschen Armeecorps an. Wer mit Analogien spielen wollte, würde bemerken, daß die Grenze nicht in der Mainlinie liegt, sondern zu Gunsten Oesterreichs weiter nach Norden vorgeschoben ist; dagegen müßte er zugleich hervorheben, daß bei den Staaten preußischen Systems nur die Gewehre preußischer Fabrication existiren, während bei dem österreichischen System der Particularismus sein Recht behält, indem nur das Caliber übereinstimmt, sonst dagegen fast jeder Staat seine eigne Gewehr- und Geschoßconstruction hat. Vom militärischen Standpunkt ist das Erstere jedenfalls weitaus vorzuziehen; gehen doch auf Seiten der Staaten österreichischen Calibers die Besonderheiten theilweise so weit auseinander, daß der ganze Vortheil der Calibereinheit, d. h. der gegenseitige Gebrauch der Munition, hier und da noch ziemlich zweifelhaft ist. Auf alle Fälle indessen wird die Bundesinspection in diesem Stück, was man freilich auch ohne sie gewußt hätte, gegen 1858 einen Fortschritt finden: die deutsche Infanterie rückt durchgängig mit vortrefflichen Waffen in's Feld, und diese Waffen zerfallen nur in zwei Hauptgruppen, innerhalb deren eine gegenseitige Aushülfe im Ganzen leicht möglich ist. Nur daß wir den Fortschritt nicht überschätzen! Zunächst ist nur bei den Staaten des preußischen Systems und bei denjenigen des achten deutschen Armeecorps, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, die neue Bewaffnung soweit durchgeführt, daß das ganze Feldcontingent sofort mit den neuesten Gewehren ausrücken kann; in Bayern ist das recht verdienstvolle System von Podewils erst von so neuer Einführung, daß der Bestand für schwerlich mehr als die Hälfte bis zwei Drittel der Infanterie hinreichen wird; in Oesterreich wird wohl die wirkliche Anschaffung noch etwas weiter zurück sein, ebenso in Sachsen. Es müßten also diese Staaten für den Augenblick noch zum Theil in ältere Bestände greifen —, allerdings meist ebenfalls gezogene Miniégewehre, nur größeren Calibers, aus alten glatten Gewehren hergestellt, wie sie auch in Preußen noch für die Landwehr vorhanden sind. Sodann ist noch mit keinem der beiden deutschen Hauptsysteme das letzte Ziel erreicht; vielmehr hat ohne allen Zweifel die Schweiz in diesem Frühjahr das vollkommenste Gewehr auch für die Masse der Infanterie hergestellt: den Lauf von Gußstahl mit dem kleinen Caliber des Schweizer Jägergewehrs. Höchste Einfachheit von Gewehr und Geschoß vereinigt sich hier mit der größten Treffsicher-

heit, dazu mit vollkommner Sicherheit des Ladens und der größten Leichtigkeit der Munition; dazu soll noch in den letzten Wochen Oberst Nesle in Paris ein besseres Geschoß für das Gewehr construirt haben, als das schon sehr befriedigende von Buholzer in Luzern erfundene. Ich würde die Bewaffnung der Infanterie trotz aller Erfindungsvirtuosität unserer Zeit auf viele Jahrzehnte hinaus für entschieden halten, wenn auf dieses Gewehr die Hinterladungsconstruction des Zündnadelgewehrs angewendet werden könnte. Warum man in Preußen in dieser Richtung keine Versuche macht, die doch wahrscheinlich sehr dankbar sein würden, — ich weiß es nicht. Es kann sich natürlich hier so wenig, als im übrigen Deutschland darum handeln, ein sehr gutes Material ohne Weiteres zu beseitigen, in welchem bei der ganzen Bundesarmee sicherlich ein Werth von 10 bis 12 Millionen Thaler steckt. Man sollte aber auch nicht mit dieser übermäßigen Vorliebe an den eigenen Erfindungen und insbesondere an der Einheit des Calibers festhalten. Es ist namentlich nicht einzusehen, warum man den Jägern nicht ein kleineres Caliber geben kann, als der übrigen Infanterie, und gerade für die Jäger würde sich das Schweizergewehr mit Hinterladung sicherlich noch ganz anders eignen, als das jetzige preußische Modell. Im Uebrigen müssen wir uns freilich hüten, in der Präcision des Gewehrs allein schon die Lösung der Aufgabe zu suchen. Die Hauptsache bleibt, daß die Infanterie auch die Ausbildung, und zwar die moralische so gut wie die technische Ausbildung für die neue Waffe erhalte. In diesem Punkt haben sich die Franzosen praktisch bewiesen. Die Masse ihrer Infanterie ist in der Bewaffnung gegen die unsere zurück, sie führt nur das größere Caliber nach Minié, ähnlich wie unsere älteren Waffenbestände, das auch mit seinem neuesten trefflichen, von Nesle construirten Geschoß ohne Treibspiegel den beiden deutschen Hauptsystemen in den meisten Punkten nicht gleich kommt. Wir dürfen uns aber darum unseres schnelleren Fortschritts doch nicht allzu sehr rühmen. In Frankreich hat es einen langen Kampf gekostet, bis nur das jetzige Gewehr gegen das glatte durchdrang, und der Krieg von 1859 hat bewiesen, daß man dort die alten Traditionen auszubeuten versteht. Die Infanterie dort wüßte ein besseres Gewehr als das jetzige schwerlich zu verwerthen, hat auf dieses das nöthige Vertrauen und wird, wenn es Ernst gilt, sehr gerne wieder hören, daß sie gegen die präcisere deutsche Waffe sich auf das unwiderstehliche französische Bajonet verlassen müsse. Wir in Deutschland könnten freilich zu der besseren Waffe auch die bessere Infanterie haben, allein — —

Ueber die Waffen der **Artillerie** kann ich hier nicht reden, es ist ein viel zu weit aussehendes Capitel. Nur das sei gesagt, daß hierin der Umschwung seit 1858 wohl noch größer war. Die Sache ist durch ganz Deutschland entschieden: wie viele Mühe man sich auch in den verschiedenen Staaten gegeben hat, besondere Systeme zu erfinden, es hat sich neben dem preußischen keins, auch nicht das neue österreichische von **Lenk**, behaupten können. Es ließen sich interessante Dinge über die Summen erzählen, welche die bloße Eifersucht auf die Selbständigkeit oder selbst politische Sympathien und Antipathien hier und dort gekostet haben; doch wir sind jetzt wenigstens so weit, daß die deutschen

Artillerien durchgängig ihre preußischen Gußstahlkanonen haben. Was daneben noch von glatten Geschützen fortbestehen soll, ist noch eine viel bestrittene Frage und manche unserer Artillerien weisen noch eine seltsame Musterkarte von Systemen auf. Auch sind zwei Probleme im neuen preußischen System erst noch auf dem Wege zur Lösung: die Herstellung nämlich eines leichten Feld- und eines schweren Festungs- und namentlich Schiffs- und Küstengeschützes. Der leichte Vierpfünder ist nach vielen Versuchen noch nicht genügend befunden worden; und den, freilich glatten, Monstregeschützen der Amerikaner von 15 und 16 Zoll Durchmesser gegenüber ist meines Wissens das größte, aus der Krupp'schen Fabrik bis jetzt hervorgegangene Gußstahlrohr ein siebenzölliges gewesen. Doch ist im System das Vertrauen gerechtfertigt, daß in beiden Punkten die weitere Entwickelung zum Ziel führen wird. Jedenfalls aber ist es der preußischen Artillerie zu verdanken, daß schon jetzt die Artillerie des Bundesheeres jeder anderen, auch der französischen, soviel die Waffe angeht, überlegen ist.

Weniger Freude werden die Einsichtigen unter den inspicirenden Bundesgeneralen an der Ausrüstung und Bekleidung gehabt haben. Die Franzosen sind uns hierin ohne Zweifel voraus; wir kommen von den Rücksichten auf die Parade nicht los. Schon daß der Soldat im Durchschnitt noch 50 bis 55 Zollpfund zu tragen hat, sagt Alles. Ist es nicht ein vollkommener Widerspruch, daß man dem Manne, der für das, was er trägt, aller seiner physischen Kraft bedarf, noch eine Waffe in die Hand giebt, welche durchaus ein freies Spiel der Muskelkraft, einen frischen und sicheren Entschluß verlangt? Von diesem Gesichtspunkt aus ist fast unsere ganze, dazu theure Bekleidung zu verwerfen, voran der Helm, auch in seiner verkleinerten Gestalt; der preußische Jägerhut ist schon besser, noch besser das österreichische Käppi, — doch ist auch hier überall noch zu viel Zierrath. Der Soldat soll Alles, was er bedarf, bei sich tragen, er soll nicht auf das Fahren der Tornister angewiesen sein und soll doch Lust, Muth und Kraft genug für die höchsten Anforderungen, sei es auf dem Marsch, sei es im Gefecht, behalten. Darum muß die Einfachheit und Zweckmäßigkeit durchaus das einzige Gesetz bei Bekleidung und Ausrüstung sein; unsere Militärverwaltungen müßten es als eine unerbittliche Aufgabe betrachten, das ganze Gepäck, einschließlich Waffen und Kleidung, auf 30 bis 35 Pfund herabzubringen und doch den Soldaten dabei für Weg und Wetter genügend auszurüsten. Die Aufgabe ist zu lösen, wenn man die falschen Rücksichten auf den äußerlichen Glanz, hinter dem gerade hier oft die kläglichste Armseligkeit steckt, bei Seite wirft und nicht am unrechten Ort zu sparen sucht. Man stelle einmal unserer Industrie die Bedingungen, setze ihr ausreichende Preise, und sie wird uns, bei dem umfassenden Absatz auf diesem Gebiet, liefern, was wir bedürfen; nur daß wir uns dabei an den Satz erinnern, den die Engländer besser verstehen, daß nämlich der theuerste Stoff oft der billigste ist. Warum will hier das Einfache und Nothwendige, das Tausende erkennen und verlangen, so schwer durchdringen? 50,000 Mann, die der Feldherr am Tag der entscheidenden Schlacht aus Erschöpfung liegen lassen muß, können auf ein Jahrzehnt über das Geschick des Staates entscheiden.

[redacted]

Ich habe von der individuellen Ausbildung gesprochen. Sie gehört in ihrer heutigen Bedeutung selbst bei'm französischen Heer dem letzten Jahrzehnt an, obwohl man dort immer die eigenthümlichen Fertigkeiten und Gaben, das Selbstgefühl, die Eitelkeit, den Ehrgeiz des Einzelnen zu entwickeln verstand. In den deutschen Heeren ist erst seit den Erfahrungen von 1859 ein besserer Zug in die Sache gekommen, vorher waren nur vereinzelte Anfänge da. Es gehören hauptsächlich Schießen, Fechten, Turnen dahin. Bei der Inspicirung von 1858 konnten auch die beiden ersten Zweige nur in beschränktem Maaße vorgeführt werden, heute wird kaum ein Heertheil sein, der nicht in allen dreien etwas hätte zeigen können. Ob aber die Generale auch gehörig durchschaut haben, daß es doch fast überall nur einzelne, in verschiedener Weise zusammengestellte Abtheilungen waren, die man ihnen vorführte, daß dagegen in der Masse von wirklichen Leistungen, von gleichmäßiger Ausbildung in diesen Zweigen nur wenig die Rede sein kann? Wir haben in der That erst die Anfänge vor uns. Das Schießen darf bei unseren Jäger- und Scharfschützenbataillonen sich natürlich sehen lassen; es wird im Verhältniß zum Aufwand für den praktischen Zweck weit mehr geleistet, als bei unseren Schützenvereinen; bei den letzteren ist die Durchschnittsleistung an sich größer, bei den ersteren wird den Forderungen des militärischen Ernstes besser genügt; beide Theile könnten bei vernünftigem Zusammenwirken, ohne jede ungehörige Vermischung, Vieles gewinnen. Bei der Linieninfanterie wird weitaus am meisten in Preußen im Schießen erreicht; doch macht auch hier das Verfahren den Eindruck, als wenn es viel zu schablonenartig vorgeschrieben wäre, als wenn die vorschriftsmäßige Schußtafel zu pedantisch und ohne die gehörige Rücksicht auf die individuellen Anlagen, von allen Soldaten durchgeschossen würde; in anderen Staaten vollends ist der ganze wichtige Uebungszweig noch so in Zeit und Raum zusammengedrängt, daß er oft wie ein Schulpensum erledigt wird, bei dem es nur fertig zu werden gilt. Im Gewehrfechten haben Sachsen und Hessen-Darmstadt die ältesten und besten Schulen; Preußen, Würtemberg, Hannover, Bayern sind neuerdings gefolgt; letzteres ist in den Verordnungen vom 2. Februar 1863 recht sachverständig vorangegangen und hat namentlich angemessene Dotation an Räumen und Geräthschaften bewilligt, während eine ähnliche Verordnung in Oesterreich vom 27. Mai d. J. beweist, daß die Sache, von einzelnen Regimentern abgesehen, dort noch in der Kindheit ist und daß es an Lehrkräften und Mitteln fehlt. Uebrigens war selbst in den erstgenannten beiden Staaten die alte treffliche Schule vor 1859 unter dem Einfluß von Tendenzen, denen es nur um die gleichmäßige gehorsame Erscheinung der Masse, nicht um die Tüchtigkeit des Einzelnen zu thun war, sehr zurückgegangen und ist erst nach den ernsten Erfahrungen des italiänischen Kriegs wieder zu erneuter Wirksamkeit berufen worden. Zur Zeit noch ist fast überall die wirkliche Kunst des Gewehrfechtens nur bei Officieren und Unterofficieren in Uebung und auch da durchaus nicht gleichmäßig durchgreifend, von der Mannschaft ist hier und dort eine kleinere Anzahl dabei betheiligt; was die Sache trotz der beschränkten Präsenzzeit wirklich sein könnte, ist sie entfernt nicht. Aehnlich im Turnen, das

überhaupt vor 1859 in unseren Heeren unbekannt war, indem nur Würtemberg und Sachsen einige verfallene Anfänge aus früherer Zeit hatten. Seitdem ist Preußen mit einer einführenden Verfügung vom 21. October 1860 vorangegangen, es folgten Baden im nämlichen Jahr, Hessen-Darmstadt am 1. Mai 1861, Bayern am 23. Februar, Oesterreich am 27. Mai 1863 u. s. w. Wer Erfahrung in dergleichen hat, erkennt schon aus diesen Daten, daß von einer allgemeinen durchgreifenden Uebung des Turnens noch wenig die Rede sein kann; es können dafür noch nicht einmal die genügenden Lehrkräfte vorhanden sein. Am meisten ist zu bedauern, daß in Preußen, wo trefflicher Wille und Nachdruck von oben, wo die Centralturnanstalt und auch sonst bedeutende Mittel und Kräfte vorhanden waren, das Ling-Rothstein'sche System in einer einseitigen und ausschließlichen Weise zur Herrschaft gekommen ist, die einen frischen Schwung in der Sache nicht aufkommen lassen wird. Einer seiner tüchtigsten Vertreter hat in einer Schrift „an die deutschen Turner" die sehr treffende Forderung aufgestellt: „individualisirt, disciplinirt!" — allein vom Ersteren ist gerade in diesem System weit eher das Gegentheil zu bemerken; wer sich darüber in Kürze unterrichten will, lese die treffliche Schrift von du Bois-Reymond über „das Barrenturnen und die sogenannte rationelle Gymnastik" nach; die Kritik ist, soweit es literarisch überhaupt möglich ist, entscheidend. Natürlich wird trotzdem in der preußischen Armee an vielen Orten im Turnen Tüchtiges geleistet, nur geschieht es nicht wegen, sondern trotz des Systems, und dazu wird für Fernerstehende durch dieses System ein ungünstiges Urtheil über die Leistungen fast mit Nothwendigkeit hervorgerufen. Ueberhaupt aber, ich wiederhole es für alle deutschen Heere, stehen wir mit dem Gebiet der individuellen Ausbildung überall noch in den Anfängen. Die alte Tradition, wo der Einzelne so ausschließlich und so vollständig wie möglich im Ganzen untergehen mußte, ist noch zu mächtig; es wird noch ein übermäßig großer Theil der nothwendig kurz zugemessenen Präsenzzeit in dieser Richtung verwendet; es werden noch eine Menge von Dingen auf dem Exercierplatz eingedrillt, die zu der Wirklichkeit unserer heutigen Taktik auch nicht einmal die Beziehung der Vorschule mehr haben. Auf der anderen Seite wissen wir noch viel zu wenig, welch' ein Gebiet ganz neuer ungeahnter Kräfte sich in dieser individuellen Ausbildung vor uns aufthut, wie wir erst hierin unsere deutschen Soldaten vollständig kennen und verwerthen lernen, wie sich erst hier der einzelne Soldat fühlen, wie er erst damit den schönen Beruf der Waffen recht lieben lernt, wie sich erst hier zeigt, „was der Mann werth ist." Wir sollten dies aber nicht gering anschlagen, denn die Franzosen haben hierin einen guten Theil ihrer bisher an den Tag gelegten Ueberlegenheit. Es wächst dies bei ihnen eigentlich ziemlich ungeordnet neben dem regelmäßigen Gang des Dienstes und der Uebungen auf; im Schießen leisten sie überhaupt nicht besonders viel, aber die Gymnastik hat, weit über die Leistungen der übrigens neuerdings gut geleiteten Pariser Centralschule und der Dienstvorschrift hinaus, fast in jedem Regiment ihre besondere Gestalt, die zum nicht geringen Theil aus der freiwilligen Betheiligung der Mannschaft hervorgeht. Wir könnten das Alles mehr im Geiste

[redacted]

der Ordnung, gleichmäßiger, durchgreifender, fruchtbarer haben, denn der deutsche Soldat, wenn auch in einzelnen Eigenschaften zurückstehend, hat im Durchschnitt entschieden mehr das Zeug dazu, als der Franzose. Wir können ohne allen Zweifel 1/5 bis 1/4 unserer Soldaten zu sehr guten, weitere 1/5 zu guten Schützen, Fechtern, Turnern ausbilden, nur 1/3 bis 2/5 werden theils mittelmäßig, theils gering bleiben. Nur dürfen wir uns vor den Kräften, die wir damit wecken, nicht scheuen, dürfen die Hülfe nicht verschmähen, die uns die Schule und, richtig angegriffen, auch die freie Betheiligung des Volks bringen kann.

Von Exerciervorschriften nur zwei Worte, da das Meiste ausschließlich den Fachmann angeht. Daß auch hierin im letzten Jahrzehnt eine große Reform begonnen hat, liegt in der Natur der Sache, was auch dagegen gesagt worden ist; denn die Formen des Exercierplatzes sollen die Schule für die Gefechtstaktik sein und die Gefechtstaktik muß sich nothwendig mit der Bewaffnung ändern. Dabei wirkt eine ganze Menge innerer Factoren mit, die mit der fortschreitenden Umgestaltung der Heere überhaupt zusammenhängen. Daher ist unter unseren Augen eine ganze Literatur über die neue Taktik aufgewachsen, zuerst und am reichsten in Preußen, dann im übrigen Deutschland und in Belgien, weniger in Frankreich. Es folgten praktische Schritte: zuerst die Compagniecolonnen in Preußen, die sich bald mit dem Namen in allen deutschen Heeren einbürgerten, um jetzt nirgends irrationaler und vereinzelter in einem heterogenen System zu stehen, als in ihrem Heimathland; dann die durchgreifendere und zusammenhängendere Maaßregel einer Reihe ganz neuer Exercierreglements in Oesterreich, die, im Ganzen von einem tüchtigen Geist eingegeben, doch noch zu viel von der früheren Schwerfälligkeit der österreichischen Körper und Formen mit sich schleppen; auch was in anderen Staaten geschah, drang nicht zum eigentlichen Ziel durch. Erst seit Anfang dieses Jahres scheint dies in Hessen-Darmstadt geschehen zu sein. Während des Sommers soll das dort eingeführte neue Reglement die praktische Probe gut bestanden haben und in diesen Wochen hätte das Contingent des Staats mit sehr günstigem Erfolg vor den Bundesgeneralen danach exerciert und manövrirt. Näheres bleibt abzuwarten; doch scheint so viel gewiß, daß hier zum erstenmale ein neues großes Princip für die taktischen Formen folgerichtig und zusammenhängend in's Leben geführt ist. Dieses Princip ist kein anderes, als das der Selbständigkeit der Compagnie; mit anderen Worten, es ist ein neues Glied in den Heeresorganismus eingeführt: was früher nur eine äußerliche, mehr mechanische Unterabtheilung war, höchstens für einzelne Zwecke bestimmt, das tritt jetzt in der Bedeutung eines besonderen Körpers auf, der für alle Zwecke des Kriegs sein besonderes in sich bestimmtes Dasein hat, eines eigenthümlichen Gliedes, aus dem sich die höheren Glieder des Organismus wiederum mit neuen selbständigen Zwecken zusammensetzen. Es sind diese neuen Formen in der That geboten, wenn wir die neuen Waffen vollständig verwerthen und zugleich ihrer Wirkung gewachsen sein wollen. Nur darf es nicht bei den Formen allein, nicht bei den neuen taktischen Regeln für Stellung und Bewegung bleiben; es

muß die angedeutete Erhebung der Compagnie zum vollständigen Organismus auch wirklich stattfinden, wenn diese Formen sich auch im Ernst der Schlacht wirksam erweisen sollen. Diese Nothwendigkeit wird am besten an ihrem Gegenbild klar. Die Franzosen kennen diese Selbständigkeit der Compagnie nicht; sie haben noch wie im ersten Kaiserreich das Bataillon als taktische Einheit. Ihre Taktik im italiänischen Kriege bewegte sich meist in höchst naturalistischen Formen: die Eintheilung des Bataillons pflegte sich im Augenblick des Angriffs vollständig zu verwischen, es entstand ein dichter Schwarm, aus allen Compagnien, aus Officieren, Unterofficieren und Soldaten bunt gemischt, der, von den Muthigsten fortgerissen, mit den kräftigen Trieben der Masse gegen den Feind anstürmte. Man begreift, daß es eine höhere Ordnung ist, wenn sich das Bataillon auch im furchtbarsten Ernst, unter den erschütternden Eindrücken des Kampfes im geordneten Zusammenwirken seiner Glieder bewegt, man begreift aber auch, daß dazu die höchsten moralischen Leistungen von Seiten der Officiere, Unterofficiere und Soldaten gehören. Von dieser Seite angesehen und in diesem Zusammenhang haben wir hier die nothwendige Ergänzung zu der eben besprochenen individuellen Ausbildung vor uns: die gebundene Wirksamkeit und Bedeutung des Körpers, welche die höchste Thätigkeit des Einzelnen umfaßt und zur Voraussetzung hat, das Gesetz der Zucht, des Gehorsams, der Gemeinschaft in und mit der Thatkraft und Hingabe des Einzelnen. Es gehört dazu aber noch etwas mehr als die bloße taktische Form, es gehört dazu die Organisation, welche im Stande ist, die tüchtigen persönlichen Kräfte, die kräftigen moralischen Antriebe, alle an ihrem Orte und nach ihrer Weise in Bewegung zu bringen, und davon sind wir in allen deutschen Heeren doch noch weit entfernt.

Es sind damit so ziemlich die Dinge erschöpft, bei denen die Zustände des Bundesheeres von der günstigeren Seite sich darstellen, die Dinge, bei denen, so viel auch noch zu wünschen übrig bleibt, doch ein wirklicher Fortschritt vor den Augen der Inspectionsgenerale hervorgetreten sein wird und die zugleich ihrer Natur nach sich dem Blick am ersten, am erkennbarsten darbieten. Ueber das Andere, worauf diese äußeren Erscheinungen hauptsächlich beruhen, wäre noch viel zu sagen, zum großen Theil nicht von so erwünschter und hoffnungsvoller Art. Ich meine nicht etwa, daß wir darin geradezu zurückgegangen wären, aber es läßt sich darin, so viel auch versucht und verändert worden ist, ein eigentlicher Fortschritt nicht erkennen, denn es treten uns fast überall nur vereinzelte kleine Maaßregeln entgegen, es fehlt der Zusammenhang, es fehlt, ob es auch nur unbewußt arbeitete, das Princip. Ich habe auf die Hauptsache, welche die meisten Fragen umfaßt, bereits hingewiesen: es ist die Organisation. Weitaus die großartigste Maaßregel auf diesem Gebiete, wogegen selbst die doch ziemlich umfassenden Umwandlungen in Oesterreich und um so mehr die geringeren in Bayern, Baden und fast allen übrigen Staaten zurücktreten, war die preußische Heeresreform. Sie ist leider auch das größte Beispiel geblieben, wie wenig man solche Fragen in ihrem ganzen Umfang, in ihrer ganzen Tiefe, wie wenig endlich in freiem und großem staatsmännischem

[redacted]

Sinn man sie zu ergreifen und zu behandeln versteht. Doch von der politischen Seite der Sache will ich gänzlich absehn. Es bedurfte wahrlich nicht des Seitenblicks auf Volksstimmungen oder auf Parlamentsverhandlungen, es bedurfte nur der Entwickelung der Reform aus den inneren militärischen Gesetzen, um sie auf festeren Grund zu stellen, als sie bis jetzt gefunden hat, um sie in besseren Einklang mit den in Staat und Volk wirkenden lebendigen Kräften zu bringen. Oder war es, wenn man auf diese Weise ein neues Heer aus dem alten hervorwachsen ließ, genügend, daß man bloß die Körper, die Formationen, die Zahl der dafür nöthigen Köpfe berechnete? war es genug, daß man auf die Masse der neu zuströmenden Kräfte einfach die alte Schule, die alte Methode der Ausbildung anzuwenden dachte? Lag es nicht nahe, sich zu fragen, ob die persönlichen Kräfte der Officiere und Unterofficiere so ganz in der bisherigen Gliederung und Zusammensetzung, so ganz auf den bisherigen Grundlagen der Erziehung, Bildung, Beförderung, so ganz allein von den bisher wirkenden Antrieben aus den neuen gewaltigen Bau würden tragen können? Lag es nicht nahe, zu fragen, ob die völlige Aenderung der Waffen, an die man so viel Arbeit und so viel Aufwand gesetzt hatte, nicht ihre Wirkung auf die Formen des Gefechts äußern würde, ob die taktischen Körper so ganz in dieser schwer beweglichen Formation und Zusammensetzung, eigentlich einem reinen Product des Friedens, den neuen Forderungen genügen würden? Lag es nicht nahe, daran zu denken, daß die neuen Uebungszweige, die man mit so vielem Eifer betrieb, als Hauptbedingung ihres Erfolgs ganz neue Kräfte entbinden würden, die unmöglich durch die überkommene Ordnung und Ueberlieferung allein in volle Wirksamkeit gesetzt werden könnten? Diese Fragen allein, im rechten Zusammenhang aufgefaßt und durchdacht, mußten darauf führen, die große Reform nicht vorwiegend äußerlich aufzufassen; sie konnten zu einer Gestaltung der Maaßregel führen, die mit den ernstesten militärischen Forderungen des Heeres zugleich den berechtigten Forderungen des übrigen Staatslebens genugthat; denn das liegt in der eigenthümlichen Grundlage dieses Heerwesens, daß auch dem Staate zu gute kommt, was den wahren Bedürfnissen des Heeres entspricht und umgekehrt. Es ist Alles anders gekommen, und die Folgen liegen nun vor uns. Daß, nach den bisherigen Proben zu urtheilen, in keinem deutschen Heere die Männer sind, welche es wesentlich besser gemacht hätten, ist ein schlechter Trost. So manche schadenfrohe Stimme wird freilich verstummen; es wird mancher deutsche Staat, der dem ungewissen Gang des schweren Werks mit vieler Selbstzufriedenheit gefolgt ist, zu seiner Zeit erkennen, daß da etwas geschehen ist, was auch ihn unmittelbar anging. Schon die Bundesinspectionen, wenn sie auch auf die inneren Wurzeln der Erscheinungen und Zustände hinführten, müßten davon etwas aufdecken. Der Sollstand des Bundesheeres erscheint mit der stolzen Ziffer von 553,028 Mann streitbarer Mannschaft in den Listen, und nicht blos die Tabellen der einzelnen Staaten weisen diese Mannschaft nach; sie ist ohne Zweifel auch aller Orten vollzählig vorhanden. Wie lange aber wird diese Vollzähligkeit bleiben, wenn ein Krieg ausbricht? Wie steht es um die Kriegstüchtigkeit der ausziehenden Mann-

schaft, wie um die Reserven und Ersatzkörper? Die Erfahrungen von 1859 beweisen nichts besonders Gutes dafür. Vergleichen wir uns hierin nicht mit Frankreich; wir stehen ihm in anderen Punkten nothwendig nach, in diesem Punkte könnten und müßten unsere Heere besser sein, denn unsere junge Mannschaft ist im Durchschnitt kriegstauglicher, und unsere inneren Staatseinrichtungen sind gesünder. Es ist das nur einer der Punkte, worauf die preußische Heeresreform hinweist, worin sie auch, trotz aller Mißgriffe, Preußen einen großen Vorsprung gegeben hat. Dort sind wenigstens die tüchtigsten Kräfte an das Heer und sein Leben gebunden; — es soll eine freiere Luft und Bewegung kommen und es wird sich zeigen, was das werth ist. Aber wann wird sie kommen? Es scheint, daß auch hier Preußen nur mit Deutschland und Deutschland nur mit Preußen Gedeihen finden kann.

Die Zeitungen meldeten kürzlich, daß ein preußischer und ein würtembergischer General wirklich nach Seeland hinübergegangen sind, um das Bundescontingent von Holstein-Lauenburg auf dänischem Boden zu inspiciren, und das in einem Augenblick, wo der Bund vor der Execution gegen Dänemark steht. Was sagt dazu — nicht unser Volk —, was sagt das Soldatengefühl in unseren deutschen Heeren? Es wäre ein Gegenstand für eine besondere Abhandlung über eine Soldatentugend, die uns immer und am meisten nach langer Friedenszeit in unseren Führern gefehlt hat: über Selbstgefühl, männlichen Stolz, Muth der Verantwortung. Ich bin nicht der Ansicht, als habe die öffentliche Meinung den Hauptberuf, in Heeresformen mitzureden; solche Erscheinungen aber wecken den Gedanken, daß Bundesinspectionen, Orden, Tagesbefehle allein unseren Heeren nicht helfen werden, daß es wieder einmal blutiger Lehren und vor Allem des Zornes eines Volkskrieges bedarf, wenn es gründlich besser werden soll.



Politische Correspondenz.

Berlin, den 26. September 1863.

Seit dem Fürstencongreß in Frankfurt ist kaum ein Monat verflossen, und bereits ist die That des Kaisers Franz Joseph, welche Deutschland und Europa in Bewegung setzte, in den Hintergrund getreten. Selten haben sich die hochgestiegenen Wogen der Volksstimmung so rasch geebnet wie in diesem Fall. Von Woche zu Woche ist das Urtheil über die Reformacte entschiedener geworden; selbst ein Theil der österreichischen und bayrischen Presse hat sie in ihrer heutigen Gestalt für unzureichend erklärt; in Mittel- und in Norddeutschland haben die Versammlungen der nationalen Partei völlig mit ihr abgerechnet und sich wieder auf den Boden der Reichsverfassung von 1849 begeben. Nach diesem Umschwung der Ansichten hat das Publicum auch die eben publicirte Denkschrift des preußischen Ministeriums ohne erhebliche Spannung entgegengenommen. Es ist bereits entschieden, daß das großdeutsche Reformwerk einen Abschluß nicht finden kann; es steht ferner leider fest genug, daß das heutige Preußen nicht das Gewicht hat, um seinen Gegenvorschlägen eine mehr als negative Wirkung zu geben; es ist endlich kaum zweifelhaft, daß von den Souveränen, die in Frankfurt nur zu einer sehr bedingten Verpflichtung zu bewegen waren, höchstens eine Minderzahl sich auf eine partielle Durchführung des berathenen Entwurfs einlassen würde. Demnach ist die Reformacte ein unschätzbares, aber auch unschädliches Material geworden, und wenn Oesterreich das „Chaos“ der Bundesverhältnisse umgestalten will, so muß es einen neuen und kühneren Feldzug eröffnen.

Mit der allmählichen Klärung der eine Zeit lang schwankenden öffentlichen Urtheile ist auch die Stellung gewürdigt, welche Baden zu Frankfurt eingenommen hat. Wir haben hierüber unsern Lesern zu einer Zeit berichtet, wo die liberalen coburger Amendements mehr Aufmerksamkeit fanden, als die reservirte und kaltblütige Haltung Badens. Jetzt hat man dem Mannesmuth, mit dem ein gewissenhafter und wohlberathener Fürst den Gedanken des Bundesstaats, die Rechte der Nation, die Gerechtigkeit gegen die norddeutsche Großmacht und endlich die eigene Freiheit und Würde in einer Versammlung von so abweichender Gesinnung vertrat, überall die Ehre gezollt, die ihm gebührt. Die verführerischen Tage von Frankfurt, die dem Ruf vieler deutschen Fürsten, auch den liberalen, nicht günstig waren, haben seine Popularität befestigt. Von allen Regenten in unserem Vaterlande ist der Großherzog von Baden heute der Mann, der die herzlichste Anhänglichkeit seines Volkes und das unbedingteste Vertrauen der Nation genießt. —

Sofort nach dem Schlusse des Fürstencongresses ward in Preußen die Auflösung des Abgeordnetenhauses decretirt. In den Motiven der Verordnung war auf das Bestreben hingewiesen, dem preußischen Staat seine Machtstellung zu verkümmern. Die Neuwahlen sollten constatiren, daß das

preußische Volk seine inneren Gegensätze vergesse, wenn es gelte, die Unabhängigkeit und Würde des Landes vor Beeinträchtigung zu bewahren.

Es ist wahr, seit den Tagen von Olmütz und Bronzell giebt es in der Masse des preußischen Volks kaum ein stärkeres Gefühl als das der Abneigung gegen Oesterreich. Gleichwohl war es eine Selbsttäuschung, auf dieses Gefühl am 2. September zu rechnen. Denn einmal drohte damals keine ernste Gefahr mehr; und hätte sie gedroht, so mußte der Instinct der Selbsterhaltung uns Preußen dazu treiben, vor Allem die Ursachen zu beseitigen, die den Gegner zu solchem Uebermuth und den Staat zu solcher Schwäche gebracht hatten. Heute sehen auch unsere Gegner ein, daß der österreichische Handstreich zu einer Diversion bei den inneren Verlegenheiten nicht verwerthet werden kann.

Die Wahlen stehen vor der Thür und für die einzelnen Fractionen, die zur Opposition gehören, fragt sich zunächst, was muß für die Zukunft ihr leitender Gesichtspunkt, die Regel ihres Verhaltens unter einander sein?

Diese Regel ergiebt sich aus der Lage der Dinge. Der Opposition stehen heute zwei Richtungen gegenüber. Die eine, die in der Kreuzzeitung, der Berliner Revüe &c. ihre Organe hat, drängt auf einen vollständigen Bruch mit der Verfassung. Mit der Maaßregel der Auflösung ist sie nur insofern einverstanden, als der Conflict dadurch verschärft, der Entschluß zu einem Staatsstreich vorbereitet werden kann. Diese Partei erklärt die Neuwahlen für einen „letzten Versuch auf dem Boden des jetzigen Verfassungstreibens," nach dessen Scheitern man die Lösung der inneren Wirren auf einem anderen „durchschlagenderen" Wege suchen müsse. Dieser Weg ist mit den Worten: „Verfassungssuspension, königliche Dictatur" unverkennbar bezeichnet. Dem „ausländischen constitutionellen Schattenspiel" soll ein Ziel gesetzt, die zum letzten Mal sich bietende Gelegenheit, auf den Trümmern der Verfassung das ständische Wesen wieder aufzurichten, soll im Anschluß an unsere Kreis- und Provinzial-Organisationen benutzt werden. Damit wäre dann das Abgeordnetenhaus mit dem Herrenhause in Einklang gebracht. Diese Zerstörung des beschworenen Staatsgrundgesetzes heißt in der Sprache der Partei eine Befreiung des Königthums aus den umstrickenden Schlingen der Verfassungsparagraphen. Diese Coterie hat die materielle Gewalt nicht in der Hand, aber die Größe ihres Einflusses, die Geschicklichkeit, mit der sie ein schon verlornes Terrain wiederzugewinnen versteht, haben wir seit zwei Jahren erfahren.

Solche halsbrechenden Ideen werden in anderen Kreisen, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen, allerdings desavouirt. Man tadelt die Pläne der reactionären Umsturzpartei hier wenigstens als „unbesonnene Worte," als „pessimistische Ansichten." Die vornehmste Tugend einer conservativen Regierung, so sagt man, ist Ausdauer und Geduld. Die Regierung rechnet kaum auf einen raschen und plötzlichen Umschlag, sie wird schon eine Ermuthigung zu weiterem Vorgehen finden, wenn die jetzigen Wahlen auch nur einen Anfang der Umkehr bekunden. Aber allerdings unser Verfassungsleben wird, wenn die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wieder dieselbe ist, factisch unterbrochen bleiben und immer mehr zum Stillstand kommen. Denn der Geist des Volks, wie er in wiederholten Wahlen sich kund giebt, hat in Preußen keinen Anspruch auf Be-

[redacted]

rücksichtigung. Diese constitutionelle „Doctrin" ist für unsere Zustände nicht passend. In anderen Verfassungsstaaten wirken Regierung und Bevölkerung zusammen und die erstere hütet sich, eine Bahn zu verfolgen, durch welche sie mit ihren Unterthanen in unheilbare Collisionen geräth. Diese erste Regel aller constitutionellen Politik gilt aber für Preußen durchaus nicht. Vielmehr wird sie hier als eine Anerkennung der Volkssouveränetät, des parlamentarischen Systems mit Abscheu zurückgewiesen. Und da nun doch ein constitutioneller Staat zu seiner Forterxistenz eine gewisse Harmonie seiner Factoren erfordert, so löst man auf und löst wieder auf, bis endlich die Nation sich bekehrt — vorausgesetzt, daß in der vielleicht langen Zwischenzeit nicht irgend ein Unheil sich ereignet hat. In ihren moralischen Folgen ist diese Politik kaum weniger schlimm als die der Kreuzzeitung. Formell bleibt die Verfassung freilich stehen, aber sie wird in den Augen der Menge entwerthet. Das papierne Grundgesetz ist es ja doch nicht, auf welches ein Volk Gewicht legt. Es will, daß die Vorschriften dieses Grundgesetzes sich als unantastbare Normen bewähren und daß gemäß diesen Vorschriften nun alle einzelnen Einrichtungen im Geist der Freiheit und der Rechtsgleichheit umgestaltet werden. Bricht diese Weiterbildung ab, ja, wird sogar das schon feststehende Recht durch Interpretation unwirksam gemacht, so muß ein solcher Zustand der Stagnation und der künstlichen Rechtsdeutung die constitutionelle Monarchie fast in demselben Maaße gefährden wie der Staatsstreich.

Diesen beiden Richtungen, die wir in Kürze bezeichnet haben, hat die liberale Opposition nichts entgegenzusetzen, als den **Gedanken des Rechts**, die **Ideen des Jahrhunderts** und den **Beifall der öffentlichen Meinung Europas**. Es ist möglich, daß jene moralischen Kräfte durch ungewöhnliche Ereignisse unterstützt werden, daß ganz unvorhergesehen der Augenblick eintritt, wo die preußische Regierung der Unterstützung ihres Volks nicht mehr entbehren kann. Aber auf solche unbestimmte Eventualitäten läßt sich nicht bauen. Wir haben seit drei Jahren den Krieg mit Frankreich befürchtet und die Februarconvention schien ihn ganz nahe zu rücken. Jetzt ist die polnische Frage dem Anschein nach todt, Frankreich ist in die americanischen Händel verwickelt und seine Beziehungen mit den europäischen Mächten sind zu gelockert und unsicher, als daß es ihm so rasch gelingen könnte, eine einzelne von ihnen als Angriffsobject zu isoliren. Auch die Besetzung Holsteins, mit der es jetzt Ernst zu werden scheint, wird weit eher zum Sturz des Ministeriums Hall und zu neuen Gesammtstaatsversuchen, als zu einem europäischen Kriege führen. Vor uns liegt also nach menschlichem Ermessen ein langdauernder innerer Kampf, ein Kampf nicht um diese oder jene einzelne Reform, sondern um die **Principien** des constitutionellen Lebens, um das Budgetrecht, um die Freiheit der Presse, um die Verantwortlichkeit der Minister, um den Einfluß der Nation auf die Grundsätze der Regierung, kurz um jene Vorbedingungen, die noch nicht das Leben und der Segen des Verfassungsstaates selbst, sondern nur der Boden sind, auf dem dieses Leben wachsen und aufblühen kann. Wir sind fast in die Lage zurückgedrängt, wie vor 1848, und wie damals alle liberalen Nüancen zusammenstanden, so müssen — dies ist die unabweisliche Folge unserer Situation — auch heute **alle Theile der Opposition sich rückhaltslos aneinanderschließen**.

Die conservativsten Männer unter den Constitutionellen werden uns den Grundsatz zugeben, daß je nach den wechselnden Verhältnissen auch die Stellung der Parteien wechseln muß. Politische Parteien sind nichts Absolutes, sie entwickeln sich, sie bilden sich fort und wer diese Fortbildung leugnet, wird dem Loose des Doctrinärs nicht entgehen. Die Umstände können uns zwingen, bei strenger Festhaltung unserer Grundsätze uns mit denen zu verbinden, zu denen wir zu anderer Zeit in schroffem Gegensatz standen. Im Jahre 1848 stritt Mancher in den Reihen der Rechten, der bei gleicher politischer Gesinnung 1851 auf die äußerste Linke zu stehen kam. Unsere Gegenwart steht der letzteren Zeit näher als der ersteren. Wer es für seine Pflicht hält, gegen den Radicalismus, den revolutionären Geist, die Abschwächung des monarchischen Gefühles anzukämpfen, der sehe wohl zu, von welcher Seite her diese Uebel heute fast mit Gewalt erzeugt und täglich vermehrt werden. Eine genaue Beobachtung wird ihm zeigen, daß er die gefährlichsten Feinde der Ordnung und des Rechts heute nicht links sondern rechts zu suchen hat.

Von dem Augenblick an, wo es entschieden war, daß unser innerer Conflict nicht durch Vergleich, sondern durch Verfassungsinterpretationen gelöst werden sollte, war auch die Nothwendigkeit eines Bündnisses aller liberalen Fractionen gegeben. Aber zwischen ihnen selbst stand die Partie noch zu ungleich, als daß sie zur Alliance Lust gehabt hätten. Die Altliberalen hatten Jahre lang die Herrschaft geübt und während dieser Zeit sicher manchen Fehler begangen. Die Jungliberalen waren eben erst zur Mehrheit gelangt und noch im Vollgefühl ihrer weit größeren Leistungsfähigkeit. Seitdem, glauben wir, hat die Schuld oder das Verdienst der Parteien sich ungefähr ausgeglichen. Die Behauptung der Einen, daß ihre Mäßigung und Rücksichtnahme dem Staat die Wohlthaten des Constitutionalismus erhalten haben würde, findet nur noch wenige Gläubige. Die Methode der Anderen, die zwar den Kriegszustand beschleunigt, aber die praktischen Mittel zum Erfolg, zum Siege sich nicht zu verschaffen gewußt hat, fängt an, bei den politischen Köpfen Deutschlands in Mißcredit zu gerathen. Eine Opposition, die sich auf Abstimmungen und Reden im Parlament beschränkt und am Schluß der Session plötzlich verstummt ist, wird als eine sehr unzureichende Art des legalen Widerstandes empfunden. Mit der Aufgabe, diesen legalen Widerstand beharrlich und allgemein zu machen, ihm während der Parlamentsferien stellvertretende Organe durch das ganze Land zu schaffen, ist die Fortschrittspartei noch nicht zu Stande gekommen. So ist denn heute wohl jede Fraction der Liberalen zu dem Bewußtsein gelangt, daß sie sich nicht selbst genügt, und daß es eine *gefährliche Selbstüberschätzung* sein *würde, Allianceen zurückzuweisen.*

Was, fragen wir, verhindert die drei Parteischattirungen, die in den letzten Sessionen sich gebildet haben, mit einander ein festes und durchgängiges Bündniß zu schließen?

Wir finden den *heutigen* Aufgaben gegenüber keine hemmende Differenz. Das Programm der Fortschrittspartei vom 12. Sept. enthält keinen Satz, den nicht jedes Mitglied des linken Centrums und der kleineren Fractionen unterzeichnen könnte. Man ist einig in der Verfassungsfrage, in der Auslegung des

[redacted]

Budgetrechts, in der Verwerfung der Preßordonnanz, in dem Urtheil über die Herrenhausreform, in der Forderung von Gesetzen, welche der Verfassung Schutz und Garantie geben, insbesondere eines Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit, und zwar eines besseren, als kurz vor dem Sturz des bereits innerlich gelähmten liberalen Ministeriums zum Vorschein kam. Eine grundsätzliche Verschiedenheit ließe sich nur in zwei Beziehungen denken: in der Militärfrage und in der deutschen Frage.

Wir beginnen mit der letzteren. Die Fortschrittspartei hat in ihr Programm das deutsche Parlament aufgenommen. Dagegen ist auf der rechten Seite der Liberalen die Ansicht stark vertreten, daß auf dem Wege einer Constituante vielleicht die Freiheit eines Staates, aber schwerlich die Einheit vieler Staaten begründet werden könne. Man hat hier die traurige Geschichte von 1848 bis 1850 vor Augen, nur vergißt man, daß dieselbe nicht allein von dem Scheitern des Parlamentes, sondern auch von dem der preußischen Regierung erzählt. Gleichwohl bleibt der Gedanke richtig: der eigentliche Nerv zur Lösung der deutschen Frage ist nicht eine legislative Versammlung, welche über Freiheitsrechte beräth, sondern eine Regierungsgewalt, die, gestützt auf das Parlament, die Macht zusammenfaßt. Und da eine solche Regierungsgewalt sich nicht aus dem Nichts hervorzaubern läßt, so ist jene Lösung dadurch bedingt, daß die Kraft eines großen, mit allen Machtmitteln ausgerüsteten Staates sich der Aufgabe hingiebt und den Einheitspunkt darbietet. Aber so gefaßt ist dieser Satz das Bekenntniß fast der gesammten nationalen Partei. Bis heute noch ist das Ziel derselben die deutsche Monarchie, der Bundesstaat unter der Leitung des mächtigsten Herrschergeschlechts. Auch darüber ist kein Streit, daß das Streben nach dem deutschen Bundesstaat nicht gelingen kann, ehe bei uns selbst ein fester Rechtszustand, eine gesunde Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk hergestellt ist. Inzwischen aber und bis zur Erreichung dieses Zieles läßt sich die nationale Bewegung nicht in den Schlaf senken. Sie ist da, weil die Gefahren des Gesammtvaterlandes, die Gebrechen seiner Verfassung da sind; sie ist seit dem italiänischen Krieg im Voranschreiten begriffen, und auch die Rückschritte in Preußen haben sie nicht gelähmt. Der liberale Theil der Ständeversammlungen der mittleren und kleineren Staaten mit alleiniger Ausnahme von Bayern und zum Theil von Würtemberg gehört ihr an. Einem solchen geistigen Factor kann man nicht die reine Negation, die inhaltslose Vertröstung auf eine ferne Zukunft entgegenstellen. Die Forderung des deutschen Parlamentes ist das einzige Band, durch welches wir uns mit ihm vereinigt halten können; und je enger wir uns mit ihm vereinigt halten, desto mehr wird im Programm der deutschen Partei die einheitliche Executive neben der parlamentarischen Vertretung zur Geltung kommen. Weit entfernt also, an dem nationalen Theil des Wahlaufrufes der Fortschrittspartei irgendwie zu mängeln, gestehen wir ihr vielmehr gerade an dieser Stelle ein großes Verdienst zu. Sie allein hat den preußischen Landtag mit den Kammern der andern deutschen Staaten in Verbindung erhalten. Auf dem deutschen Abgeordnetentag vom August war von den Altliberalen kein einziges, vom linken Centrum nur ein Mitglied erschienen. Jene Regsamkeit ist ein politischer Vorzug, diese Passivi-

tät ist ein politischer Mangel. Warum soll es heute weniger verdienstlich und weniger nothwendig sein, das gothaische Programm zu vertreten als 1848? Oder ist eine Zeit, wo selbst die Rechberg's und Beust's die Zerklüftung und Zerfahrenheit des Bundes bezeugen und eine nahe Katastrophe ankündigen, dazu angethan, um den Gesichtskreis auf die heimischen Interessen zu beschränken? Ist das moralische Gewicht eines Abgeordnetentages aller deutschen Länder nicht zur Zeit des Fürstencongresses sichtbar hervorgetreten?

Eben dieser Fürstencongreß ist ein Ereigniß, das uns zur Wachsamkeit auffordert. Oesterreich hat damit seinen Entschluß bekundet, die deutsche Frage zum Tummelplatz einer gefährlichen Rivalität zu machen. Wenn der erste überraschende Zug mißglückt ist, so folgt daraus nicht, daß es für die Zukunft ähnlichen Unternehmungen entsagt. Und wären seine Mittel erschöpft, wäre der neuliche Versuch seine äußerste Leistung gewesen: — nun so hat dieser Schritt mächtig dazu beigetragen, den Zersetzungsproceß innerhalb des Bundes zu beschleunigen. Dieser Proceß hält nicht mehr still, bis Preußen den Muth faßt, anstatt des Alten Neues zu erbauen. Die deutsche Frage steht hinter uns wie ein treibendes Verhängniß. Um ihretwillen müssen wir den gemüthlichen Gedanken abthun, als könnten unsere inneren Zustände so langsam heranreifen wie etwa die englische Verfassung. Wie unser Staat geographisch nicht abgeschlossen ist, so kann auch seine Verfassungsgeschichte sich nicht abschließen; sie ist unlösbar verflochten mit den nach einer Neugestaltung drängenden Bundesverhältnissen, sie ist allen Erschütterungen ausgesetzt, welche diese erleiden oder hervorrufen. Diese Verflechtung übersehen, von den nationalen Bestrebungen außerhalb unserer Grenze uns lossagen, unseren inneren Aufgaben uns allein zuwenden zu wollen — eine solche Politik der Isolirung würde bald von den Ereignissen überholt und durch den Verlust des Einflusses auch in der Heimath bestraft werden. Wir müssen die nationale Idee in die Mitte unseres Bekenntnisses stellen, sie muß das Hauptmotiv sein, das uns antreibt, unsere Kräfte zur Beseitigung der inneren Schäden rascher, energischer zusammenzufassen. Unser Mangel an Thatkraft könnte es leicht dahinbringen, daß abermals wie 1848 die größte Aufgabe uns in dem schlimmsten und unfähigsten Zustande überraschte.

Die nationale Gesinnung der Opposition bestimmt im Großen und Ganzen auch die Art, wie sie zu den Fragen der auswärtigen Politik sich stellt. Im Uebrigen geht es natürlich nicht an, auf diesem Gebiet veränderlicher Combinationen eine feste Position im Voraus zu nehmen. Nur ist es eine Thatsache, daß auf alle Fragen, welche die europäische Situation an uns stellte, von dem Bündniß zu Bregenz bis zum Krimmkrieg, von da bis zu der Erhebung in Italien und zur polnischen Revolution die verschiedenen Nüancen der Liberalen ungefähr dieselbe Antwort gegeben haben. Wo eine starke Differenz hervortrat, wie z. B. im Frühjahr 1859, da ging sie mitten zwischen den Parteien hindurch, oder sie hatte den Gegensatz der Interessen und des Temperaments, der zwischen Nord- und Süddeutschland theilweise stattfindet, zu ihrer Grundlage. Auch in den verschiedenen Stadien der schleswig-holsteinischen Sache hat es sich größtentheils um diesen Gegensatz gehandelt; der Süden war einmüthig für die Action, der Norden ziemlich einmüthig für die Vertagung. Die jüngste auswärtige

Verwicklung fand die liberalen Fractionen Preußens in der Hauptsache einig. Im Widerspruch mit der Februarconvention forderten sie eine strenge Neutralität. Ob diese Forderung in dieser oder jener Form ihren Ausdruck fand, ob bei einzelnen Persönlichkeiten noch ein alter Rest von Sympathiepolitik sich regte, darauf kommt wenig an.

So bleiben denn die inneren Organisationsfragen übrig. Die Militärfrage steht hier voran; sie ist durch die Entwicklung, die sie genommen hat, ein Mißgeschick für den Staat und ein Kreuz für alle Parteien geworden. Auf diese Gegensätze deutet auch das Schreiben des Grafen Schwerin, das im Uebrigen „das vereinte Streben der liberalen Parteien" weit stärker betont als die Differenz. Wir haben in der Sache der Armeereform zu beharrlich und mit zu fester Ueberzeugung orthodoxe Ansichten vertreten, als daß wir jetzt der Vorliebe für das Milizsystem und die Erweiterung der Landwehr, oder der volkswirthschaftlichen Abneigung gegen alle unproductiven Ausgaben verfallen könnten. Gleichwohl bestreiten wir, daß die Militärfrage unter den gegebenen Verhältnissen noch ein Scheidungspunkt für die Parteien sein könne. Denn seit den Vorgängen der letzten Sessionen, seit der Einsetzung eines Ministeriums, dessen ganze Aufgabe eben darin besteht, das Regieren ohne Concession möglich zu machen, ist die Frage vor der Hand unlösbar geworden. Ob die eine Fraction den halben Weg, die andere eine kürzere Strecke entgegenkommen will, dieser Unterschied verliert jeden praktischen Werth, da man von der Gegenseite es für eine Ehrenpflicht hält, keinen Schritt der Annäherung zu thun. Nachdem um der Armeereform willen ein Verfassungsparagraph nach dem anderen außer Cours gekommen ist, kann der einzelne Conflict nur mit der ganzen aus ihm entstandenen Krisis beendet werden. Tritt dagegen ein Wechsel des Systems und seiner Träger ein, so wird die Lösung in Zukunft kaum schwerer sein, als sie es 1861 und selbst noch 1863 bei Gelegenheit der Forckenbeck'schen Amendements war. Den negativen Einfluß der reinen Demokratie fürchten wir in diesem Falle sehr wenig. Das Land wird mit unbefangnerem Blicke das Nothwendige von dem Uebermaaß, das Gute von dem Entbehrlichen zu unterscheiden wissen, wenn nur erst die Regierung selbst ihm in diesem Sinne die Hand reicht.

Von den übrigen Organisationen gilt das Gleiche. Die Tendenz, in welcher die Kammer dieselben anfaßt, wird demokratischer sein, so lange die Reaction dauert, und sie wird gemäßigter werden, wenn eine Regierung mit liberaler Initiative vorhanden ist. Jener demokratische Hang kann heute, wo unsere Gesetzessammlung ohnedies keine wesentliche Bereicherung zu erwarten hat, nicht viel verderben, und um die Zukunft braucht man nicht besorgt zu sein, da mit dem Umschwung der Verhältnisse sich nach psychologischem Gesetz auch ein Umschwung in den Gemüthern vollzieht. Die Kreisordnung des Grafen Schwerin, die dem großen Grundbesitz ein Drittheil der Stimmen sichern wollte, wird in einem späteren Abgeordnetenhaus schon wieder die Mehrheit finden.

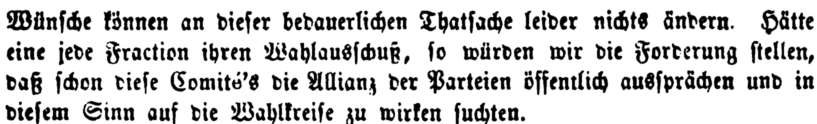
Wir fassen das Bisherige wiederholt in den Satz zusammen: Aufrichtige Allianz aller liberalen Parteien! Die gegebene Lage, die Macht des Gegners, die Nothwendigkeit, das Verfassungsrecht zum Siege zu bringen, zwingt zu

dieser Allianz; und diesen Gründen gegenüber hat die individuelle Neigung und der Egoismus der Fractionen kein Recht. Noch stehn in Preußen alle Nüancen der Opposition auf dem Boden der Verfassung. Noch sind die inneren Reformen, die nationalen Zwecke, die sie als Zielpunkte hinstellen, dieselben, und, was die Hauptsache ist, es verbindet sie eine große conservative Aufgabe, eine ernste, heilige Pflicht, die Pflicht — den bestehenden Rechtsboden zu vertheidigen.

Wenden wir unsere Grundsätze auf den bevorstehenden Wahlact an, so ergiebt sich auch für uns im Großen und Ganzen die Forderung der Wiederwahl. Natürlich schließt dieses allgemeine Princip den Wunsch nicht aus, daß bewährte, bei den früheren Wahlen übergangene Männer dem Abgeordnetenhause wiedergewonnen und daß notorische Nullen daraus entfernt werden möchten. Mit jenem Princip ist nur gesagt, daß das Land heute auf dem Standpunkt stehen bleiben muß, den es einmal eingenommen hat. Wiche es irgendwie zurück, gewönnen die Feudalen auch nur ein paar Dutzend neuer Sitze, so würde dieser Zuwachs einen Antrieb zu neuen Auflösungen geben. Auf eine Majorität bei den Wahlen hat man ohnehin verzichtet. Diese Bußprediger, die mit salbungsvollem Ton einem ganzen Volk seine Verirrung, seinen Ungehorsam, seinen Trotz vorwerfen, muß das Selbstgefühl des Landes durch die That abfertigen. Den patriarchalischen Manieren und Ansprüchen gegenüber ist ein ungefähres Wiedererscheinen der bisherigen Parteinüancen im Abgeordnetenhause auch für die wünschenswerth, die der Mehrheit desselben nicht immer zugestimmt haben.

Freilich ist eine weitere Verschiebung des Wahlresultates nach links hin eine nicht geringere, und, wie manche Symptome zeigen, schwerer zu vermeidende Gefahr. Es ist schlimm, wenn ein Charakter wie Twesten bei vielen seiner Wähler nicht mehr für zuverlässig gilt, wenn ein Finanzmann von der Autorität Kühne's keinen Wahlkreis mehr finden sollte. Es gibt kaum eine rohere Art, einen Abgeordneten zu taxiren, als wenn man seine Abstimmungen zusammenrechnet. Sollten in Folge dieser Taxe die Alt-Liberalen und vielleicht selbst das linke Centrum in der neuen Kammer zusammenschmelzen, so würde die Fähigkeit des Hauses zur Durchführung seiner schweren Aufgabe damit entschieden geschwächt sein. Ein sehr erheblicher Theil des großen Grundbesitzes, so weit derselbe liberal ist, des wohlhabenden Bürgerthums, der Industrie, des Kaufmannsstandes, der Beamten findet den Ausdruck seiner politischen Gesinnung in der rechten Seite der liberalen Partei. In so verkehrten Zuständen, wie die unsrigen es sind, tritt der Einfluß dieser Stände zurück, wenn er aber noch mehr als bisher verdrängt werden sollte, so würde die Widerstandskraft des Abgeordnetenhauses dadurch nicht gewinnen. Denn die erste Bedingung für dieselbe ist, daß das gesammte Volk, nicht nach seiner Kopfzahl, sondern nach seinem socialen Gewicht berechnet, hinter dem Hause steht. Wenn die Führer der Fortschrittspartei über ihre Fractionsinteressen hinaus auf unsere Gesammtlage sehen, so werden sie uns vermuthlich Recht geben.

Von den drei Bestandtheilen der Opposition ist bisher nur der eine mit einem Programm und einem centralen Comité hervorgetreten. Den anderen gebricht es bis zu diesem Augenblick an einer äußeren Organisation. Unsere



Wünsche können an dieser bedauerlichen Thatsache leider nichts ändern. Hätte eine jede Fraction ihren Wahlausschuß, so würden wir die Forderung stellen, daß schon diese Comité's die Allianz der Parteien öffentlich aussprächen und in diesem Sinn auf die Wahlkreise zu wirken suchten.

Da es an solchen Mittelpunkten fehlt, so müssen die einzelnen Wahlkreise den Mangel ersetzen. Der Aufruf der Hallenser Liberalen stellt ausdrücklich alle untergeordneten Meinungsverschiedenheiten zurück. In Breslau haben sich Constitutionelle und Fortschrittsmänner zusammengethan, um sich über ihre Candidaten zu vergleichen, und Aehnliches wird auch anderwärts stattfinden. Wo die Fortschrittspartei die unzweifelhafte Mehrheit hat, sollten die übrigen Liberalen sich ihr anschließen; wo die letzteren ein bisher besessenes Terrain vertheidigen, sollten die Fortschrittsmänner sie unterstützen. Auch die Einmüthigkeit der Wahl ist von Gewicht, und nur Gründe der stärksten Art, eine besondere Unfähigkeit des Candidaten oder sehr ernste Bedenken gegen seinen politischen Charakter sollten jene Einmüthigkeit stören dürfen. Eine andere Parole für die Wahlen wissen wir nicht. Das fortgesetzte Sichabhetzen, Sichabsperren und Isoliren der Parteien heißt unserer Meinung nach heute nichts Anderes, als die Absichten des gemeinsamen Gegners fördern. Gerade in der Mischung sämmtlicher Elemente des Liberalismus, sämmtlicher Klassen des Volks liegt eine Bürgschaft dafür, daß die Bewegung des Landes ihr Ziel erreicht, daß sie nicht einen einseitig radicalen und damit unfruchtbaren Charakter annimmt. —

Unsere Ansichten sind von der stillschweigenden Voraussetzung ausgegangen, daß die vorhandenen Fractionsbildungen in der Kammer sich nicht verändern werden. Vielleicht, daß die Waldeck'sche Richtung von der Fortschrittspartei absplittert oder daß die Reste der beiden altliberalen Fractionen sich zusammenthun: — der Anstoß zu einer durchgreifenden neuen Gruppirung wird nur durch bedeutende Ereignisse gegeben werden können. Eine Reorganisation der Constitutionellen augenblicklich in's Auge zu fassen, verspricht nach den bisherigen Erfahrungen wenig Erfolg. Sie werden bis zu einer Wendung in der Regierungspolitik in Fractionen zersplittert und mit der Demokratie theilweise verschmolzen bleiben. Ob übrigens die Verschmelzung nach jeder Seite hin so beklagenswerth ist, das möchten wir doch noch einmal einer ernsten Prüfung anheimgeben. Unserer Meinung nach ist zwischen dem preußisch-radicalen und dem neugothaischen Bestandtheil unserer Demokratie eine tiefergehende Differenz als zwischen der letzteren und den nationalgesinnten Constitutionellen. Man darf es nicht gering veranschlagen, daß die Schulze-Delitzsch, Virchow zc. sich auf gemeinsamen Boden mit den Liberalen aller deutschen Staaten gestellt haben, daß die deutsche Monarchie, der constitutionelle Bundesstaat ihr oberstes Ziel ist, wie das unsrige. Der conservativste Preuße, falls er ein deutsches Herz hat, muß sie außerhalb der Heimath als Freunde derselben Sache begrüßen. Daraus geht mit Evidenz hervor, daß der principielle Gegensatz gegen diesen Theil der Demokratie nicht haltbar ist. Hätten wir in Preußen einen Staatsmann, der das Genie besäße, den Weg zur Constituirung Deutschlands zu finden, so würde er diese Schattirung der Demokratie für seine Sache schlechthin herbeiziehen

müssen. Wer von den Constitutionellen der deutschen Frage unter den vorhandenen Verhältnissen kein praktisches Gewicht beilegt, wird hierüber anders denken, — nur möge er sich hüten, nicht allmählich in denselben particulären Liberalismus zu verfallen, wie etwa Herr von Lerchenfeld in Bayern. —

Ueber das Schicksal der einzelnen liberalen Parteien aber, über ihre sinkende oder steigende Bedeutung wird eben der Kampf entscheiden, in dem wir jetzt stehen. Voraussichtlich giebt er jedem tüchtigen und widerstandsfähigen Manne noch Gelegenheit genug, seinen Werth zur Geltung zu bringen, und solchen Männern eben, die für das Landesrecht am zähsten und treusten auf dem Platze bleiben, wird der Preis zu Theil werden, — mögen sie gegenwärtig Alt- oder Jung-Liberale heißen.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

[redacted]

Aegypten und Syrien im Jahre 1863.

Die während der letzten Jahre in Serbien und den Donaufürstenthümern bald mehr, bald weniger deutlich hervorgetretene nationale Bewegung, die auf Losreißung von der Türkei hinarbeitet, hat in neuester Zeit einen so drohenden Charakter angenommen, daß die türkische Regierung sich auf einen ernsten Kampf gefaßt macht. Und die Besorgniß ist nicht unbegründet: den Selbständigkeitsbestrebungen jener Länder wird von anderwärts eine sehr wirksame Aufmunterung zu Theil, und der Fürst von Serbien, wie der Hospodar der Wallachei sind der Hülfe eines mächtigen Alliirten gewiß, wenn sie den Augenblick gekommen glauben, das schwache Band, das sie noch an die ottomanische Pforte bindet, zu zerreißen.

„Freilich ist die Thätigkeit der europäischen Großmächte jetzt auf anderen Punkten in Anspruch genommen, deshalb ist die Lage des Reiches aber nicht minder gefährdet. Die orientalische Frage steht nach wie vor auf dem Programm des Mannes, der gegenwärtig in dem Concert der Großmächte dirigirt und der die Durchführung dieses Programms zu seiner Aufgabe gemacht hat. Er stellt daher diese schon öfter in Angriff genommene Frage vielleicht von Neuem zur Execution, sobald die jetzt vorliegende Nummer abgefertigt ist." So denkt der Sultan und handelt demgemäß. Während es traditionelle orientalische Politik ist, die Dinge ruhig an sich herankommen zu lassen, trifft er schon jetzt die nothwendigen Maaßregeln, nimmt Rüstungen und Truppenaufstellungen im großartigsten Maaßstabe vor, um den etwa ausbrechenden Kampf mit Erfolg aufnehmen zu können. Er ist so vorsichtig geworden, weil er die Erfahrung gemacht hat, daß jede in den weiten Grenzen seines Reiches ausbrechende Bewegung leicht der Anfang vom Ende sein kann.

Concentrirt demnach der Großherr seine ganze Kraft, um den Schlag abzuwenden, der ihm in einigen seiner europäischen Provinzen droht, so erinnert man sich unwillkürlich daran, daß die Existenz der Türkei nicht minder in ihren africanischen und asiatischen Besitzungen bedroht ist, wenngleich augenblicklich dort Ruhe herrscht. Es ist dort seit Jahrzehnten Brand-

stoff aufgehäuft, der, wenn der zündende Funke hineinschlägt, wohl hinreicht, um den unter den Halbmond vereinigten Staatenbau in die Luft zu sprengen.

Aegypten arbeitet seit Mehmet Ali darauf hin, sich von der Oberherrschaft der ottomanischen Pforte zu emancipiren. Mit gleicher Ungeduld sieht die Bevölkerung des Libanon und der syrischen Wüste dem Augenblick entgegen, wo es ihr möglich sein wird, das türkische Joch abzuschütteln. Beide Länder haben die große Politik bereits zu wiederholten Malen beschäftigt. Leider aber ist aus den Verhandlungen darüber, welche Stellung man Aegypten geben solle, und wie Syrien zu organisiren sei, eine definitive Lösung nicht hervorgegangen, sondern immer nur ein durch die gegenseitige Eifersucht der Großmächte bedingtes Compromiß, das die Nothwendigkeit einer abermaligen Discussion mit sich bringt. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, auf die gegenwärtige politische Lage dieser beiden Länder etwas näher einzugehen.

Nachdem Aegypten durch die Convention des Jahres 1841 seine jetzige Gestalt erhalten hatte, waren die Vicekönige in der Ausübung ihrer Hoheitsrechte nicht beeinträchtigt worden. Sie bezahlten regelmäßig ihren Tribut nach Constantinopel, es wurden gegenseitig die üblichen Geschenke gemacht und die übertriebenen morgenländischen Höflichkeitsbezeugungen ausgewechselt. Es herrschte stets das beste Einvernehmen. Der früh verstorbene Ilhami Pascha, Sohn des Vicekönigs Abbas Pascha, durfte sogar eine Tochter des verstorbenen Sultans Abdul Medschid heirathen, und es wurde auf diese Weise die bevorzugte Stellung der Nachkommen Mehmet Ali's gleichsam sanctionirt. Freilich hindert das nicht, daß noch heute jeder türkische Pascha sich im Range dem Vicekönig-Statthalter von Aegypten gleich stellt.

So wenig wie gegen Abbas Pascha, machte der Sultan gegen dessen Nachfolger Said Pascha sein Hoheitsrecht in bemerkbarer Weise geltend. Er ließ ihn in seiner Vorliebe für die Franzosen ruhig gewähren, und sah es ruhig mit an, wie er die Reichthümer des Landes an seine Lieblinge verschleuderte. Ebenso wenig lehnte der Sultan sich gegen die drückenden Verpflichtungen auf, die Said Pascha gegen die Suez-Compagnie übernahm, obgleich dieselben eine wesentlich politische Seite hatten.

Als Said Pascha im Anfang dieses Jahres starb und Ismael Pascha ihm in der Regierung folgte, wurde der Sultan auf die eigenthümliche Stellung seines Vasallen aufmerksam und beunruhigte sich wegen des selbständigen Auftretens desselben. Er hielt es für nöthig, selbst nach Aegypten zu gehen und es den Bewohnern in Erinnerung zu bringen, daß er der Herr des Landes sei.

[redacted]

Seit Selim I., der 1517 Aegypten eroberte, hatte kein Sultan wieder den ägyptischen Boden betreten. Der Besuch von Abdul Aziz machte daher nicht geringes Aufsehn im Lande. Der Großherr trat natürlich, seiner Würde angemessen, in orientalisch prunkhafter Weise auf, theilte eine Menge Gunstbezeugungen aus und war mit Geldgeschenken sehr freigebig. Ob der Aegypter sein Verhältniß zum Landesherrn nach dessen beglückender Gegenwart anders ansieht, als vorher, läßt sich bezweifeln. Einen reellen Erfolg indessen haben die ungeheuren Kosten, die die Reise verursachte, gehabt: der Sultan hat sein Souveränetätsrecht in der Angelegenheit des Suez-Canals geltend gemacht. Ali Pascha, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Constantinopel, behauptete in einer am 6. April d. J. erlassenen Note zunächst, die Stellung der Suez-Compagnie zur ottomanischen Pforte bedürfe der gesetzlichen Regelung, und machte ferner die Genehmigung der Pforte zur Weiterführung der Arbeiten von der Annahme folgender drei Forderungen geltend: Zuerst, daß die Frohnarbeiten am Canal aufhören; sodann, daß die Suez-Compagnie auf die ihr von der ägyptischen Regierung bewilligte Nutznießung all' der herrenlosen Gründe, die durch die Compagnie bewässert und bebaut würden, verzichte; endlich, daß der Canal selbst nach seiner Vollendung für neutral erklärt werde. Sollten diese Forderungen nicht angenommen werden, so sei die türkische Regierung bereit, in die vom Vicekönig der Suez-Compagnie gegenüber eingegangenen Zahlungsverbindlichkeiten einzutreten und den Canal zu Ende zu führen.

Nach der Veröffentlichung dieser Note verlautete nichts über die durch dieselbe veranlaßten Verhandlungen, bis Herr v. Lesseps am 15. Juli d. J., in der Generalversammlung der Actionäre der Suez-Compagnie zu Paris, über den Stand der Angelegenheit Bericht erstattete. Es lohnt der Mühe, einen Augenblick bei diesem Bericht stehen zu bleiben, um an diesem Einen Beispiel zu zeigen, wie es um die Zuverlässigkeit der Angaben steht, die der Präsident der Suez-Compagnie in die Welt schickt. Man wird dann besser die bombastischen Phrasen würdigen lernen, mit denen der Promotor des großartigsten industriellen Unternehmens der Gegenwart so freigebig ist.

Natürlich gilt es, in der Generalversammlung jedesmal den Actionären den Fortgang des Unternehmens in der günstigsten Weise darzustellen, um von ihnen Decharge für die Vergangenheit und Geld für die Zukunft zu erhalten. Um diesen Zweck diesmal erreichen zu können, mußte, mit Uebergehung der offenkundigsten Thatsachen, zu den gewagtesten Deductionen gegriffen werden, von denen wir sogleich zu sprechen haben. Nebenbei aber kam das oratorische Talent des Berichterstatters zur vollsten Gel-

tung, indem er die günstige Gelegenheit ergriff, in höhnender Weise über die Engländer zu triumphiren, deren schlau angelegte Intrigue gegen den Suez-Canal durchaus gescheitert sei. Sie seien die eigentlichen Urheber der bekannten türkischen Note, die dazu bestimmt gewesen sei, der egoistischen englischen Politik zu dienen, aber der von ihnen geführte Schlag sei vollständig in's Wasser gefallen, und Frankreich verfolge ungehindert seine uneigennützigen Bemühungen um das Wohl der Menschheit.

Diese Herausforderung des nationalen Ehrgefühls sicherte dem Redner den glänzendsten Erfolg. Er erndtete den allgemeinsten Beifall, und die Versammlung war in der erwünschten patriotischen Stimmung. Als Curiosum sei angeführt, daß ein geschichtskundiges Mitglied behauptete, Frankreich habe den Gregorianischen Kalender, unmittelbar nach seiner Einführung, im Jahre 1582 angenommen, Deutschland zwei Jahre später, England aber erst 1752, also nach 170 Jahren. Vielleicht würden die Engländer nach 170 Jahren sich auch von dem Nutzen des Suez-Canals überzeugt haben!

Eine echt französische Illustration zu der beliebten Redensart, daß die Franzosen vor allen andern Völkern dazu berufen seien, die Civilisation in der Welt zu verbreiten. — —

Hören wir nun, wie Herr v. Lesseps die türkisch-englische Note erledigt. In Bezug auf das Monitum, daß die Stellung der Suez-Compagnie zur ottomanischen Pforte gesetzlich geregelt werden müsse, erklärt Herr v. Lesseps, die Pforte habe vor der Eröffnung der Subscription, im November 1858, formell ihre Zustimmung ausgesprochen, außerdem aber sei die Suez-Compagnie eine rein ägyptische Gesellschaft, wie dies daraus hervorgehe, daß nach den Statuten der Vicekönig den Präsidenten der Compagnie ernennt, und auch daraus, daß die ägyptische Regierung am Sitze der Compagnie durch einen Commissair vertreten ist. Der Vicekönig sei daher nicht verpflichtet, die Genehmigung der Pforte zu dem von ihm mit einer industriellen Gesellschaft abgeschlossenen Vertrage einzuholen, und der von der türkischen Regierung nachträglich erhobene Einwand sei durchaus unbegründet.

In ähnlicher Weise werden die drei in der Note gestellten Forderungen abgefertigt. Was zunächst die Frohnarbeiten betrifft, so sei es einzig und allein Sache der ägyptischen Regierung, zu bestimmen, in welcher Weise sie die nöthigen Arbeiter zum Canal stellen wolle. Es sei dies eine innere Angelegenheit, die durchaus keine Einmischung Seitens der türkischen Regierung gestatte. Ueberdies existire das in der Note herbeigezogene Gesetz nicht, wonach im ganzen türkischen Reiche die Frohnden abgeschafft wären, sie beständen vielmehr gesetzlich und thatsächlich fort.

[redacted]

Die Suez-Compagnie habe das Recht, vom Vicekönig zu verlangen, daß er die zu den Canalbauten nöthigen Arbeiter stellt. Said Pascha habe bei den hierüber geführten Verhandlungen sein Bedenken darüber ausgesprochen, einer so bedeutenden Zahl französischer Arbeiter, wie sie zur Durchführung des Canals nöthig wären, den Zugang nach Aegypten zu gestatten. Lediglich um dies Bedenken zu beseitigen, habe die Compagnie dann erklärt, die Arbeiter sollten zu vier Fünfteln aus Eingebornen des Landes bestehen, und hierauf habe sich der Vicekönig am 20. Juli 1856 verpflichtet, die nöthigen Arbeiter zu stellen. Der jetzige Vicekönig, Ismael Pascha, habe allein darüber zu entscheiden, in welcher Weise er der von seinem Vorgänger eingegangenen Verpflichtung nachkommen wolle.

Endlich sei der gegen die Compagnie erhobene Vorwurf, daß die Arbeiter schlecht bezahlt und schlecht genährt würden, durchaus unbegründet. Sie erhielten einen hohen Tagelohn und würden in jeder Beziehung gut gehalten. Auch hier bietet sich die Gelegenheit zur Herbeiziehung der stereotypen Phrase vom civilisatorischen Beruf Frankreichs, das den Fellachen Aegyptens Gelegenheit zu einem hohen Geldverdienst gebe und sie arbeiten lehre!

Herr v. Lesseps kommt dann zu der zweiten Forderung. Er sagt: Laut Artikel 10 der Concessions-Urkunde vom 5. Januar 1856 sind der Compagnie alle jene herrenlosen Gründe überlassen, welche für den Canalbau erforderlich sein könnten, ebenso wie die Nutznießung all' der herrenlosen Gründe, die durch die Compagnie bewässert und bebaut würden, mit Steuerfreiheit von zehn Jahren für die Gründe der letzteren Kategorie. An dieser Concession hält die Compagnie fest und wird sie zu behaupten wissen, denn das muselmännische Gesetz steht ihr zur Seite: ein Widerruf wäre eine Verletzung des Koran. Nach dem Koran bedingt nämlich eine jede Abtretung von Ländereien der erwähnten Art eine ewige Benutzung, denn bebautes Land kann demjenigen nicht wieder genommen werden, der es urbar gemacht hat. Das in Rede stehende Terrain ist daher ewiges Eigenthum der Compagnie; das Anrecht derselben erlischt nicht einmal nach 99 Jahren, dem Zeitraum, auf welchen die Concession der Suez-Compagnie Seitens der ägyptischen Regierung lautet.

Die dritte Forderung bietet keine Veranlassung zu eingehenden Bemerkungen, und es war auch in der That anzunehmen, daß über die Neutralitätserklärung des Suez-Canals nach seiner Vollendung eine Verständigung leicht zu erzielen sein würde.

So Herr v. Lesseps. Während er in der Generalversammlung der Actionäre die wohlgesetzte Rede hielt, durch die er in der angegebenen Weise die Grundlosigkeit der türkischen Forderungen nachzuweisen sich be-

mühte und den glänzenden Sieg der französischen Compagnie über die vereinten türkisch-englischen Bestrebungen feierte, befand sich der Bevollmächtigte des Vicekönigs von Aegypten, Nubar Bey, bereits in Constantinopel, um mit der Pforte einen definitiven Vertrag betreffs des Suez-Canals abzuschließen. Die bezüglichen Verhandlungen scheinen keine Schwierigkeiten dargeboten zu haben, denn schon nach wenigen Wochen wurde der Vertrag unterzeichnet, und Nubar Bey konnte nach Paris abreisen, wahrscheinlich mit einer ähnlichen Mission.

Zunächst nun ist dadurch, daß die ägyptische Regierung mit der Pforte einen Vertrag über die Stellung der Suez-Compagnie abgeschlossen hat, factisch anerkannt, daß die türkische Regierung das Recht hatte, eine gesetzliche Regelung dieses Verhältnisses zu fordern, und hiermit ist Alles widerlegt, was Herr v. Lesseps über diesen Punkt zu sagen hatte.

Nach dem Vertrage sollen zunächst die von der ägyptischen Regierung zu den Canal-Arbeiten bestellten Fellachen fortan besser bezahlt werden. Ferner zahlt der Vicekönig statt des abgetretenen Terrains eine angemessene Geldentschädigung, und endlich wird die Neutralitätsfrage in zufriedenstellender Weise gelöst.

Wie steht es demnach um die Argumentationen, mit denen der Präsident der Suez-Compagnie die drei Forderungen sammt und sonders zurückgewiesen hat? Wo bleibt der gepriesene glorreiche Sieg? — Er sieht einer Niederlage sehr ähnlich.

Indessen Herr v. Lesseps wird diese Niederlage leicht verwinden und sich in der veränderten Stellung seiner Gesellschaft bald zurecht finden. Er weiß, was ihm und was der Gesellschaft nützt, er hat die Interessen der letzteren stets mit vielem Eifer und in den meisten Fällen bisher mit Erfolg vertreten. Er kennt seine Landsleute: er weiß, daß sie Uebertreibungen und Verdrehungen gern in den Kauf nehmen, wenn schließlich nur dem Selbstgefühl der großen Nation in bündiger Weise geschmeichelt wird. Mag er daher in der bisherigen Weise fortfahren, — nur soll er nicht glauben, daß er durch seine Windbeuteleien für das Unternehmen, an dessen Spitze er steht, außerhalb Frankreichs Propaganda mache. Bei uns Deutschen wenigstens gilt Solidität für die beste Empfehlung. —

Es ist leicht zu ersehn, wie durch den gegenwärtigen Vertrag die bisherige Stellung der Suez-Compagnie durchaus modificirt worden ist, und wie dadurch das ganze Unternehmen einen wesentlich anderen Charakter gewonnen hat.

Die Engländer, die aus politischen Gründen stets gegen die Durchstechung des Isthmus von Suez gestimmt waren, hatten bis dahin gleichwohl die Constituirung der französischen Compagnie, den Beginn und die

[redacted]

allmähliche Weiterführung der Arbeiten ruhig mit angesehen, und sie mußten in ihrer Meinung, daß der Durchführung des Canals unüberwindliche technische Schwierigkeiten entgegenstünden, dadurch nur bestärkt werden, daß die Arbeit in den ersten Jahren nur sehr langsam vorrückte. Das Ganze mochte ihnen wie eine Chimäre erscheinen, die man nur sich selbst überlassen dürfe, um sie, wie sie entstanden sei, so auch wieder verschwinden zu sehen. Da stellte plötzlich der Vicekönig, im Frühjahr 1862, der Suez-Compagnie 20,000 Fellachen zur Verfügung, und die Arbeiten erhielten hierdurch einen bis dahin ungekannten Aufschwung. Dies erregte die Aufmerksamkeit der englischen Regierung, die anfing die Realisirung des französischen Projectes zu befürchten, zumal seitdem der englische Ingenieur Hawkshead in einem auf gründliche Untersuchungen gestützten Bericht nachgewiesen hatte, daß das Unternehmen zwar schwierig, aber in technischer Beziehung möglich sei. Henry Bulwer, der englische Gesandte in Constantinopel, nahm im Winter $18^{62}/_{63}$ „aus Gesundheitsrücksichten" seinen Aufenthalt in Aegypten, und hatte hier Gelegenheit, sich aus eigener Anschauung davon zu überzeugen, daß, wenn man mit derselben Energie weiterarbeite, der verkürzte Seeweg nach Indien in einigen Jahren dem Verkehr übergeben werden könne. Es mußte also etwas geschehen, um Frankreich aus der günstigen Position zu drängen, die es sich in Aegypten vermittelst des Suez-Canals zu schaffen gewußt hat. England trat aus seiner zuwartenden Stellung heraus, und Sir Henry machte den Sultan darauf aufmerksam, wie das notorische Streben des Vicekönigs, sich von der Pforte unabhängig zu machen, durch sein Verhältniß zur Suez-Compagnie wesentlich gefördert werde, und wie nothwendig es sei, die hierüber ohne die nothwendige Ratification der Pforte abgeschlossenen Verträge zu ändern. Die türkische Regierung war stets der Meinung gewesen, daß die Förderung des Suez-Canals nicht in ihrem Interesse liege. Der englische Gesandte fand daher mit seinen Vorstellungen geneigtes Gehör und dictirte Ali Pascha die mehr erwähnte Note, in der mit vielem Geschick zwei Punkte hervorgehoben sind, die den Lebensnerv des ganzen Unternehmens treffen.

Die Fortführung der Canalbauten in der bisherigen Weise nämlich war allein dadurch möglich gemacht, daß die ägyptische Regierung der Compagnie regelmäßig 20,000 Fellachen stellte, und ein hiergegen ergangenes Verbot mußte die Arbeiten, wenn nicht zum Stillstand bringen, so doch wieder auf den langsamen Betrieb der ersten Jahre zurückführen. Indem daher die Pforte gegen die von Said Pascha übernommene Verpflichtung protestirte, ununterbrochen Handarbeiter in der angegebenen Zahl zu liefern, war die dem Betrieb drohende Gefahr eine sehr ernste, um so mehr da

die Pforte zur Begründung ihrer Forderung das wohl verstandene Interesse des Landes mit allem Recht geltend machen konnte.

Aegypten ist wesentlich auf den Getreidebau angewiesen, sein Export besteht hauptsächlich in Cerealien, und es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß die für den Ackerbau nothwendigen Arbeitskräfte stets vorhanden sind. Nun stellt das ohnehin dünn bevölkerte Land bereits seit dem Frühjahr vorigen Jahres 20,000 Mann zum Suez-Canal, die in so kurzen Zwischenräumen abgelöst werden, daß, während die angegebene Zahl auf dem Isthmus arbeitet, ebenso Viele auf dem Hinmarsch aus dem Innern des Landes und ebenso Viele auf der Heimreise begriffen sind, so daß also dem Feldbau 60,000 Fellachen entzogen werden. Bringt man nun noch in Anschlag, daß es den wenigsten Arbeitern gelingt, von ihrem sehr niedrigen Tagelohn, nach Bezahlung der dürftigen Kost, etwas zu erübrigen, und daß die Mehrzahl aller Mittel entblößt den Heimweg antritt, so wird man zugeben, daß das dem Lande auferlegte Opfer ein sehr bedeutendes ist. In Folge der mangelnden Fürsorge der Regierung sind unter den heimkehrenden Arbeitern zahlreiche Erkrankungen unvermeidlich, und in diesem Sommer brach unter einem solchen Trupp, der auf einer Nilbarke eingepfercht war, sogar eine bösartige Fieber-Epidemie aus, die viele Opfer gefordert hat und außerdem natürlich weithin verschleppt wurde. Unter diesen Verhältnissen konnte der Sultan sich wohl auf seine landesväterliche Fürsorge berufen, wenn er sich gegen die vom Vicekönig eingegangene Verpflichtung auflehnte, im Gegensatz zu Herrn v. Lesseps, der den Frohnarbeiten civilisatorischen Einfluß nachrühmte!

Und dennoch ist die Türkei mit ihrer Forderung nicht durchgedrungen. Ismael Pascha stellt zum Suez-Canal nach wie vor 20,000 Fellachen, und die Compagnie hat den ihr drohenden gefährlichen Schlag durch das unbedeutende Opfer abwenden können, daß sie von jetzt an einen etwas höheren Tagelohn zahlt. Die Erklärung hierfür müssen wir in der persönlichen Politik des Vicekönigs suchen, auf die wir sogleich zurückkommen werden.

Die zweite von der Türkei gestellte Forderung bezog sich auf das von der Suez-Compagnie erworbene Recht der Nutznießung auf den durch dieselbe bewässerten und bebauten Ländereien. Diese Concession ist in der That eine sehr bedeutende, denn der Süßwasser-Canal, der vom Nil in östlicher Richtung nach dem in der Mitte des Isthmus belegenen Timsah-(Crocodil-)See geht und sich dann theilt, um nach Norden bis Port Saïd, nach Süden bis Suez weitergeführt zu werden, gewährt die Möglichkeit, auf dieser ganzen Strecke zu beiden Seiten des Canals einen bedeutenden Theil der Wüste zu cultiviren. Nach wenigen Jahren würde also in je-

[redacted]

nen Gegenden eine bedeutende französische Colonie entstanden sein, die, bei der bevorzugten Stellung, welche die Europäer in der Türkei einnehmen, von der Landes-Obrigkeit durchaus unabhängig gewesen wäre und allein unter der Jurisdiction des französischen Consulats gestanden hätte.

Wie bereits erwähnt, war der Compagnie für die bezeichneten Gründe Steuerfreiheit für zehn Jahre bewilligt worden, später sollte sie die landesübliche Abgabe zahlen. Wir sind nicht Kenner des Korans, um zu wissen, was es mit der von Herrn von Lesseps angeführten Bestimmung des muselmännischen Gesetzes auf sich hat, daß das bebaute Land demjenigen nicht wieder genommen werden darf, der es urbar gemacht hat. Aber auch ohne diese zweifelhafte Doctrin wäre es der Suez-Compagnie ein Leichtes gewesen, den Besitz des von ihr colonisirten Terrains zu einem ewigen zu machen. Die Dauer des Rechtes der Compagnie ist auf 99 Jahre festgesetzt, von der Vollendung der Arbeiten und der Eröffnung des großen Canals zu rechnen. Durch die Hinausschiebung der Vollendung konnte also die Nutznießung der durch den Süßwasser-Canal befruchteten Ländereien beliebig verlängert werden.

Frankreich hätte durch seine Colonie auf der Grenze zwischen Asien und Africa einen vortrefflichen Stützpunkt zur Betreibung seiner weiteren Pläne im Orient gewonnen, und es ist von vielen Seiten stets behauptet worden, daß es bei dem ganzen Canalbau Frankreich nur um Erreichung dieses politischen Zieles zu thun gewesen sei. Dieser Meinung mochte denn auch England geworden sein, und, sowie es selbst aus seiner Passivität heraustrat, konnte es ihm nicht schwer werden, die Pforte zu gleichem Vorgehen zu bewegen, indem es dieselbe auf die handgreifliche Gefahr aufmerksam machte, die ihr in Aegypten drohe. Die beiden Regierungen haben denn auch ihren Zweck erreicht. Der Artikel 10 der Concessionsurkunde vom 5. Januar 1856 hat seine Geltung verloren, und der Vicekönig zahlt statt des von seinem Vorgänger der Suez-Compagnie abgetretenen Terrains eine Geldentschädigung.

Zwar verbleibt der Compagnie noch einiges Grundeigenthum, im Wadi Tumeilat, dem Thale, in welchem der Süßwasser-Canal vom Nil nach dem Timsah-See geht. Sie hat die ursprünglich Ilhami Pascha, dann Said Pascha gehörigen Besitzungen Letzterem abgekauft, und diese Güter nehmen den größten Theil des Wadi Tumeilat ein. Die französische Colonisation ist also noch immer nicht ausgeschlossen: aber einmal sind gerade hier die Ländereien am wenigsten fruchtbar, und dann ist das jetzige Verhältniß, nach Verlust des früheren, ausgedehnten Vorrechts, der Art, daß die der französischen Regierung mit Recht oder mit Unrecht zugeschriebenen Pläne fortan unmöglich gemacht sind.

Fassen wir das über den ägyptisch-türkischen Vertrag Gesagte zusammen, so hat die Pforte zwar die Concession machen müssen, daß die Frohnarbeiten am Canal fortgesetzt werden, dagegen hat sie in der Hauptsache ihren Zweck erreicht, — sie hat den Suez-Canal aus einem politischen Unternehmen zu einem rein industriellen gemacht. Die Times spricht ihre Zufriedenheit mit dem erlangten Resultat aus, und es ist daher anzunehmen, daß die öffentliche Meinung in England, die in diesem Blatt ziemlich getreu wiedergegeben zu werden pflegt, den unter Englands Protection zu Stande gekommenen Vertrag günstig ansieht. Alle rein politischen Nebengedanken sind jetzt ausgeschlossen, die Frage ist auf das commercielle Terrain gestellt, es sollte daher eine Verständigung über die Bedeutung des Canals leichter möglich sein. Doch ist jede Discussion darüber müßig, da sie sich immer nur auf Voraussetzungen stützen kann. Herr v. Lesseps verspricht die Vollendung des Werkes nach drei Jahren. Wollen wir ihm also diesmal glauben, so wird sich bald herausstellen, ob er Recht hat, wenn er von der Eröffnung des Suez-Canals eine neue Epoche für den Welthandel datirt, oder die vielen Zweifler, denen er begegnet ist.

Ismael Pascha hat den handelspolitischen Vortheil, der Aegypten aus dem Suez-Canal erwachsen würde, immer sehr gering angeschlagen. Es ist bekannt, daß er als Prinz stets gegen die ungeheuren Opfer geeifert hat, die dem Lande zugemuthet werden mußten, um den Verbindlichkeiten gegen Herrn v. Lesseps nachkommen zu können. Auch nachdem er zur Regierung gelangt war, hat der jetzige Vicekönig sich in ähnlicher Weise ausgesprochen. Er erklärte, daß die Frohnarbeiten am Canal aufhören müßten und daß er nicht gesonnen sei, die von Said Pascha gezeichneten Suez-Actien zu übernehmen, da eine von seinem Vorgänger eingegangene Privatverpflichtung nicht dem Staat zur Last fallen könne. Man erwartete unter diesen Umständen allgemein eine Krisis für den Suez-Canal. Da plötzlich tritt eine Aenderung ein. Ismael Pascha übernimmt die von Said Pascha gezeichneten Actien im Werth von 85 Millionen Francs (mehr als die Hälfte des ganzen Capitals, denn die Gesammtkosten sind auf 162 Millionen Francs veranschlagt), und verpflichtet sich außerdem, monatlich regelmäßig eine bedeutende Summe an die Compagnie zu zahlen. Auch sollen die 20,000 Fellachen nach wie vor gestellt werden. Woher dieser Umschlag?

Die traditionelle Politik der Nachkommen Mehmet Ali's ist auf den Beistand Frankreichs berechnet, dieser Beistand wird aber natürlich nicht ohne entsprechende Gegenleistung gewährt. Frankreich hatte den verstorbenen Said Pascha dadurch in seine Macht bekommen, daß es ihm eintretenden Falls seine Unterstützung zur Losreißung von der Türkei zuge-

[redacted]

sagt hatte. Etwas Aehnliches mag man auch dem jetzigen Vicekönig in's Ohr geflüstert haben, und der von ihm geforderte Preis wird Nachgiebigkeit gegen die Suez-Compagnie gewesen sein.

Dies war geschehen, als die Note vom 6. April erschien. Ismael Pascha war zwischen zwei Feuer gestellt. Er suchte beiden Theilen gerecht zu werden: der Türkei, indem er der Compagnie die Ländereien entzog, Frankreich, indem er die Frohnarbeiten am Canal fortdauern ließ.

Hat nun zwar die englische Politik in der Suez-Canal-Frage einen entscheidenden Sieg davon getragen, so bleibt doch der französische Einfluß in Aegypten vorherrschend, der auf dem von ihm eingeschlagenen Wege stetig verschreitet. Der Sultan sieht, daß sich in dem alten Culturlande neues, selbständiges Leben regt, er sieht, daß die ägyptische Regierung sich mehr und mehr seinem Einfluß entzieht. Er sieht es, kann es aber nicht hindern. Der Vicekönig behält sein Ziel unverrückt im Auge und hofft, es eines Tages mit Hülfe Frankreichs zu erreichen.

Jeder große Staat verfolgt schließlich eine Politik seiner Interessen. Wie daher in dem Leben des einzelnen Menschen der Eigennutz „ein mächtiges Princip der Schöpfung, Erhaltung und Erneuerung ist," so läßt auch der Staat sich durch das Streben nach Selbsterhaltung leiten. Er muß die Berechtigung seiner Existenz nachweisen, indem er die ihm zugewiesene Stelle ausfüllt. Er muß durch die That beweisen, daß er seine specifische Bestimmung, das ihm inwohnende Lebensprincip richtig erkannt hat. Bleibt er hier zurück, so ist er dem Untergang geweiht und muß seinen Platz einem Anderen einräumen. So verfolgt in der orientalischen Frage jeder der interessirten Staaten mit großer Consequenz eine Politik, wie sie dem Interesse seiner Machtvergrößerung entspricht. Rußland strebt seit Katharina nach Constantinopel, Oesterreich möchte die Donaufürstenthümer seinem Reiche beifügen, England will das osmanische Reich aufrecht erhalten, um seinen Einfluß dort geltend machen zu können, Frankreich sucht im Orient kleinere, selbständige Staaten zu begründen. Jede dieser Mächte hat von ihrem Standpunkt aus Recht. Dies darf uns aber nicht hindern, der Politik Frankreichs den Vorzug zu geben, ganz abgesehen von den Triebfedern, die ihr zu Grunde liegen. Sentimentale Uneigennützigkeit wird ohnehin Niemand bei den Franzosen voraussetzen.

Frankreich wollte im Jahre 1839 Aegypten von der Pforte unabhängig machen und es durch Syrien vergrößern, das Ibrahim Pascha, der Sohn Mehmet Ali's, erobert hatte und besetzt hielt. Leider überwog damals England im Rath der Großmächte; Palmerston sprach das oft gerügte Wort aus: „Aegypten allein und die Wüste als Grenze zwischen dem Sultan und seinem Vasallen." Syrien wurde den Türken zurück-

Fassen wir das über den ägyptisch-türkischen Vertrag Gesagte zusammen, so hat die Pforte zwar die Concession machen müssen, daß die Frohnarbeiten am Canal fortgesetzt werden, dagegen hat sie in der Hauptsache ihren Zweck erreicht, — sie hat den Suez-Canal aus einem politischen Unternehmen zu einem rein industriellen gemacht. Die Times spricht ihre Zufriedenheit mit dem erlangten Resultat aus, und es ist daher anzunehmen, daß die öffentliche Meinung in England, die in diesem Blatt ziemlich getreu wiedergegeben zu werden pflegt, den unter Englands Protection zu Stande gekommenen Vertrag günstig ansieht. Alle rein politischen Nebengedanken sind jetzt ausgeschlossen, die Frage ist auf das commercielle Terrain gestellt, es sollte daher eine Verständigung über die Bedeutung des Canals leichter möglich sein. Doch ist jede Discussion darüber müßig, da sie sich immer nur auf Voraussetzungen stützen kann. Herr v. Lesseps verspricht die Vollendung des Werkes nach drei Jahren. Wollen wir ihm also diesmal glauben, so wird sich bald herausstellen, ob er Recht hat, wenn er von der Eröffnung des Suez-Canals eine neue Epoche für den Welthandel datirt, oder die vielen Zweifler, denen er begegnet ist.

Ismael Pascha hat den handelspolitischen Vortheil, der Aegypten aus dem Suez-Canal erwachsen würde, immer sehr gering angeschlagen. Es ist bekannt, daß er als Prinz stets gegen die ungeheuren Opfer geeifert hat, die dem Lande zugemuthet werden mußten, um den Verbindlichkeiten gegen Herrn v. Lesseps nachkommen zu können. Auch nachdem er zur Regierung gelangt war, hat der jetzige Vicekönig sich in ähnlicher Weise ausgesprochen. Er erklärte, daß die Frohnarbeiten am Canal aufhören müßten und daß er nicht gesonnen sei, die von Said Pascha gezeichneten Suez-Actien zu übernehmen, da eine von seinem Vorgänger eingegangene Privatverpflichtung nicht dem Staat zur Last fallen könne. Man erwartete unter diesen Umständen allgemein eine Krisis für den Suez-Canal. Da plötzlich tritt eine Aenderung ein. Ismael Pascha übernimmt die von Said Pascha gezeichneten Actien im Werth von 85 Millionen Francs (mehr als die Hälfte des ganzen Capitals, denn die Gesammtkosten sind auf 162 Millionen Francs veranschlagt), und verpflichtet sich außerdem, monatlich regelmäßig eine bedeutende Summe an die Compagnie zu zahlen. Auch sollen die 20,000 Fellachen nach wie vor gestellt werden. Woher dieser Umschlag?

Die traditionelle Politik der Nachkommen Mehmet Ali's ist auf den Beistand Frankreichs berechnet, dieser Beistand wird aber natürlich nicht ohne entsprechende Gegenleistung gewährt. Frankreich hatte den verstorbenen Said Pascha dadurch in seine Macht bekommen, daß es ihm eintretenden Falls seine Unterstützung zur Losreißung von der Türkei zuge-

sagt hatte. Etwas Aehnliches mag man auch dem jetzigen Vicekönig in's Ohr geflüstert haben, und der von ihm geforderte Preis wird Nachgiebigkeit gegen die Suez-Compagnie gewesen sein.

Dies war geschehen, als die Note vom 6. April erschien. Ismael Pascha war zwischen zwei Feuer gestellt. Er suchte beiden Theilen gerecht zu werden: der Türkei, indem er der Compagnie die Ländereien entzog, Frankreich, indem er die Frohnarbeiten am Canal fortdauern ließ.

Hat nun zwar die englische Politik in der Suez-Canal-Frage einen entscheidenden Sieg davon getragen, so bleibt doch der französische Einfluß in Aegypten vorherrschend, der auf dem von ihm eingeschlagenen Wege stetig verschreitet. Der Sultan sieht, daß sich in dem alten Culturlande neues, selbständiges Leben regt, er sieht, daß die ägyptische Regierung sich mehr und mehr seinem Einfluß entzieht. Er sieht es, kann es aber nicht hindern. Der Vicekönig behält sein Ziel unverrückt im Auge und hofft, es eines Tages mit Hülfe Frankreichs zu erreichen.

Jeder große Staat verfolgt schließlich eine Politik seiner Interessen. Wie daher in dem Leben des einzelnen Menschen der Eigennutz „ein mächtiges Princip der Schöpfung, Erhaltung und Erneuerung ist," so läßt auch der Staat sich durch das Streben nach Selbsterhaltung leiten. Er muß die Berechtigung seiner Existenz nachweisen, indem er die ihm zugewiesene Stelle ausfüllt. Er muß durch die That beweisen, daß er seine specifische Bestimmung, das ihm inwohnende Lebensprincip richtig erkannt hat. Bleibt er hier zurück, so ist er dem Untergang geweiht und muß seinen Platz einem Anderen einräumen. So verfolgt in der orientalischen Frage jeder der interessirten Staaten mit großer Consequenz eine Politik, wie sie dem Interesse seiner Machtvergrößerung entspricht. Rußland strebt seit Katharina nach Constantinopel, Oesterreich möchte die Donaufürstenthümer seinem Reiche beifügen, England will das osmanische Reich aufrecht erhalten, um seinen Einfluß dort geltend machen zu können, Frankreich sucht im Orient kleinere, selbständige Staaten zu begründen. Jede dieser Mächte hat von ihrem Standpunkt aus Recht. Dies darf uns aber nicht hindern, der Politik Frankreichs den Vorzug zu geben, ganz abgesehen von den Triebfedern, die ihr zu Grunde liegen. Sentimentale Uneigennützigkeit wird ohnehin Niemand bei den Franzosen voraussetzen.

Frankreich wollte im Jahre 1839 Aegypten von der Pforte unabhängig machen und es durch Syrien vergrößern, das Ibrahim Pascha, der Sohn Mehmet Ali's, erobert hatte und besetzt hielt. Leider überwog damals England im Rath der Großmächte; Palmerston sprach das oft gerügte Wort aus: „Aegypten allein und die Wüste als Grenze zwischen dem Sultan und seinem Vasallen." Syrien wurde den Türken zurück-

gegeben, Aegypten zu einem in der Familie Mehmet Ali's nach dem Alter (nicht nach der Erstgeburt) erblichen Vasallenstaat der Türkei gemacht. Seitdem haben Frankreich sowohl wie England an der damals befolgten Politik festgehalten, und wir werden sie, indem wir ihnen bis auf die Gegenwart folgen, wie in Aegypten so in Syrien im Kampfe mit einander sehen.

Frankreich will den Orient regeneriren, indem es die einzelnen Provinzen des türkischen Reichs, in denen sich noch Lebensfähigkeit zeigt, von Constantinopel unabhängig macht, ihnen eine selbständige Verwaltung, selbständige Justiz giebt und ihnen so die Möglichkeit einer neuen, eigenartigen Entwicklung gewährt. Hingegen hat England sich die unveränderte Aufrechthaltung des türkischen Reichs in seiner jetzigen Gestalt zur Aufgabe gestellt. England hat in der Person des Lord Stratford de Redcliffe viele Jahre zu Constantinopel regiert. Es weiß also, daß die Türkei sich selbst nicht mehr regieren kann. Es sieht ein, daß der altersschwache Staat seinem Ende entgegen geht, aber es vermag nicht anzugeben, was geschehen soll, wenn der Moment der Auflösung gekommen ist. Der Fortbestand der Türkei ist im Interesse des europäischen Gleichgewichts nothwendig, — also muß sie in ihrer heutigen Regierungsform, in ihrer heutigen Zusammensetzung aufrecht erhalten werden. Darüber kommt England nicht hinaus. Es kann nichts Neues, Lebensfähiges schaffen, und macht daher vergebliche Versuche, einem sterbenden Körper neues Leben einzuhauchen. England war einen Augenblick in Versuchung, im Jahre 1860 dieser Politik untreu zu werden, indem es zu dem vom Lord Dufferin, dem englischen Mitgliede der internationalen Commission, vorgeschlagenen Plane einer selbständigen Constituirung Syriens seine Zustimmung erklärte. Aber Lord Russell änderte bald seine Meinung und stellte sich wieder auf die Seite des Sultans.

Die orientalische Frage kann in jedem Augenblick zur Lösung kommen. Die Türkei besitzt so geringe Widerstandskraft, daß bei jedem Aufstande, jeder vereinzelten Schilderhebung ihre ganze Existenz auf dem Spiele steht. Der entscheidende Moment kann daher über Nacht kommen. Die englische Politik wird dann schnell ihren Entschluß fassen müssen, denn bis jetzt hat sie Positives nicht aufgestellt; man kann daher nicht wissen, wofür sie sich entscheiden wird, wenn es sich nicht mehr darum handelt, das ottomanische Reich in seiner heutigen Verfassung aufrecht zu erhalten, sondern ihm eine neue Organisation zu geben. Frankreich aber wird den bisher resultatlosen Kampf gegen die Integrität des Türkenreiches von Neuem und dann wohl mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen. Die geschichtliche Entwicklung schreitet folgerichtig vor. Es wird uns daher schwer anzu-

nehmen, daß die Großmächte Europas den anderen Provinzen der Türkei auf die Dauer werden verweigern können, was sie vor nur einem Menschenalter Griechenland und noch später den Donaufürstenthümern gewährt haben.

Bei all' ihrer Ohnmacht hat die Türkei aber doch, in der vor einem Jahr zum Abschluß gekommenen syrischen Frage, mit diplomatischen Waffen über die vereinigten Großmächte gesiegt. Wir müssen hierauf etwas näher eingehen, um die heutige Lage Syriens besser verstehen zu lernen.

Es ist bekannt, daß nach den traurigen Ereignissen des Jahres 1860 eine internationale Commission in Beirut zusammentrat, mit der dreifachen Aufgabe, die Urheber der Christenmetzeleien zu ermitteln und zu bestrafen, eine angemessene Entschädigung für die von den Christen erlittenen Verluste festzustellen, und die geeigneten Maaßregeln zu treffen, um der Wiederkehr ähnlicher Scenen vorzubeugen. Fuad Pascha, der als Bevollmächtigter der Pforte die Unterhandlungen mit der Commission zu führen hatte, verstand es meisterhaft, dieselbe aus einer Position nach der anderen herauszudrängen, und auf diese Weise die Intervention scheitern zu machen.

Die Commission war einig darüber, daß die Schuld der Ereignisse die türkischen Beamten und Officiere treffe, leider aber kam es über die Straffälligkeit der Drusen, als der bereitwilligen Werkzeuge der Türken, zu keiner Einigung. England verfocht, in Opposition gegen die anderen Mächte, die Sache der Drusen mit einer Energie, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, und der zur Aburtheilung der Angeklagten in Beirut niedergesetzte außerordentliche Gerichtshof erkannte gegen die Drusen sehr niedrige Strafen. Diese Meinungsverschiedenheit machte Fuad Pascha sich sehr geschickt zu Nutze, um auch die einmüthig verlangte Bestrafung der Türken, als der Urheber, abzulehnen. Er erklärte, daß er an den Urtheilssprüchen, wie der außerordentliche Gerichtshof in Beirut sie getroffen habe, nichts ändern könne und die Entscheidung daher der ottomanischen Pforte anheimstellen müsse.

Nicht minder glücklich war Fuad Pascha in den Verhandlungen über den zweiten Punkt, die den Christen zu zahlenden Entschädigungen betreffend. Man war übereingekommen, die Entschädigungssumme auf 150 Millionen Piaster, etwa 7½ Millionen Thaler, festzusetzen, und zwar sollten 64 Millionen hiervon Damascus und den Gegenden auferlegt werden, die sich an der Plünderung betheiligt hatten, den Rest von 86 Millionen sollte die Pforte zahlen. Die Commissaire waren der Meinung, daß die Sache hiermit entschieden sei, — da erklärte Fuad Pascha am 22. December 1860, er habe eine Depesche erhalten, wonach seine Regierung sich die Entschei-

dung darüber vorbehielte, in welcher Weise die Entschädigungen festzusetzen und zu zahlen seien. Alles Protestiren der Commissaire war erfolglos. Also auch die Entscheidung dieser zweiten Frage, die vor Allem an Ort und Stelle verhandelt werden mußte, war nach Constantinopel verlegt worden. Später theilte Fuad Pascha mit, daß die Pforte 75 Millionen Piaster Entschädigungsgelder, also die Hälfte der von der Commission veranschlagten Summe, für hinreichend halte.

Die Commission, die Anfangs so fest und entschieden aufgetreten war, sah die Macht ihren Händen mehr und mehr entgleiten, so daß ihr schließlich ein Erfolg nur in der dritten Frage, der Reorganisation Syriens, zu hoffen blieb.

Wir kommen hier auf den bereits erwähnten Plan Lord Dufferin's zur Errichtung einer einheitlichen und unabhängigen Verwaltung Syriens zurück. Obgleich dieser Plan nicht angenommen worden ist, so wollen wir ihn doch in seinen wesentlichen Punkten skizziren, weil er nach unserer Meinung den einzigen Weg bezeichnet, auf dem die Herbeiführung gedeihlicher Zustände in Syrien möglich ist. Lord Dufferin sieht die Ursachen der jetzigen traurigen Lage dieses Landes, abgesehen von den Verhältnissen, die ihm mit der ganzen Türkei gemein sind, hauptsächlich in Folgendem.

Erstens wurde dieses Paschalik von jeher an den meistbietenden Pascha vergeben, und zwar meist nur auf zwei Jahre, so daß dieser also in dem kurzen Zeitraum nicht nur sein Pachtgeld aus dem Lande herausziehen, sondern auch ein bedeutendes Vermögen erwerben mußte, und das war natürlich ohne die größten Ungerechtigkeiten und Erpressungen nicht möglich.

Ferner ist die strategische Lage Syriens sehr ungünstig. Da nämlich die türkischen Provinzen sich gegenseitig ihre Truppen zu leihen pflegen, wenn es sich darum handelt, die gestörte Ordnung wiederherzustellen, so ist Syrien, bei seiner isolirten Lage, oft völlig wehrlos gewesen, indem seine Truppen, die es anderen Paschaliks zu Hülfe geschickt hatte, nicht schnell genug zurückkehren konnten, um mittlerweile ausgebrochene Unruhen zu unterdrücken. Dies ist im Jahre 1860 der Fall gewesen.

Endlich ist Syrien stets von türkischen Beamten verwaltet worden, die weder die Sprache, noch die Sitten des Landes kannten.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, schlägt Lord Dufferin eine selbständige, gut bezahlte, von Constantinopel, so wie von den Einflüssen der europäischen Consuln unabhängige Verwaltung vor. Der von der Pforte im Einverständniß mit den Großmächten ernannte Gouverneur hält eine vom Lande bezahlte, bewaffnete Macht, hat auch eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit und zahlt an die Pforte nur einen Tribut. Kein Zweifel,

daß, wie Lord Dufferin die Hoffnung ausspricht, unter einer solchen von Europa garantirten Verwaltung, Syrien, bei seiner Fruchtbarkeit und seinem natürlichen Reichthum, sich bald zu einem bedeutenden Wohlstande entwickeln würde.

Das Hauptverdienst dieses Planes besteht darin, daß er eine einheitliche Gewalt im Lande constituirt. Man unterscheidet in Syrien die Nationalitäten nach den religiösen Bekenntnissen: die unirten, die nicht unirten Griechen, die Maroniten, die Drusen, die Metaulis gelten für verschiedene Nationen; man zählt nach Kirchen und Gemeinden, nicht nach Köpfen. Hierbei kann das Individuum natürlich nicht zur Geltung kommen, der Mensch existirt nicht, nur die Kirche. Die Priester üben eine unbegrenzte Gewalt über die Gemeinden aus, und es liegt natürlich in ihrem Interesse, die jetzigen Zustände aufrecht zu erhalten, da jede Veränderung nur eine Verringerung ihrer Macht und ihres Einflusses mit sich bringen könnte. Das Leben dieser „Nationen“ ist in ihrer Kirchengemeinschaft umschrieben: die spitzfindigsten theologischen Unterscheidungen halten sie mit der größten Gewissenhaftigkeit aufrecht, und der Maronit sieht auf den Griechen mit derselben Verachtung herab, wie auf den Drusen. So ist also von einer politischen Einheit keine Rede. Jedes die verschiedenen Religions-Genossenschaften einigende Band fehlt: die ihnen gemeinsame Sprache, die Gleichheit der Lebensweise und der Anschauungen kommen nicht zur Geltung, die Verschiedenheit ihres Glaubensbekenntnisses hält sie auseinander. Diese Sonderstellung war bei den Maroniten und den Drusen am weitesten entwickelt worden, weil man diesen beiden „Nationen“ im Jahre 1842 und 1845 selbständige Caimacams bewilligt hatte, den Drusen, die nur etwa 30,000 Köpfe stark sind, so gut wie den Maroniten, deren Zahl sich auf etwa 150,000 beläuft. Es waren also Staaten im Staate errichtet worden, und die nothwendige traurige Folge war, daß der Antagonismus der „Nationen“ nur noch schroffer wurde. Anstatt sie einander näher zu führen, hatte man die zwischen ihnen bestehende Kluft erweitert.

So lange diese Verhältnisse bestehen, müssen alle Bemühungen, Syrien aus seinem jetzigen elenden Zustande emporzuheben, erfolglos bleiben. Es bedarf vor Allem einer einheitlichen, kräftigen Regierung, die sich Achtung und ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen weiß. Dann werden den verschiedenen „Nationen,“ die jetzt auf kleinem Raume unverträglich neben einander wohnen, die ihnen allen gemeinsamen Interessen allmählich zum Bewußtsein kommen, das Gefühl der politischen Zusammengehörigkeit wird bei ihnen erwachen und sie werden anfangen, sich als die Kinder eines Landes zu betrachten. Wenn ihr Blick nicht mehr an der Kirchen-

mauer seine unübersteigliche Grenze findet, wenn der Maronit wie der Druse, der Grieche wie der Metauli begreift, daß, um die bisher unbenützt gebliebenen Schätze ihrer gemeinsamen Heimath zu heben, jeder Einzelne von ihnen zu Opfern bereit sein müsse, wenn sie auf diese Weise das eigene Wohl dem Wohle des Ganzen unterordnen lernen, dann wird im Libanon neues zukunftreiches Leben erwachen, dann werden sich die Grundlagen eines gesunden, staatlichen Organismus bilden, dann wird Syrien in der großen Staatengemeinde sich zu der Stelle emporheben, auf die es vermöge seiner bedeutenden Hülfsquellen hingewiesen ist.

Lord Dufferin legte daher vor Allem Nachdruck auf die einheitliche Regierungsgewalt, er ließ die bisherige Ausnahmsstellung der Maroniten und der Drusen aufhören, und stand nicht an, Fuad Pascha zum Gouverneur vorzuschlagen.

Daß Syrien sich unter dem energischen Regiment eines Muselmanns sehr wohl befinden kann, hat Ibrahim Pascha hinlänglich bewiesen. Noch heute sprechen die Leute, die sich seiner Zeiten erinnern können, mit einer nur zu natürlichen Sehnsucht von der Sicherheit, der Ruhe, der Ordnung, die damals herrschten. Ibrahim Pascha regierte mit Strenge, ja mit Grausamkeit, aber er übte Gerechtigkeit gegen Christen wie gegen Mohamedaner. Er hielt die Beduinen im Zaum und machte auf der andern Seite den Maroniten alle Concessionen, die sie billiger Weise verlangen konnten. Er schützte die Christen gegen die Mohamedaner, deren Fanatismus er unnachsichtig entgegentrat, so daß religiöse Excesse nur höchst selten vorkamen. Die gemeinnützigen Anstalten, auf die Ibrahim Pascha bedacht war, zeigten sehr bald ihre segensreiche Wirkung. Der Ackerbau hob sich, Handel und Industrie gewannen einen neuen Aufschwung, das ganze Land erhielt ein anderes Ansehen.

Warum sollte eine ebenso erfolgreiche Verwaltung nicht auch heute noch unter einem mohamedanischen Gouverneur möglich sein? Freilich wird es schwer halten, unter den Türken den Mann zu finden, der die nöthigen Garantien eines verständigen und gerechten Gebrauches der ihm anvertrauten Gewalt bietet, aber er ist jedenfalls zu finden. St. Marc Girardin hat sehr nachdrücklich Abdel Kader empfohlen.

Der Plan von Lord Dufferin wurde von der Pforte natürlich sehr energisch zurückgewiesen, und auch Frankreich erklärte sich dagegen, weil es Bedenken trug, die den Maroniten im Jahre 1842 und 1845 gewährten Vortheile ohne Weiteres zu opfern, und sie ohne speciellen Schutz einer türkischen Landesobrigkeit zu unterstellen. England, das sich durch die Annahme des Planes eine Inconsequenz hatte zu Schulden kommen lassen, gab dieser Opposition gegenüber denn auch bald nach, und Lord Russell

schickte seinem Commissair die kategorische Weisung, für Aufrechthaltung des christlichen Caimacamats zu stimmen.

Aus den Berathungen der internationalen Commission ging schließlich ein Plan hervor, der im Wesentlichen dem am 9. Juni 1861 zu Constantinopel festgestellten Reglement über die Organisation zu Grunde liegt. Dies Reglement entspricht insofern dem französischen Princip, als ein Christ zum Gouverneur bestimmt wird, es vertritt aber anderen Theils auch das türkische Interesse, indem die frühere Zerstückelung des Landes und seine vollständige Abhängigkeit von Constantinopel wiederhergestellt wird. Der Libanon hat in Daud Pascha *) einen christlichen Gouverneur erhalten, aber er ist kein Eingeborner, und hierdurch hört die unabhängige Stellung auf, die den Maroniten die Organisation der Jahre 1842 und 1845 gewährt hatte. Die Maroniten wie die Drusen verlieren ihren eingebornen Caimacam, sie sind dem Gouverneur unterworfen, der direct von Constantinopel abhängt, während der maronitische und der drusische Caimacam vom Pascha von Beirut abhingen.

Die neue Organisation führt neben den beiden früher in Syrien bestandenen Eyalets (die arabische Bezeichnung der Verwaltungsdistricte) von Damascus und Saida ein drittes ein, das Eyalet des Libanon. Eine Neuerung, die der türkischen Regierung nur erwünscht sein kann, denn durch diese Dreitheilung wird die Zersplitterung der Kräfte befördert, die Elemente, aus deren einträchtigem Zusammenwirken der Pforte Gefahr erwachsen könnte, werden aus einander gehalten, und es ist der Regierung möglich gemacht, noch einen Schein von Autorität aufrecht zu erhalten.

Hiernach hat die Reorganisation in Syrien nicht viel Neues geschaffen, und das wenige Neue ist von zweifelhaftem Werth. Es ist im Großen und Ganzen nach der Intervention der Großmächte geblieben, wie es vorher war. Ist die Existenz der Christen im Lande jetzt vielleicht weniger gefährdet als früher, so ist dies nicht das Verdienst der neuen Verfassung, sondern lediglich die noch fortdauernde Wirkung der Thatsache, daß die Großmächte nach den letzten Metzeleien ihren Glaubensbrüdern gegen die Türken zu Hülfe gekommen sind. Es ist dies ein nicht gering anzuschlagender Erfolg der internationalen Commission, den wir um so lieber constatiren, als wir auch von dem ungelöst gebliebenen Theil ihrer Aufgabe haben sprechen müssen. Der Fanatismus der Türken besteht ungeschwächt fort, ihr guter Wille, die Christen in ihrem Reiche auszurotten, wartet nur auf die Gelegenheit, sich von Neuem zu bethätigen, aber sie

*) Daud Pascha, ein Armenier, ist mehrere Jahre bei der türkischen Gesandtschaft in Berlin angestellt gewesen und spricht ziemlich geläufig deutsch. Er ist Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften.

haben im Jahre 1860 gesehen, daß die Christen des Libanon unter der Obhut Europas stehn, und sie fürchten, daß ein zweites mißglücktes Massacre die verderblichsten Folgen für das ganze Reich haben würde. Die internationale Commission in Beirut war ein gefährlicher Gegner der türkischen Regierung, so lange die Mitglieder über das zu verfolgende Ziel einig waren. Dies hat man in Constantinopel wohl im Gedächtniß behalten und hütet sich, die Veranlassung zu einer zweiten, ähnlichen Intervention zu geben, denn ein zweites Mal auf die Uneinigkeit der Großmächte rechnen zu wollen, deren geschickte Benutzung den Türken diesmal zum Siege verholfen hat, wäre vermessen. England hat mit der Offenheit und Rücksichtslosigkeit, die auch die Sprache seiner Diplomaten kennzeichnen, es der Pforte geradezu gesagt, daß sie die Wiederholung ähnlicher Unordnungen in Syrien mit den größten Opfern werde bezahlen müssen.

Unter diesen Umständen fürchtet man im Lande gerade nicht eine Erneuerung der Scenen aus dem Jahre 1860, aber es herrscht deshalb doch keineswegs das Gefühl der Sicherheit. Das Christenviertel in Damascus liegt noch heute in Schutt und Trümmern, Niemand denkt an den Wiederaufbau. So lange die jetzigen Zustände bestehen bleiben, werden diejenigen, die in den Schreckenstagen der Plünderung die Stadt verlassen haben, nicht zurückkehren, und die Zurückgebliebenen wohnen in den mohamedanischen Quartieren der Stadt. Vor einigen Monaten jagte die Ermordung eines Christen in Damascus die ganze christliche Bevölkerung so in Schrecken, daß sie in großen Schaaren die Stadt verließ. Erst allmählich kehrten die Entflohenen in die Stadt zurück, nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Mord aus Privatrache verübt war, und daß ihm jedes politische Motiv fern lag.

So lebt man in Syrien recht eigentlich aus der Hand in den Mund. Jeder ist von der Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände überzeugt, und vor Allem davon, daß unter der türkischen Regierung nie eine Besserung eintreten kann. Nach einem türkischen Sprichwort wächst da kein Gras wieder, wohin ein Osmane seinen Fuß gesetzt hat, und das ist buchstäblich wahr. Die fruchtbarsten Länder sind unter der Herrschaft der Türken in Einöden verwandelt worden. Die Cultur wird ausgerottet und statt ihrer die Barbarei zurückgeführt, das Alte verfällt und Neues wird nicht geschaffen. Ueber etwaige Bedenken, die wegen der Zukunft bei ihnen auftauchen könnten, hilft ihnen ihr unbegrenzter Fatalismus hinweg.

In Syrien, wie in der ganzen Türkei, bleiben die reichen Hülfsquellen, die jede civilisirte Regierung zur gewinnreichen Ausnutzung auffordern würden, unerschlossen. Nach dem vorübergehenden Aufschwung, der unter

der kurzen Regierung Ibrahim Paschas eingetreten war, sind Ackerbau und Gewerbfleiß wieder in den trägen, mangelhaften Betrieb der früheren Zeiten verfallen, und der Handel kann zu keiner Bedeutung gelangen, da es an Vertrauen fehlt. Niemand will sein Geld in einem Lande anlegen, dessen gegenwärtige Lage zu deutlich den Charakter des Provisoriums trägt. Gemeinnützige Unternehmungen bleiben der Regierung fremd. So ist eine Wasserleitung in Beirut dringendes Bedürfniß, sowohl für die Bevölkerung, der es während mehrerer Monate des Sommers an trinkbarem Wasser fehlt, als für den Land- und Gartenbau. Der fruchtbare Boden, der die reichsten Erndten giebt, so wie er nur bewässert wird, würde die Kosten der Anlage hundertfach vergüten, und die Bewohner der Stadt würden für genießbares Wasser gerne eine Abgabe zahlen. Gleichwohl geschieht nichts, Anschläge und Pläne sind wiederholentlich gemacht und von Europäern dringend befürwortet worden, aber — sie kommen nicht zur Ausführung.

Eine zweite Lebensfrage für Beirut ist die Anlage eines Hafens, denn die offene Rhede ist sehr schlecht und bietet den Fahrzeugen nicht den geringsten Schutz: noch im vorigen Winter sind zwei größere Schiffe Angesichts der Stadt gescheitert. Welche Bedeutung es für den Handel haben müßte, wenn die Metropole Syriens mit einem Hafen versehen würde, läßt sich leicht ermessen. Zudem sind die Verhältnisse für den Bau günstig, so daß die Kosten nicht hoch sein würden. Aber auch hierbei ist man über das Projectemachen bis jetzt noch nicht hinausgekommen.

Ebenso wenig sorgt die Regierung für Besserung der Gebirgswege und Anlage von Landstraßen. Was in dieser Beziehung geschieht, geht von Europäern aus, und sie müssen froh sein, wenn der Pascha ihnen nur kein Hinderniß in den Weg legt.

Wenden wir uns nach dem Gebirge, so sehen wir Daud Pascha, trotz alles guten Willens, außer Stande, durchgreifende Verbesserungen durchzuführen und neuen Einrichtungen Eingang zu verschaffen. Er hat gegen ein unüberwindliches Mißtrauen der Maroniten zu kämpfen, die ihn als ihren natürlichen Feind betrachten und stets Böses von ihm befürchten. Sie verhalten sich daher gegen ihn stets abwehrend und folgen seinen Anordnungen nur, wenn sie unwesentliche Dinge betreffen. Glauben sie durch seine Befehle irgend ein wichtigeres Interesse gefährdet, so leisten sie Widerstand, und Daud Pascha hat nicht die nothwendige militärische Macht in Händen, um sich Gehorsam zu verschaffen. Im Herbst vorigen Jahres war es nahe daran, daß es im Kesrawan, dem nördlich von Beirut gelegenen, von Maroniten bewohnten Theile des Gebirges, zu einer Schilderhebung kam. Daud Pascha hatte den Bau einer Straße angeordnet,

und die Maroniten, die darin eine Gefahr für ihre Sicherheit erblickten, weil dann ihre Felsennester nicht mehr so unzugänglich sein würden, protestirten dagegen und rotteten sich in bewaffnete Haufen zusammen, so daß Daud Pascha den Straßenbau aufgeben und schließlich zufrieden sein mußte, wenn ihm nichts Schlimmeres widerfuhr. Die Maroniten gehorchen ihrem Gouverneur, wenn er sie gewähren läßt; ein Zustand, welcher der Anarchie nahe verwandt ist.

Nicht besser sieht es in den beiden andern Ejalets aus. Die beiden Paschas haben zu wenig Truppen, um einem bewaffneten Widerstand mit Erfolg begegnen zu können, und ein energisches Auftreten ist ihnen dadurch zur Unmöglichkeit gemacht. Fuad Pascha gab in der Sitzung der internationalen Commission vom 26. Januar 1861 die Erklärung ab, daß er für die Ruhe in den Städten einstehen könne, daß er aber nicht im Stande sei, die Bevölkerung des flachen Landes im Zaum zu halten, „diese Bevölkerung, die kein Gesetz anerkennt und immer nur halb unterworfen gewesen ist.“ Mußte Fuad Pascha dies Bekenntniß ablegen, so gilt dasselbe in erhöhtem Grade heute. Die Türken sind heute so wenig Herren des Landes, wie sie es je gewesen sind, und gerade in letzter Zeit sind ihre Hauptfeinde, die Beduinen, ihnen besonders gefährlich geworden. Wir haben von ihnen daher etwas ausführlicher zu sprechen.

Von den in der syrischen Wüste und in den östlichen Theilen Syriens herumziehenden Beduinenstämmen sind die mächtigsten die Wulad Ali unter dem Scheich Mohammed ibn Duchi und die Rualla unter dem Scheich Feysal. Durch geschickte Intriguen war es den Türken bisher gelungen, diese beiden Stammführer getrennt zu halten. Sie schürten geschickt die Eifersucht zwischen ihnen an und übten das divide et impera in erfolgreicher Weise aus. Noch im vorigen Jahre haben die türkischen Truppen mit Glück gegen sie gekämpft, sich bald gegen den Einen, bald gegen den Anderen wendend, so daß die Beduinen sich aus der Gegend von Damascus zurückziehen mußten und sich nach Süden wandten, wo sie in der gleichsam eine natürliche Festung bildenden Hochebene Ledscha sichern Schutz vor den Verfolgungen der Truppen fanden. In dies zur Vertheidigung ganz geschaffene Terrain, gegen das selbst Ibrahim Pascha seine Kraft vergebens aufgeboten hat, wagten die Türken nicht weiter vorzudringen. Wenn ihnen also auch ein entscheidender Erfolg fehlte, so konnten sie sich doch immer als die Sieger ansehen. Seitdem haben die beiden Beduinen-Scheichs, ihr gegenseitiges Interesse besser erkennend, ihre kleinen Eifersüchteleien bei Seite gesetzt und Frieden mit einander geschlossen, um sich gegen den gemeinsamen Feind zu verbinden. Mohammed ibn Duchi und Feysal stehen jetzt mit ihren Stämmen in der Rekaa, der zwischen dem

Libanon und dem Antilibanon gelegenen Hochebene. Seit ihrer Versöhnung ist es zu einer Action mit dem türkischen Militär nicht gekommen.

Nicht weniger ungünstig hat sich die Stellung der türkischen Regierung den im Süden des Ejalets von Saida wohnenden Beduinen gegenüber gestaltet. Es sind dort, in der Gegend des Berges Tabor, in dem alten Galilea, die Hauaras angesessen, die vor etwa hundert Jahren aus der Wüste Sahara dorthin eingewandert sind und ihre ursprüngliche Organisation beibehalten haben, obgleich sie über ein verhältnißmäßig weites Gebiet vertheilt sind. Es wohnen oft in einem Dorfe nur zwei, drei Familien von ihnen, aber sie sind wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet und werden deshalb von den Landbewohnern nicht belästigt. Vor etwa funfzig Jahren soll ein Nachschub Hauara-Beduinen aus Afrika nach Syrien gekommen sein und sich seinen Stammesbrüdern dort angeschlossen haben. In neuerer Zeit zeichnete sich ein einflußreicher Führer dieser Hauaras, Namens Akil Aga el Hassy, durch Räubereien und Gewaltthaten aller Art aus. Die Türken waren so glücklich, ihn gefangen zu nehmen, sie brachten ihn nach Constantinopel und stellten ihn auf den Galeeren ein. Zur Zeit des Krimmkrieges entkam Akil Aga seiner Haft, und wußte sich, da er ein umsichtiger, muthiger und brauchbarer Mensch ist, den Franzosen nützlich zu machen, die es, nach Beendigung des Krieges durchsetzten, daß die Pforte ihren entsprungenen Sträfling nicht nur begnadigte, sondern auch als Anführer einer Truppe unregelmäßiger Reiterei (Baschi Bozuks) in ihren Dienst nahm. Akil Aga kehrte in dieser Eigenschaft nach seiner Heimath, der Gegend um den Berg Tabor, zurück und wußte sich an der Spitze seiner Reiterschaar bald gefürchtet und geachtet zu machen. Er gewann einen bedeutenden Einfluß und wendete denselben zunächst dazu an, Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen. Die Landstraßen wurden vollständig sicher, so daß man in jenen Gegenden nicht mehr wie früher von Mord- und Raubanfällen hörte. Die Araber sagen, „eine schöne und mit Juwelen geschmückte Frau könnte ohne Gefahr das Land durchreisen," für den Orientalen das Kriterium der höchsten Rechtssicherheit. Dasselbe wird auch den Zeiten Ibrahim Pascha's zum Ruhme nachgesagt.

Den Türken aber gefiel die durchaus unabhängige Stellung, die sich Akil Aga zu schaffen gewußt hatte, nicht und sie machten im Jahre 1857 einen Versuch, sich dieses unbequemen Häuptlings zu entledigen. Sie bedienten sich zu diesem Zweck einer Kurdenschaar von etwa 500 Mann, die sie vor Kurzem unter ihrem Anführer Mohammed Said ebenfalls als Baschi Bozuks in Dienst genommen hatten, und die im Lande als Eindringlinge scheel angesehen wurden. Diese Kurden also wurden von Damascus aus nach den Wohnsitzen der Hauaras geschickt. Sie trafen in

der Nähe des Sees Tiberias auf Akil Aga an der Spitze seiner Beduinen und wurden von ihm bei Kurn (Horn) Hattin auf's Haupt geschlagen, auf demselben Gefilde, wo Guido Lusignan, der letzte König von Jerusalem, im Jahre 1187 die entscheidende Schlacht gegen Saladin verlor, in Folge deren das Königreich Jerusalem in Trümmer sank. Die Kurden zerstreuten sich nach allen Seiten und leben noch jetzt vereinzelt hier und da im Lande. Von kurdischen Baschi Bozuks aber ist seitdem in Syrien nicht mehr die Rede gewesen.

Die Macht Akil Aga's wurde durch diesen Sieg natürlich nur noch mehr befestigt, und er ist seitdem im unbestrittenen Besitz seiner unabhängigen Stellung geblieben. Der unter seinem Einfluß stehende Landstrich aber ließ sich sein Regiment gern gefallen. Akil Aga beschützte bereitwilligst die Reisenden, ohne Ansehen der Person und des Glaubens, und die Aufrechthaltung eines gesetzlichen Zustandes im Jahre 1860 war allein ihm zu danken. Die Christen suchten und fanden bei ihm Schutz gegen die Mohamedaner. Auf dem weiten Gebiet zwischen St. Jean d'Acre (Acca) und Ghaza, südlich von Jaffa, sind in jenen unruhigen Zeiten keine Gewaltthaten vorgekommen, Handel und Verkehr haben nicht die geringste Störung erlitten. Der Einfluß des angesehenen Führers erstreckte sich sogar bis in die Wüste; selbst die nomadischen Tribus pflegten seine Befehle zu respectiren. In Anerkennung seines loyalen Verhaltens, und namentlich in Anerkennung des wirksamen Schutzes, den er den Christen gewährt hatte, wurde Akil Aga von der französischen Regierung zum Officier der Ehrenlegion ernannt.

Die Türken aber, scheint es, hat neuerdings wieder die Lust angewandelt, diesen kleinen Souverän bei Seite zu schaffen, der mit vollständigen Hoheitsrechten in seinem District waltete und daselbst an Stelle der türkischen Regierung gebot. Zur Ausführung des Planes schien ein Plünderungszug von Beduinen aus dem Norden Syriens eine günstige Gelegenheit zu bieten. Die im Antilibanon und in der Gegend von Hamah ansässigen Beni Sacher (Söhne der Wüste) waren raubend bis in die Gegend des Sees Tiberias vorgedrungen. Wenn man gegen sie zu Felde zog, konnte ja mit Leichtigkeit auch eine Razzia unter den Hauaras gehalten werden. Der Caimacam von Acca ging den Beni Sacher mit drei Kanonen entgegen, ehe er aber noch zur Action kam, hatte Akil Aga die Horde bereits zurückgetrieben. Als dann später Ali Pascha aus Damascus mit einem Bataillon Infanterie zur Unterstützung des Caimacams eintraf, hatten die beiden tapferen Generale wenigstens die Genugthuung, den Beni Sacher 700 Schaafe abzunehmen, die in Acca als gute Beute für 40,000 Piaster verkauft wurden.

Akil Aga war hierüber empört, mochte auch wohl gemerkt haben, daß die türkische Expedition eigentlich seiner Person galt, und so hat er seinen Posten als türkischer Officier niedergelegt und ist mit 500 Familien Hauaras und Hauadis nach Ghaza gezogen. Die Folgen seiner Entfernung haben sich augenblicklich gezeigt: es sind in der Ebene Jesreel bereits mehrere Mordthaten verübt worden, unter Andern an einem Priester der Terra santa. Der Pascha von Saida, der von allen Seiten bestürmt wurde, er möge die Rückkehr Akil Aga's veranlassen, da dieser allein im Stande sei, dem jetzigen recht- und schutzlosen Zustande ein Ende zu machen, hat versprochen das Seinige zu thun, um den Aga zur Wiederübernahme seines Postens zu bewegen. Ob dieser aber ohne Weiteres den Türken trauen wird, nachdem er der Schlinge, die sie nach ihm geworfen hatten, kaum entgangen ist? In jedem Fall wird er die bündigsten Versprechungen und Garantien verlangen, und die Regierung wird sie ihm wohl nicht verweigern können, da die Franzosen, schon wegen der Ermordung des Priesters, ein specielles Interesse daran haben, daß ihr Schützling vor den Griffen der Türken sicher gestellt werde.

Dieses kleine Intermezzo ist wieder ein sprechender Beweis dafür, wie machtlos die Türken im Lande sind. Ihre Truppen haben den mächtigen Beduinenstämmen der Wulad Ali und der Rualla nach deren Vereinigung noch nicht gegenübergestanden, und es ist sehr fraglich, ob sie im Stande sein werden, ihnen die Spitze zu bieten. Die Beni Sacher, wegen des erwähnten Verlustes ihrer Schaafheerden neuerdings erbittert, werden sicher die erste Gelegenheit ergreifen, um für diesen Raubstreich Vergeltung zu üben. Und Akil Aga wird sich leicht bestimmen lassen, den Türken ihren diesmal verunglückten Handstreich heimzuzahlen. Die Drusen endlich, die sich vor drei Jahren von den Türken gegen ihre Stammfeinde, die Maroniten, gebrauchen ließen, werden eintretenden Falls sich ebenso bereitwillig gegen die Türken wenden und an ihnen Rache dafür nehmen, daß diese sie im Jahre 1860 zur Ausrottung der Christen aufhetzten und dann, als der barbarische Plan mißlang, alle Schuld auf sie schoben. Diese von den Türken damals mit vielem Geschick durchgeführte Politik haben die Drusen ihnen nicht vergessen, und wenn sie auch nur einige tausend Mann in's Feld stellen können, so sind sie doch wegen ihres persönlichen Muthes ein nicht gering zu achtender Feind.

Feinde ringsum! können die Türken in Syrien sagen. Feinde, die nur auf eine von außen gegebene Parole warten, um loszubrechen. Und die Parole wird gegeben werden. Eine hochgestellte Person in Paris hat im vorigen Jahre dem maronitischen Bischof Tobia, einem einflußreichen politischen Intriguanten, die Versicherung gegeben, daß Frankreich in der

syrischen Frage noch nicht das letzte Wort gesprochen habe. Es erleidet auch wohl keinen Zweifel, daß Frankreich die erste Gelegenheit ergreifen wird, um für die Niederlage, die es in Syrien erlitten hat, Rache zu nehmen, und es dürfte in diesem Falle an den unzufriedenen und kriegerischen Elementen, die, wie wir gesehen haben, in Syrien selbst und an seinen Grenzen zerstreut sind, bereitwillige Verbündete finden.

Beyrut, im September 1863.

Christian Friedrich Freiherr von Stockmar.

(Von einem langjährigen Freunde des Verstorbenen.) *)

In der neuesten Geschichte der deutschen Fürstenhäuser wohl das merkwürdigste Ereigniß ist der rasche, glänzende Aufschwung des Koburger Hauses. Abstammend von dem jüngsten der sieben Söhne, unter die Herzog Ernst der Fromme sein thüringisch-fränkisches Erbe theilte, beschränkt auf die Herrschaft eines kleinen kaum sechszehn Quadratmeilen zählenden Gebiets an den einsamen Abhängen des Thüringer Waldes, — was wußte die Welt und Politik noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, noch zur Zeit des Wiener Congresses, von den Herzögen und Prinzen dieses Namens, als daß einer derselben — Prinz Josias — als österreichischer Feldmarschall gegen Türken und Franzosen gefochten und der anti-revolutionären Coalition in den Niederlanden seinen Namen geliehen hatte? Aber kaum ein Menschenalter später erstreckt sich die Macht und Ehre dieses Namens über die ganze westliche Hälfte Europas, sitzen zwei Koburger Prinzen auf den Thronen von Belgien und Portugal, steht ein dritter, vielleicht noch mächtiger und einflußreicher als jene beiden, als königlicher Gemahl neben dem

*) Noch mit seiner Arbeit beschäftigt, wurde der Verfasser durch das Erscheinen eines trefflichen Aufsatzes über Stockmar in den „Grenzboten" (Nr. 31) überrascht. Da er vieles dort Mitgetheilte nicht anders als wiederholen konnte, so dachte er einen Augenblick daran, seine Arbeit zurückzulegen — bis er sich bei näherer Betrachtung überzeugte, daß das ihm durch den Verstorbenen zu Theil gewordene Material und Vermächtniß doch ein vollständigeres sei als das von den Grenzboten benutzte. Im Sinne dieses Vermächtnisses vollendete er seine Skizze, und zwar, um dem Leser den Eindruck eines selbständigen Ganzen nicht zu stören, ohne weitere Bezugnahme auf die frühere, auch wo diese aus denselben Quellen geschöpft hat, und in der Zuversicht, daß deren Verfasser ihm, in Erinnerung an den gemeinsamen Freund, dies Verfahren zu gute halten wird.

Thron Großbritanniens, erscheint ein vierter in doppelter naher Verwandtschaft unter den Gliedern des neuen französischen Königshauses, — dessen Sturz ein fünfter, als Bewerber um die spanische Königin- und Königswürde, unwillkürlich mitherbeiführt. Und heute endlich erstreckt sich, durch weibliche Nachkommenschaft, die Macht und Hoffnung des Namens vor Allem noch über unser preußisches Königreich — nicht zu reden von dem transatlantischen Reich, das eben jetzt eine Kaiserin aus Koburger Blut erwartet. So rasch haben Liebe und Schönheit, Verstand und Ritterlichkeit das edle Haus aus dem Schatten ländlicher Stille auf die Gipfel der Zeit emporgehoben: so glänzend gleichsam ist es dem heiligen Georg, in welchem merkwürdiger Weise sowohl Großbritannien als das alte Schloß Koburg seinen Schutzheiligen verehrt, gelungen, das von ihm beschützte Reich und Geschlecht eins mit dem anderen zu verbinden und beide durch einander glücklich und mächtig zu machen! —

Auf's Innigste verflochten mit der Geschichte dieses raschen glänzenden Aufschwungs ist das Leben des Mannes, dem wir den folgenden biographischen Nachruf widmen. Den beiden bedeutendsten zu ausländischer Macht gelangten Prinzen des Koburger Hauses hat Baron Stockmar, dem einen, König Leopold, siebenundvierzig Jahre lang als vertrauter Diener und Freund, dem anderen, dem Prinzen Gemahl, dessen ganzes Leben hindurch als väterlicher Freund und Rathgeber zur Seite gestanden, und hat zugleich, während dieser Zeit, an fast allen bedeutenderen Angelegenheiten der übrigen Glieder des Hauses einen mitwirkenden Antheil genommen.

Christian Friedrich Stockmar — später in den sächsischen Adel, sowie in den bayrischen und österreichischen Freiherrnstand erhoben — war am 22. August 1787 zu Koburg geboren, und stammte aus einer daselbst seit längerer Zeit ansässigen und angesehenen Beamtenfamilie. Sein Vater starb (im Jahre 1824, gelegentlich des großen Brandes) als Justizamtmann zu Rodach, dem, halbweg zwischen Koburg und Hildburghausen gelegenen, anmuthigen Städtchen, das Rückert besungen hat. Er war, nach Bildniß und Ueberlieferung, ein schöner stattlicher Mann, bekannt und geachtet nicht minder wegen seiner unbeugsamen strengen Rechtlichkeit als seiner strenggemessenen gesellschaftlichen Haltung, — beides Eigenschaften, die sich auch im Sohne forterbten und wiedererzeugten. Als lebhafter und angeregter wird die Mutter, eine geborne Sommer, geschildert, der der Sohn mehr im Aeußeren gleichkam, und von der er auch — hierin dem Vater unähnlich — sein mehr feuriges, rasches, heiteres Wesen und sanguinisch-cholerisches Temperament geerbt zu haben scheint.

Aus diesem Temperament entsprang denn frühzeitig eine andere be-

zeichnende Eigenschaft, — ein gewisser kecker, in's Hohe und Weite hinausstrebender, Uebermuth, von dem die beiden überlebenden Schwestern noch aus des Bruders Knabenzeit allerlei Beispiele zu erzählen wissen. So rief er einmal bei Tisch, den zinnernen Teller von sich stoßend, aus: „wann ich einmal groß bin, werde ich nur von Silber speisen!" „Wenn du's kannst, mir soll's recht sein," antwortete die Mutter trocken. — Aber weitgehend wie solche Knabengedanken und Knabenwünsche gewesen sein mögen, so ist es doch von ihnen, mehr als von denen tausend anderer Kinder, wahr geworden, daß, was die Jugend wünscht, dessen das Alter die Fülle hat.

Gereizt und genährt werden mußte dieses dem Knaben angeborene hochfliegende Streben noch durch zwei äußere Umstände, einmal durch die Zeit, und zweitens die Heimath, in der er aufwuchs. Das Zeitalter seiner Jugend war das der großen französischen Revolution, das, indem es alle alten Verhältnisse und Gewohnheiten umstieß, alle Standes- und Landesunterschiede auflöste, zuletzt auf dieser tabula rasa nichts mehr gelten lassen wollte, als die entschlossen freie persönliche Kraft und Bildung. Eindrücke und Anschauungen dieser Art haben bei Stockmar tief fortgewirkt, und sind, besonders nachdem er dieselben auch von deutschen Männern wie Stein, Blücher und Gneisenau bewährt, aber zugleich durch den nationalen Gedanken beschränkt gefunden, in dieser ihrer Beschränkung einer der bestimmenden Grundsätze seines Lebens geblieben. Stockmar's Heimathsland aber gehörte zu jenen kleinen deutschen mikrokosmischen Fürstenthümern, die, während sie einerseits, durch unmittelbares Aneinanderreiben der Standesvorurtheile, den bürgerlichen Ehrgeiz reizen, zugleich, durch das Ungenügende ihrer politischen Stellung, diesen Ehrgeiz nöthigen sich auswärts Befriedigung zu suchen. Diese kleinen Staaten stellen gewissermaaßen die jüngeren ärmeren Söhne der Souveränetät dar, und finden sich als solche, für den mehr strebsamen Theil ihrer Bevölkerung, fortwährend auf fremden Dienst und Erwerb hingewiesen. Namentlich aber ist es — und zwar eben wohl wegen jener socialen Reizung — der fremde Staatsdienst gewesen, für den die kleinen Staaten, und zwar insbesondere die sächsischen Herzogthümer, als eine reiche Fundgrube erscheinen, und dem sie eine lange Reihe nicht nur einzelner Männer, sondern ganzer Familien geliefert haben. Wir erinnern an die Namen Ludolf, Gotter, Struve, Kotzebue, Wangenheim, Seebach, Hinkeldey und andere — eine Reihe Persönlichkeiten von freilich sehr verschiedener Richtung und Bedeutung, und unter denen sich auch wohl nur wenige an Kraft und Verdienst, Glück und Gesinnung mit ihrem Landsmann Stockmar messen können.

Der Beruf indessen, den der strebende junge Mann zunächst ergriff, und dem er seine ganze Kraft und Liebe widmete, war nicht der des Staatsmannes, sondern des Arztes. Fünf Jahre, 1805 bis 1810, studirte er in Würzburg, Erlangen und Jena Medicin, und erlernte so seine eigentliche Wissenschaft und Kunst, die, auch nachdem er sie praktisch aufgegeben, doch fortwährend die Grundlage seines wissenschaftlichen Denkens und kritischen Handelns gebildet hat. Auch Krisen des häuslichen und politischen Lebens faßte der spätere Staatsmann am liebsten von seinem ärztlichen Standpunkt auf, und zwar so, daß er, mit rascher Wegräumung eines jeden pathologischen Hindernisses, immer nur vorzugsweise auf das Freiwerden der heilenden sittlichen Natur, auf das herzustellende Wirken dieses oder jenes socialen oder anthropologischen Gesetzes hinzuwirken suchte. Und noch deutlicher vielleicht als in dieser Behandlungsweise verrieth er sein ärztliches Handwerk in der Weise, wie er solche gesellschaftlich-pathologische Zustände und Ereignisse unmittelbar zu erkennen wußte, wie er es vermochte, aus einzelnen Aeußerungen und Handlungen mit einem Blick den ganzen Menschen oder die ganze Lage der Dinge zu durchdringen, und nach dieser Diagnose dann auch sogleich sein eigenes Handeln und Benehmen festzustellen. Denn wie praktischer, nicht theoretischer, Arzt, so war und blieb Stockmar fortwährend auch ein vorzugsweise praktischer Mensch, trotz seiner späteren Vorliebe für gewisse allgemeine theoretische Erörterungen. In diesen erschien sein Geist zuweilen dürr und eintönig, im Handeln immer rasch, reich und fruchtbar, voll überraschender Erfindungen und Erfolge.

In Würzburg lernte Stockmar auch zuerst seinen, nur um siebenviertel Jahr jüngeren, fränkischen Landsmann Friedrich Rückert kennen, den er später in Koburg wiederfinden und mit ihm Freundschaft für's Leben schließen sollte. Den Eindruck, den er damals auf Rückert machte, schildert dieser als den eines ernsten, fleißigen, jungen Mannes mit etwas zurückgezogener vornehmer Haltung. Später nannte Stockmar sich selbst scherzweise wohl den „Merk" Rückert's, und wollte mit diesem Vergleich den kritisch-realistischen Gegensatz bezeichnen, in dem er zu seinem dichtenden Freunde stand. Ein kalter Verstandesmensch indessen war Stockmar gewiß ebenso wenig als Göthe's Freund, sondern barg wie dieser unter der nüchternen, nicht selten ironischen Oberfläche seines Wesens eine Fülle weichen Gefühls, dessen zuweilen durchbrechende Gewalt nur desto mächtiger, ja erschreckender wirkte. Ja, auch Stockmar's Kritik und Skepsis, die allerdings breit hervortrat, war in ihren Regungen und Aeußerungen weit weniger Sache der Analyse als der unmittelbaren Empfindung, und, wie wir schon oben bemerkten, einer gewissen inspirirten Diagnose.

Nach Vollendung seiner Studien begann der dreiundzwanzigjährige junge Mann seine praktische Laufbahn als Assistent seines Oheims Sommer in Koburg, und erhielt darauf, im Jahre 1812, eine amtliche Stellung als Stadt= und Land=Physicus. An dieses Amt knüpfte sich aber bald darauf eine schwere und gefährliche Pflicht, nämlich die Errichtung und Leitung eines großen Militär=Hospitals (in dem damals sogenannten Neubau, der späteren Kaserne) für die durchziehenden französischen, bald auch deutschen und russischen Truppen. Denn, kaum errichtet, ward das Hospital der Sitz des bösen Lazareth-Typhus, der den Heeren folgte, und der fast noch mehr Leben verschlang als das Schlachtfeld. Getreu seiner Pflicht, wagte es Stockmar, allein mit einem alten Chirurgen, der fürchterlichen Krankheit die Stirne zu bieten, wurde aber zuletzt, im November 1813, selbst davon befallen, und rang drei Wochen lang mit dem Tode. Doch der Eifer des Dienstes, der Schwung der großen Zeit beschleunigten seine Wiederherstellung, so daß er bereits im Anfang des folgenden Jahres den herzoglich sächsischen Contingenten als Ober-Arzt an den Rhein folgen konnte. Hier ward er sofort als Stabsarzt des fünften Armeecorps nach Worms commandirt, zur Leitung eines der vier großen Militär=Hospitäler, die Stein am Mittel-Rhein — in Mainz, Oppenheim, Guntersblum, Worms — hatte errichten lassen. Und hier war es auch, daß Stockmar mit dem großen deutschen Baron persönlich bekannt wurde, und zwar, wie es ja auch manchem anderen Zeitgenossen begegnet ist, vermittelst eines heftigen Wortwechsels, der sich darüber entspann, daß der junge Stabsarzt durch Aufnehmen französischer Hülfsbedürftiger in das Hospital einer Anzahl später eintreffender deutscher Kranken den Raum versperrt hatte. Aber so sehr auch Stockmar hier in seinem guten humanen Rechte zu sein glaubte, so wenig ließ er sich doch durch diese erste rauhe Begegnung in seiner Achtung und Liebe für einen Mann irre machen, den er schon damals als den Retter Deutschlands verehrte, und dessen ganzes politisches wie sittliches Wesen und Auftreten für ihn bis an's Lebensende das stolzeste Vorbild gewesen ist. — Was übrigens Stockmar's ärztliche Verdienste in jener Zeit betrifft, so sind dieselben keineswegs ohne mehrfache öffentliche Anerkennung geblieben. Sowohl deutscher- und russischer=, als auch französischerseits erhielt er Belobungsschreiben und Ehrenzeichen, — seitens Frankreichs namentlich durch die Generale Lohauté und Balzac, als dieselben zu solchen Zwecken, auf Ludwig's XVIII. Befehl, die französischen Rückzugslinien bereisten.

Indessen nahte jetzt die Zeit, wo das Leben des jungen Arztes in neue Bahnen einlenken sollte. Nachdem derselbe noch den Feldzug von 1815 als koburgischer Regimentsarzt mitgemacht, kehrte er zwar ein zwei-

tes Mal in sein Amt als Land-Physicus zurück, aber nur um dasselbe schon im Mai des folgenden Jahres gegen eine neue Stellung aufzugeben. Prinz Leopold, der damals, kurz vor seiner Vermählung mit Prinzeß Charlotte, Koburg besuchte, bot ihm die Stelle eines Leibarztes an, und forderte ihn auf, als solcher sogleich mit ihm zur Vermählung nach London zu reisen. Und so gehörte, nach allen früheren männlichen Anstrengungen, Stockmar nun als Diener und Gehülfe dem glücklichen Gestirne an, das mit jener Vermählung über das Koburger Haus aufging.

Prinzeß Charlotte, die ihren schönen, liebenswürdigen Gemahl aus reiner Liebe gewählt, faßte auch bald ein herzliches Zutrauen zu dem klugen jovialen Begleiter — ihrem dear Stockie, wie sie ihn scherzend zu nennen liebte. Sie bewährte diese ihre Zuneigung noch im Tode: mit der Hand in der seinigen, seinen Beistand anrufend „gegen die heimlichen Feinde, die sie betäuben und tödten wollten," verschied sie. Und dieser gemeinsame schwere Verlust ward nun ein neues inniges Band zwischen Stockmar und dem Prinzen. Am Leichenbette, in der Todesnacht (6. November 1817) nahm der junge fürstliche Wittwer seinem Schmerzensgefährten unter leidenschaftlichen Umarmungen das Versprechen ab, ihn fortan nicht mehr zu verlassen. Stockmar gab das Versprechen aus treuem Herzen, obschon, wie ein kurz darauf an eine Vertraute geschriebener Brief auch für diesen Fall bestätigt, es nicht in seiner Natur lag, solchen persönlichen Ereignissen des Augenblicks ein zu großes Gewicht beizumessen. — „Ich fühle immer mehr," lautet eine andere Stelle dieses Briefes, „mein Lebenserbtheil sind unerwartete Wendungen, und es werden derselben noch mehrere kommen, bis es aus ist. Ich scheine mehr da zu sein, für Andere als für mich selbst zu sorgen, und bin mit dieser Bestimmung gar wohl zufrieden."

Einer der glücklichsten Schritte, den Stockmar in seiner Sorge für des Prinzen englische Angelegenheiten thun konnte, war, daß er, schon im folgenden Jahr, denselben bestimmte, ihn, anstatt seines ärztlichen Amtes, mit der Führung seiner persönlichen Geschäfte, sowie namentlich auch seines Hofhaltes zu betrauen. Die kluge heitere Freigebigkeit, mit der Prinz Leopold fortan Haus hielt, der feine Tact, mit dem er außerhalb der Parteien seine Stellung nahm und behauptete, seine wohlgemessene vortreffliche Doppelhaltung zugleich als deutscher Prinz und als reich ausgestatteter Wittwer der englischen Königstochter, würde ihm ohne den Rath und Beistand seines neuen Secretärs und Hofmarschalls schwerlich so gut gelungen sein.

Die glänzende Eintönigkeit der nun folgenden zwölf Jahre ward durch drei Vorgänge unterbrochen, von denen einer Stockmar allein, zweie ihn mit dem Prinzen gemeinsam betrafen. Jener erstere Vorgang war,

im Jahre 1821, seine Vermählung mit einer Verwandten, Fanny Sommer, sowie die Gründung eines selbständigen Koburger Hausstandes, den er indeß über dreißig Jahr lang immer nur vorübergehend von England und Belgien aus zu besuchen kam. Die beiden anderen Unterbrechungen waren, zuerst, in den Jahren 1822/3 eine Reise mit dem Prinzen nach Italien, — und dann, im Jahre 1827, die in London geführten Verhandlungen über Annahme der neuen griechischen Königskrone. Letztere bildeten, wie in des Prinzen Leben, so auch in dem Stockmar's einen wichtigen politischen Abschnitt, theils weil es hier, seitens des Prinzen, zum erstenmal darauf ankam, einen großen selbständigen öffentlichen Entschluß zu fassen, theils weil dieser Entschluß durch das streitende Für und Wider so ganz besonders erschwert wurde. Nicht nur daß die neuauftauchende Krone von Hellas im vollsten Glanz der Tagesbegeisterung, im Lichte aller schönsten poetisch-politischen Erinnerungen und Hoffnungen Europas schimmerte, übte dieselbe auf den Prinzen Leopold auch noch die besondere persönliche Anziehungskraft, daß er seit seiner Kindheit sich nach dem Aufenthalt in jenen Gegenden gesehnt, ja diese Sehnsucht mit mehreren anderen Gliedern seines Hauses getheilt hatte, die fortwährend, und gleichsam im Widerspruch mit ihrem gegen Westen treibenden Schicksal, darauf sannen, sich vielmehr im Osten ein neues Glück zu gründen. Und doppelt rühmlich, so wie gewiß auch für Stockmar doppelt erfreulich, war deshalb die Selbstbeherrschung, mit der der Prinz sich bei seinem letzten Entschluß nicht von jenem romantisch-ritterlichen Reize bestimmen ließ, sondern von der Realität der vorliegenden Verhältnisse. Diese ergaben, daß, in der geographischen wie politischen Beschränkung, die dem neuen Königreich gezogen werden sollte, dasselbe schwerlich vermögen werde sich der eignen inneren Verworrenheit, noch weniger dem Gängelband der auswärtigen Intriguen zu entreißen, an dem es halb zufällig entstanden war.

Nicht minder, obschon auf ganz andere Weise, schwierig als in der griechischen war, drei Jahr später, der in der belgischen Thronfrage zu fassende Entschluß, bei dem Baron Stockmar dem Prinzen gleichfalls mit Rath und That zur Seite stand. Ohne daß hier, — abgesehen von dem den neuen Thron umringenden unmittelbaren Kampfe — irgend ein bestechender romantischer Reiz für die Annahme gesprochen hätte, widersprachen, vom Standpunkt der gewöhnlichen Politik aus, eine Reihe gewichtiger europäischer wie persönlicher Bedenken. Dieselben bezogen sich auf den halbrevolutionären, die Verträge von 1815 zerreißenden Ursprung des neuen Königreichs; auf den vorherrschend demokratischen Ursprung und Inhalt der anzunehmenden Verfassungsurkunde, mit der es in hohem Grade schwierig schien zu regieren; endlich auf die zweifelhafte politische wie natio-

nale Selbständigkeit und Lebensfähigkeit des abgerissenen Landes, besonders Frankreich gegenüber. Des Prinzen deutsche Abkunft und monarchisch-conservative Gesinnung, seine deutsch-fürstliche und russisch-militärische Vergangenheit verlieh diesen Bedenken ihren besonderen persönlichen Nachdruck. Daß sich aber König Leopold bemungeachtet zu der Annahme entschloß, — daß er es vorzog, anstatt der Fürst eines abenteuerlich auftauchenden Reichs an den Pforten Europas, der weise Monarch des neuen constitutionellen Musterstaats im Centrum europäischer Politik und Bildung zu werden, das entsprach, wenn nicht den unmittelbar wirksamen Rathschlägen, doch jedenfalls den Wünschen und Anschauungen seines Freundes. Gerade das Neue und Oppositionelle in der Entstehung Belgiens war es, was diesen reizte; gerade eine solche, dem alten heiligen Allianzsystem factisch wie theoretisch in's Gesicht schlagende Begründung des wahren constitutionellen Systems auf dem Continent erschien ihm als eine rettende That nicht minder für Deutschland als für Europa. Nur auf diesem, englischerseits zuerst von Canning eingeschlagenen Wege meinte er, würden die Völker und Staaten, würde namentlich auch Preußen es vermögen, sich der russisch-österreichischen Herrschaft zu entziehen; nur auf diesem dann auch Deutschland, an Preußens Seite, einmal im Stande sein, sich, von innen heraus, die gebührende Selbständigkeit und Freiheit zu erringen, die ihm von droben und draußen her fortwährend versagt wurde. Und wohl kannte er dabei die besondere Geeignetheit seines königlichen Herrn für einen solchen ihm hier zufallenden Beruf; wußte, wie kein anderer Fürst gleich ihm vermögen werde, durch alle Knoten der inneren und äußeren Politik immer ruhig entwickelnd und vermittelnd weiterzuschreiten. — Der bisherige Erfolg hat diese Erwartungen glänzend bestätigt; ja, hat sogar, besonders während der Jahre 1848/9, wenigstens vorläufig das dritte jener oben angeführten Hauptbedenken beseitigt, als fehle Belgien die gehörige national-politische Widerstandskraft gegenüber dem übermächtigen Nachbar. Ein politisches Werk aber, das in einer Zeit wie die gegenwärtige bereits ein Menschenalter lang gebauert, gewirkt und widerstanden hat, rechtfertigt schon hierdurch den Entschluß seiner Stiftung.

Bei der Uebernahme der belgischen Krone kam zwischen König Leopold und Großbritannien, außer dem neuen politischen, auch das bisherige ökonomische Verhältniß zur Verhandlung, und zwar so, daß dasselbe jetzt, bis auf gewisse vorgesehene Fälle, für gelöst gelten, und England, anstatt der parlamentarisch bewilligten beträchtlichen Annuity, nur verpflichtet bleiben sollte, eine kleine Summe theils zur Unterhaltung des Schlosses Claremont, theils zur Pensionirung früherer Diener fortzuzahlen. Zur Erle-

digung aller hierauf bezüglichen Fragen hielt sich Baron Stockmar, der auf diese Weise nun selbst in die Reihe der englischen Pensionäre eintrat, während der folgenden drei Jahre, 1831 bis 1834, in London auf, und stand zugleich während dieser Zeit, der Zeit der Londoner Conferenzen, dem belgischen Gesandten auch bei allen politischen Unterhandlungen im Namen seines Herrn zur Seite. Außerdem aber benutzte er diesen Londoner Aufenthalt bereits zur allmählichen Uebernahme einer neuen Sorge und Pflicht, die sich schließlich doch wohl als die Hauptaufgabe seines Lebens herausgestellt hat, nämlich die Sorge für die, allgemach der Kindheit entwachsende Prinzeß Victoria, Tochter der verwittweten Herzogin von Kent, der Schwester König Leopold's. Die weibliche, halbausländische Unsicherheit des kleinen Hofes von Kensington, inmitten des großen Londoner Intriguentheaters, setzte denselben gar manchen Störungen und Gefahren aus, die den Rath und Beistand eines Mannes wie Baron Stockmar doppelt nützlich — und, besonders ein paar Jahr später, doppelt erforderlich machten. Nach der Thronbesteigung (1837) versah Stockmar eine Zeit lang bei der jungen Königin die Stelle eines Privatsecretärs.

Im unmittelbaren Zusammenhang aber mit diesem neuen Verhältniß stand nun auch das, sofort sich entwickelnde, zu dem erwählten Gemahl der jungen Königin, dem Neffen König Leopold's, Prinzen Albert. Näher bekannt und vertraut wurde Baron Stockmar mit demselben während einer italiänischen Reise, auf der er ihn, im Jahr 1838, begleitete, um hier, unter dem anregenden Wechsel großartiger Eindrücke, mit dem jungen neunzehnjährigen Prinzen ein Seelenbündniß zu schließen, das für beide Theile ein lebenslängliches und ewiges geworden ist. Aus dem (einundfunfzigjährigen) Reise-Mentor ward bald der väterliche Freund, bald, nach der Vermählung, der gemeinsame Rathgeber und Hausfreund des jungen königlichen Ehepaars, nicht nur in allen häuslichen, sondern, bei der Untrennbarkeit des königlichen Daseins, auch in allen politischen Angelegenheiten.

Und so begann also nun diejenige Epoche des Stockmar'schen Lebens, die wir, wir wiederholen es, für seine eigentliche Lebensaufgabe halten und zu der uns sein ganzes früheres Thun und Leiden gewissermaaßen nur als eine Vorbereitung erscheint. Alles, was er an Geist, Kenntniß und Gesinnung ererbt und erworben, seine lange Vertrautheit und Verwachsenheit mit dem Koburger Hause, seine reiche ärztliche wie politische und gesellschaftliche Erfahrung, seine Länder-, Personen- und Sprachenkenntniß, sein nüchterner Verstand und besonnener Tact, seine joviale Laune und kecke Entschlossenheit, sein gerechtes Urtheil und warmes theilnehmendes Herz, — alle diese Eigenschaften dienten ihm jetzt und waren ihm

unentbehrlich in einer Stellung, in der es ihm abwechselnd zufiel, bald am Krankenbette oder Schreibtisch, für die Wiege oder den Thron Rath zu ertheilen; bald eine häusliche oder politische Mißhelligkeit zu schlichten und Verstimmung aufzuheitern; bald eine Wohlthätigkeitsbitte zu befürworten oder Bettelei zurückweisen zu helfen; bald eine neue Lehrerin oder Gouvernante vorzuschlagen, oder einen Kammerdiener in die Beichte zu nehmen; bald endlich, im heiteren anregenden Gespräch, zuerst nur den Prinzen, allmählich auch schon die königlichen Kinder belehrend zu unterhalten und weiterzubilden. Gewöhnlich gegen Abend, von dem Spazierritt oder von Geschäften zurückkehrend, die Arme voller Papiere und Despatch-Boxes, kam der Prinz, mit dem ihm eigenthümlichen heiteren Ungestüm, in das Zimmer des Barons gerannt und warf sich hier, berichtend, fragend, ausruhend auf das Sopha, während der alte Freund, erst klug zuhörend, bald selbst erzählend, im Zimmer auf- und niederschritt, und, meist aus dem eigenen Leben, eine sprudelnde Fülle ineinandergreifender Erfahrungen, Lehren, Anekdoten, Einfälle zum Besten gab. Von dem reichen Stoff, der den Geist und Sinn des Prinzen bildete, von den Formen, in denen und den Grundsätzen, nach denen er dachte, — wie Vieles mag aus solchen Gesprächen in ihn übergegangen sein, — und lebt und denkt nun heute, bereits über zwei Gräbern, fort und fort im Geist der königlichen Kinder!

Zu den vielen Eigenschaften aber, die den Baron für seine ausnahmsweise Stellung so besonders befähigten, kam noch eine mehr äußerliche, aber nichts desto weniger überaus wichtige Eigenschaft, — seine ökonomische Unabhängigkeit, sein außerhalb des Hofes liegender selbständiger Haushalt, der es ihm gestattete, in England, wie in Belgien immer nur als Gast zu erscheinen und zu verschwinden, sobald es ihm beliebte. Die gewöhnliche Zeit seines Eintreffens war der Anfang Octobers, wo er, zum Trost und Jubel aller Schloßbewohner, sein ihn erwartendes (gegen Süden gelegenes) Zimmer in Windsor-Castle bezog, — aber nach fünf, sechs oder sieben Monaten dann auch immer wieder, meistens ohne Abschied, von dannen ging. Und wie er in diesem Falle sich ohne Abschied zu entfernen pflegte, so war ihm dasselbe auch allnächtlich bei'm königlichen Thee gestattet, so daß man ihn hier, noch vor dem Aufbruch der Königin, plötzlich aufstehen und, quer durch den Saal wie durch die Etiquette, in seinen unvorschriftsmäßigen langen Beinkleidern, zum Erstaunen aller Gäste, sich zur Ruhe begeben sah. Aber weit entfernt, dauernden Anstoß zu geben, entsprach vielmehr dieses Benehmen den Empfindungen des englischen Publicums, und verstärkte, durch den Anblick einer so rücksichtslos bezeugten Unabhängigkeit, das allgemeine Zutrauen in Stockmar's Uneigennützig-

keit und Rechtlichkeit, — ein Zutrauen, dessen er bedurfte, um seine ausnahmsweise Stellung behaupten zu können. Nur weil man wußte, daß er weder für sich selbst noch für irgend eine Partei oder Coterie etwas suchte und forderte, gönnte man ihm das geheime Ohr des Prinzen und der Königin, und verzieh ihm einen gelegentlichen Rath auch in politischen Fragen. Die Minister aller Parteien, Grey und Melbourne wie Peel und Aberdeen, erkannten ihn in seiner Stellung eines vertraulichen Hausfreundes der königlichen Familie an, und liebten es mit ihm zu verkehren.*)

Ungefähr in der Mitte dieser Höhenzeit des Stockmar'schen Lebens war es, daß der Verfasser vorliegender Skizze den damals neunundfünfzigjährigen Mann zuerst kennen lernte. Während eines Frühstücks bei dem preußischen Gesandten in London, Ritter Bunsen, ward „Baron Stockmar" angekündigt, und hereintrat und setzte sich, bald das Gespräch beherrschend, ein beweglicher, sicherer, schlanker, eher kleiner Mann mit schmalem Kopf, braun-grauem Haar, kecker kurzer Nase, festem und doch vollem Mund, und, was sein Gesicht besonders ausdrucksvoll belebte, mit zwei jugendlich blitzenden, schalkhaft lauernden, feurig herausfordernden braunen Augen. Diesem seinem Aeußeren entsprach auch der Stil seines Benehmens und Gesprächs: kühn, heiter, derb, rasch, besonnen, — so daß, bei aller sprudelnden Fülle und nachlässigen Lebendigkeit der Rede, doch offenbar der Redende selbst gewisse Zielpunkte der Mittheilung und Beobachtung nie außer Acht ließ. In späteren Jahren freilich, besonders seit dem Tode seiner Tochter Marie (verehlichten Hettner), verlor das hier gezeichnete Bild viel von seiner kühnen elastischen Heiterkeit, und ließ in Blick und Stimme die verborgene liebevolle Weichheit der Seele tiefer und dauernder hervortreten. Stunden lang indessen siegte auch dann noch, noch bis in Stockmar's letzte Tage, die alte wunderbare Spannkraft und überwand Seelen- und Körperschmerz. Von seiner unbändigen Lebendigkeit und Energie in früherer Jugend aber zeugen die Worte, mit denen einer seiner Freunde ihn damals, während einer kleinen Unpäßlichkeit, zu trösten versuchte —: „ein Glück nur, daß du zuweilen krank wirst, denn sonst wär' es mit deinem Uebermuth gar nicht auszuhalten."

Das politische Ereigniß, das unseren Freund gerade damals, zur Zeit jenes seines Besuchs in Carlton-Terrace, lebhaft beschäftigte, waren die

*) Von den Mißdeutungen und Unverschämtheiten, denen Stockmar's Person und Stellung anfänglich auch in England ausgesetzt war, erzählen wir folgendes Beispiel. Ein reicher literärisch gebildeter Gentleman kam eines Morgens ihm einen Besuch zu machen und ein Geschenk von 10,000 Pfd. Sterl. anzubieten, blos für das Versprechen, er wolle bei J. Maj. der Königin ein derselben eingereichtes Gesuch um eine Pairie befürworten. Der unglückliche unverschämte Candidat ward natürlich augenblicklich und für immer aus dem Hause gewiesen.

spanischen Heirathen, und der hierüber entsprungene Zwiespalt zwischen Louis Philipp und England, oder vielmehr zwischen Louis Philipp's politischen und dynastischen Interessen, — ein Zwiespalt, über den nun auch die allgemeine Hohlheit und Baufälligkeit des Juliregiments zu Tage kam. Stockmar hat diese Katastrophe später in einem besonderen, auch durch die Quellenbenutzung merkwürdigen, historisch-politischen Aufsatz behandelt, dem längsten jemals von ihm geschriebenen, der sich, unter dem Titel „Constitutionelle Erfahrungen," in der Berliner Constitutionellen Zeitung (1850 und 1851, Nr. 426, 18, 91) abgedruckt findet und dessen Hauptzweck es ist, an dem Beispiel Guizot's und Louis Philipp's die moralisch-politischen Gefahren des Pseudoconstitutionalismus zu erörtern.

Daß der Riß der entente cordiale nicht ohne bedenkliche Folgen für die Julidynastie sein würde, sah Stockmar voraus, und ließ es geschehen; ohne freilich zugleich alle die übrigen Folgen zu ermessen, mit denen das Jahr 1848 Europa überschütten sollte. Aber mit Freude und Genugthuung begrüßte er diese Ereignisse nichts destoweniger und warf sich mit jugendlichem Feuer in den politischen Sturm, der, vor allen Ländern Europas, dem deutschen Vaterland, und in diesem vielleicht ihm selber, ein neues Leben zu öffnen verhieß.

Wenn wir nämlich oben die stille Wirksamkeit Stockmar's am englischen Hofe als die Höhe und Hauptaufgabe seines ganzen Lebens bezeichneten, so hatten wir dabei mehr den schließlichen Erfolg als das innere Streben, mehr die Worte jenes 1817 geschriebenen Briefes, „ich erkenne es als meine Bestimmung für Andere zu sorgen" als Stockmar's spätere dauernde Empfindung im Auge. Dieser konnte allerdings eine Thätigkeit nicht genügen, die, bei allem Glanz und Einfluß, doch immer dazu verurtheilt blieb, eine geheime zu sein, — eine, wie Stockmar selbst im scherzhaften Unmuth wohl zu sagen pflegte, eher weibliche und tantenhafte als männliche und staatsmännische. Daß er aber auch zu einer solchen das Zeug habe, fühlte er wohl, und erkannte zugleich deutlich, wo er dafür das eigentliche Feld zu suchen habe. Unter allem Rausch und Taumel ausländischer Behaglichkeit, sowie angeborner Jovialität war Stockmar's Gemüth unverändert deutsch geblieben, und hatte durch den englischen Aufenthalt eben nur gelernt, die schimpfliche Machtlosigkeit der deutschen Nation, sowie die Ursachen derselben, tiefer zu würdigen. „Ja, wer hier," rief er wohl zuweilen aus, „als heilender Arzt und Retter eintreten dürfte! wer hier die Macht hätte, alle störenden Hindernisse wegzuräumen und die niedergehaltene Kraft des besten und sittlichsten aller Völker frei zu machen!" „Nur wer dies vermöchte," fügte er dann wohl hinzu, „würde auch im Stande sein, das wankende Gleichgewicht Europas zu befestigen

und die Welt sicherzustellen vor der doppelten Barbarei der Anarchie wie des Despotismus." — Das Material aber und den Beruf für eine solche rettende That sah er natürlich nur in dem preußischen Staat, aber auch in diesem erst, wenn derselbe sich entschlossen haben würde, constitutionell, und dadurch fähig zu werden, den übrigen deutschen Staaten für den constitutionellen Ausdruck ihres nationalen Bedürfnisses einen entsprechenden Anlehnungspunkt zu bieten. Nach langem Zögern begann, durch die Berufung des Vereinigten Landtags, ein solcher Entschluß preußischerseits endlich in's Leben zu treten, und Stockmar eilte nach Berlin, um die Verhandlungen und Vorgänge persönlich zu beobachten, — und um schließlich die Ueberzeugung mit hinwegzunehmen, daß, trotz alles Sträubens und Dingens, das constitutionelle System in Preußen fortan unvermeidlich und unentbehrlich geworden sei. — Da kamen im folgenden Jahr die Märzereignisse und verhießen, schneller und vollständiger, als selbst Stockmar es je gedacht, die Verwirklichung aller seiner Wünsche auf dem Wege des Enthusiasmus und des Schreckens. Der Particularismus wich zurück, die Einheitsidee triumphirte, und Deutschland schien für den Augenblick nichts zu bedürfen als Männer zur Durchführung dieser Idee. Solche Männer zu finden, zu sammeln, sich ihnen anzuschließen, ging Stockmar nach Frankfurt, — und zwar zunächst in der amtlichen Stellung eines Bundestagsgesandten (Vertreter der sechszehnten Plenarstimme) für Koburg-Gotha. Diese Stellung bildete indeß nur den zeitweiligen äußerlichen Anhalt für seine eigentliche Wirksamkeit, die sich auch hier wieder einem mehr vertraulichen persönlichen Verkehr zuwandte, theils mit Männern derselben Gesinnung, also namentlich der Partei der Deutschen Zeitung, theils mit einigen älteren Staatsmännern und fremden Gesandten, namentlich Lord Cowley. Wie hier, nach außen, eine bessere Würdigung des deutschen Bedürfnisses vom europäischen Standpunkte, suchte er dort nach innen, unter seinen Gesinnungsgenossen, eine mehr praktische Behandlung desselben vom preußisch-deutschen Standpunkte aus anzuregen und zugleich dafür mit eigenen Vorschlägen, bald persönlicher, bald sachlicher Art, den Weg zu bahnen. Ein Vorschlag letzterer Art, befürwortend die Ausscheidung Oesterreichs und Theilung des übrigen Bundesgebiets in unmittelbares und mittelbares Reichsland, erschien als Frankfurter Correspondenz in der Deutschen Zeitung vom 27. Mai: — und diese Correspondenz war es, die jetzt, nach dreißigjähriger Entfremdung zum erstenmal, die Aufmerksamkeit des Vaterlandes auf den „alten erfahrnen Diplomaten" lenkte, besonders als Gervinus (D. Z. 3. Juni) die Bedeutung der Correspondenz und des Verfassers mit Nachdruck hervorhob. —*)

*) Von sonstigen Aufsätzen Stockmar's in der Deutschen Zeitung erwähnen wir noch

Daß in der deutschen Reformfrage die An= und Absichten unseres Freundes mehr unionistisch als föderalistisch waren, erhellt schon aus obigem Vorschlag, und stand in natürlichem allgemeinem Zusammenhang mit Stockmar's einfacher, gerade durchdringender Geistesrichtung, sowie mit seinen Erinnerungen an die Zeit des Rheinbunds, Stein's und der Freiheitskriege. In der ganzen deutschen Geschichte haßte er nichts wie den Rheinbund, und tröstete sich später sogar über die Niederlagen in Berlin, Erfurt und Olmütz mit der Betrachtung, daß doch wenigstens, in Folge der badischen Ereignisse, dieser „alte Käse" angeschnitten und nicht mehr haltbar sei. — Indessen war er, bei allem entschiedenen Unionismus, doch andererseits ein viel zu vorsichtiger Politiker, als daß er damals, im Frühling 1848, eine unbedingte unmittelbare Verwirklichung solcher Gedanken hätte erstreben, und nicht vielmehr, mit Hintansetzung jeder Lieblingsdoctrin, zunächst nur immer auf die eine dringendste aller Thatsachen hätte hinwirken sollen: die Vereinbarung zwischen der deutschen Sache und Preußen. In diesem Sinne stimmte und handelte er auch zwei Jahr später als Mitglied des Erfurter Parlamentes; — kehrte aber freilich im Spätherbst nach England mit der Ueberzeugung zurück, daß der Sieg der deutschen Sache zwar für die Zukunft gewiß, für den Augenblick aber unmöglich sei, und daß e r denselben nicht mehr erleben werde.

Was Stockmar indessen während dieser Zeit, außer seinem Bewußtsein einer neuen vaterländischen bereits halböffentlichen Thätigkeit, für sich noch besonders gewonnen hatte, das war die Bekanntschaft und Freundschaft einer Anzahl bedeutender, edler Persönlichkeiten, war namentlich der fortdauernde, fortwirkende Zusammenhang mit jenem kleinen patriotischen Kreise, der von dem gescheiterten Sieg in Erwartung neuen Fahrwassers auf den Klippen der Zeit stehen blieb. Auch zu dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen trat er während jener Jahre in eine nähere vertraute Stellung, die sich seitdem, bald schriftlich bald mündlich, bis zu seinem Tode fortgesetzt hat. Und es war eine andere glückliche Folge der letzten Ereignisse, daß diese Stellung, weit entfernt, seine frühere zu dem englischen Hofe zu beeinträchtigen, vielmehr mit derselben im vollsten Einklange stand. Zwischen dem englischen und dem Coblenzer Hof hatte sich, besonders während und in Folge des englischen Aufenthalts des Prinzen von Preußen im Frühjahr 1848, ein herzliches Einverständniß gebildet, noch herzlicher als das bereits früher angeknüpfte zwischen Windsor und

---

den über die Zusammensetzung der ersten Kammer in der constitutionellen Monarchie 1848. 4. Juli und den über den Verfassungseid des Heeres (1850). — (Außerdem noch zu erwähnen ist seine vermuthliche Betheiligung an den damals viel besprochenen, von Freiherrn v. Blittersdorf redigirten, unionistischen Artikeln der Frankf. O.Postz.)

Sanssouci: — ja, von beiden Seiten her reifte jetzt schon allmählich der Gedanke, sowie seitens der beiden jugendlichen Hauptpersonen bald schon der Wunsch, dieses Verhältniß durch einen noch innigeren Bund zu befestigen, — einen Bund, in dem zugleich Baron Stockmar die schönste Besiegelung seines ganzen englisch-deutschen Doppellebens finden sollte. Die Vermählung der Prinzeß Royal mit dem preußischen Kronprinzen, dieses freudige Ereigniß, an das sich in Preußen und Deutschland bedeutsame Hoffnungen knüpften, war für Stockmar gleichsam ein Triumphthor, das alle zusammenlaufenden Wege seiner englisch-häuslichen und deutsch-patriotischen Thätigkeit in sich aufnahm, war zugleich für ihn eine Knospe, in der alle seine noch nicht vollendeten Wünsche und Pläne der künftigen Vollendung sicher entgegenwuchsen. Und diese Sicherheit erhielt eine doppelte Gewähr durch die Stellung, die Baron Stockmar's ältester Sohn sofort bei der neuvermählten Prinzessin einzunehmen berufen ward.

Im Gefühl dieses Glücks und dieser Hoffnung konnte jetzt der siebzigjährige Mann dem Abschluß seines Lebens ruhiger entgegenschauen, und sich im Stillen darauf vorbereiten. Denn daß dieser Abschluß immer näher heranrücke, daß die Verwickelung körperlicher Uebel, an denen er litt, unheilbar und in ihrer letzten Folge unaufhaltbar sei, das fühlte er deutlich, unbeirrt von den Gegenreden der Freunde, die bei der Lebendigkeit des Geistes nicht an die Hinfälligkeit des Leibes glauben wollten und seine Todesgedanken als Hypochondrie belächelten.*) Die nach seinem Tode vorgenommene Section, bei der sich eine Verfettung aller edlen inneren Lebenstheile ergab, hat erwiesen, wie richtig auch in diesem, ihn selbst betreffenden Falle die Diagnose des alten Arztes gewesen war, und wie peinlich der Zustand, den er zu ertragen hatte. —

Das letzte große politische Ereigniß, bei dem Stockmar dem englischen Königspaar mit seiner Gegenwart zur Seite stand, war der orientalisch-russische Krieg; das Jahr 1857 das letzte, in dem er England besuchte. Im folgenden Jahre besuchte er Berlin zum letztenmal; von da ab hat er, auch mit Aufgeben seiner früheren regelmäßigen Badereise, und nur mit Ausnahme eines zweimaligen Besuchs auf seinem nahegelegenen Gute Marisfeld, Koburg nicht mehr verlassen. Hier sah er im Herbst 1860

*) Auf diese vermeintliche Hypochondrie bezieht sich auch der folgende scherzhafte Reim, mit dem Friedrich Rückert seinen alten Freund zur achtundsechszigsten Geburtstagsfeier begrüßte:

68,
wie krächz' ich!
aber die Leiter
geht weiter:
86,
es macht sich!

den Prinzen Gemahl zum letztenmal; hier, im Herbst 1862, die Königin, — nur um von derselben noch die letzten Grüße, die letzten Aufträge an den Verklärten zu empfangen, dem nachzufolgen er sich vorbereitete.

Denn die Gründe, aus denen der „alte Einsiedler," wie er sich jetzt selbst wohl nannte, seine letzten Jahre in der Stille und Einsamkeit zuzubringen entschlossen war, bezogen sich nicht nur auf seine körperliche Hinfälligkeit, sie hatten zugleich eine geistige, religiöse Bedeutung. Stockmar scheute sich jetzt vor der Politik, scheute sich, die Abendruhe seines irdischen Daseins stören zu lassen durch das Geräusch eitler Fragen des Augenblicks, seinen Geist irremachen zu lassen in der stillen unmittelbaren Betrachtung aller der letzten Fragen und Ueberzeugungen, denen er bisher meistens nur eine mittelbare oder gelegentliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Ewige Gesetzlichkeit des Lebens, Göttlichkeit des Gewissens und der Menschenliebe, Freiheit des Geistes, pantheistische Untrennbarkeit und doch zugleich theistische Selbständigkeit des höchsten Wesens, — das waren die religiösen Grundgedanken, in denen sein Geist sich jetzt immer bewußter sammelte. Als poetische Bekenntnisse dieses Inhalts waren ihm eine Anzahl Sprüche und Gedichte lieb geworden, die er oft zu wiederholen pflegte: namentlich Göthe's „Göttliches" (Edel sei der Mensch), „Eins und Alles," und „Vermächtniß" (Kein Wesen kann zu nichts zerfallen) und Rückert's „Um Mitternacht." So starb er, zuletzt in Folge eines Schlaganfalls, in der Nacht vom 8. zum 9. Juli, beinah 77 Jahr alt. —

Was Stockmar's handschriftlichen Nachlaß betrifft, so ist derselbe beinahe ausschließlich in seinen Briefen, am reichsten in denen an König Leopold und Prinz Albert, enthalten. Es lag eben in seiner ganzen Natur und Bildung, daß er, wie zur handelnden, so auch zur schreibenden Thätigkeit immer erst eines augenblicklichen, meistens auch persönlichen, Anlasses bedurfte, und daß er sich deshalb, wenn zum Schreiben überhaupt, immer noch am liebsten zum Briefschreiben entschloß. Wie der Arzt durch seine Kranken, so hatte sich Stockmar gewöhnt mit Natur, Welt und Wissenschaft durch seine Freunde zu verkehren, und fast nur mit ihnen, durch sie und für sie zu denken und zu handeln. Diese Gewohnheit aber, in der er selbst seine Bestimmung sah, war zugleich der Segen aller derer, denen er zur Seite stand. In der Geschichte seiner Zeit gehört Stockmar deshalb ebenso wenig zu den historischen Beobachtern als zu den wirklichen, sichtbaren Spielern, sondern steht als Mitleiter des Spiels hinter der Bühne, von wo er nur zuweilen im Halbdunkel hervortritt und den aufmunternden Klang seiner Stimme, den weisen Blitz seines Auges wahrnehmen läßt. Vor Allem aber verräth er dabei seine Gegenwart, seine inspirirte Hand und Wirksamkeit, fast immer durch den Erfolg der von

ihm geleiteten Unternehmungen, durch den Ruhm und Glanz der Ereignisse, die er hat anordnen, wie der Personen, die er hat erziehen helfen. Und vielleicht dürfen wir dieses an seine Theilnahme geknüpfte Glück auch noch für das eine Ereigniß in Aussicht nehmen, dem allerdings bis jetzt der Erfolg gefehlt hat, — dürfen vielleicht auch für die deutsche Sache darin ein gutes Prognostikon erkennen, daß Stockmar derselben die Thätigkeit der letzten Epoche seines Lebens so vorzugsweise gewidmet und im Glauben an sie seine Augen geschlossen hat.

Dieser feurige feste Glaube aber, diese bis zum Tod ausdauernde patriotische Liebe, wurzelt in einer Eigenheit, einer Tugendhaftigkeit unseres verklärten Freundes, die wir noch weit höher schätzen als jene inspirirte Hand und Diagnose, noch höher als seine ganze politisch-gesellschaftliche Kunst und Erfahrung, — nämlich in der unzerstörbaren Aechtheit seines Wesens als Deutscher wie als Mensch. Keine gefährlichere Prüfung giebt es für Herz und Gesinnung als Glück im Ausland, als Politik und Hofleben: und kein Mensch hat jemals glänzendere Prüfungen dieser Art treuer überstanden als Stockmar, der vierzig Jahre lang in den Palästen von Claremont, Kensington, Windsor, Brüssel und London, inmitten des wirren herzlosen Spiels europäischer Verwickelungen und diplomatischer Intriguen, nie aufgehört hat ein edler humaner Mann, frommer Denker, liebevoller Freund und feuriger deutscher Patriot zu sein, nie das Zutrauen verloren hat zu der Liebe und Gerechtigkeit Gottes, der Güte des menschlichen Herzens, der Tüchtigkeit des deutschen Volks und der Größe unserer Zukunft.

Die Schlacht von Leipzig in ihrem Verlauf und ihrer Bedeutung für den Freiheitskrieg.

Die Jubelfeier ist vorüber, die Festesklänge sind verrauscht, die Freudenfeuer sind erloschen; wir kehren wieder zurück zum gewohnten Tagewerk des Lebens. Doch werden viele Tausende im deutschen Vaterlande noch lange dieses Tages gedenken: es werden die seiner gedenken, die er herausgehoben hat aus der besonderen Arbeit, welche die kleinen Häuser der Familie, des Standes, des Berufes baut, um ihren Blick einmal auf das große Haus des Volkes und des Staates zu lenken; es werden auch die seiner gedenken, die er herausgehoben hat aus der politischen Arbeit in

ihrer engeren Heimath, aus der Sorge und Noth dieses Augenblicks, um sie hinzuleiten zu der großen Gemeinschaft der Thätigkeit, der Opfer, des hohen Ziels, in die sie hineingestellt sind. Es war der ganze Segen des größten Gedenktages deutscher Geschichte in dieser Feier; es war wirklich etwas von dem Sonnenblick des Siegs darin, der damals über dem blutgetränkten Schlachtfelde alle Nebel der Sorge, der Furcht, des Zweifels mit einem Male durchbrach. Nicht allein am Mittelpunkt der Feier, der so glücklich das ganze Deutschland in Vertretern aller Staaten und Stämme umfaßte; wohl an allen Orten des Vaterlandes ist etwas von diesem Geist empfunden worden. Weit über alle Erwartung hinaus hat sich das nationale Gefühl im Volke mächtig erwiesen. Es hat Regierungen gegeben, die sammt ihrem weitverbreiteten Anhang in kühler, ja in abwehrender Haltung dem Feste zusahen, nicht so sehr weil sie damals unter der Fahne des Besiegten standen, als weil der wesentliche Inhalt des Festes die Verkündigung der neuen Lehre ist, daß das Gesetz für Deutschlands Geschicke nicht im Belieben der Cabinette, sondern im mächtigen Zug des ganzen Volkes nach nationaler Geltung liegt. Es hat Städte und Landestheile gegeben, welche kein Herz zu der nationalen Feier in Leipzig fassen konnten, weil die Erinnerung ihrem kleinen engen Selbstgefühl zu groß war. Es hat im Volke Männer und Parteien gegeben, die sich in thörichtem und ungerechtem Unmuth von dem Feste abwandten, weil bis heute keine unter allen Verheißungen des großen Tags sich erfüllt hat. Wir müssen zu unserem Schmerz gestehen, daß in dem Lande, welches am meisten Recht und Anlaß zu einer reinen und großen Gedächtnißfeier hatte, daß auch in Preußen befangene particularistische Selbstsucht ihr Wesen trieben bei dem Feste. Aber durch ganz Deutschland hindurch, von der fernen Nordostgrenze, von wo einst die große Erhebung Preußens ausging, bis über den stolzen vaterländischen Strom hinaus, der, wie die Dichter sagen, ihre befreiende Macht erst noch völlig erfahren soll —, durch ganz Deutschland sind alle diese Entstellungen und Flecken weit überfluthet worden durch die Macht der inneren Bewegung, welche ahnungsvoll in diesem Tage den Aufgang und das Vorbild einer neuen Zeit erblickt, welche in ihm alle Wünsche, alle Sehnsucht um das Vaterland zusammenfaßt. Es war freilich nur ein Gefühl, welches uns so emporgehoben hat; die Arbeit, die That liegt noch vor uns, und um so ernster und schwerer, je klarer und bestimmter wir uns gerade diesem Tag gegenüberstellen. Aber die Einigkeit, die Allgemeinheit dieses Gefühls darf uns doch bezeugen, daß dieses Tages Frucht nicht völlig verloren ist, daß wohl Zeit und Stunde kommen werden, wo das Deutschland, das er verkündigt hat, erstehen wird, wenn uns Weg und Plan dafür auch jetzt noch verborgen sind.

Es ziemt sich, diesen Eindruck des hohen Festes festzuhalten und die deutsche Presse hat die erste Pflicht dabei. Es ziemt sich, — denn so weit sind wir gekommen, so arm sind wir an eignen Thaten, daß wir fast nur an der erhebenden Erinnerung einander stärken und erwärmen können. Ein Theilnehmer an dem nationalen Mittelpunkt des Festes, an der Leipziger Feier hat dieser Pflicht in diesen Blättern genüge gethan. Es giebt aber für die nationale Presse auch noch eine andere Pflicht, die sich an die Feier anschließt; das ist die Pflicht der Aufklärung über den großen Tag, mit dem ein neuer Lebensabschnitt für das Volk beginnt. Es handelt sich hier noch um etwas mehr, als um die bloße Gerechtigkeit der Geschichte, die ja nicht ein Verdienst, die ein Naturzug von uns Deutschen ist; es handelt sich hier um Gerechtigkeit für die Männer und Thaten, für die Gedanken und Ziele, von denen unsere Gegenwart und unsere Zukunft wesentlich bewegt und bestimmt wird. Zu dieser Gerechtigkeit möchten wir in den folgenden Blättern einen Beitrag zu geben versuchen; es scheint uns ein, wenn auch nur geringes Stück der Arbeit zu sein, die wir dem Tage und seiner Feier noch schuldig sind. Unter der Masse von Literatur, welche die Jubelfeier hervorgerufen hat, ist uns nur sehr Weniges entgegengetreten, was der großen Aufgabe nahe gekommen wäre; dagegen haben wir gefunden, daß entstellende Eindrücke, schiefe Auffassungen, falsche Urtheile eine noch weit tiefere und allgemeinere Verbreitung haben, als man nach den ausgezeichneten Quellenarbeiten, womit uns die letzten anderthalb Jahrzehnte gerade über diese Zeit so reich beschenkt haben, noch hätte annehmen sollen. Es kann natürlich unsere Meinung weder sein, die beabsichtigte Aufklärung durch eine kritische Ueberschau jener Literatur, noch auch durch eine ausführliche Schilderung der großen Schlacht zu geben. Die Literatur wird zum großen Theil mit dem Augenblick in Vergessenheit sinken, der sie hervorgerufen hat; es genügt, wenn wir unser Urtheil über sie an einer einzigen hervorragenderen Erscheinung in diese Darstellung einzuflechten suchen. Ein vollständiges Gemälde der Schlacht selbst aber zu entwerfen, das würde weit über die Aufgabe dieser Blätter hinausgehen. Soweit jetzt schon ein Bild der Schlacht möglich ist, haben wir es in Häusser's glänzender Darstellung vor uns. Wir wollen damit nicht wetteifern, wir wollen auch keine neuen Quellenstudien veröffentlichen; wir wollen nur die Schlacht in den großen Umrissen hinzuzeichnen suchen, die unserem Volke einen richtigen Gesammteindruck zu vermitteln und damit zugleich die schädlichsten jener, auch bei der Jubelfeier wieder so unfreundlich hervorgetretenen Täuschungen zu berichtigen geeignet sind. Wir hoffen damit zur Ergänzung auch der besseren unter den vorhandenen Darstellungen, selbst die von Häusser nicht ausgenommen, etwas

beizutragen; wir hoffen damit zugleich, auf's Neue und von einer Seite, wo es vielleicht weniger als sonst überhört wird, manche ernste Mahnung und Lehre, die uns Noth thut, der Gegenwart zuzurufen.

Wir müssen die Leser vorerst etwas ausführlicher in die Entschlüsse und Anordnungen hineinführen, welche die Heere bei Leipzig zum gewaltigen Entscheidungskampf versammelten, wobei wir sie ersuchen, eine Karte von Norddeutschland zur Hand zu nehmen, wie sie sich in jedem guten Schulatlas findet. Die Tage von Kulm, von der Katzbach, von Großbeeren, Hagelberg und Dennewitz hatten dem Kaiser Napoleon ein völlig verändertes Antlitz des Kriegs gezeigt. Die Würfel waren gegen ihn gefallen; der Gesammterfolg war für ihn einer großen Niederlage gleich, es war auf seiner Seite der weit überwiegende Verlust an Siegen, Mannschaft und Land; er, der sonst die Bewegungen des Kriegs zu bestimmen, seinen Gegnern das Gesetz vorzuschreiben pflegte, sah sich in die Vertheidigung zurückgeworfen. Ohne irgend eine Möglichkeit, durch die eigene Action dem Kampf eine Wendung zu geben, blieb ihm einzig die zweifelhafte Hoffnung, es könne ihm ein großer Fehler seiner Gegner, es könne ihm die Verschiedenheit ihrer Sinnesart und Interessen die günstige Gelegenheit zu einem Umschwung entgegenbringen. So vergingen die drei nächsten Wochen nach jenen Kämpfen ohne entscheidende Thätigkeit; Napoleon führte eine Anzahl Luftstöße theils nach Böhmen, theils nach Schlesien hinein; die Verbündeten ihrerseits erwarteten Verstärkungen, ehe sie zum entscheidenden Angriff übergehen wollten. Es trafen solche zunächst bei den Oesterreichern nach und nach ein; den bedeutendsten Zuwachs aber führte General Bennigsen herbei, die russische Reservearmee mit 57,000 Mann und 198 Geschützen. Am 26. September traf die Spitze dieses Heeres im Thale von Teplitz ein; sein Herannahen wurde im Hauptquartier das Zeichen zum Aufbruch. Die Massen der verbündeten Hauptarmee schoben sich langsam über das Erzgebirge in der Richtung auf Marienberg und Annaberg, und weiterhin auf Chemnitz und Altenburg; die Linke bis zur Saale hinüber war durch die österreichischen Streifcorps von Fürst Moritz Lichtenstein, General Thielemann und Oberst Mensdorf gesichert, die Rechte und den Rücken deckte Bennigsen, der nebst einem österreichischen Heertheil unter Colloredo zur Beobachtung von Dresden zurückblieb. Ein bestimmter Plan lag nicht in dieser Bewegung: man hoffte nur ganz allgemein, durch sie im Zusammenwirken mit dem schlesischen Heer und der Nordarmee Napoleon zum Aufgeben von Dresden, dem Mittelpunkt seiner bisherigen Operationen, zu veranlassen und knüpfte daran die dunkle Vorstellung, daß ein bloßes Manövriren auf seine Verbindungslinien ihn zuletzt zum völligen Rückzug zwingen werde. So we-

nigstens im Hauptquartier Schwarzenberg's. Ganz anders dachte Blücher. Er hatte die Hauptschlacht im Sinn, die diesen Feldzug beendigen müsse, und der Durchmarsch des Nachtrabs von Bennigsen durch Zittau am 26. September wurde für ihn das Zeichen zu der Bewegung, die den Anstoß zur Entscheidung des Feldzugs in sich trug. Es war der kühne Entschluß, durch einen raschen Abmarsch die Elbe abwärts, sich mit der Nordarmee in unmittelbare Verbindung zu setzen und so den Kronprinzen von Schweden, der seit Anfang des Feldzugs jeder entscheidenden Bewegung widerstrebte, in den allgemeinen Angriff mit hineinzuziehen. Blücher hatte zu dem Plan die Einwilligung des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm III. zu gewinnen gewußt; vor dem Oberfeldherrn Schwarzenberg war er im Augenblick der Ausführung noch verborgen; der Kronprinz konnte erst nach vielfachen Verhandlungen zum Einverständniß vermocht werden, und auch dann noch hemmte und durchkreuzte er die Durchführung auf alle Weise. Doch Blücher und Gneisenau ließen sich nicht irre machen. Am 3. October erzwang die Energie des eisernen York im heißen Treffen bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe und am 8. stand die schlesische Armee bei Düben an der Mulde, zwei kleine Märsche von Leipzig, die Nordarmee hinter ihr zwischen Dessau und Jeßnitz.

Bis dahin hatte Napoleon, über die Bewegungen der Verbündeten nur unvollkommen unterrichtet, zwischen verschiedenen Entschlüssen geschwankt. Der nur sehr langsam vorrückenden böhmischen Armee hatte er den König Murat von Neapel mit etwa 50,000 Mann entgegengestellt; der Marschall Ney war vor Blücher und dem Kronprinzen über Düben gegen Delitzsch zurückgewichen; der Kaiser selbst hatte die Hauptmasse seines Heeres zwischen Dresden, Leipzig und Eilenburg. Einmal hatte er den Plan gewählt, der seiner Lage am meisten entsprach; er dachte den bisherigen Kriegsschauplatz mit Dresden aufzugeben und hinter der Saale zwischen Erfurt und Magdeburg Stellung zu nehmen. Doch der Entschluß war nur von kurzer Dauer; er widerstrebte schon an sich der stolzen sieggewohnten Seele des Kaisers, und als dieser die Nachricht vom Anmarsch des schlesischen und Nordheeres erhielt, schien ihm das Opfer nicht mehr nöthig. Die Hoffnung lebte in ihm auf, er werde die vereinigten Heere mit Uebermacht anfallen können, eine Schlacht werde ihn von diesem Gegner auf lange Zeit befreien und dann werde er auch dem böhmischen Heer dasselbe Schicksal bereiten. So veranlaßte ihn das Vordringen Blücher's den ersten Schritt zur Entscheidung zu thun. Er gab den Hauptmassen seines Heeres die Richtung auf Düben, und schon am 9. October Nachmittags rückten seine Vortruppen dort ein. Doch seine

Hoffnung hatte ihn getäuscht. Blücher, bei Zeiten gut unterrichtet, war mit raschem Entschluß der Schlacht ausgewichen. Der Major Rühle von Lilienstern, in einer Reihe ähnlicher Sendungen bisher geschickt und glücklich erwiesen, hatte den Kronprinzen, der durchaus über die Elbe zurück wollte, zum Ausweichen westwärts über die Saale zu bestimmen gewußt. Die Bewegung wurde rasch und geschickt ausgeführt; am 12. October stand Blücher bei Halle, der Kronprinz bei Rothenburg und Alsleben. Es war damit der große Vortheil gewonnen, daß von hier aus die Möglichkeit blieb, der böhmischen Armee zum letzten entscheidenden Vorgehen die Hand zu reichen. Napoleon, als er bei Düben erkannte, daß er in die Luft gestoßen, verweilte hier vier Tage unter wechselnden Entschlüssen. Er war ungewiß, wohin sich seine Gegner mit der Hauptmasse ihrer Truppen gewendet hätten; doch hoffte er, sie seien auf dem Rückzug über die Elbe begriffen, und nun verfolgte er vorherrschend den Plan, sie zu erreichen und zu schlagen, um dann, entweder von der Elbe her umkehrend, die verbündete Hauptarmee nach Böhmen zurückzuwerfen und sich so wieder zum Herrn des bisherigen Kriegsschauplatzes zu machen, oder vielleicht in Magdeburg einen neuen Mittelpunkt für seine Operationen zu wählen. Die Erkundigungen und einleitenden Bewegungen, die er dafür anordnete, verschafften ihm indessen nicht die Gewißheit, die er wünschte, und endlich schien es ihm sicherer, sich zuerst gegen die von Süden heranziehende böhmische Armee zu wenden, um diese vereinzelt anzugreifen und zu schlagen. Er hatte einen Theil seines Heeres bis an und über die Elbe vorgeschoben; dieser hatte die Brücken des Nordheeres bei Roßlau und Aken zerstört und den dort zur Vertheidigung zurückgelassenen General Tauentzien veranlaßt, mit seinem und des General v. Thümen Corps einen höchst übereilten Rückzug zur Deckung Berlins anzutreten. Dieser Heertheil ging nun dem Nordheer bei Leipzig verloren. Das war aber auch der einzige Vortheil, den Napoleon aus den Bewegungen dieser Tage davontrug. Als er sich entschloß, nach Süden umzuwenden, waren seine Truppen noch ziemlich weit auseinandergezogen, und es schien ihm nach Murat's Berichten einen Augenblick, als könne dieser wohl von der böhmischen Armee, ehe ihm Hülfe käme, zur Räumung von Leipzig gezwungen werden. Der Kaiser dachte für diesen Fall seine Schlacht an der Mulde zu liefern, Front gegen Westen, doch immer nur gegen die verbündete Hauptarmee. Er fand indessen das Feld bei Leipzig noch frei, aber er sollte erkennen, daß er es mit der ganzen versammelten Macht seiner Gegner zu thun habe.

Fürst Schwarzenberg hatte bis zum 7. October mit der Spitze seines Heeres Altenburg erreicht, die Hauptmassen standen in verschiedenen

Staffeln mehr zurück bis Chemnitz und Kommotau. Um diese Zeit traf ihn die Nachricht vom Sieg bei Wartenburg und dem Uebergang des schlesischen wie des Nordheers über die Elbe, etwas später, am 10. October, die weitere Mittheilung von Blücher's Vormarsch auf Düben, während er gleichzeitig aus den übrigen Meldungen schloß, daß der Feind „eine bedeutende Macht bei Leipzig concentrire." Es lag die Aufforderung zu entschiednerem Handeln in diesen Nachrichten; doch der Fürst und sein Generalstab entsprachen ihr zunächst in eigenthümlicher Weise. Das Heer wurde nicht in der kürzesten Linie auf Leipzig gegen den hier zur Zeit noch weit schwächeren Gegner vor-, sondern mehr westlich nach der Saale hinübergeschoben. Welche Auffassung und welche Absichten dabei zu Grunde lagen, ergiebt sich deutlich aus einer Disposition, welche, von Schwarzenberg unterschrieben, am 13. an Blücher abging. Es kommen kühne Gedanken darin vor, z. B. „die Vortheile unserer gegenwärtigen Stellung erlauben es uns, an die Vernichtung der feindlichen Armee zu denken;" aber die vorherrschende Idee ist, daß dies durch Manövriren erreicht werden soll: „jede Uebereilung würde nachtheilig sein; es muß daher mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen werden." Zu dem Ende wird eine große Recognoscirung angeordnet; hiernach sollen „die Armeen den General Bennigsen erwarten und dann mit der größten Sicherheit und vollkommensten Uebereinstimmung nach und nach täglich immer mehr Terrain zu gewinnen suchen." Kurz vorher war der Tractat von Ried bekannt geworden; es wird daher auch Wrede's in der Disposition gedacht. Er soll Alles anwenden, um Würzburg zu nehmen, soll die Mainlinie befestigen und dann auf Frankfurt am Main rücken gegen die französischen Ersatzmannschaften unter dem Herzog v. Valmy. Es läßt sich aus dem ganzen Actenstück nur der Gedanke, die Hoffnung herauslesen, Napoleon werde sich, ohne eine Hauptschlacht zu wagen, gegen die Elbe nach Wittenberg und Magdeburg, wohin ihm der Weg noch offen stand, zurückziehen, und das Ende des Feldzugs werde dann etwa durch Demonstrationen, Manöver, politische Ereignisse, wie der Zug Wrede's, der Abfall Südwestdeutschlands u. s. w., herbeigeführt werden. Zum Glück erhob sich im Hauptquartier eine einflußreiche Stimme gegen diese Anordnung. Der Kaiser Alexander hatte schon vorher dem General Bennigsen die Weisung ertheilt, mit Colloredo's und dem größten Theil seines eigenen Corps vor Dresden zur Hauptarmee abzurücken; jetzt gelang es dem General Toll*)

*) Wir folgen hier, wie in unserer ganzen Darstellung, vorzugsweise den „Denkwürdigkeiten des Grafen Toll von Th. v. Bernhardi." 3. Band. Leipzig. O. Wigand 1857. Es ist von den uns bekannten Quellenwerken über diesen Krieg das bedeutendste und in unserer Literatur fast nur von Häusser hinreichend gewürdigt wor-

ihn zu überzeugen, daß diese Disposition nicht zum Ziele führen werde, daß statt ihrer der Marsch auf Leipzig direct gegen den Feind gewählt werden müsse. Nach schwieriger Verhandlung drang diese Ansicht durch, die Disposition vom 13. wurde zurückgenommen und eine andere verfügte ein langsameres Vorrücken auf Leipzig. Wir werden sehen, daß das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg damit durchaus noch nicht von seiner Ansicht zurückgebracht war; inzwischen wurden doch die Hauptmassen in der entscheidenden Richtung vorgeschoben. In Folge davon kam es am 14. October zu jener, in der Disposition angesagten, dann wieder halb zurückgenommenen Recognoscirung; sie führte zu dem berühmten Reitertreffen bei Liebertwolkwitz, dem mehr Bedeutung beigelegt worden ist, als es verdient, bei dem übrigens die Verbündeten im Ganzen im Vortheil blieben.

Zur nämlichen Zeit, wo jene Disposition vom 13. bei der Hauptarmee glücklich beseitigt wurde, gelang es auch, ein anderes drohendes Unheil abzuwenden. Der Kronprinz von Schweden wollte durchaus über die Elbe zurück. Er hatte auf die Nachricht von Napoleon's Demonstrationen sein Heer am 13. October bereits nach Köthen geführt; an Blücher schrieb er, er möge sich ihm anschließen. Die Antwort, in eine geschickte Darlegung der Verhältnisse eingekleidet, war, daß sich Blücher in diesem Falle genöthigt sehen werde, mit der böhmischen Armee sich zu vereinigen. Der Kronprinz wurde schwankend, er wollte sich doch auch nicht der Möglichkeit aussetzen, auf dem rechten Elbufer mit einem überlegenen Feind zusammenzutreffen; doch kam er immer wieder auf den Rückzugsgedanken zurück. Erst dem vereinten Andringen von Blücher's Abgesandten, von sämmtlichen Militärbevollmächtigten der verbündeten Mächte und zuletzt noch eines von ihm selbst berufenen Kriegsraths gelang es, ihn anderen Sinnes zu machen: er willigte ein, den 15. October nicht zwar nach Leipzig, aber doch vorwärts, nach Halle, zu marschiren. Auch auf dieser Seite war damit noch lange nicht alle Schwierigkeit und Noth überwunden; aber es war doch nun von Seiten der Verbündeten in die Bewegungen und Entschlüsse der Zug zur Entscheidung hineingelegt. Napoleon aber war nicht der Mann einer solchen auszuweichen, auch wo es das Spiel um eine Welt galt.

den. Aster's tüchtiges früheres Verdienst, namentlich um die Sammlung von Material, soll damit nicht herabgesetzt werden; aber dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten" standen nicht nur neue wichtige Quellen zu Gebote, sondern zugleich, was mehr ist, eine Gabe kritischer Geschichtschreibung, wie sie an diesem Stoff vor ihm vielleicht noch nicht bewiesen worden ist. Beitzke's Darstellung der Schlacht in seiner Geschichte der Freiheitskriege ist im Ganzen brav, in einzelnen Punkten sehr gut, in anderen dagegen läßt sie die Untersuchung und Kritik viel zu sehr vermissen.

Wir haben bei der Einleitung zur Riesenschlacht lange verweilen müssen, weil sich ohne dieses der Zusammenhang der Momente, welche den Gang der Schlacht wesentlich bestimmten, nicht hinreichend klar herausgestellt hätte. Wir müssen zugleich das Ergebniß, zu dem wir gekommen sind, schon hier ausdrücklich hervorheben, weil es als der leitende Zug durch die ganze Schlacht hindurchgeht und auch nach der Schlacht in einem ganz anderen Zusammenhang, in der Verfolgung nämlich, welche einen fast entgegengesetzten Charakter wie die Schlacht trägt, sich bestätigt. Das Ergebniß ist: daß die gewaltige Thatkraft, welche die Entscheidung und die Entscheidung mit den Mitteln wollte, die allein zum Ziele führen konnten, auf Seite der Verbündeten ganz überwiegend, den Gang des Feldzugs wesentlich bestimmend, in Blücher und seiner Armee lag. Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm III. mit ihrer Umgebung griffen im Sinne des Anstoßes, der von dort ausging, glücklich in die allgemeine Leitung der Bewegung ein und brachten sie wieder in das rechte Geleise, wo sie versagen wollte. Der Fürst Schwarzenberg mit seinem Stabe versteht den Krieg nicht in seinem wahren Charakter, nicht als den Volkskrieg, dessen entfesselte Gewalt allein im Stande ist, einen Napoleon niederzuwerfen; er faßt ihn vorherrschend als einen Krieg der Cabinets- und Regierungspolitik und scheut darum vor den äußersten Entschlüssen und Wegen immer auf's Neue zurück; dagegen gebührt ihm für den endlichen Erfolg das unleugbare Verdienst, daß er die Kunst, die vielfach auseinanderstrebenden Glieder versöhnend und vermittelnd zusammenzuhalten, auf edle und ritterliche Weise geübt hat. Der Kronprinz von Schweden dagegen steht diesem Kriege und seinem Zuge geradezu in zweideutiger Haltung gegenüber, er wird von Anschauungen und Interessen bewegt, welche den Zielen dieses deutschen Kampfes völlig fremd sind. Es sind diese Dinge freilich auch sonst schon und oft genug gesagt worden, doch haben gerade die Tage des Jubelfestes die Nothwendigkeit gezeigt, sie in gedrängtem, in vollständigerem Zusammenhang auf's Neue zu wiederholen. Wir nennen unter vielen verwirrenden Darstellungen, welche diese Tage gebracht haben, nur eine der besten, die des Professor Wuttke. Er ist — wir nehmen gern an — zu gewissenhaft, nicht zu klug, um Blücher und seinen Preußen ihr anerkanntes Verdienst zu bestreiten; aber er rückt Schwarzenberg und selbst den Kronprinzen von Schweden fast auf eine Linie neben ihn. Das beweist, wo die Thatsachen, die öffentlichen Actenstücke wie die Dispositionen Schwarzenberg's, die mündlichen Worte und die Briefe des Kronprinzen so unzweideutig sprechen, mindestens eine geringe oder doch sehr wenig geübte Befähigung zur militärischen Kritik; die Schrift ist, so gerne wir das Ver-

dienst in der Gruppirung des Stoffs und der Darstellung anerkennen, vor allen Dingen keine Geschichte, welche die erschütternde mahnende Wahrheit in ihren großen Zügen aus den Erscheinungen herauszulesen und allem Volke zu erzählen versteht. Wir müssen noch darauf zurückkommen; nur leider nicht hierauf allein. In Preußen selbst verstehen Viele die Geschichte jener Tage nicht mehr. Jenes Eingreifen des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, jene Haltung und Bewegung des preußischen, des österreichischen, des schwedischen Feldherrn und ihrer Generale — es beruhte zuerst allerdings in der Persönlichkeit dieser Männer, doch beruhte es zugleich auf der Macht starker allgemeiner Antriebe, großer natürlicher Interessen. Das darf man nicht vergessen, schon der deutschen Großmacht und den fremden Bundesgenossen jener Zeit gegenüber, wenn man gerecht sein, wenn man zugleich die Lage und die Forderungen der Gegenwart verstehen will. Man darf es noch weniger sich selbst gegenüber vergessen. Man hat in diesen Tagen wieder die Auffassung erleben müssen, als wäre das Alles im ausschließlich preußischen Sinne und auf Befehl des Königs geschehen; man hat auf der anderen Seite das Wort hören müssen, als hätten es allein die Massen gethan. Beides ist unwahr. Weder kann des Königs Wille und Befehl solche Generale schaffen, noch vermag die Bewegung der Massen allein solche Siege zu erkämpfen. Wir wissen: der König mit seinem Volke hat es gethan; sie haben es gethan in der alten preußischen Tugend, aber zugleich in einem weit größeren Staats- und Volksgeiste, im Geist eines neu erwachenden Deutschlands. Es lautet wie ein Gemeinplatz, und doch war es niemals nöthiger an den Satz mit der ganzen Tiefe seines sittlichen Inhalts zu erinnern, als heute nach funfzig Jahren. Wer der Gegenwart klar und nüchtern in's Auge sieht, der mag sich wohl zu der Frage versucht fühlen, ob jene Zeit nicht umsonst gelebt, jene Schlacht nicht umsonst geschlagen, jenes Blut nicht umsonst vergossen ist? Aber auch auf diese Frage haben wir aus jener Zeit die Antwort: sie verweist uns, so viel an uns Menschen ist, auf unsere Arbeit und unsere Pflicht, für das Andere auf den Gott, der unsere Väter gerettet hat. Es bleibt für unser Wissen und Erkennen im letzten Grunde doch ein Geheimniß, wie so viele widerstreitende Willen und Interessen sich zu einem Ziele lenken, wie selbst eines so furchtbaren Gegners Pläne und Entschlüsse zu demselben Ziele führen mußten; es ist die Führung Gottes, die hier mit gewaltigen Zügen in der Menschen Gedanken und Thaten hineingezeichnet ist. So war es vor der Schlacht, so war es auch in der Schlacht.

Am 15. October zogen sich von beiden Seiten die Heeresmassen in der Nähe von Leipzig zusammen, gleich dunklen Wolken, aus denen sich

am nächsten Morgen ein furchtbares Wetter entladen sollte. Napoleon brachte bis zum Vorabend der Schlacht fast sein ganzes Heer in die Nähe der Stadt; nur Reynier's Corps, etwa 14,000 Mann, war noch auf dem Marsch von Wittenberg auf Düben und vermochte erst am 17. einzutreffen. Der Kaiser hatte so auf dem Schlachtfeld in runder Zahl 176,000 Mann vereinigt, worunter etwa 33,000 Reiter. Er war in zuversichtlicher Stimmung und hoffte auf einen Sieg gegen die verbündete Hauptarmee. Seine Nachrichten hatten ihn nämlich zu der Annahme verleitet, der Kronprinz von Schweden sei mit seiner und vielleicht auch mit Blücher's Armee die Saale aufwärts nach Merseburg gezogen. Er urtheilte geringschätzig über diese „Thorheit," welche die böhmische Armee ihren eigenen Kräften überlasse, und dachte sie zu benutzen, um sich mit ganzer Macht auf diese letztere zu werfen. Seine Stellung war hiernach die folgende: — d. h. sie war es in der Hauptsache am Abend des 15. October, in einzelnen Theilen, selbst bei Wachau und namentlich bei Lindenau und Möckern, wurde sie erst am Morgen des 16. so, wie wir sie hier angeben. Gegen die böhmische Armee bildeten die Corps von Poniatowski, Victor und Lauriston rechts an die Pleiße gelehnt, auf den sanften Höhen von Markkleeberg über Wachau bis Liebertwolkwitz den rechten Flügel und die Mitte des französischen Heeres. Hinter ihnen standen als Reserven das Corps von Augereau, die Garden, die Reiterei von Latour-Maubourg, Kellermann und Milhaud. Den linken Flügel bildete Macdonald mit der Reiterei von Sebastiani bei Holzhausen. Es waren im Ganzen etwa 119,000 Mann, gegen welche, wie wir sehen werden, Schwarzenberg wirklich eine schwächere, dazu noch ungünstig vertheilte Heeresmacht heranführte. Auf der Nordseite der Stadt waren Marmont erst bei Lindenthal, dann bei Möckern, sodann Ney mit Souham's und Dombrowski's Divisionen sowie dem dritten Reitercorps in der Gegend von Mockau und Wiederitzsch, zusammen etwa 42,000 Mann. Von diesen Heertheilen sollte nach Napoleon's Disposition für den 16. October der Marschall Marmont eigentlich zur Unterstützung des Hauptangriffs zwischen Leipzig und Liebertwolkwitz Stellung nehmen, während Ney in die Stellung bei Lindenthal einzurücken hatte, um die Straße nach Halle zu beobachten, da der Kaiser von jenem Abzug auch der schlesischen Armee gegen Merseburg nicht hinreichend überzeugt war. In welcher Weise dann die Nachrichten einliefen, welche die Ausführung dieser Anordnung gänzlich veränderten, weiß man noch nicht genau; die Hauptursache aber war jedenfalls Blücher's Anmarsch, schon am Nachmittag des 15. October. Im Westen bei Lindenau vertheidigte Bertrand mit den Generalen Margaron und Lefol, etwa 15,000 Mann, die Zugänge zur Stadt über die Elster und

Pleiße. Giulay griff hier mit größerer Macht an, als man erwartet hatte, und es wurde daher diese Stellung erst im Laufe des Gefechts auf Anordnung Ney's hauptsächlich durch Bertrand bis zur angegebenen Zahl verstärkt.

Bei den Verbündeten gestaltete sich indessen die Einleitung zur Schlacht weit günstiger für Napoleon, als es im Grunde die Lage der Dinge mit sich bringen mußte. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß ihn schon am 16. ein vereinigter energischer Angriff des böhmischen Heeres von Süden, der schlesischen und Nordarmee von Norden her traf. Statt dessen blieb das letzte ganz aus und der Angriff des ersten wurde nicht glücklich angelegt. Zunächst trat in der ersten Disposition Schwarzenberg's wieder der Gedanke hervor, den Feind wo möglich durch Manövriren, indem man ihn von Thüringen abschnitt, zum Rückzug nach seinen Elbfestungen zu veranlassen. Die Arbeit war in der Nacht zum 15. October durch den ehemals sächsischen Obersten v. Langenau verfaßt, der neben seinem sonstigen Einfluß diesmal auch noch durch seine Terrainkunde dazu berufen schien. Allein gerade diese sogenannte Ortskenntniß brachte zu dem unrichtigen allgemeinen Gedanken auch noch einen groben besonderen Fehler in die Schlachtanlage. Am 16. um 7 Uhr Morgens sollte hiernach von Westen und Süden her der concentrische Angriff auf Leipzig beginnen. Blücher sollte am 15. von Halle zuerst auf die Straße von Merseburg nach Leipzig rücken, um dann von Günthersdorf aus seinen Angriff auf die Stadt zu richten. Zu seiner Rechten sollte gleichzeitig Giulay von Markranstädt aus vorgehen, der mit Fürst Moritz Lichtenstein, General Thielemann und Oberst Mensdorf für diesen Tag an Blücher's Befehle gewiesen war. General Merveldt sollte sein Corps, die österreichischen Reserven und die russischen Garden bei Zwenkau versammeln, um dann zwischen Elster und Pleiße vorzugehen. Die Absicht dabei war, daß dieser Heertheil bei Connewitz über die Pleiße hervorbrechen, den Haupttheil des Feindes, den man auf dem rechten Ufer des Flüßchens vermuthete, im Rücken nehmen und so hauptsächlich dessen Rückzug veranlassen sollte. In der Front sollte diese feindliche Stellung gleichzeitig durch die Heertheile von Wittgenstein und Klenau unter des ersteren Oberbefehl angegriffen werden. Es folgten dann die Bestimmungen für den Fall des Rückzugs. Noch wurde Graf Colloredo angewiesen, mit seinem Corps am 16. Morgens in Borna einzutreffen, was nicht möglich war. Auf Bennigsen wurde für diesen Tag nicht gerechnet. Dagegen war am Schluß noch eine Bestimmung für den Kronprinzen gegeben, im Falle er, worüber man damals in Schwarzenberg's Hauptquartier noch unsicher war, **nicht** auf das rechte Ufer der Elbe zurückgegangen wäre. Es sollte der Kron-

prinz dann theils von der Mulde aus gegen die feindliche Stellung bei Leipzig demonstriren, theils den linken Flügel Blücher's kräftig unterstützen. Dieser hatte in diesem Falle direct von Halle über Schkeuditz vorzugehen, während den ihm sonst zugewiesenen Angriff von Merseburg her nur das Corps von St. Priest ausführen sollte. Zuletzt wird noch die Möglichkeit angenommen, daß der Feind schon den Rückzug nach der Elbe angetreten habe und die Gegend von Leipzig nur mit einem Corps decke. Es sollte dann Blücher sogleich links abmarschiren und die Hauptarmee ihm folgen, nachdem sie ihre Vortheile gegen dieses Corps rasch geerntet hätte. Es ist diese Disposition auch von Wuttke scharf kritisirt worden (S. 84—88), allein in einer Weise, die ausdrücklich berichtigt werden muß, weil sie sehr geeignet ist, nachgesprochen zu werden und so das allgemeine Urtheil irre zu leiten. Wuttke rückt nämlich den taktischen Fehler der Disponirung so bedeutender Massen in das unwegsame Terrain zwischen den beiden Flüssen ganz in den Vordergrund und berührt den Grundfehler in der Gesammtauffassung der Lage, jenen Gedanken Schwarzenberg's, Napoleon zurück zu manövriren statt ihn zu schlagen, nur sehr flüchtig. Es erklärt sich aber nicht blos aus diesem strategischen erst jener taktische Fehler, sondern von hier aus fällt überhaupt erst das richtige Licht auf den ganzen Verlauf des Feldzugs, auf die Antriebe eines jeden Theils und auf den Antheil an der Entscheidung. — So günstig indessen, wie es nach dieser Disposition aussah, gestaltete sich der Angriff der böhmischen Armee für Napoleon zum Glück nicht. Vielmehr geschah die Ausführung an zwei Hauptpunkten wesentlich anders: Blücher führte sein Heer direct auf der Straße von Halle über Schkeuditz vor, und der Angriff der Hauptarmee geschah mit der Hauptmasse nicht zwischen Elster und Pleiße, sondern östlich der Flüsse. Dadurch erhielt der vereinigte Angriff fast die umgekehrte Richtung statt der in der Disposition beabsichtigten; er wurde zu einem wirklichen Angriff, der den Gegner zum Rückzug nach Westen zwang, statt ihn nach Norden zurück zu manövriren. Zugleich wurde auch der arge taktische Fehler, die entscheidenden Massen in ein Terrain hinein zu schieben, das keine Entwicklung erlaubte, wenigstens zum Theil wieder gut gemacht. Dennoch blieb noch genug von der Disposition stehen, um einem Gegner wie Napoleon für den ersten Tag ein verhältnißmäßig günstiges Spiel in die Hand zu geben; und weit mehr noch als die Disposition Schwarzenberg's that auch hier wieder der Kronprinz von Schweden, um dem Feinde den Sieg möglich zu machen.

Es war abermals, durch den General Toll veranlaßt, der Kaiser Alexander, welcher verhinderte, daß bei der Hauptarmee die ganze Entscheidung in der unglücklichen Richtung auf den engen sumpfigen Winkel zwischen

Elster und Pleiße gesucht werden mußte. Der nähere Verlauf ist bekannt: Schwarzenberg's hartnäckiges Widerstreben, das sich aus einer bloßen Vorliebe für die taktische Anordnung unmöglich erklären läßt; dann das Machtwort, womit Kaiser Alexander wenigstens für die russischen und preußischen Truppen das Vorrücken östlich der Flüsse durchsetzte. Die Anordnung war hiernach folgende. Giulay führte westlich der Elster 20,000 Mann gegen die 15,000 Bertrand's; der Angriffspunkt war Lindenau: er gewann Bedeutung erst, wenn die Schlacht gewonnen war; für jetzt hatte er keine, außer etwa im Zusammenhang mit der genannten ersten Disposition Schwarzenberg's. Die österreichische Heeresmasse, welche unter Merveldt in das Dreieck zwischen Elster und Pleiße hineingeschoben wurde, um bei Connewitz hervorzubrechen, betrug 29,000 Mann; ein Theil von Poniatowski's und Augereau's Truppen, sowie einige Bataillone Garde, 10,000 Franzosen etwa, vermochten den schwierigen Angriff abzuwehren. So blieben auf dem Haupttheil des Schlachtfeldes, von Markkleeberg bis Seiffertshain, den Verbündeten nur etwa 84,000 gegen die 109,000 Mann, welche hier Napoleon hatte. Es gestaltete sich aber ihr Angriff für den größeren Theil des Tages noch weit ungünstiger, weil 19,000 Mann russischer und preußischer Garden zu Anfang noch in Rötha, 1½ Meilen vom Schlachtfeld, standen. Es führten hiernach Kleist, der Herzog Eugen von Würtemberg und der Fürst Gortschakow, Pahlen's Reiterei mitgezählt, nur etwa 33,000 gegen den rechten Flügel und die Mitte der Franzosen; Klenau 22,000 Mann gegen ihren linken Flügel vor; 10,000 russische Grenadiere und Cürassiere folgten; im Ganzen vielleicht 65,000 gegen über 100,000. Allerdings war zur Zeit des Angriffs die Macht Napoleon's bei Wachau noch nicht völlig beisammen; das war aber ein Glück für die Verbündeten, den Fehler ihres Oberfeldherrn kann es in keiner Weise entschuldigen. Doch muß noch hervorgehoben werden, daß zu Ende der Schlacht, nachdem die österreichischen Reserven auf das rechte Ufer der Pleiße herübergezogen waren, die Stärke der Verbündeten derjenigen Napoleon's an dieser Stelle fast gleich kam.

Es war bei der Hauptarmee durch diese veränderten Anordnungen wenigstens die größte Gefahr abgewendet; das Andere that Blücher; er kam dem Hauptangriff weit nachdrücklicher zu Hülfe, als es in der Disposition gelegen hatte. Der preußische General hatte nicht Manöver, sondern die Schlacht im Sinn; er wußte den Feind auf der Ostseite von Leipzig und suchte ihn deshalb auf geradem Wege dort auf, nicht über Merseburg, von wo er sich im Vorgehen in die Niederungen der Elster und Pleiße verwickelt hätte. Ueberdies hätte der Marsch nach Merseburg dem Kronprinzen einen neuen willkommenen Vorwand geboten, sich der

Theilnahme an der Schlacht ganz zu entziehen. Dies ungefähr ließ Blücher durch den Major Rühle v. Lilienstern in Schwarzenberg's Hauptquartier am 15. vorstellen; inzwischen führte er sein Heer am Nachmittag desselben Tages in die Gegend von Schkeuditz. Es waren etwa 60,000 gegen die 42,000, welche hier die Franzosen hatten; also ein weit günstigeres Verhältniß, als auf der anderen Seite des Schlachtfeldes, allein Blücher war mit dem größeren Theil seiner Kraft gebunden. Er vermuthete die Hauptstärke des Feindes bei Breitenfeld auf dem Plateau, über welches die Straße von Delitzsch und Düben zieht, verwendete Langeron in dieser Richtung und behielt Sacken in Reserve, so daß nur York mit seinem Corps von 20,800 Mann zum entscheidenden Treffen kam. Es war die Schuld des Kronprinzen, daß hier nicht gleich an diesem Tage ein weit fruchtbarerer Sieg erfochten wurde. Dieser hatte nicht einmal sein Wort gelöst; er war am 15. nicht nach Halle, sondern nur bis zum Petersberg gekommen, und erst am 16. Nachmittags bewirkte das vereinte Andringen der Militärbevollmächtigten, daß er seinen Marsch bis Landsberg fortsetzte. Wenn Blücher am 16. mit Uebermacht angegriffen und geschlagen wurde, so kam die Nordarmee unter allen Umständen zu seiner Hülfe zu spät. Das mußte den Nachdruck von Blücher's Auftreten wesentlich lähmen. Wuttke freilich will (S. 89) darin die strategische Weisheit finden, die sich den Sieg sichert, weil sie die letzten Reserven in's Feuer zu bringen versteht. In Wirklichkeit war es entweder die Weisheit, welche den Bundesgenossen im Stich läßt, oder die Weisheit, welche einen Heertheil nach dem anderen in's offene Verderben wirft.

Wir stehen vor der Schlacht selbst. Es ist über das Einzelne, wie über den Zusammenhang der Entschlüsse, Befehle und Handlungen immer noch vieles aufzuklären. Wir fassen natürlich nur die wichtigsten Momente in's Auge. Zuerst also die Schlachten vom 16. October. Die Geschichte hat ihnen mit Recht die Namen von Wachau und von Möckern gegeben; an beiden Stellen war es ein wirklicher Entscheidungskampf. Noch in den unmittelbaren Kreis von Wachau gehören die Kämpfe auf den beiden Flügeln: auf dem östlichen bei'm Kolmberg zwischen Klenau und Macdonald; auf dem westlichen bei Connewitz zwischen Merveldt und Poniatowski. Es wurde an beiden Stellen heiß und ausdauernd gekämpft, doch war an keiner der Nachdruck eines entscheidenden Zusammentreffens. Giulay's Angriff auf Lindenau wurde nicht mit besonderer Energie und noch weniger mit Geschick durchgeführt; er hatte auf den Verlauf der Schlacht nur sehr wenig Einfluß und liefert nur einen schlagenden Beweis, wie glücklich es war, daß Blücher die directe Straße von Halle nach Leipzig wählte. Auf beiden Seiten war übrigens

das volle Gefühl vorhanden, daß es zu einem Weltkampf gehe. Nicht blos die allgemeinen Ansprachen an die Heere beweisen es; viele Generale sprachen zu ihren Truppen noch im gleichen Sinne im Augenblick, als sich die Waffen messen sollten. Und die Soldaten verstanden die Sprache, das haben sie durch ihre Thaten gezeigt.

Es war acht Uhr vorüber, als Kleist seine 10,000 Preußen und Russen gegen Markkleeberg, Herzog Eugen ebenso viele gegen Wachau, Gortschakow etwa 9000 gegen Liebertwolkwitz führte; Pahlen mit 3000 Reitern bildete die Verbindung der beiden letzteren Colonnen. Gortschakow in Erwartung des Corps von Klenau, mit dem er zusammenwirken sollte, machte keine besonderen Fortschritte; Liebertwolkwitz wurde erst nach zehn Uhr, hauptsächlich durch Klenau's Truppen, angegriffen und zum Theil genommen, um zuletzt am Nachmittag völlig verloren zu gehen. Der Angriff von Kleist und Eugen dagegen glückte anfangs; Napoleon hatte, wie gesagt, seine Massen noch nicht beisammen, sie waren zum Theil noch im Marsch hierher. So wurden Markkleeberg und Wachau nach kurzem heißem Kampfe genommen, doch vermochten Kleist und Eugen darüber hinaus keinen Boden zu gewinnen, es zeigte sich bald, daß sie zu schwach waren. Bis nach zehn Uhr wogte ein mörderischer Kampf an dieser Stelle hin und her, ohne daß sich auf eine Seite bleibend das Uebergewicht geneigt hätte.

Inzwischen hatte Napoleon vom Lauf der Schlacht genug gesehen, um seinen Entschluß zu fassen. Man nimmt an, daß sein erster Plan war, die Uebermacht auf seinen linken Flügel zu häufen, die Verbündeten vom Kolmberg her zu umgehen, gegen die Pleiße und Elster zu werfen und von ihrem Rückzug nach Böhmen abzudrängen. Schwerlich hat dieser Plan so fest gestanden, wahrscheinlich ist er schon durch die Nachrichten vom Erscheinen der schlesischen Armee erschüttert worden; jedenfalls aber suchte Napoleon jetzt, nachdem er die Schlacht beobachtet, die Entscheidung auf einem anderen Punkt. Er dachte bei Wachau die Mitte der Angreifer zu durchbrechen; der Erfolg war, wenn es gelang, allerdings noch größer: die Hauptmasse der Verbündeten konnte auch so gegen die Flüsse gedrängt und dazu noch ihr rechter Flügel völlig von ihnen getrennt werden. Eine Masse von 300 Geschützen sollte den Schlag vorbereiten, ein Reitersturm folgen, die nachrückende Infanterie das Ganze vollenden. Es lag nicht an der geordneten Einrichtung und Befehlsführung des verbündeten Heeres, daß diesem Plan noch begegnet werden konnte; denn im Grunde führte auf dieser Seite der Pleiße Niemand den Befehl. Wittgenstein und Barclay de Tolly standen dem Namen nach an der Spitze der hier kämpfenden Truppen, aber die Disposition hatte für diesen Tag keinen Befehlshaber

für diesen Theil des Schlachtfeldes bezeichnet, und wir wissen auch nicht, daß Einer der Beiden bedeutend eingegriffen hätte. Dennoch wurde die Gefahr auf Seiten der Verbündeten noch zur guten Stunde erkannt. Der Kaiser Alexander übersah von einem Hügel bei Güldengossa die dünnen Linien der Angreifer; er sah, wie der Angriff in's Stocken kam, er sah die wachsenden Kräfte des Gegners. Die Officiere, die um ihn waren, bestätigten seine Besorgniß: sofort erhielt die Reserve von 10,000 Grenadieren und Cürassieren die Weisung zur Beschleunigung ihres Anmarsches, den russisch-preußischen Garden in Rötha wurde der Befehl zugeschickt, so rasch als möglich heranzurücken; zugleich ging Oberst Wolzogen nach Gautzsch zum Fürsten von Schwarzenberg ab, mit dem dringenden Ersuchen, die österreichischen Reserven zur Unterstützung der bedrohten Mitte über die Pleiße zu schicken. Der Fürst hatte inzwischen seinen Irrthum schon daran erkennen müssen, daß seine Truppen bei Connewitz trotz schwerer Verluste durchaus nicht vorwärts kamen; Wolzogen wurde durch Radetzky und andere unterstützt; nach kurzer Besprechung ergingen die nöthigen Befehle, mit raschem Eifer schritten die österreichischen Generale zur Ausführung.

Doch mußten Stunden vergehen, bis diese Hülfe heran sein konnte und noch später erst konnten die Garden von Rötha eintreffen. In diesen Stunden entwickelte sich die wachsende Wucht des französischen Angriffs und in diesen Stunden haben die Preußen und Russen unter Kleist und dem Herzog Eugen sich den unvergänglichen Ruhm erworben, durch ihren unübertroffenen Widerstand die Schlacht gehalten zu haben. Es war ein Kampf der Weltgeschicke würdig, die daran hingen. Eisern erklang die Luft unter der Masse der französischen Geschosse, die Artillerie der Verbündeten, zu schwach um das Gleichgewicht zu halten, erlitt eine furchtbare Zerstörung; doch Eugen mit seinen tapfern Bataillonen wankte nicht. Jetzt brachen die französischen Reitermassen los. Zuerst, um 1 Uhr etwa, gegen 20 Schwadronen Polen, Sachsen und Franzosen gegen die 12 Schwadronen russischer Cürassiere und Dragoner von Kleist. Das Gefecht wogte zwischen Wachau, Markkleeberg und Gröbern hin und her; nach einer Stunde etwa waren die Russen vollständig aus dem Felde geschlagen. Kleist hielt sich mit seiner Infanterie mit der letzten Anstrengung in Markkleeberg. Da erschienen die Spitzen der österreichischen Reserven, die bei Klein-Städtlen die Pleiße überschritten hatten. Es waren die Cürassiere unter Nostiz; sie warfen sich auf die eben noch siegreichen feindlichen Reiter; diese, noch erschüttert vom bisherigen Kampf, vermochten der Wucht des neuen Angriffs nicht zu widerstehen, sie wurden zusammt zwei Regimentern, die ihnen zu Hülfe eilten, gegen Wachau zurückgejagt. Nicht lange, so trifft auch von Deuben her das österreichische

Fußvolk ein; es löst Kleist's erschöpfte Bataillone ab und entreißt Markkleeberg, das diese endlich halten aufgeben müssen, den Polen wieder. Es war etwa 4 Uhr; auf diesem Theil des Schlachtfeldes ist die dringendste Gefahr abgewendet. Anders bei Wachau. Hierher nahm die Hauptmasse der französischen Reiter ihren Lauf, es war zwischen 2 und 3 Uhr. Die Masse wird sehr verschieden angegeben auf 4 bis 8000 Pferde, 4 bis 5000 wird das Wahrscheinliche sein. Herzog Eugen wirft dem Ansturm alle Reiterei entgegen, die er zur Hand hat; sie wird in Unordnung zurückgeworfen, seine Geschütze bei Wachau müssen verstummen, die meisten gehen verloren, zwei oder drei Bataillone werden übergeritten, doch die anderen halten wie die Felsen in der Brandung; der Herzog muß mit ihnen gegen Gülrengossa weichen, es sind nur noch dünne Häuflein mit weiten Zwischenräumen, doch sie bleiben geschlossen. Der Reitersturm, der sie umwogt, beginnt indessen zu ermatten, sich zu brechen. Er hatte nacheinander eine Reihe von Reiterregimentern der Verbündeten zurückgeworfen; er wogt bis Gossa heran, einen Augenblick lang scheinen die Monarchen, die auf einem Hügel hinter dem Dorfe die Schlacht beobachten, persönlich in Gefahr zu sein; doch die Kraft der gewaltigen Masse ist erschöpft, ihre Ordnung bereits in der Auflösung begriffen. Es langt im rechten Augenblick russische Reserveartillerie an, Kaiser Alexander wirft seine persönliche Bedeckung, die Gardekosacken, in's Gefecht; russische und preußische Reiterei, theils von Pahlen gesendet, theils von der Reserve, greift mit an, und die Massen, die noch vor einer halben Stunde so furchtbar schienen, fliehen in einzelnen Schwärmen nach den Höhen von Wachau zurück. Napoleon hatte in Leipzig den Sieg verkündigen und mit allen Glocken läuten lassen; zur nämlichen Zeit war die Gefahr für die Verbündeten vorüber.. Zwar war französische Infanterie dem Reiterangriff gefolgt; sie nimmt die Schäferei Auenhain, drängt bis Gossa vor und gewinnt auch einen Theil dieses Dorfs im wiederholten Sturm. Doch schon rücken die Reserven der Verbündeten heran; die russisch-preußischen Reserven von Süden, die Oesterreicher von Westen, wo die ersten ankommenden Bataillone bereits bei Markkleeberg das Gefecht hergestellt hatten. Noch wogte der Kampf bis zur Dunkelheit hin und her, zuletzt wurden die Franzosen mit großem Verlust aus Auenhain, wie aus Güldengossa zurückgeworfen. Gortschakow zur Rechten behauptete das Universitätsholz.

Auf den Flügeln war inzwischen ungefähr mit ähnlichem Erfolg gekämpft worden. Klenau hatte den Kolmberg vor den Franzosen besetzt und den größeren Theil von Liebertwolkwitz genommen; doch vermochte er sich auf dieser Linie nicht zu behaupten. Macdonald entriß ihm sehr bald ohne vielen Kampf den zu leicht besetzten Berg wieder, dann ging auch

das Dorf und das Niederholz verloren; die Stellung Klenau's war jetzt zwischen Seiffertshain und Groß-Pößna. Der Angriff stockte eine Zeit lang, dann gingen die Franzosen mit Nachdruck auf Seiffertshain; lange wurde mit wechselndem Glück um das Dorf gestritten, zuletzt blieb es im Besitz der Oesterreicher. Unglücklicher waren diese auf dem linken Flügel zwischen Elster und Pleiße. General Merveldt hatte den Morgen unter großem Verlust den Uebergang zu erzwingen gesucht; auch Mittags, nach dem Abzug der Reserven ließ er nicht nach. Gegen 5 Uhr gelang es ihm endlich bei Dölitz ein Bataillon hinüberzubringen, er selbst folgte. Doch um die nämliche Zeit hatten die Vertheidiger Verstärkung durch einige Bataillone der jungen Garde erhalten. Die Uebergegangenen wurden zurückgeworfen; der größere Theil, mit ihnen der General, gerieth in Gefangenschaft. Ebenso wenig erreichte Giulay gegen Lindenau einen Erfolg; er zog sich nach einer Reihe vergeblicher Versuche gegen Markranstädt zurück. Ihm indessen hätte es bei mehr Umsicht und Energie gelingen können, das Dorf zu nehmen und zu behaupten. Es wäre das ohne Zweifel für den weiteren Gang der Schlacht von großer Einwirkung gewesen; Napoleon mußte dann eine bedeutende Macht hierher werfen, um sich die einzige Rückzugsstraße frei zu machen.

Mit hereinbrechender Nacht kam das Getöse des Kampfes auf der Linie von Markranstädt bis Seiffertshain allmählich zum Schweigen, nur an einzelnen Stellen dauerte das Gewehrfeuer noch bis tief in die Dunkelheit fort. Beide Theile bivouakirten auf dem Kampfplatz. Die Linie der Verbündeten lief von Markkleeberg über Auenhain, Güldengossa, das Universitätsholz, Groß-Pößna und Seiffertshain. Zur Linken hielten Merveldt's Truppen Gautsch, Giulay hatte die Masse seines Heeres in Markranstädt. Die Franzosen lagerten gegenüber, die Vorposten waren oft nur wenige hundert Schritt von einander. Durfte Napoleon hier von einem Sieg sprechen, so war er jedenfalls höchst unvollkommen. Er hatte den Angriff der Verbündeten mit Nachdruck abgeschlagen; in der Mitte bei Wachau vielleicht 1000 bis 1200 Schritte Boden gewonnen, das war aber auch Alles. Die Verbündeten hatten wohl 26 bis 28,000 Mann verloren, die Franzosen 22 bis 24,000; Trophäen von Bedeutung waren auf keiner Seite gewonnen worden. Nicht mit Unrecht hat man dieses Ergebniß für einen Napoleon mit Rücksicht auf die Uebermacht, die er an dieser Stelle wirklich besaß, und die noch weit größere, die ihm die Schlachtanlage Schwarzenberg's eine Zeit lang in die Hand gab, wenig befriedigend gefunden und darum die Frage aufgeworfen, ob nicht auch auf seiner Seite Fehler vorgekommen wären: Schwanken im Entschluß, Zögern im Ergreifen des Moments, unrichtige Disponirung der Massen, die er zum ent-

scheidenden Stoß verwandte. Die Frage verdiente wirklich von militärwissenschaftlicher Seite eine nähere Untersuchung; es ist hier nicht blos noch Manches aufzuklären, es liegt auch eine Reihe besonderer strategischer und taktischer Fragen darin. Es ist z. B. noch nicht genügend festgestellt, um welche Stunde Napoleon seine ganze Macht zum Schlagen bereit bei Wachau zusammen hatte, und es führt dies auf die strategischen Folgen jenes viertägigen Schwankens bei Düben, auf die unerbittliche Verkettung des Handelns im Kriege. Es würde ferner von großem Interesse sein, die Stärke der sich gegenüberstehenden Kräfte in den Hauptmomenten der Schlacht noch näher festzustellen, es würden sich dabei wichtige Erfahrungen über die taktische Frage des gleichzeitigen oder aufeinanderfolgenden Gebrauchs der Truppen im Gefecht ergeben. Im Allgemeinen aber bedarf es keiner neuen Erklärungen für diesen Ausgang der Schlacht von Wachau. Die Verbündeten hatten doch zuletzt etwa 105,000 Mann gegen die 109,000 Napoleon's, ihre Truppen waren im Durchschnitt mindestens ebenso gut als die Napoleon's, sie waren im Einzelnen durchaus nicht schlechter geführt, die Fehler im Plan konnten noch rechtzeitig gut gemacht werden; dabei waren sie im befreundeten Lande, besser verpflegt und zum großen Theil besser ausgeruht. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt jener Ausgang etwas sehr Natürliches. Am rechten Zusammenwirken der Waffen und selbst an der Führung, namentlich bei'm großen Reiterangriff, hat es allerdings gefehlt, das war aber nicht ein besonderer Fehler Napoleon's an jenem Tage; es lag in seiner Massentaktik, die er aus seiner Zeit, seinem Volk und seinen Kriegen entwickelt hatte, die hier allerdings eine schwache Seite zeigt, die er aber sicherlich nicht anders hätte entwickeln können. Die Hauptsache war, daß Napoleon diesmal auf ein anderes Princip traf. Standen ihm noch die Männer von 1800, 1805 und 1806 gegenüber, so hätte er auch hier wahrscheinlich einen großen Sieg erfochten; für den größten Theil seiner jetzigen Feinde aber war jene auf das Aeußerste gerichtete Energie kein blendender Zauber mehr, sie kämpften selbst um das Letzte und Aeußerste. Dies wollte Napoleon nicht erkennen, es beherrschte ihn eine übermüthige Zuversicht auf sein Glück und seine Größe, darum gingen seine Ansprüche, seine Pläne und Gedanken auch stets weit über seine wirkliche Lage hinaus. Dies war sein Hauptfehler; wir kommen noch von mehr als einer Seite darauf zurück.

Ganz anders als bei Wachau war der Ausgang des Kampfes im Norden von Leipzig. Blücher unternahm am 16. früh mit der Reiterei seiner drei Corps von Schkeuditz aus eine große Recognoscirung; sie verschaffte ihm indessen keine Aufklärung über die Stellung des Feindes; er sah Radefeld, Lindenthal, Stahmeln, Möckern besetzt und blieb bei der

Annahme, sein Gegner stehe mit der Hauptmacht zwischen Breitenfeld und Mockau. Um 9 Uhr gab er demgemäß seine Dispositionen: York rückte zur Rechten, Langeron zur Linken vor, Sacken folgte. Im Vorgehen warf York's Vorhut unter Hiller den Feind aus Stahmeln und Wahren heraus, bei Möckern stieß sie auf überlegene Massen. Es war Marmont, der hier mit 20,000 Mann Stellung genommen hatte. Nicht lange vorher war ihm bei Lindenthal der Befehl Napoleon's zugekommen, sein Corps nach dem Süden von Leipzig hinüberzuführen, Ney solle ihn ablösen. Marmont war schon im Aufbruch, als ihn die Ankunft der schlesischen Armee festhielt. Er ließ Radefeld, Stahmeln, Wahren leicht besetzen und nahm die Vortruppen allmählich in die Hauptstellung bei Möckern zurück. Souham und Dombrowski hatten Lindenthal, Wiederitzsch, Euteritzsch besetzt. Gegen diese Stellung rückte Langeron heran. Er führte etwa 30,000 Mann gegen höchstens 12 bis 16,000. Die Vertheidigung war hartnäckig, der Angriff ohne Nachdruck. Das Gefecht hat in seinen Einzelheiten nur untergeordnete Bedeutung; der Ausgang war, daß die Franzosen und Polen die Dörfer Wiederitzsch und Euteritzsch verloren und über die Parthe zurückgingen, ihr Verlust war etwa 2000, der von Langeron 1500 Mann. In einem anderen Krieg hätte das Gefecht freilich für eine Schlacht gegolten; neben dem Sieg von York dagegen will es nichts bedeuten. Dieser führte gegen Marmont ungefähr die gleiche Zahl, die dieser hatte, nicht ganz 21,000 Mann. Wie seine Vorhut Möckern angriff, hatte er sich bereits, Blücher's Disposition verlassend, mehr südwestlich gewendet, so daß er von Langeron, der in östlicher Richtung vorging, mehr und mehr abkam. Das Gefecht nahm allmählich York's ganze Kraft in Anspruch. In das Nähere brauchen wir hier nicht einzugehen; wir verweisen die Leser auf Droysen's unübertreffliche Darstellung im Leben York's. Es war ein Kampf, der an Heftigkeit und Ausdauer dem von Wachau nicht das geringste nachgab, nur legten die Preußen hier den ausharrenden Muth in den immer wiederholten Angriff hinein, es war der ganze Geist dieses Kriegs darin. Aber auch die Franzosen schlugen sich ihres alten Ruhmes vollkommen würdig. Nachdem stundenlang um Möckern gerungen war, schwankte immer noch der Sieg; endlich warf York seine letzten Truppen in den Kampf. Es ging der Zug einer einigen gewaltigen Begeisterung durch das preußische Corps. Die Führer allenthalben voran stürzten die Schwadronen und Bataillone auf den Feind, es geschahen Thaten, wie die Geschichte keine größeren meldet. Nicht lange, so war Alles entschieden; die Franzosen, vollständig über den Haufen geworfen, flohen in Auflösung zur Parthe nach Gohlis und selbst bis Leipzig. Der Verlust betrug auf jeder Seite gegen 7000 Mann,

aber die Preußen hatten 2000 Gefangene gemacht und 53 Kanonen genommen.

Es war der einzige wirkliche Sieg, den die Verbündeten an diesem Tage erfochten. Dennoch haben Blücher und York Tadel darüber erfahren müssen. Die zwei Vorwürfe, welche am meisten Schein haben, nimmt auch Wuttke in seiner Schrift wieder auf. Blücher soll sich hiernach zu spät in Bewegung gesetzt, York den Stier „bei den Hörnern" gepackt haben. Wuttke findet es fast unglaublich (S. 120), daß die erforderliche Auskundschaftung am 15. unterlassen worden sei; er vergißt freilich zu sagen (S. 88), daß die schlesische Armee erst am Abend dieses 15. bei Schkeuditz ankam. Die Frage, ob Blücher früher da sein konnte, läßt sich nur unter genauer Vergleichung der Verhandlungen mit dem Kronprinzen und namentlich der Disposition von Schwarzenberg beantworten. Die letztere ist eigentlich allein schon entscheidend. Sie kam am 15. früh in Blücher's Hände und schrieb ihm für den Fall, den Blücher wählte, vor, so nach Schkeuditz zu rücken, daß er von dort um 7 Uhr früh zum Angriff vorrücken könne; es sollten zur nämlichen Zeit alle Heere von Punkten aufbrechen, die jeder ungefähr zwei bis drei Stunden von Leipzig entfernt waren. Blücher hatte alle Ursache in diesem Punkte der Disposition nicht voranzueilen, sich nicht vorzeitig in einen vereinzelten Kampf zu stürzen, da er mit voller Gewißheit vom Kronprinzen keine Unterstützung zu erwarten hatte. Er führte die Disposition genau aus; und wenn er in Folge davon erst ein paar Stunden später in's volle Treffen mit den Franzosen kam, als die Hauptarmee, so lag dies einfach darin, daß die letzteren auf dieser Seite ihre Stärke viel näher gegen Leipzig zurückgezogen hatten. Auch ist der Anmarsch Blücher's zu Gunsten der Hauptarmee gleich von Anfang vollkommen wirksam gewesen, denn er hat Marmont zurückgehalten und Ney, der bereits mit einem Theil seines Corps auf dem Marsch nach dem südlichen Schlachtfeld war, wieder nach dem nördlichen zurückgerufen. Dieser Vorwurf ist also vollständig nichtig. Und nicht minder ist es der andere, gegen York gerichtete, obwohl er auch von militärischen Stimmen erhoben worden ist. Das Dorf Möckern hat allerdings bedeutende Opfer gekostet; allein es ist durchaus nicht nachgewiesen, warum York so viel schneller und leichter zum Ziel gekommen wäre, wenn er den Nachdruck in seinen linken Flügel gelegt hätte. Dazu muß man sich an den Verlauf des Gefechts erinnern. Die Vorhut hatte sich in Folge des Vorrückens in Möckern sehr ernstlich in den Kampf verwickelt; der General hatte nicht lange mehr Zeit, erst an der feindlichen Stellung umherzusuchen; es mußte ihm höchst bedenklich erscheinen, ob er hier seine Vorhut ohne Hülfe lassen dürfe, um von einem anderen Punkt her einen

ungewissen Angriff einzuleiten. Die Generale, die erst lange nach dem vortheilhaftesten Angriffspunkt zu suchen pflegen, haben nie viel ausgerichtet; im Kriege entscheidet die Energie der Ausführung mehr als die lange Erwägung. Möglich, daß Marmont einem anders angeordneten Angriff schneller gewichen wäre; aber dann hätte es auch nicht diesen Sieg gegeben. Der Stier, der an den Hörnern gepackt und niedergeworfen ist, hat auch einen anderen Respect vor seinem Feind, als der blos in die Seite verwundete; der Widerstand Marmont's war nach diesem Ringen auch für die folgenden Tage ganz anders gebrochen, als wenn der Marschall halb wegmanövrirt worden wäre. Dagegen bleibt ein anderer Zweifel, der auf Blücher und seinen Stab geht, erst noch aufzuklären. Wie kam es, daß York so allein gelassen wurde? War nicht Sacken zur Hand, die Lücke zwischen ihm und Langeron nachschiebend auszufüllen? Konnte nicht der letztere, wenn nicht zur unmittelbaren Unterstützung York's, so doch zu größerer Energie im eigenen Angriff getrieben werden? Waren die Motive ausreichend, die feindliche Hauptmacht so ausdauernd auf dem Plateau von Breitenfeld zu suchen? Die Verhältnisse des schlesischen Heeres und noch mehr die allgemeinen Verhältnisse enthalten auch jetzt schon einige Antwort auf diese Fragen, doch werden sie erst durch die Biographien von Blücher und Gneisenau befriedigend gelöst werden können.

Das war die große Schlacht des 16. October. Ihre eigentliche Bedeutung ist jetzt allgemein anerkannt. Aster hat sie unseres Wissens zuerst in diesem Sinne gründlich erörtert. Es lag in dieser Schlacht die Entscheidung schon ausgesprochen. Sie war kein Sieg der Verbündeten, denn der glänzende Erfolg von York's 20,000 bei Möckern konnte das Mißlingen des Angriffs der 135,000 bei Wachau nicht ausgleichen. Es war aber auch kein Sieg Napoleon's, am wenigsten ein solcher, wie dieser ihn brauchte. An diesem Tage mußte er das Geschick des Feldzugs wenden oder der günstige Augenblick war für immer dahin. Am 16. standen die Kräfte auf beiden Seiten noch ungefähr gleich; als der 18. kam, waren die Verbündeten um die Hälfte überlegen. Hatte Napoleon an jenem Tage nur einen halben Sieg erfochten und eine ganze Niederlage erlitten — was sollte an diesem werden? Auch fühlten beide Theile die Lage hinreichend deutlich heraus, wenn sie sich auch nicht die genaue Rechenschaft geben konnten, wie wir es heute können. Die Verbündeten waren voll Zuversicht; der Angriff sollte erneuert werden. Er war schon auf vielen Punkten begonnen, als er auf Vorschlag des Fürsten Schwarzenberg eingestellt wurde, um erst noch die Verstärkungen zu erwarten. Napoleon dagegen versuchte zu unterhandeln; dies allein schon sagt Alles über seine Auffassung der Lage; oder wann hätte er sonst unterhandelt, so lange er noch

auf den Sieg vertraute? Er schickte den gefangenen General Merveldt mit einem Briefe und Anträgen zu einem Waffenstillstand zu seinem Schwiegervater, dem Kaiser von Oesterreich. Der Brief ist nicht bekannt geworden; die Anträge bewiesen, daß Napoleon trotz der blutigen Erfahrungen der großen Schlacht die berechtigte Grenze für seine Ansprüche und seine Macht immer noch nicht erkannte. Es mag wohl sein, daß er, wie er nachmals selbst sagte, unter dem moralischen Gewicht seiner Vergangenheit handelte, daß er glaubte, er persönlich sei für die Behauptung dieser stolzen Stellung Frankreich verpflichtet. So konnten die Anträge keinen Erfolg haben; es mußte sich das eiserne Spiel der Waffen erneuern. —

Man hat die Schlacht des 18. October eine Schlacht um den Rückzug genannt. Sie war es auch. Das glänzende Spiel der französischen Federn, die den Sturz des großen Kriegers in einem künstlichen Gewebe von Unglück, Untreue und Verrath verhüllen, diese gläubigen Phantasien der tapfern, geistreichen und eitlen Nation, die, ein Zeichen für die Tiefe unseres Abfalls von uns selbst, noch lange nach den Freiheitskriegen in Deutschland Bewunderer und Nachbeter finden konnten, sie sind für uns vor dem Ernste deutscher Geschichtschreibung endlich und für immer dahin. Es ist, wir wiederholen es, die einfache Wahrheit in Zahlen zu lesen. Mit 176,000 Mann stritt Napoleon gegen 195,000. Es war umsonst, er konnte den Sieg nicht gewinnen. Als der Morgen des 18. anbrach, waren ihm unter Reynier 13 oder 14,000 Mann Verstärkung zugezogen: die Zahl seiner Feinde war durch die Russen unter Bennigsen, die Oesterreicher unter Colloredo und Bubna, die von Südost und Ost vom Erzgebirge und der Elbe her kamen, und durch den Kronprinzen, der die Preußen, die Sieger von Großbeeren und Dennewitz, mit wenigen Schweden von Norden aus der Gegend von Halle heraufführte, um mehr als 100,000 gewachsen. Was konnte ihn, der in der ersten Schlacht erfahren hatte, was für Männer gegen ihn standen, jetzt in der zweiten noch zu einer Hoffnung auf Sieg berechtigen? Was anders kann sein Gedanke gewesen sein, als sich den Rückweg zu erstreiten? Aber hüten wir uns, allein den Zahlen zu glauben oder den größten Kampf wie ein Beispiel bloßer strategischer Berechnung zu betrachten. Es war wohl eine Rückzugsschlacht, aber ein Rückzug, unter dessen Wucht und Noth eine Welt zusammenbrechen, eine Schlacht, unter deren Schrecken und Opfern eine neue Welt erstehen sollte. Keine menschliche Weisheit und Berechnung hätte es geändert; es mußte geschehen, was hier geschah: es war die Art jener Weltherrschaft, daß sie ihre Kräfte bis zum Aeußersten zusammenraffte, um ihre Stelle zu behaupten; es war die Aufgabe für die be-

freiende That, daß sie nur durch die letzte blutige Sühne für alle vergangene Verschuldung hindurch zum Ziele drang.

Wir können es heute selbst von einem Napoleon kaum verstehen, warum er nicht schon am 17. October das Feld räumte: in sich das Gefühl, daß er nicht zu siegen vermocht hatte, vor sich einen übermächtigen Feind, um sich ein feindliches Land, hinter sich den wachsenden Abfall. Die Kraft, die ihn am 18. zu solchem Widerstand waffnete, die Tapferkeit seines Heeres, die Furcht vor seinem Namen — sie hätten ihm die Bahn frei gemacht, daß er Frankreichs Boden noch mit einem ungebeugten und furchtbaren Heere betreten konnte. Aber auch ein Napoleon muß dem Gesetz gehorchen, das den Menschen unerbittlich in den Zusammenhang seiner Thaten hineinstellt. Was vielen der Seinen nicht mehr verborgen war, das wollte seine stolze Seele sich nicht sagen; es war zu viel für ihn, den Glauben an den Stern aufzugeben, dessen glänzender Bahn er hoch über der Menschen Blicken bis dahin gefolgt war. Was die Waffen nicht vermocht hatten, hoffte er von der Uneinigkeit, vielleicht der Zwietracht seiner Feinde. Als der Abend des 17. October herabsank und keine Antwort kam, durchdrang ihn wohl das Gefühl seiner Täuschung; aber nun mußte er kämpfen; er konnte den Rückzug einleiten, zu vollziehen vermochte er ihn erst am folgenden Tag im Angesicht der hochangewachsenen Macht seiner Feinde. Und er kämpfte. Noch einmal setzte er seine Kunst und seine Waffen, den letzten Trotz des Widerstandes den siegenden Gegnern entgegen. Wie der verwundete Löwe sich umkehrt gegen seine Verfolger, so stand er dem andringenden Feind. Er dachte wohl an die Macht seines Namens, an die Furcht, die von so vielen Siegen ausging; er hoffte vielleicht, daß seine Gegner stille stehen, daß sie der furchtbaren Aufgabe nur mit halbem Muthe nahen würden. Wer vermag die Gedanken, die Entwürfe auseinanderzulegen, die in solchen Stunden in einer solchen Seele auf- und niedergehen? Napoleon täuschte sich; er sollte auf's Neue erfahren, daß diesmal nicht der Geist der Cabinette wider ihn stand, den er so oft gedemüthigt hatte. Aber ganz ohne Frucht ließen ihn sein Name und seine Thaten doch nicht. Er wurde geschlagen, aber es war nicht seine letzte Schlacht.

Auch die Sieger mußten erfahren, daß der Mensch unter dem Gesetze seiner Thaten steht. Wir müssen es verzeichnen, daß die Schlacht des 18. dem Besiegten nicht ganz das Verderben brachte, das sie ihm bringen konnte. Hätte in allen Führern und in allen Heeren der Geist wie in denen Preußens geherrscht, es wäre nach dieser Schlacht ein zweiter Krieg nicht mehr nöthig geworden. Aber das war die Schuld Deutschlands, daß die deutsche Sache nur in der Gemeinschaft fremder Sachen in diesen Kampf und Sieg gehen konnte. Noch standen Deutsche unter

des Feindes Fahnen: wie hätten Fremde den Kampf verstehen sollen, als einen Kampf, der um Leben und Tod des deutschen Volkes ginge? Es war durch die deutsche Verwandtschaft und Abstammung eine Ahnung davon im Kaiser Alexander und in wenigen seiner Generale, doch trieb den Kaiser auch der Gedanke, gegen einen Napoleon an der Spitze zu stehen; und seine Russen trieb der Haß gegen den Verheerer ihres Landes und der Befehl des Czaren. Es war in den Feldherrn und Soldaten Oesterreichs die Ueberlieferung von Oesterreichs Stellung, Recht und Macht vorherrschend; der Geist von 1809 war nicht erloschen, doch war er nicht die Kraft, die das Ganze trieb. Der Kronprinz von Schweden konnte keinen Sinn dafür haben, daß Deutschland hergestellt und Frankreich gedemüthigt werde, er wollte nur die Herrschaft seines Hauses gründen auf einen wohlfeilen Antheil am Sieg und eine leicht erkaufte Vergrößerung Schwedens. Wie sich das Alles im Geist des Krieges ausdrückte, das hat der ganze Verlauf gezeigt und am meisten die Entscheidung vom 18. October. Daher jene halben und schwankenden Gedanken und Maaßregeln in der höheren Führung; darum der ungleiche Eifer, der sie hier überbietet, dort lässig dahinter zurückbleibt oder sie gar durchkreuzt; darum dieses Auf- und Niederschwanken im Glauben an den Sieg und im Entschluß, ihn zu vollenden. Es soll nicht vergessen werden, daß die Feldherrn die Schlacht nicht übersehen konnten, wie wir sie heute übersehen können; es soll nicht vergessen werden, wie mächtig ein solcher Riesenkampf mit seiner unerhörten Aufregung, Anstrengung, Entbehrung und Noth die Seelen der Menschen erschüttert, wie leicht da auf den hohen Aufschwung die tiefe Herabstimmung folgt; es soll nicht vergessen werden, wie Großes dennoch geschehen ist. Napoleon konnte in diesem einmüthigen Andringen seiner Feinde, in dieser Stimmung, die es nicht möglich machte, daß seine falsch gemeinten Anträge auf Waffenruhe auch nur ernstlich erwogen wurden, die Strafe für seine Thaten, die allgemeine Empörung wider seine selbstsüchtige und herzlose Gewaltherrschaft erkennen. Aber die Geschichte muß doch feststellen, daß nur unter einem Zeichen, nur unter einem Gedanken und Antrieb wirklich gegen ihn das Größte geleistet wurde und geleistet werden konnte. Deutschland hat die Schlacht des 18. October wahrlich mit ausreichenden Opfern bezahlt; es hat dann noch Opfer genug dafür gebracht, daß die Rückzugsschlacht nicht zugleich eine Schlacht der Vernichtung geworden ist; Deutschland hat ein Recht daran festzuhalten, daß der Gedanke seiner Wiedererstehung doch in jenen großen Tagen der mächtigste unter allen Gedanken war und daß die Feldherrn und das Heer die größten Thaten vollbrachten, die in diesem Gedanken standen.

Das Bild der Schlacht kann uns schon in seinen Hauptzügen dies

Alles bestätigen. Bei der böhmischen Armee hatten die russischen und preußischen Garden am 16. nur wenig gefochten, ebenso ein Theil der österreichischen Reserven; die Schlacht konnte am 17. erneuert werden und das war zuerst auch die Absicht. Indeß war es nach der blutigen Lehre vom 16. doch gerechtfertigt, daß man vor dem allgemeinen Angriff erst des Einrückens der Verstärkungen sicher sein wollte. Sie kamen, 53,000 Mann mit 158 Geschützen unter Bennigsen, Colloredo und Bubna; allein ehe sie ihre Stelle, größtentheils auf dem rechten Flügel des Heeres, einnahmen, war Mittag längst vorüber, dazu waren sie vom Marsche erschöpft. Wäre sich der Oberfeldherr über Plan und Ziel bei Zeiten klar gewesen, so konnten sie früher da sein; doch nun war es nicht zu tadeln, daß der Angriff auf den folgenden Tag verschoben wurde. Blücher verstand seine Aufgabe anders; er hatte freilich im Verhältniß mehr frische Truppen: Sacken mit seinem Corps hatte noch gar nicht, Langeron wenigstens ohne besondere Anstrengung gefochten. Der erstere mußte York ablösen und Gohlis angreifen; er nahm es und verlor es wieder; erst als York nachhalf, wurde das Dorf zum zweitenmale genommen und behauptet. Langeron vertrieb ohne besonderen Kampf die Franzosen bleibend aus Euteritzsch. Blücher gewahrte französische Reiterei im freien Felde: er hatte vier russische Husarenregimenter zur Hand, sie mußten einhauen, die Franzosen wurden geworfen und bis gegen die Thore der Stadt verfolgt; auf dem Rückweg versuchten es die Husaren auch gegen die französische Infanterie, doch hier wurden sie abgewiesen, die preußischen Reiter hatten bei Möckern doch noch anders eingehauen. Um Mittag, als er sah, daß sich der Kampf nirgends sonst erneuerte, brach Blücher das Gefecht ab; er hatte den Feind bis zur Stadt zurückgetrieben. Die Verstärkung, die er erwarten durfte, der Kronprinz von Schweden, traf erst gegen 5 Uhr bei Breitenfeld ein. Erst die dringendsten Vorstellungen der Vertreter der verbündeten Heere hatten ihn zum Marsch vermocht, der englische Oberst Stewart hatte ihm auf Veranlassung Gneisenau's mit Entziehung der englischen Hülfsgelder gedroht, zugleich wird ihn auch der Gedanke bestimmt haben, daß bei weitem der größere Theil seines Heeres aus Preußen bestand, die er nicht mehr lange zurückgehalten hätte. Wie anders war es, wenn diese 50,000 Mann, wie es sehr leicht geschehen konnte, schon am 16. da waren, wenn Blücher damals für den Nothfall ihrer Unterstützung sicher war. Und selbst am 17. hätten sie noch eingreifen, hätten sie die 14,000 Mann, welche Reynier von Eilenburg über Taucha dem Kaiser Napoleon zuführte, wenn nicht ganz abtrennen, doch jedenfalls schlimm zurichten können. Und was die Hauptsache war: wenn der Kronprinz am 17. nur mit der halben Entschlossenheit wie Blücher vorging, so würde

die thörichte Vorstellung, die immer noch manche Köpfe beherrschte, als ob Napoleon nach der Elbe hin weichen werde, vor der Wirklichkeit völlig zusammengefallen sein; man wäre auch bei der Hauptarmee des Zusammenwirkens aller Kräfte sicher geworden und die schwankende Leitung dort hätte sich befestigt. Aber der Kronprinz sollte auch am 18. noch beweisen, daß er eines großen Entschlusses, und wäre es auch nur um seines Ruhmes und Vortheils willen, nicht fähig war.

Napoleon gab erst spät Abends am 17. die ersten Befehle zum Rückzug. Es kam vor allen Dingen darauf an, die Straße über Lindenau nach Weißenfels frei zu machen. Ein Theil des Fuhrwesens mußte noch in der Nacht nach Lindenau hinüber. Bertrand, durch einen Theil von Ney's Truppen verstärkt, empfing die Weisung, um 5 Uhr früh nach der Saale aufzubrechen und den Wagenzug mitzunehmen. Es gelang über Erwarten. Giulay hatte am 17. Befehl erhalten, über die Elster zur Hauptarmee abzuziehen, dann wieder Gegenbefehl. Er verstand den letzteren nicht so, als sollte er die Straße nach Weißenfels halten und vom Geist eines York oder Bülow, daß er aus eigenem Entschluß in Bertrand's Rückzug eingegriffen hätte, war kein Funke in ihm. Er wurde sogar südöstlich der Straße in Klein-Zschocher noch selbst angegriffen und erlitt in seinen Vortruppen, die er schlecht unterstützte, empfindlichen Verlust. Ob es ihn hemmen durfte, daß später ein Theil seiner Truppen Befehl erhielt, doch nach Gröbern auf das Hauptschlachtfeld zu ziehen, ist sehr die Frage; zur rascheren Bewegung in der Verfolgung wenigstens hat ihn am folgenden Tag kein Befehl zu bringen vermocht. Genug, Bertrand kam ohne Verlust zur Saale und vertrieb auch dort ohne Mühe die österreichischen Streifcorps, welche die Pässe besetzt hatten. Inzwischen hatte Napoleon den weiten Kreis um die Stadt, den er namentlich im Süden bis dahin kühn behauptete, enger gezogen. Von zwei oder drei Uhr früh an rückten seine Massen in ihre neuen Stellungen. Die Linie lief jetzt von Lößnig und Connewitz über Probstheyda, Zuckelhausen, Holzhausen, von da bog sie sich zurück über Zweinaundorf, Melckau, Sellerhausen nach Schönfeld hinüber zur Parthe; das Flüßchen von hier zum Halleschen Thor war nur schwach besetzt, das Thor dagegen und die Vorstadt bis zur Pleiße war stark vertheidigt. Die ganze Ausdehnung betrug etwa drei Stunden. Was Napoleon nach den Verlusten vom 16. und dem Abzug Bertrand's zur Besetzung dieser Strecke noch blieb, war, die am 17. eingetroffenen 14,000 Mann von Reynier eingeschlossen, schwerlich mehr als 140,000 Mann. Auf dem rechten Flügel, zwischen der Pleiße und Probstheyda befehligte Murat, unter ihm Poniatowski, Sebastiani, Augereau, Victor. In der Mitte von Zuckelhausen bis Melckau hatte

Macdonald den Befehl. Bei Probstheyda und Stötteritz war die alte und junge Garde; weiter rechts auch das Corps von Lauriston in Reserve; hier, in der Nähe von Stötteritz, bei der Quand'schen Tabacksmühle hielt sich meist der Kaiser auf. Den linken Flügel befehligte Ney, unter ihm Reynier bei Stünz und Sellerhausen, Marmont bei Schönfeld, Arrighi bei und vor Leipzig. Mortier war mit einen Theil der jungen Garde an Bertrand's Stelle nach Lindenau geschickt. Die Stellung erscheint immer noch weit vorgeschoben, dazu war die einzige Rückzugsstraße durch die starke Zurückbiegung im Norden gefährdet; doch war schwerlich eine andere Wahl möglich, auch hatte Napoleon zur Vertheidigung immer noch eine zahlreiche Artillerie von 5- bis 600 Geschützen. Warum aber ließ er keine Nothbrücken über die Flüsse schlagen, warum versäumte er alle weiteren Vorkehrungen zum Rückzug? Die Erinnerung eines Genieobersten an die Brücken wies Berthier kurz ab: man dürfe dem Kaiser nicht vorgreifen. Hatte sie dieser über anderen Sorgen vergessen und wagte das Werkzeug seines Willens nicht, ihm davon zu sprechen? Das Wahrscheinlichere ist, daß Napoleon an ein Rückzugstreffen dachte, nicht aber an eine wirkliche Schlacht. Er glaubte wohl, sein Name und seine Macht werde die Feinde vor einem ernsten Angriff zurückschrecken.

Bei den Verbündeten trat diesmal in den Anordnungen wenigstens der Gedanke eines wirklichen entschiedenen Angriffs hervor; die Heere sollten auf den Feind rücken, dort, wo er stand. Die Hauptarmee war in drei große Massen getheilt. Den linken Flügel, 40,000 Mann Oesterreicher, führte der Erbprinz von Hessen-Homburg zwischen der Pleiße und der Wachauer Straße vor; die Mitte, 50,000 Russen und Preußen, Barclay de Tolly über Liebertwolkwitz gegen Zuckelhausen und Probstheyda; den rechten Flügel, 60,000 Russen und Oesterreicher, Bennigsen gegen Holzhausen, Zweinaundorf, Melckau. Schwarzenberg scheint noch nach dieser Disposition von allerlei Sorgen und Zweifeln angewandelt worden zu sein; es blieb indessen dabei und sie erwies sich auch den Umständen vollständig angemessen. Weit schwieriger dagegen wurde es, auf der anderen Seite einen Angriffsplan festzustellen. Der Kronprinz von Schweden drohte noch im letzten Augenblicke Alles zu vereiteln. Zuerst wollte er mit Blücher die Stelle wechseln und den rechten Flügel an der Pleiße einnehmen; ein Hin- und Herziehen zweier Armeen im Angesicht des Feindes! Dann in einer Unterredung, die Blücher am 18. um sieben Uhr früh in Breitenfeld mit ihm hatte, entwickelte er die Ansicht, Napoleon werde nach der Elbe durchbrechen, die Nordarmee dürfe sich ihm da nicht direct in den Weg stellen, sondern müsse ihn in der Flanke fassen. Wuttke meint, auch andere hätten die Ansicht getheilt, z. B. Langeron (S. 155). Blücher hielt

es für eine letzte elende Ausflucht, nachdem die Vernunft keinen Grund mehr bot, der Schlacht auszuweichen. Sein zürnender Ernst brachte endlich den Kronprinzen zum Einlenken. Aber jetzt verlangte dieser, daß ihm Blücher für den Tag 30,000 Mann abtrete, er hoffte, damit eine neue Ausflucht zu gewinnen. Aber Blücher schnitt diese Hoffnung ab; er wolle die 30,000 selbst bringen, sagte er. Er war nur unter dieser Bedingung sicher, daß dann auch der Angriff geschehen werde; dabei mußte sich der Kronprinz zu einer schriftlichen Zusage verstehen. Er versprach, seine Armee bei Plaußig und Taucha über die Parthe zu führen; es waren etwa 50,000 Mann, in der großen Mehrzahl Preußen. Blücher wollte mit Langeron's Corps, etwa 25,000 Russen, das Flüßchen bei Mockau überschreiten. Sacken mit 10,000 Russen sollte von Gohlis aus auf Leipzig rücken, in Reserve hinter Sacken stand noch York mit 14,000 Mann. Es waren zusammen etwa 100,000 auf dieser Seite, 150,000 auf der anderen; zusammen 250,000 gegen Napoleon's 140,000.

Der Angriffsplan der Verbündeten ging einfach aus den Stellungen ihrer Heertheile hervor; jeder hatte ungefähr von da aus vorzurücken, wo er stand. Es war dies das Natürliche und Richtige. Hierdurch machte sich die Sache im geraden Gegensatz zu jener ersten Disposition Langenau's vom 16. so, daß diesmal der größte Nachdruck gegen den linken Flügel der Franzosen gerichtet wurde, und dieser war auch seiner Stellung nach in der That der empfindlichste; er war örtlich am ausgedehntesten und schwächsten, und wenn die feindliche Linie hier durchbrochen wurde, so war der Rückzug des rechten Flügels und der Mitte auf's Höchste gefährdet. Einen so kühnen Gedanken hatte Schwarzenberg indessen nicht; er hätte Bennigsen lieber noch Truppen für die Mitte abgefordert und ließ ihn nur so stark, weil er es einmal war. Er hätte ihn freilich eher noch verstärken sollen; es soll das indessen kein besonderer Vorwurf sein: in einer Schlacht von so ungeheurer Ausdehnung ist es schwer, den entscheidenden Punkt zu erkennen; auch spielt man mit Massen nicht, wie auf dem Schachbrett, und Schwarzenberg hatte bekanntlich gar nicht unbedingt über alle Truppen zu verfügen. Aber auf den Sieg hätte er mit mehr Zuversicht rechnen müssen. Er hatte am 16. widerstanden, er hatte seitdem 53,000 Mann Verstärkung erhalten, er wußte, daß sein Gegner sich fast gar nicht verstärkt hatte, er kannte den Sieg Blücher's vom 16., er wußte, daß er auf diesen unbedingt zählen konnte, er durfte auf die Mitwirkung der Nordarmee rechnen. Diese Auffassung ist heute freilich leichter aufzustellen wie damals; es konnten sich tausend Einwände dagegen erheben, ehe sie sich zur vollen, den Gedanken des Feldherrn bestimmenden Klarheit erhob. Aber eben darin, daß dies nicht geschah, daß es Schwar-

zenberg zu einer bestimmten klaren Anschauung gar nicht brachte, daß er von dem Gang der Dinge und den Eindrücken des Augenblicks in seinen Entschlüssen abhängig blieb; eben hierin zeigt sich, daß er nichts von einem Feldherrn in sich trug, daß er auch den gewaltigen Antrieb dieses Krieges nicht empfand, der den Menschen wohl über sich selbst hinaus heben konnte. War auch die Anlage der Schlacht im Ganzen richtig, so war sie nur ein Ergebniß der Verhältnisse, nicht zugleich aus der Seele des Feldherrn entsprungen. Darum erkennt man auch in der Ausführung nicht den Willen des Feldherrn; es fehlt gleich von Anfang an der Energie, am Zusammenwirken; es folgt dann Alles dem Naturgesetze kämpfender Massen, wobei nur einzelne Theile des Heeres, einzelne Führer sich herausheben. Zuletzt wird dennoch ein wirklicher, ein großer Sieg erfochten, aber er wird nicht benutzt; es tritt keine Verfolgung ein. Hier am meisten zeigt sich, daß Fürst Schwarzenberg zu klein für seine Aufgabe war.

Die Schlacht selbst, so heiß an vielen Stellen gestritten wird, zeigt in ihrem Gesammtcharakter nicht das durchdringende energische Ringen wie bei Wachau und Möckern. Es machte sich doch wohl etwas von der Erschöpfung aus jener Blutarbeit geltend; dazu kam, daß die neu angekommenen Heertheile nicht alle den Antrieb mitbrachten, wie er in jenen Kämpfern des 16. wirkte, seinen Truppen war namentlich der Kronprinz eine Hemmung; endlich blieben die Franzosen auf der bloßen Vertheidigung, und bei ihren Gegnern fehlte, wie gesagt, der treibende Wille des Feldherrn. So kam es, daß die Schlacht lange im Gleichgewicht zu stehen schien, bis endlich vor dem Uebergewicht der Verbündeten der linke Flügel der Franzosen zusammenzubrechen begann.

Gegen 8 Uhr rückten die Heeresmassen der böhmischen Armee vor. Ihre Vortruppen hatten schon gemeldet, daß die Franzosen aus der Stellung des 16. October, die sie noch am vorigen Abend inne hatten, gewichen waren. Ueber das blutgetränkte Schlachtfeld von Wachau mit seinen Schrecken bewegte sich der Angriff gegen die neue Stellung des Feindes. Zuerst kam der Prinz von Hessen-Homburg mit seinen Oesterreichern ernsthaft in's Gefecht. Der Kampf entwickelte sich auf der Linie von Dölitz über Dösen bis zur Schäferei Meusdorf. Die Oesterreicher nahmen die drei Punkte, um sie bald wieder zu verlieren. Die Sache schien dem Fürsten Schwarzenberg bedenklich genug, um Giulay herbeizurufen. Die Fürsorge war indessen übereilt. Die Oesterreicher nahmen die drei Punkte wieder, nahmen auch Lößnig und behaupteten sich. Weiter aber vermochten sie nicht vorzudringen, an Connewitz scheiterten alle ihre Bemühungen, das Gefecht kam von 2 Uhr Mittags etwa an zum Stehen, ja die Oester-

reicher verloren an einzelnen Stellen wieder Terrain. Es scheint nicht, daß sie große Energie zeigten, zuletzt ermattete der Kampf bei Connewitz von beiden Seiten der Art, daß die äußerste Strenge der Officiere die Soldaten nicht mehr vorwärts zu bringen vermochte. Auf dem rechten Flügel nahmen Bennigsen und Klenau die Dörfer Zuckelhausen, Holzhausen, Baalsdorf bald nach 10 Uhr; ein Versuch Macdonald's, sie wieder zu nehmen, hatte nur vorübergehenden Erfolg. Gegen Mittag wurde eine Batterie auf dem Steinberg aufgefahren, zur Beschießung von Stötteritz, und weiter rechts Zweinaundorf und Melckau angegriffen. Die letzteren beiden Dörfer wurden zweimal gewonnen und verloren; es war etwa 2 Uhr, als sie bleibend in die Gewalt der Russen und Oesterreicher fielen, und um dieselbe Zeit griff endlich auch der Kronprinz von Schweden hier bei Paunsdorf in's Gefecht ein. Die Mitte des böhmischen Heeres schritt fast um die nämliche Stunde zum Angriff. Bis sie Probsthehda erreichte, hatte sie keinen ernsten Widerstand gefunden; das Dorf aber war zur nachdrücklichen Vertheidigung eingerichtet, bedeutende Massen Infanterie und Artillerie waren zur Hülfe bereit. Lange zögerte Barclay mit dem Angriff, endlich verlangte ihn der Kaiser Alexander. Die Preußen unter Kleist und Prinz August rückten muthig vor und nahmen das Dorf, doch der Feind führte neue Bataillone herbei und warf sie wieder hinaus. Zum zweiten Male gleicher Erfolg und gleiches Zurückweichen. Die Russen unter Prinz Eugen traten ein und hatten kein besseres Schicksal. Zuletzt nach 4 Uhr versuchten es die Preußen noch einmal; es war umsonst. In den nämlichen Stunden hatte auch Klenau von Holzhausen und vom Steinberg aus Stötteritz zu nehmen versucht. Wiederholte Stürme brachten das Dorf zum Theil in seine Gewalt, es war ein Kampf mit dem Bajonet, zum Theil von furchtbarer Wirkung; zuletzt mußte Klenau das Dorf vollständig aufgeben. Die Soldaten hatten bei Probsthehda und Stötteritz das Mögliche gethan; war etwa die Leitung schlecht, fehlte es am Zusammenwirken, am rechten Gebrauch der Reserven? Die Frage ist schwer zu entscheiden. Sehr natürlich dagegen, daß die Franzosen Alles an die Erhaltung der beiden Dörfer setzten. Gingen sie verloren, so war ihre Schlachtordnung in der Mitte gesprengt; es war die alte Garde, die hier focht.

Auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten hatte Blücher bald nach 9 Uhr den Kampf eröffnet; die Abrede mit dem Kronprinzen hatte ihm viele Zeit geraubt. Auch jetzt wurde es fast Mittag, ehe er das Corps von Langeron bei Mockau über die Parthe bringen konnte. Abtnaundorf wurde rasch genommen; aber in Schönfeld leistete Marmont verzweifelten Widerstand; der Kampf um das Dorf nahm den ganzen

Mittag weg, erst mit einbrechender Dunkelheit blieb es in den Händen der Russen, Marmont wich nach der Stadt zurück. Sacken inzwischen machte keine bedeutenden Fortschritte, erst gegen Abend gelang es ihm, sich in der Vorstadt vor dem Halleschen Thor bleibend festzusetzen. Zwischen Langeron und den rechten Flügel der Hauptarmee schob sich der Kronprinz hinein. Ihn trifft zum großen Theil die Schuld, daß Langeron bei Schönfeld einen so harten Strauß hatte, denn der Kronprinz konnte ihm, wenn er rasch und energisch war, zu Hülfe kommen. Doch griff er von 3 Uhr an wenigstens bei Paunsdorf mit Erfolg in's Gefecht, dem rechten Flügel der Hauptarmee die Hand reichend. Hier geschah es, daß die würtembergische Reiterbrigade v. Normann und der größere Theil der Sachsen die französischen Fahnen verließ. Es waren im Ganzen 4 bis 5000 Mann. Die Franzosen haben darin natürlich einen willkommenen Vorwand gefunden, um zu erklären, warum ihnen, den Niebesiegten, auf diesem Punkte die Schlacht verloren gegangen sei, ja wohl gar die ganze Schlacht. Die Wahrheit ist, daß sie durch den Uebergang gezwungen wurden, ihre Stelle vielleicht eine halbe Stunde früher aufzugeben, als es sonst geschehen wäre. Der Kronprinz war nur erst mit den Spitzen seiner Armee im Gefecht; wie die Stärkeverhältnisse hier standen, war die Ueberwältigung der französischen Stellung zweifellos. Die Truppen der Nord- und der böhmischen Armee nahmen bald nach dem Uebergang auch Stüntz und Sellerhausen. Noch sendete Napoleon Hülfe, die das Gefecht kurze Zeit zum Stehen brachte; doch wurden die Franzosen, als der Abend hereinbrach, vollständig aus dem Felde geschlagen und über Crottendorf und Volkmarsdorf bis in die Vorstädte von Leipzig zurückgeworfen. — Die Art *) aber, wie jener Uebergang geschah, mitten im Gefecht, bleibt eine schmerzliche Erinnerung bei aller nationaler Bedeutung der That. Officiere und Soldaten, die hier übergingen, hatten in schwerer Zeit ihrem König die Treue bewahrt, hatten in denselben Reihen, gegen die sie jetzt ihre Waffen kehrten, ihre Fahnen mit Ruhm und Ehre geschmückt; jetzt sprach es der General, der sie hinüberführte, geradezu aus, daß es für die Treue gegen den Fürsten eine Grenze, eine Berichtigung gebe in der Treue gegen das Vaterland. Einige blieben zurück: wer möchte die einen oder die anderen verurtheilen bei einem Widerstreit der Pflichten, wie er menschlich niemals rein zu lösen ist? Die deutschen Fürsten mit ihren

*) Wuttke nimmt hierbei ohne Commentar die französische Geschichte in den Text auf, wonach Reynier die sächsische Batterie angerufen und die Antwort erhalten habe: „Fügen Sie zu unserer Schandthat nicht noch die, unseren Feldherrn dem Feinde zu überliefern." Wir fragen: was soll die Geschichte hier bedeuten, die so zweifellos das Zeichen der gemachten Phrase trägt?

Räthen und ihrer Umgebung aber sollten darin die erschütternde Mahnung erkennen, daß es für sie allerdings eine Grenze ihres Rechts und ihres Willens giebt, daß der Wille der Fürsten nicht über, nicht wider das Recht der deutschen Nation an ihre Söhne gehen kann. Auch in Preußen war nicht lange vorher derselbe Conflict, wo diejenigen ihrem König und Vaterland nicht minder treu waren, die seine Fahnen verließen, als diejenigen, die blieben; er hatte damals sich milder gelöst, er war später in schwererer Stunde durch die große That eines York noch einmal gelöst worden, über welche Gott in der Geschichte Recht gesprochen hat. Haben jene Soldaten des Rheinbundes in der Stunde der Noth nicht in gleicher Höhe mit einem York handeln können, so ist doch ihre That in die Geschichte der Leipziger Schlacht eingezeichnet; sie redet für Hohe und Niedere ein Wort von der Treue gegen das deutsche Volk und Vaterland, das nicht vergessen werden sollte.

Als der Abend des 18. October hereinbrach, bedeckten auf's Neue wohl 20 bis 25,000 Mann von jeder Seite die blutige Wahlstatt. Die Sterne leuchteten ernst und klar, die Flammen von zwölf brennenden Dörfern schlugen zum Himmel auf; die Nacht verbarg den Blicken der Lebenden und Gesunden den Jammer, die Noth, das Grausen, die rings auf dem Felde und in den verlassenen Wohnungen der Menschen ihre Stätte hatten. Die rauchenden Trümmer von Probsthehda, Stötteritz, Schönfeld zeigten, wie gekämpft worden war. Die Truppen hatten das ihrige gethan! Nicht die Massen waren es, — in diesem Sinne ist das Wort falsch — die Soldaten waren es mit ihren Officieren, unter den Zeichen der Ordnung, der Gliederung, der Zucht, ohne die ein solcher Kampf nicht möglich ist; aber nicht minder unter dem Zeichen des Geistes, welcher die eigenthümliche Größe jener Tage ist. Darum, ohne einem der Mitkämpfer des großen Tags zu nahe zu treten, muß es doch gesagt werden: daß die Russen wohl hier und dort zurückblieben hinter dem, was sie unter Eugen bei Wachau waren, so am 16. bei Lindenthal, am 17. und 18. vor Leipzig; daß die Oesterreicher nicht blos bei Lindenau, auch in der Schlacht selbst bei Connewitz und Dölitz nicht wie die Kämpfer von Aspern fochten; daß aber die Preußen nie und nirgends, auch der höchsten Anforderung nicht versagten. Das soll nicht gesagt sein, als ob die Preußen darum auf die anderen herabsehen dürften; es soll gesagt sein, um den Geist jener Tage zu bezeichnen, der die Preußen stark gemacht hat. In diesem Sinne ist jenes Wort wahr: es haben es allerdings die Massen gethan, d. h. alles Volk hat es gethan, denn alles Volk war von diesem Geiste getragen. Und auch noch in einem anderen Sinne muß das Wort wahr bleiben. Die Feldherrn haben es nicht gethan.

Wohl haben Blücher und Gneisenau, York und Bülow, wohl hat es auch Eugen v. Würtemberg gethan, nicht aber die anderen. Wir haben es schon früher gezeigt, wir müssen es noch für die Verfolgung zeigen, wir müssen es auch von der Siegesschlacht am 18. sagen. Es war ein Sieg, ein wirklicher Sieg. Mit der letzten Anstrengung nur hatten die Franzosen den rechten Flügel und die Mitte behauptet; ihr linker Flügel war geschlagen. Aber der Sieg konnte größer sein. Wir reden nicht von übermenschlichen Dingen, wir rechnen nicht heraus, daß das französische Heer an diesem Tage zum Strecken der Waffen gezwungen werden konnte. Wir verweisen nur auf den wirklichen Verlauf der Schlacht. Es war lange 10 Uhr vorüber, als der Kampf ernstlich begann; es kam an den meisten Punkten der Mittag heran. Ohne das Gesetz der Bewegung so großer Massen zu verkennen, darf man also wohl sagen, daß die Schlacht zwei Stunden früher beginnen konnte. Dazu kommt, daß ein großer Theil des verbündeten Heeres nicht zum Gefecht kam. Die Berechnung ist schwierig, einige sagen 100,000, das ist jedenfalls zu viel: gewiß aber ist, daß die preußischen und russischen Garden in der Mitte fast gar nicht gefochten haben, ebenso ein großer Theil von der Armee des Kronprinzen, hierzu die kleineren Truppentheile, die an anderen Stellen unthätig blieben; so hatten die Angreifer, als die Schlacht aufhörte, sicherlich noch 50,000 Mann unberührter Reserve. Was dagegen von den Franzosen noch nicht gefochten hatte, kann höchstens auf 10 bis 12,000 angeschlagen werden. Es zeigt sich darin, was wir schon oben sagten, daß die Uebermacht der Verbündeten mit dem Fortschreiten der Schlacht immer erdrückender wurde. Wie also, wenn die Schlacht zwei Stunden früher begann, wenn die Reserven der Verbündeten noch daran gesetzt werden konnten, wenn Blücher von Schönfeld, der Kronprinz und Bennigsen von Sellerhausen und Melckau aus noch einmal ansetzen konnten, wenn gleichzeitig Probstheyda und Stötteritz noch einmal von der Mitte aus angegriffen wurden? Wir sagen nicht, daß die Franzosen dann an allen diesen Punkten erlegen wären; aber das darf man aus dem wirklich Geschehenen schließen, daß dann ihr linker Flügel völlig über den Haufen geworfen wurde, und daß es dann einen Rückzug gab, der Napoleon auch von seinen französischen Soldaten, die er in Wirklichkeit so ziemlich aus Leipzig retten konnte, mindestens 20 bis 30,000 Mann mehr gekostet hätte. Daß es nicht geschah, war bei der Hauptarmee des Oberfeldherrn, bei der Nord- und schlesischen Armee des Kronprinzen Schuld. Der erstere hat noch die Entschuldigung, daß er doch gethan hat, was er innerhalb seiner Persönlichkeit, innerhalb der Auffassung und der Antriebe, die ihn bewegten, thun konnte; der zweite hat gar keine Entschuldigung, denn wer an einer so großen Sache mit-

wirkt, mag es immer aus seinem selbstsüchtigen Standpunkt thun, nur muß es dann eine größere Selbstsucht sein.

In der Nacht zum 19. begann der allgemeine Rückzug der Franzosen. Bei der verbündeten Armee wurde er erst spät erkannt; es beweist dies auf's Neue, daß in der Führung im Ganzen und an vielen einzelnen Stellen die volle Energie nicht war, die im Geist dieses Krieges lag. Dem Oberfeldherrn mußte sogar der Oberst v. Wolzogen, Adjutant des russischen Kaisers, erst sagen, daß er gesiegt habe. Der Fürst nämlich meinte, es stehe bei Probsthehda noch ein schwerer Kampf bevor, bis ihn Wolzogen, der bereits von da zurückkam, versicherte, der Feind wäre in vollem Rückzug. Freilich soll Schwarzenberg schon am Abend des 18. die beiden Kaiser und den König von Preußen als Sieger begrüßt haben; aber beides läßt sich sehr wohl vereinigen: er sah wohl am 18. schon, daß Napoleon das Feld nicht werde halten können, aber er hatte solchen Respect vor ihm, daß er seine Kraft zum Widerstand übermäßig hoch anschlug. Das Vorrücken der Verbündeten auf die Stadt wurde durch diese unsichere Anschauung natürlich sehr aufgehalten. Dazu kamen noch Sendungen aus der Stadt, wobei die hohen Herren vom Magistrat aus Rücksicht für ihre Person einen ihrer Schreiber, einen braven Mann schickten, sowie vom König von Sachsen an die Monarchen. Die Schonung der Stadt wurde zugesagt; Alexander richtete eine edle Mahnung an seine Soldaten. Aber ohne Kampf ging es nicht ab. Napoleon hatte vier Marschälle, meist mit Polen, Deutschen und Italiänern zurückgelassen: sie sollten die Stadt noch vierundzwanzig Stunden halten, und wenn sie weichen müßten, die Vorstädte anzünden. Er hat schwerlich an die Möglichkeit eines langen und regelmäßigen Widerstandes geglaubt, er hatte seine Gegner kennen gelernt und jene Sendung des Leipziger Magistrats mit veranlaßt. Aber er sah, wie schlimm es um den Rückzug stand, wohin seine übermüthige Vernachlässigung desselben geführt hatte. Es mußte die Möglichkeit bleiben, die Sache vor der Welt auf andere Schultern zu laden; hatte er doch noch unmittelbar vor seinem Abgang den König von Sachsen in mündlicher Unterredung getäuscht, als werde er in einigen Tagen nach Leipzig als Sieger zurückkehren; hatte er es doch nicht einmal über sich vermocht, seine eigenen Generale in Dresden, Torgau und Magdeburg in seinen Weisungen nach der Wahrheit zu unterrichten. Die Verbündeten griffen gegen zehn Uhr die Vorstädte an, Blücher am Halleschen Thor noch früher. Es gab einen harten Kampf um die Vorstädte. Die Preußen von Bülow's Corps, darunter die Königsberger Landwehr und die Pommern, drangen an zwei Thoren zuerst als Sieger ein. Doch erst gegen zwölf oder ein Uhr war der Kampf entschieden, die innere Stadt wurde nicht mehr ver-

theidigt, obwohl man noch lange vereinzeltes Feuern vernahm. Schon etwa zwei Stunden früher war die Elsterbrücke in die Luft gesprengt worden, und damit, was noch in Leipzig war, den Siegern überliefert. Die Franzosen haben weit mehr Wesen aus dem Ereigniß gemacht, als es verdient; das Ergebniß des Sieges wäre auch, wenn der Befehl Napoleon's zwei Stunden später vollzogen worden, dasselbe geblieben; doch hat sich ein Zug von Trauer und Poesie darum gewebt, weil es den Tod des tapferen, edlen Poniatowski veranlaßte. In den Scenen grenzenloser Verwirrung des Rückzugs, den Schrecken des Kampfes, den Zügen von Verwilderung und Edelmuth tritt auf niederschlagende Weise das Benehmen des Königs von Sachsen hervor. Während rings um eine Welt gekämpft wird, bewegt sich der Fürst in den Schranken und Formen der Hofetikette des vorigen Jahrhunderts; er läßt sich von Napoleon auf die schmählichste Weise täuschen, er hat keine Ahnung, daß es für ihn selbst einmal Zeit zu einem Entschlusse ist; er hat kein Herz für die Zweifel der Polen, die durch ihn aus dem französischen Bunde erlöst zu sein hoffen, kein Herz für die Noth seiner Sachsen. Ist eine solche Haltung der letzten Treue des Volks und der Soldaten wirklich werth? Friedrich August war sonst ein guter, redlicher Monarch; aber das ist der Fluch, wenn sich eine Kaste zwischen den König und sein Volk drängt und den König um ihretwillen aus einem Menschen zu einem Gott macht. Ueber dem Jubel, der die einziehenden Sieger begrüßte, wurde der unglückliche König von seinem eigenen Volke vergessen. Es waren Alexander von Rußland, Friedrich Wilhelm von Preußen, Schwarzenberg, Blücher und andre Feldherren, auch der Kronprinz von Schweden. So schmerzlich es gerade heute ist — es muß daran erinnert werden, wie groß damals der König von Preußen in der Eintracht mit seinem Volke, an der Spitze seiner treuen, tapferen Soldaten erschien. Friedrich Wilhelm III. war kein Mann von außerordentlichen Gaben; aber das wird ihm die Geschichte ewig dankbar anrechnen, daß ihn jene Zeit so hoch emportragen konnte; es geschah aus dem besten Theil seiner eigenen Natur heraus, er hatte mit seinem Volke die Jahre der Schmach getheilt, er durfte auch das Jahr der Erhebung mit ihm sehen. Wie aber der Geist dieses Krieges vor allen in den Preußen lebte, das trat wieder bei dem Siegeszug in Leipzig hervor. Es war Gneisenau, der damals zuerst von allen das stolze kühne Wort sprach: Dieser Krieg dürfe nicht anders, als mit dem Sturze Napoleon's enden.

Die Riesenschlacht hatte ungeheure Opfer gekostet; auf jeder Seite mögen 50 bis 60,000 Todte und Verwundete gewesen sein, darunter vielleicht 10 bis 15,000 Todte auf dem Schlachtfeld ohne die Masse, die an Noth, Elend, Verkümmerung, Seuche in und außer den Lazarethen

starben. Daß, wie die meisten deutschen Schriftsteller berichten, Napoleon's Verlust auf dem Schlachtfelde wesentlich geringer gewesen sein soll, hat keine haltbaren Gründe für sich. Seine umschlossene Stellung am 18. mußte ihm bei dem gewaltigen Geschützfeuer schon allein weit schwereren Verlust als seinen Gegnern bringen. Auch hat er nach den höchsten Annahmen nicht mehr als 90,000 über die Elster zurückgeführt und 180 bis 190,000 führte er im Ganzen zur Schlacht. Etwa 30,000 fielen den Verbündeten als Gefangene in die Hände, die Schlacht selbst hat er also mit mindestens 50 bis 60,000 bezahlt. Aber er hätte auch die 90,000 nicht zurückbringen dürfen, auch die 70,000 nicht, auf die sie unterwegs zusammenschmolzen, wenn die Verfolgung nur ein Theil von dem war, was sie hätte sein müssen. Es bedarf keiner Prüfung der Anordnungen dafür, denn es war in Wahrheit keine Verfolgung. Professor Wuttke giebt sich die Mühe, den guten Willen des Fürsten Schwarzenberg dafür in Schutz zu nehmen. Dies scheint uns überflüssig; denn nicht leicht wird die Geschichtschreibung dem Fürsten die Absicht zuschreiben, er hätte, etwa aus geheimen Rücksichten der österreichischen Politik, Napoleon entkommen lassen. Die Sache erklärt sich vollkommen ausreichend und natürlich aus der Persönlichkeit des Fürsten und aus den Antrieben und Anschauungen, die er in diesen Krieg mitbrachte. Bei weitem die Mehrzahl der Feldherren hätte wahrscheinlich nicht viel anders gehandelt. Der Fürst mußte von einem ganz anderen Glauben an sich, seine Sache und sein Heer durchdrungen sein, wenn er das Mögliche hätte leisten sollen. Er hätte dann am 18. eine größere Energie an den Sieg gesetzt und dennoch die Zuversicht gefunden, seinem Giulay ganz andere Weisungen gegen Bertrand zu geben; er hätte auch am Abend des Sieges noch den Entschluß gefunden, von der Menge der unberührten Truppen einen Theil auf die Straße über Pegau nach der Saale zu senden, die kürzer war, als die des Feindes. Statt dessen geschah auf der französischen Rückzugsstraße selbst und auf der für die Verfolgung überaus günstigen Südseite derselben gar nichts; die österreichischen Heertheile, die hier verwendet wurden, brachten zu dem mangelnden Antrieb von oben noch eigene Lässigkeit mit und blieben weit hinter dem Feinde zurück. York allein mit seinem Corps wurde, es scheint fast mehr auf Antrieb des Königs von Preußen als Schwarzenberg's, auf der Straße über Halle am Abend des 18. abgesendet, erreichte auch den Rückzug des Gegners bei Freyburg an der Unstrut und griff an, wie man es von ihm erwarten konnte; doch er war zu schwach, um Bedeutendes auszurichten. Wuttke hätte auch hier etwas mehr zur Aufklärung der Sachlage beibringen können, obwohl seine Kritik die Thatsache hinreichend trifft, daß keine Verfolgung statt hatte. Die

klare Auseinandersetzung des Zusammenhangs aber, die Vertheilung der Schuld, die Hervorhebung des Verdienstes, — kurz die Gruppirung der Ereignisse nach ihrem wirklichen Gehalt fehlt auch hier wieder in dem Werke, das sich so manche fruchtlose Mühe giebt, einen Kronprinzen von Schweden zu vertheidigen, statt als deutsches Geschichtswerk dem deutschen Volk seinen großen Tag zu schildern. Die Wahrheit bezüglich der Verfolgung läßt sich in dem einen Worte zusammenfassen, daß, wenn Blücher an Schwarzenberg's Stelle den Oberbefehl führte, die Opfer des October 1813 genügt hätten, daß kein Feldzug 1814 nöthig geworden wäre.

Ganz ungefährdet sollte Napoleon indessen seinen Weg nach dem Rhein doch nicht finden. Wir meinen die Schlacht von Hanau am 30. October 1813. Noch ist ein befriedigendes Urtheil über sie nicht hinreichend festgestellt.*) Um so mehr müssen wir ihrer gedenken, denn sie gehört noch in den Zusammenhang, in die Nachwirkungen der Leipziger Schlacht; es ist ein ernster Nachklang zu der ernsten Jubelfeier. Am 8. October hatte Bayern mit Oesterreich den Vertrag von Ried abgeschlossen. Er war nicht aus dem Geist dieses Kriegs hervorgegangen; die Gedanken des Rheinbundkönigthums begegneten sich darin mit den Gedanken der Metternich'schen Politik. Wer aber meinen wollte, das wäre allein der Ursprung gewesen, würde doch irren. König Max Joseph für sich hielt, obwohl er schon am 21. September in einem Schreiben an Napoleon sich neutral erklärt und am 22. seinen bei der französischen Armee stehenden Truppentheil zurückgerufen hatte, auch in jenen Octobertagen noch den Entschluß für viel zu gewagt, er wurde fast damit überrumpelt; es wehte auf einmal auch in Bayern, auch in München etwas von der wunderbaren Luft jener Zeit, sie drang in den königlichen Palast, sie ergriff im Heere manchen Mann, der noch vor kurzem an der Seite der Franzosen gefochten hatte, auch Wrede empfand etwas von ihrem Hauch. Er hauptsächlich hatte in diesem doppelten Sinne den Vertrag zu Stande gebracht. In Folge davon trat das Heer, das ihm bisher am Inn gegenüber gestanden, unter seine Befehle; er hatte nun etwa 50,000 Oesterreicher und Bayern. Am 10. October ließ er seine Bayern aufbrechen, am 15., als eben die Ratification erfolgt war, die Oesterreicher folgen. Am 24. October war der größte Theil des Heeres in Würzburg versammelt. Wir wissen aus jener ersten Disposition Schwarzenberg's zur Schlacht von

*) Am vollständigsten ist das Material dafür niedergelegt in dem Werke: „Feldzug von 1813. Antheil der Bayern seit dem Rieder Vertrag von J. Heilmann, königl. bayrischem Oberlieutenant. München 1857. Lindauer'sche Buchhandlung." Es ist eine brave Arbeit; nur an der Klarheit und Schärfe des Urtheils fehlt es; in diesem Falle allerdings eine schwierige Sache für einen bayrischen Officier.

Leipzig vom 14./15. October, daß der Marsch hierher mit Wrede verabredet war und daß er den allgemeinen Auftrag hatte, die Mainlinie zu befestigen — eine jener Redensarten der Militärsprache, womit man den Mangel an einem klaren bestimmten Plan zu verdecken pflegt; die weitere Weisung, den französischen Entsatztruppen gegen Mainz entgegenzuziehen, war offenbar aus Wrede's eigenem Sinn hervorgegangen und hatte zunächst vorwiegend den politischen Zweck, daß Wrede an der Spitze seines bayrisch-österreichischen Heeres als der Befreier des Rheinbunds erscheinen und dessen Glieder dafür an die bayrisch-österreichische Politik binden sollte. Indessen ging der Verkehr mit Schwarzenberg fort; schon am 21. erhielt Wrede in Gunzenhausen die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig und von Napoleon's Rückzug; am 26. eine weitere aus Jena. Der nächstliegende militärische Gedanke war nun offenbar, sofort gegen den nächsten geeigneten Punkt von Napoleon's Rückzugsstraße aufzubrechen; das Castell von Würzburg, der Marienberg, der noch von den Franzosen besetzt war, konnte kein Hinderniß sein, denn es genügten ein paar Bataillone, ihn zu beobachten. Auch blieb das Castell bei Wrede's Abzug wirklich nur leicht eingeschlossen; er hielt sich aber noch bis zum 26. in Würzburg auf, um den Großherzog, den Bruder des Kaisers Franz, zum Uebertritt zur Coalition zu bewegen, was denn auch erreicht wurde. Es war damit aber für den viel wichtigeren Zweck der Verfolgung von Napoleon's Armee ein kostbarer Tag verloren. Ob nun Gelnhausen noch vor Napoleon zu erreichen war, ist auch jetzt, nachdem die Acten ziemlich vollständig vorliegen, schwer zu entscheiden. Daß es der rechte Ort war, wird zwar von bayrischen Militärschriftstellern bestritten, wer es indessen einmal gesehen hat, kann darüber nicht zweifelhaft sein. Napoleon wäre wohl auch hier durchgebrochen, aber sicher nur mit dem doppelten Verlust und ohne daß Wrede eine so schwere Niederlage erlitten hätte. Dieser indessen hat den Gedanken, hier Stellung zu nehmen, gar nicht einmal klar in's Auge gefaßt. Er nahm seine Richtung auf Hanau, mehr weil es die Dinge so mit sich brachten, als aus einem bestimmten militärischen Entschluß. Am 28. und am 29. früh kamen seine ersten Truppen dort an; es zeigte sich, daß es Zeit war sich zu entscheiden. Bisher schon hatten österreichische und russische Parteicorps die Nachricht gebracht, daß Napoleon mit seinem Heere auf der Straße von Fulda über Gelnhausen nahe; andere Mittheilungen hatten dem widersprochen; insbesondere wiesen diejenigen von Schwarzenberg darauf hin, daß der Kaiser die Straße über Gießen und Coblenz wählen werde. Wrede schwankte, welche Meinung die richtige wäre, indessen schob er doch am 29. eine Division durch den Lambohwald nach Rückingen in der Richtung auf Gelnhausen vor, wäh-

rend er ziemlich gleichzeitig eine andere nach Frankfurt a. M. entsendete; eine dritte rückte gegen Gelnhausen vor, zog sich aber zuletzt in die Stellung von Rückingen und dann nach Hanau zurück. Jene erstere stieß auf einen großen Troß Bewaffneter und Unbewaffneter, der im langen Zug ohne alle Ordnung dem Heere Napoleon's voranzog; 4000 davon wurden als Gefangene eingebracht. Noch will man in Wrede's Hauptquartier gezweifelt haben, ob der Kaiser selbst nahe oder ob man nicht blos ein Nebencorps vor sich habe. Das hätte denn gehindert, eine geeignete Stellung bei Hanau auszusuchen, weil man ebensogut zum Abmarsch nach der Coblenzer Straße hätte bereit sein müssen. Indessen läßt sich das Nichtsthun im entscheidenden Augenblick überhaupt mit der Schwierigkeit der Wahl nicht entschuldigen; überdies sprachen hier doch die Zeichen sehr überwiegend für den Anmarsch Napoleon's. Wrede konnte sich selbst davon noch besser überzeugen, wenn er hinaus zu seiner Vorhut nach Rückingen ritt; es war das jedenfalls in diesem Augenblick weit wichtiger, als die Dinge, welche er an der Mittagstafel und nachher mit dem Minister Albini zu verhandeln hatte. Am Morgen des 30. freilich scheint er endlich zu der Ansicht gekommen zu sein, er müsse sich auf den Kaiser selbst bereiten, aber nun war es zu spät; er mußte, wenn er überhaupt schlagen wollte, die nächste Stellung nehmen, die sich fand. Sie war so schlecht als möglich: kaum 1000 Schritte vor der Fronte des vereinigten Heeres der Wald, dicht im Rücken desselben die Kinzig und die Flügel ohne Anlehnung. Wrede hatte etwa 40,000; Napoleon führte noch 60 bis 70,000 Mann heran. Die Schlacht dauerte keine zwei Stunden. Nach einem kurzen Artilleriekampf, wobei die Verbündeten schon sehr im Nachtheil waren, führte Napoleon mit allen drei Waffen den Hauptstoß. Die Stellung Wrede's wurde auseinander gesprengt; ein Theil seines Heeres über die Kinzig in die Stadt zurückgeworfen, ein anderer südlich nach dem Main gedrängt; auch Hanau ging verloren, die Straße nach Frankfurt war für Napoleon vollständig frei. Das verbündete Heer war in großer Verwirrung, der Verlust sehr groß, wohl 7 bis 9000 Mann. Indessen Napoleon hatte keine Zeit seinen Vortheil zu verfolgen; er mußte weiter nach Mainz; schon am 31. nahm Wrede Hanau wieder, wobei er selbst an der Spitze seiner Soldaten verwundet wurde. Er hat sich auf dem ganzen Zug von Würzburg an nicht als Feldherr bewiesen und bei Hanau seine Sache, gelinde gesagt, für die große Verantwortung sehr leicht genommen; er steht in der Münchner Ruhmeshalle auf einer gemachten Höhe. Trotzdem gebührt ihm dafür, daß er geschlagen hat, der Ruhm eines entschlossenen, tapferen Generals; ein anderer hätte es schon aus Respect vor Napoleon nicht gewagt. Die Opfer hätten weit geringer sein

können, aber auch so wurden sie durch des Feindes Verlust reichlich aufgewogen. Was Napoleon vor, in und nach der Schlacht verlor, betrug sicherlich 10 bis 15,000 Mann, und daneben ist noch die moralische Nachwirkung in Anschlag zu bringen; es traf sein Heer immer ein empfindlicher Stoß, während es für die Truppen Wrede's keine Demüthigung war, von Napoleon mit seinem Hauptheer geschlagen zu sein. Wenn Wrede zugleich, wie es aus seinen Aeußerungen sehr klar hervorgeht, speciell im Interesse Bayerns gleich das Gewicht eines Opfers, einer That in die Wagschale werfen wollte, so kann man dies von seinem Standpunkt aus billigerweise nicht tadeln; so wenig man dem Fürsten Schwarzenberg und seinen Oesterreichern aus ihrem Standpunkt einen Vorwurf machen darf. Der gerechte Vorwurf fängt erst da an, wo man auf die eigenthümlichen Wege der Metternich'schen Politik stößt: das Andere muß man vor allen Dingen in seiner geschichtlichen Entwickelung und Bedeutung anerkennen, wenn man es bessern will; sich gegenseitig darüber beschuldigen und erbittern, hilft nichts. Dagegen bestätigt die Schlacht bei Hanau wieder, wie sehr von Seiten der verbündeten Hauptarmee die Verfolgung vernachlässigt wurde. Fürst Schwarzenberg hatte freilich so wenig Glauben an die Größe seines Siegs, daß er ernstlich meinte, Napoleon werde sich bei Erfurt noch einmal stellen. Hätte er etwas vom Kriegszorn Blücher's gewußt, er würde im Zusammenwirken mit Wrede zum zweitenmal die Gelegenheit gefunden haben, dem fliehenden Feinde eine erschütternde Niederlage zu bereiten. —

Was war die Schlacht bei Leipzig? Aus den Nachklängen des Jubelfestes tritt uns diese Frage entgegen; sie verlangt Gerechtigkeit für unsere Väter. Es waren Stimmen, die wollten uns das Recht absprechen auf die nationale Feier des Sieges, den wir nur in der Gemeinschaft von Russen, Ungarn und Kroaten erfechten konnten; es waren Stimmen, die haben uns das Bild des Tages verwirrt, haben vergessen, welchen Gedanken und welchen Männern nächst Gott zuerst die Ehre des Tages gebührt. Doch hoch über allen Widerspruch und alle Verwirrung erhebt uns das Bild, das wirkliche Bild der Schlacht. Sie steht da als eine deutsche Schlacht. Haben uns fremde Waffen zum Sieg geholfen: was war es anders, als daß sie an Blut und Opfern ihren Antheil gaben für die schwere Krankheit, die das Herz Europas auch durch sie und um ihretwillen getragen, für die Gesundung dieses Herzens, die auch ihnen zu Gute kommen mußte. Haben auch Deutsche noch gegen Deutschland gestanden: was war es anders, als der Rest gemeinsamer Schuld, der uns nicht geschenkt werden konnte? Es war doch nur der deutsche Geist, der mitten unter Fremden, von Deutschen gehemmt und selbst gegen Deutsche, diese Schlacht geschlagen hat. Die Geschichte erzählt es: ohne dieses Krieges Sinn und

Zug, der im preußischen Heer und seinen Führern lebte, wäre niemals diese Schlacht, sie wäre niemals so geschlagen werden. Wir wissen, was noch fehlte, daß dieser Sieg vollkommen war; wir wissen, welche herabziehenden, kreuzenden Mächte dazwischen traten. Um so größer, daß es trotz ihnen gelungen ist. In jenem heißen Kampfe, den York's kleines Corps bei Möckern focht, stellt sich am treuesten die ganze Schlacht dar: ein langes, athemloses, erschöpfendes Ringen, bis der Riese am Boden lag, und aus der letzten Sammlung der ganzen Kraft hervor der Siegesjubel — das war es, was zuerst die preußischen Hörner in den Straßen der befreiten Stadt verkündeten. Was will einem solchen Kampf gegenüber eine Kunst des Krieges bedeuten, die durch Märsche und Bewegungen allein zum Ziele bringen möchte? Der Sieg konnte noch vollkommener sein; aber keine Kunst konnte diesen Kampf ersparen. Wir wissen, was es noch kostete, bis das Wort des Friedens den Sieg besiegelte; es soll den nachfolgenden Kämpfen und Kämpfern nichts von ihrer Ehre genommen werden; aber durch Leipzig ist es geschehen, daß der große Eroberer auch im eigenen Lande nur noch Trümmer seiner vorigen Macht der heranbringenden Heeresfluth entgegensetzen konnte; im Sieg von Leipzig lag der Siegeszug auf Paris.

Was war die Schlacht von Leipzig? Als gewaltige Mahnung in dem Werke, das auf uns gelegt ist, kehrt sich diese Frage gegen uns, die nachlebenden Geschlechter. Wir wollten unseren Vätern gerecht werden; wohlan, so sei es indem wir zugleich richten über uns. Nicht eine von den Verheißungen des großen Tages hat sich erfüllt. Was ist aus der Freiheit, was ist aus dem Traum von deutscher Einheit und Macht geworden? Wie war es möglich, daß heute bei dem fünfzigjährigen Gedächtniß der größten That der Eintracht zwischen König und Volk vor aller Welt Augen dieser unselige Riß offen liegt zwischen Preußens König und Volk? Wie war es möglich, daß heute bei dem fünfzigjährigen Gedächtniß der größten That des neu erwachten deutschen Geistes dieses Deutschland nahe daran ist, sich in zwei feindliche Lager zu spalten? Es hilft nicht, daß die Fürsten das Volk und das Volk die Fürsten verklagt; wir sind alle schuldig, und am wenigsten bei dieses Tages Andenken ziemt es uns zu rechten, wo die größere und wo die geringere Schuld liegt. Aus der Tiefe unseres eigenen Wesens, aus der Tiefe unserer Geschichte sind die bösen Geister wieder aufgestiegen. Oder was hätten uns Alle zusammen, die sich zwischen den König und das Volk drängen, gethan, wenn wir die Freiheit und die männliche Würde, wenn wir das Recht und das gemeine Wesen so geliebt hätten, wie wir sollten? Was wollen wir unseren Vätern von unserem Streit und unseren Opfern sagen, wenn sie von ihrem

Streit und ihren Opfern zu uns reden? Was würden uns die verkehrten und falschen Pläne einer neuen Staatsform für Deutschland bedeuten, wenn nicht in allem Volk und allen Stämmen der alte Geist der Eifersucht und der Selbstsucht umginge, der das Recht und den Willen des Einzelnen über das Recht und den Willen des Ganzen setzt? Ja wahrlich es ziemt sich nicht, in so schwerer, verhängnißvoller Zeit nur über das Vergangene zu jubeln; aber nicht so war das Fest gemeint. Wir haben den Tag zugleich begangen, als einen Tag furchtbarer, erschütternder Warnung und Mahnung. Wir haben uns gefragt: Kann so viel Blut umsonst geflossen, kann eine so große Sühne umsonst geschehen sein? Das Andenken an den höchsten Muth, die höchste Selbstverleugnung, es hat hebend und läuternd auf uns zurückgewirkt. Wir wissen: was die Väter uns erworben, es ist uns nur gegeben, damit wir es selber wieder erwerben und bis zum Ziel hinausführen. Das Siegeszeichen, es ist uns ein Zeichen zum neuen Kampfe.

Die Leipziger Gedenkfeier der Völkerschlacht.

Die Tage der Leipziger Octoberfeier liegen hinter uns, aber die Festfreude, die alle Anwesenden erfüllt hat und die mit den heimkehrenden Bahnzügen in die entferntesten Gauen des Vaterlandes ausströmt, wird mit unverlöschlichen Zügen in das Gedenkbuch der Nation eingetragen bleiben. Alle die großen und kleinen Bedenken, die gegen den von Berlin ausgegangenen Vorschlag, die nationale Feier auf das Leipziger Schlachtfeld zu verlegen, von vorn herein erhoben worden sind, die lauten Verdächtigungen der Feudalpartei in Preußen, die verhaltenen Stoßseufzer des sächsischen Sondergeistes, die haushälterischen Sorgen um die Belastung des Gemeindesäckels, selbst die begründete Furcht vor unbequemen Gunstbezeugungen des Jupiter pluvius — sie sind vor der Macht der vollendeten Thatsache zerstoben. Von der einen Seite der Dank gegen die Vorsehung, die durch einen Sieg, wie er in den Annalen der Weltgeschichte nicht zum zweiten Male verzeichnet ist, die nationale Existenz des deutschen Volks gerettet hat, der Dank gegen den schwachen Ueberrest der todesmuthigen Kämpfer, die den Sieg erringen halfen; von der anderen die bitterernste Ueberzeugung, daß die Frucht des Sieges noch immer nicht gepflückt ist, und das einmüthige Gelöbniß der Festgenossen, nicht nachzulassen im Käm-

pfen und Ringen, bis die Einigung der Nation zu einem deutschen Rechts- und Bundesstaat in der That und in der Wahrheit vollzogen sei — das waren die beiden geistigen Angelpunkte, innerhalb deren die gesammte Feier sich bewegte, der Grundgedanke aller für dieselbe getroffenen Veranstaltungen, die Grundstimmung, welche die Seelen bewegt und in einen einzigen, von keinem Mißton gestörten Accord zusammengeschmolzen hat; einen Jubelaccord, der nicht ohne Wehmuth war, aber eine Wehmuth, die durch den festen Willen, dem Beispiel der Vorfahren getreu Wandel zu schaffen in der Zerfahrenheit der deutschen Dinge, zu einem Jubelton wurde, den ein selbstbewußtes, männliches, an den Wendepunkt schwerer Zeiten gestelltes Volk wohl ertönen lassen darf.

Daß die Feier aus der Initiative des Volkes hervorgegangen war, gab ihr ihren unterscheidenden Charakter. Man hat nach dem Rechtstitel der Städte, den Regierungen, der ländlichen Bevölkerung gegenüber, die doch in höherem Maaße als die städtische ihre Knochen zu Markte getragen, gefragt. Aber es ist ja bekannt, daß die Regierungen ein von Sachsen ausgegangenes Rundschreiben unbeantwortet gelassen haben, in welchem ihnen anheimgestellt wurde, eine Siegesfeier auf dem Schlachtfelde zu veranstalten, welche Sachsen zu begehen zwar keine besondere Veranlassung habe, der es aber im Hinblick auf die nationale Bedeutung derselben kein Hinderniß bereiten werde. Und bei der Zersplitterung und Ohnmacht der ländlichen Gemeinden, die noch nirgends zu lebensvollen, leicht beweglichen und eben deshalb entschlußfähigen Kreisgemeinden zusammengefaßt sind, war eine kräftige und rasche Initiative von ihrer Seite undenkbar. Der Rechtstitel der Städte beruht einfach darin, daß ein Bewußtsein von der nationalen Bedeutung einer über die Grenzen des Einzelstaates hinausgreifenden Feier des 18. October, daß die Bereitwilligkeit, die erforderlichen Geldmittel dafür darzubieten in der städtischen Bevölkerung vorgewaltet und daß die geschlossene corporative Verfassung derselben die Ausführung ermöglicht hat. Und dieser Rechtstitel ist heute, nachdem die Feier so glücklich vollzogen ist, vollends unbestreitbar geworden. Der mächtigste Einzelwille, die Kundgebung der einflußreichsten Partei würde an solchem Beginnen gescheitert sein; nur weil es aus einem Gesammtwillen hervorgegangen ist, gewaltig genug um widerstrebende Richtungen mit sich fortzureißen, konnte es gelingen, wie es gelungen ist.

Freilich wenn noch heute, wie es in der Zeit der Regentschaft der Fall war, Fürst und Volk sich die Hand böten, um durch den gemeinsamen Ausbau der Verfassung Preußen zu einem Musterbilde des deutschen Rechtstaates auszugestalten, so wäre alles Volk nach Berlin geströmt, um preußischem Geiste und preußischer Kraft, die doch vor Allem die Fremd-

herrschaft gebrochen haben, eine freiwillige Huldigung darzubringen. Daß in der schwülen Atmosphäre unserer Zustände eine des großen Tages würdige festliche Stimmung nicht gedeihen könne, mußte Jedermann einleuchten. So war denn die Wahlstatt der für die Feier gebotene Ort. Wer der durchschlagenden Kraft der Wahrheit nur einiges Gewicht beizulegen gewöhnt ist, der konnte darauf bauen, daß gleichwohl der preußische Antheil am Befreiungskampfe zu seiner vollen Geltung kommen werde. Und das ist auch in jedem einzelnen Festmomente der Fall gewesen. Die zahlreiche Betheiligung preußischer Städte aus dem östlichen Theile der Monarchie — Rheinland und Westphalen hatten sich bis auf wenige Ausnahmen ferngehalten — brachte den besten Eindruck auf die Bevölkerung hervor, welche insbesondere die Deputation der Hauptstadt von der ersten Aufstellung des Festzugs bis zum Eintreffen desselben auf der Wahlstatt mit unaufhörlichem Jubelruf begrüßte. Der für die Ausschmückung der Festlocale verwendete Bilderschmuck, die bei der Beleuchtung der Promenaden angebrachten Flammenschriften — es waren bei aller Rücksicht auf den Ruhmesantheil des übrigen Deutschlands — und es konnte nicht anders sein — in überwiegender Zahl die Bildnisse und die Namen der gefeierten Feldherren, Redner und Sänger, die Preußen gestellt hatte. Und gleichwohl wurden einzelne Namen vermißt — unter den Führern der geistigen Bewegung: Schleiermacher, unter den Staatsmännern: Hardenberg. Einer der erhebendsten Momente des Festes endlich war die Enthüllung des einfachen, dem Andenken an die Heldenthat der Königsberger Landwehr bestimmten, durch Leipziger Bürger errichteten Denkmals am äußern Grimmaschen Thor, — eine Anerkennung preußischen Bürgermuths, die zur Nacheiferung spornen mag, wenn abermals die Kraft deutscher Männer zur Abwehr des äußeren Feindes gerufen wird.

Der von der Versammlung städtischer Vertreter am 23. September aufgestellte Grundsatz: — Festgeber sind die Städte, die Veteranen ihre Gäste, jeder anderweitige Theilnehmer ist willkommen — ist bei allen festlichen Veranstaltungen durchgeführt worden. Sowohl bei der ersten Begrüßung im Schützenhause, als im Theater, in den Concerten, bei den Festmahlen waren diese drei Bestandtheile der Festgenossenschaft nirgends gesondert, sondern überall so gemischt, daß jeder Theilnehmer an dem fröhlichen Behagen sich erfreuen und erfrischen konnte, mit dem die alten Graubärte, die ein gütiges Geschick das Fest hatte erleben lassen, in den Erinnerungen glorreicher Tage schwelgten. Der Gedanke, daß die Feier der Völkerschlacht in dieser Weise niemals wieder begangen werden kann, daß sie ein leichter Silberblick in dem dunkeln Lebensabend manches dieser alten Krieger bleiben und eben dadurch in der Erinnerung von Kindeskind

fortleben werde, gab ihr eine Weihe, die jeden Theilnehmer bewegt hat, die jeder Abwesende mitempfinden wird.

Die von der sächsischen Regierung beobachtete Haltung hat die allgemeinste Anerkennung gefunden; sie hat zwischen den Rücksichten unterschieden, die sie der Dynastie, und denjenigen, die sie der nationalen Bedeutung des Festes schuldig war. Thätigen Antheil an der Feier eines Siegs zu nehmen, welcher die Dynastie beschädigt hat, war ihr schwer zuzumuthen. Dagegen hat sie den Festausschuß völlig frei gewähren lassen, ja, sie ist weiter gegangen, sie hat nicht einmal die allgemeine Festfreude stören wollen und am Abend des 19. die Beleuchtung der königlichen Gebäude, einschließlich des dem Könige gehörige Palais, angeordnet.

Ueber allem Lobe erhaben, erwies sich das Verhalten der Leipziger Bevölkerung. Obgleich die Turner erst vor wenigen Monaten die Gastfreundschaft der Bürger in Anspruch genommen hatten, obgleich die Messe alle Hände vollauf beschäftigte, so waren doch die Veteranen und die städtischen Vertreter in kürzester Frist untergebracht, zahlreiche Unterabtheilungen des Festausschusses arbeiteten unablässig an den Vorbereitungen zum Feste und die von dem Rathe der Stadt, der nur die Beleuchtung der städtischen Gebäude und Plätze beschließen konnte, ausgesprochene Erwartung, daß die Bürger nicht zurückbleiben würden, war von solcher Wirkung, daß kaum ein Haus am Abend des 19. October unbeleuchtet gelassen wurde. Selbst die hier und da hervorgetretene, durch die Erinnerung an die Theilung Sachsens hervorgerufene Abneigung gegen die Feier trat vor den Pflichten der Gastfreundschaft, vor dem bürgerlichen Gemeinsinn zurück, der nichts versäumen mochte, um die Vaterstadt im höchsten Glanze erscheinen zu lassen. Den Festgenossen wird es unvergeßlich bleiben, wie in wenigen Stunden das Werktagskleid der Messe abgethan war und die Stadt im bunten Festputz sich sonnte. Die ganze städtische Bevölkerung, die reichbevölkerten Landgemeinen der Umgebung von Leipzig, Tausende von Fremden bewegten sich durch die Straßen; ohne daß die geringste Störung der Ordnung vorgekommen wäre, ohne daß man eine Anordnung wahrnehmen konnte, wurden die für die Festgenossen vorbehaltenen Plätze, der Raum für die Festzüge freigehalten. Hier mußte man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Trennung der städtischen von der polizeilichen Obrigkeit, zumal wenn beide nicht im vollsten Einklang handeln, verwirrend auf die Bevölkerung, lähmend auf die Handhabung der öffentlichen Ordnung einwirkt, daß aber ein Magistrat, der, wie der Leipziger, beiderlei Amtsbefugnisse in Einer Hand vereinigt, mit dem vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit nach oben wie nach unten die nöthigen Maaßregeln treffen, dann aber auch um so willigeren Gehorsam finden wird.

Die eigentliche Beschreibung des Festes habe ich den Zeitungen überlassen zu dürfen geglaubt; nur den Wunsch will ich aussprechen, daß die Veröffentlichung einer solchen Beschreibung so wie eines Verzeichnisses sämmtlicher Festgenossen von dem Rath der Stadt Leipzig, der im Besitz des amtlichen Materials sich befindet, baldigst veranlaßt werden möge.

Von der am Nachmittag des 18. im Locale der Bürgerschule abgehaltenen Versammlung der städtischen Vertreter sind diejenigen Städte bezeichnet worden, die den Ausschuß für das auf der Wahlstatt zu errichtende Denkmal bilden sollen. Die Personen werden von den Städten gewählt; sobald dieser Wahlact vollzogen ist, wird der Ausschuß zusammentreten, und einen von der Versammlung bereits genehmigten Aufruf an die Nation erlassen, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Der Ausschuß hat das Recht der Cooptation und ist insbesondere verpflichtet worden, aus der Zahl der an der Octoberfeier bisher nicht betheiligten Städte sich zu ergänzen, so wie es ihm auch freigestellt worden ist, einflußreiche Landbewohner zum Eintritt in den Ausschuß aufzufordern.

Aber dies gemeinsame Werk wird nicht das einzige Band bleiben, das die vereinigten, fast allen deutschen Ländern angehörigen mehr als zweihundert Städte für die Zukunft umschlingen soll. Schon am 24. September wurde die Begründung eines Städtetages in Anregung gebracht. Nur den Antrag, den Städtetag in das Programm aufzunehmen, lehnte man damals ab, um dem nächsten Zweck nicht etwa zu gefährden. Darüber war man einig, daß der Gedanke ein fruchtbarer sei und daß die Festversammlung nicht auseinandergehen dürfe, ohne mindestens ein Organ geschaffen zu haben, das mit den nöthigen Vorarbeiten für die Ausführung desselben zu beauftragen sein werde. Um auf dem kürzesten Wege zum Ziel zu gelangen, wurde dem Bürgermeister Dr. Koch die Vollmacht ertheilt, aus den in der Versammlung vertretenen Städten einen Ausschuß zu ernennen, der das Statut für den Städtetag ausarbeiten und zur Feststellung desselben den ersten deutschen Städtetag im folgenden Jahr berufen soll. In einer lebhaft angeregten Debatte vergegenwärtigte man sich, daß noch viel zu thun sei, um die Selbstverwaltung der Städte bis zu dem Grade von Unabhängigkeit zu steigern, der zur Erfüllung der großen, im Leben des Einzelstaates wie in dem Gesammtleben der Nation ihnen überwiesenen Pflichten erforderlich ist, daß neben der ohnmächtigen, jeder Laune der Verwaltung preisgegebenen Landgemeinde die Unabhängigkeit insbesondere der kleinen städtischen Gemeinde auf die Dauer unhaltbar sei. Während die deutschen Städte nicht einmal ihre Verwaltungsberichte austauschen, ja derartige Berichte selbst in größeren Städten noch gar nicht erstattet werden — wieviel falsche Maaßregeln, wieviel verfehlte Vor-

kehrungen könnten vermieden werden, wenn Gelegenheit geboten würde, daß die eine Stadt von der anderen lernen könnte. Nicht etwa eine Gleichartigkeit der Gemeinde-Verfassung oder gar der Verwaltung soll angestrebt werden, wohl aber ein befruchtender geistiger Verkehr, der auch unzweifelhaft zur Aufstellung gemeingültiger Grundsätze führen wird, die in der Form von Resolutionen ausgesprochen, die Mitglieder zwar nicht binden, gleichwohl aber nicht ohne den gewichtigsten Einfluß auf Gesetzgebung und Praxis bleiben können. Zur guten Stunde erinnerte man sich daran, daß die höchste Machtentfaltung Deutschlands in die Zeit seiner mächtigen Städtebunde fällt, daß mit dem Erlöschen derselben der Verfall der Nation begonnen hat. So möge denn das höhere Selbstbewußtsein, zu dem die Städte erwacht sind, ein glückverheißendes Vorzeichen für das Vaterland, möge es zugleich ein Fingerzeig und eine Warnung für diejenigen Staatsmänner sein, welche die krankhafte Neigung zur Städtezertrümmerung vielleicht noch heute nicht überwunden haben.

Dr. Veit.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 30. October 1863.

Wir stehen am Schluß eines für die Geschichte unserer inneren Kämpfe sehr bedeutungsvollen Actes. Von Neuem ist das preußische Volk zu der Wahlurne berufen, von Neuem hat die Opposition einen großen, einen fast allgemeinen Wahlsieg errungen. Weit entfernt, durch die wiederholten Auflösungen ermüdet zu werden, haben die Wähler in stärkerer Zahl als zuvor ihr staatsbürgerliches Recht geübt. Weit entfernt, von der Macht sich einschüchtern zu lassen, haben sie noch häufiger als früher im Sinne der entschiedensten Parteistellung gestimmt. Den sogenannten Conservativen sind nur einige — im Vergleich zu den Anstrengungen und Hülfsmitteln spärliche — Erfolge in Schlesien und Hinterpommern zu Theil geworden.

Geist und Tendenz eines solchen Vorgangs, Charakter und Richtung der Wahlen sind selbstverständlich von der Situation abhängig, in welche ein Volk gestellt ist, und daher nach dieser zu beurtheilen. Setzen wir den Fall, daß vor dem 20. October das System der Regierung gewechselt, daß an ihre Spitze liberale Männer wenn auch vielleicht nicht aus den Parteien des Parlaments gerufen wären, so würde ein gleiches Wahlresultat uns zu einem, von unserm heutigen sehr entgegengesetzten Urtheile nöthigen. Wir würden dann die Zerreibung der Mittelparteien, das Verschwinden der Männer, die in dem Ruf stehen, sich zu Compromissen zu neigen, wir würden die so häufige Verwechselung praktischer That-

kraft mit theoretischer Entschiedenheit, die zunehmende Popularität grade des Theiles der Fortschrittspartei, welcher links von Forkenbeck und Schulze-Delitzsch steht, die Wahl von Männern mit ausgesprochener radicaler und großdeutscher Richtung — als sehr gefährliche Symptome betrachten. Aber wir redeten von einer Möglichkeit, die in sich selbst widersprechend ist. Ein Wechsel der Gesinnungen oben, er würde auch Stimmung und Strömung unten klären und verändern. Das Gemüth des preußischen Volkes ist nicht so verbittert, daß es ein ihm thatsächlich bezeugtes Vertrauen nicht bereitwillig mit Vertrauen lohnte, das Wahlgesetz ist nicht so demokratisch, daß die Ansicht der gern sich mäßigenden, besitzenden und intelligenten Klassen in ihm nicht zur Geltung kommen könnte. Aber es giebt kein Volk, — zumal wenn seine Parteibildungen noch so unfertig und flüssig sind, wie bei uns — das nach Erfahrungen, wie wir sie seit zwei Jahren hinter uns haben, nicht von dem Centrum zur Linken hinüberdrängte. Diese Spannung der Gegensätze ist ein Naturproceß, dessen Fortgang man nur beseitigen kann, wenn man die ersten Ursachen beseitigt. Daß diesem Proceß viele tüchtige Kräfte zum Opfer fallen, die in gesunderen Verhältnissen dem Gemeinwesen als Abgeordnete große Dienste leisten könnten — es ist schwer zu beklagen, aber eine Anklage dieserhalb kann man in erster Linie nicht gegen die Urwähler richten.

Unbeirrt also wenn auch nicht sorglos wegen jener Erscheinungen halten wir die Hauptsache fest die unserer Meinung nach das politische Urtheil über die Wahlen bestimmen muß. Die Wurzel unserer heutigen Uebel liegt darin, daß in Preußen die öffentliche Meinung, das Bürgerthum, das Volk noch nicht ernsthaft als ein Factor anerkannt ist, mit welchem gerechnet werden muß. Diese Anerkennung zu erzwingen, das ist der Sinn unserer heutigen Kämpfe. Es ist kein Zufall, daß sie bisher vorenthalten wurde, daß wir erst jetzt und nur mit schwerer Mühe sie erringen können. Vielmehr beides entspricht der Geschichte Preußens, der Macht seiner militärischen und büreaukratischen Organisation, dem verspäteten und durch die Gegenwirkung der Reaction in seinen Grundlagen geschädigten Bau der Verfassung. Gelang es doch nach den revolutionären Stürmen der Regierung bald genug, den öffentlichen Geist wieder niederzuwerfen, die constitutionellen Formen durch ständische Elemente zu zersetzen und sie fast so allmächtig zu beherrschen, wie sie zur Zeit des absoluten Staats geherrscht hatte. Wurde doch auch 1858 die Freiheit uns nur als ein Geschenk zu Theil, dessen Größe und Dauer, eben weil es nicht erworben war, auch nicht von uns bestimmt werden sollte. Wann war bisher die ernste Erfahrung gemacht, daß es in dem unterthänigen Preußen Schranken der Macht gäbe, daß in diesem loyalsten aller Länder die Regierung sich hüten müsse, den Bogen zu straff zu spannen? Der absolutistische Grundsatz, daß die oberste Gewalt jede Maaßregel durchzuführen habe, die sie nach ihrem subjectiven Ermessen für zweckmäßig und heilsam hielt, schien bei uns noch seine ungeschmälerte Berechtigung zu haben. Denn der Widerstand, den der Grundsatz etwa fand, — war es nicht leicht, ihn zu brechen? Man brauchte nur die Zügel stramm anzuziehen, den büreaukratischen Apparat energisch zu benutzen, auf die Wahlfahnen, zumal auf dem Lande, den königlichen Namen zu schreiben, die Unbeugsam-

keit des Regierungs-Willens vernehmlich zu bekunden — und es wurde dem unterwürfigen Geist der Nation endlich das abgerungen, was sie im Vertrauen auf papierne Verfassungs-Artikel so kühn gewesen war zu verweigern. Das ist die große Bedeutung dieser Wahlen, daß diese Illusionen abermals und auf das Gründlichste widerlegt sind, daß die reichen Hülfsmittel, auf die man sich bis zuletzt noch verließ, von denen man bis zuletzt noch eine Wendung der Dinge erwartete — daß sie alle im Wesentlichen versagt haben; daß also gar nichts mehr übrig bleibt, als entweder der Bruch mit unserm constitutionellen Rechtsbestande, oder die Anerkennung — die wenn auch langsame, wenn auch durch manche Provisorien noch verzögerte Anerkennung — dieses Rechtsbestandes. Es ist ein großes Uebel, daß in der neuen Kammer liberale Parteischattirungen von sehr erheblicher socialer Wichtigkeit fehlen oder fast fehlen, aber unvergleichlich größer wäre das Uebel, wenn die Wahlen Erschlaffung und Entmuthigung verrathen hätten, wenn den Freunden des Gouvernements ein breiter Raum unter den Abgeordnetenplätzen zugefallen wäre.

Denn grade diese Wahlen waren seit 1855 die ersten, zu deren Leitung man alle die äußerlichen Kräfte angespannt hatte, die einer Regierung überhaupt zu Gebote stehen. In den Vorjahren war dies nicht oder doch nicht vollständig geschehen, und nach der Versicherung unserer Feudalen lag hier die Ursache, weshalb die radicale Agitation alle Deiche und Dämme überfluthtete. Hatte doch Graf Schwerin nach der Ansicht der Kreuzzeitung 1861 die obrigkeitliche Autorität mit eigener Hand entwaffnet, als er den wunderlichen Grundsatz aussprach, die Wahlen müßten die wahre Meinung des Landes ausdrücken, jede Art von Nöthigung sei zu verwerfen. Selbst die Minister von der Heydt und Jagow brachen noch nicht völlig mit diesen verderblichen Theorien; sie verboten den Beamten die Agitation und ließen ihnen das persönliche Stimmrecht, sie waren conservativ und kokettirten mit dem Liberalismus — wie konnte eine so unverständliche Parole die Getreuen in der Schlacht zusammenhalten? Erst mit dem Eintritt des Ministeriums Bismarck wurde die Führung unzweideutig und sicher. Kaum war es im Amt, und es dehnte und streckte sich, wie die Loyalitätsadressen zeigten, die Kraft und der Muth der conservativen Partei. Es hatte dann fast ein volles Jahr, um dem Publicum die Festigkeit seiner Existenz zu zeigten alle Spuren der Insubordination zu vertilgen, welche die liberale Verwaltung etwa zurückgelassen hatte. So gekräftigt kehrte es endlich voll und ganz zu den Wahlmaximen des Ministeriums Manteuffel-Westphalen zurück. Was hätte die eifrigste, die rührigste Regierung mehr thun können, um ein ähnliches Ergebniß wie vor acht Jahren zu erzielen? Es waren doch nur einzelne, früher bewährte Mittel durch die neue Aera verloren gegangen: die Wahlkreise durch Gesetz festgestellt, der Umfang des Concessionswesens beschränkt; das Wichtigste hatte man noch in der Hand. Das Beamtenthum war in der alten Weise disciplinirt, die Presse durch die Juniverordnungen schon längst gelähmt und durch die Auslegung der Stellvertretungskosten ohne gesetzlich bestimmte Schranke war den liberalen Beamten der Eintritt in die Kammer mehr erschwert als unter Herrn von Manteuffel. Wie gesagt, wegen dieser Umstände halten wir den Ausgang der Wahlen für ein Ereigniß,

dessen Wirkung auf unsere regierenden Kreise nicht verloren sein wird, wenn sie auch heute oder morgen noch nicht heraustritt.

Indeß jener Ausgang enthebt uns nicht der Pflicht, auf die officiellen Versuche zur Leitung der Wahlen etwas näher einzugehen. Wie 1855 so war auch diesmal das Princip, von welchem aus Feudale und Ministerielle in die Wahlbewegung ergriffen — den königlichen Namen voranzustellen, die Krone zur Deckung ihres Programmes zu benutzen. Wir bestreiten es nicht, daß in allen Ländern, die aus der patriarchalischen Regierungsweise zu freieren Rechtsformen übergehen, sich die Gewohnheiten der alten Zeit noch eine Weile in der neuen erhalten; aber die Welt wenigstens behauptet, daß dies nirgendwo mit so viel Harmlosigkeit und Hyperloyalität geschähe als bei uns. Es ist ja der Kern der politischen Ideen unserer Conservativen, daß in Preußen das Königthum in ganz anderer Art das Heft in der Hand behalten müsse, als — nicht etwa nur in England und in Belgien, sondern als irgendwo sonst unter den gebildeten Nationen der Erde. Dieser Weisheit entsprangen die Untersuchungen über den Punkt, wohin das Schwergewicht unseres Staatswesens fallen müsse; entsprang die Theorie, daß die preußischen Minister keine selbstverantwortliche und daher selbständige Potenz zwischen Krone und Parlament, sondern lediglich königliche Diener, selbstlose Organe des höchsten Willens seien; entsprang die weitere Folgerung, daß auch in den Beamten die Treue gegen den König von der ministeriellen Gesinnung nicht zu trennen sei. Es ist nicht schwer, diese Anschauungen in ein Gewand zu kleiden, wo sie als der Ausdruck wirklicher Loyalität erscheinen. Welcher Monarch fände an der französischen Formel Gefallen: le roi règne mais il ne gouverne pas? Welcher deutsche Souverain hätte nicht das Gefühl, daß Kraft und Bedeutung des deutschen Fürstenthums über die Aufgabe hinausgehn, der ministeriellen Politik eine passive Sanction zu geben? Und jene Bedeutung, so folgern die, welche sich ihrer specifischen Königstreue rühmen, kann sie klarer und kräftiger sich manifestiren, als indem bei der politischen Leitung des Staats die Zwischeninstanzen gleichsam aufgehoben werden, der Wille des Monarchen selbst dem Volk gegenübertritt? Da am meisten beweist ein Fürst, daß er noch ein persönliches Regiment führt, wo die gouvernementale Richtung als seine Richtung, wo jedes bedeutsame Werk als sein Werk erscheint, wo Maaß und Grenze für Fortbewegung und Beharren von ihm selbst festgestellt werden. Wer dann dieser Grenze widerstrebt, der allerdings gehört nicht zu der getreuen Opposition Sr. Majestät, sondern zu den Gegnern der Krone; wer das unternommene Werk bekämpft, der verräth damit zugleich seinen Haß gegen Obrigkeit und Autorität. Die Parteien des Landes theilen sich in Freunde und Feinde des Königthums und der Glanz und die Macht der Majestät erweist sich in der Huld, die den Einen, in dem überwältigenden Widerstand, der den Anderen zu Theil wird.

Alle constitutionellen Männer haben diese Lehre von jeher bekämpft, sie bekämpft nicht nur als treue Vertreter des verfassungsmäßigen Volks-Rechtes, sondern nicht minder als treue Anhänger der Krone. Jene Sätze, welche das Haupt der Monarchie mit der Unverantwortlichkeit bekleiden, welche die Gültigkeit jedes Regierungsactes an die Gegenzeichnung verantwortlicher Minister

knüpfen, — sie haben nicht allein den Sinn, die Krone zu beschränken, sondern auch sie zu schirmen und zu schützen. Und dieses Schirmes bedarf es, sobald in einem Lande jene Stufe der Bildung erreicht ist, welche eben zur constitutionellen Verfassung führt; sobald in den Bürgern die Selbständigkeit, das Rechtsbewußtsein, der Anspruch auf Mitbetheiligung an dem Gemeinwesen, für welches sie steuern, geweckt ist. In diesem Stadium der Bildung gestalten sich Parteien, die ihre eigene Ueberzeugung von den Bedürfnissen des Staats haben, und die das finanzielle und legislative Recht, das sie indirect durch ihren Antheil an der Volksvertretung besitzen, in jenem Sinne ausüben. Die blinde Autorität ist hier gebrochen, an ihre Stelle tritt die Kunst, die Gemüther zu gewinnen, die Natur des Staates und Volkes, seine Lage, seine Ziele und Instinkte zu erforschen und aus diesem inneren Wesen heraus die Politik zu gestalten. Das persönliche Wirken des Souveraines ist auch hier keineswegs gelähmt, nach wie vor bleibt ihm das große Vorrecht, für die Wohlfahrt des Ganzen von erhabenster Stelle aus Sorge zu tragen, für die Ausführung der Entwürfe, welche diese Sorge erzeugt hat, sich die fähigsten Männer zu suchen. Ja leichter als dem absoluten Fürsten ist es ihm geworden die Lücken und Mängel der vorhandenen Institutionen, das Streben und Wollen seines Landes zu erkennen und so der eigenen Initiative die Richtung zu geben, wo sie mit dem Geist der Nation in fruchtbarer Wechselwirkung bleibt. Aber auch die gewissenhafteste Erwägung kann irren, auch der redlichste Wille kann fehlgreifen. Je vielgestaltiger das moderne Staatswesen ist, desto eher ist es möglich, daß eine Maaßregel ein einzelnes Interesse einseitig hervorhebt und den Widerstand der anderen reizt. Ob aber gut oder schlecht, jedenfalls verfällt sie jetzt der Kritik der Oeffentlichkeit, unterliegt sie jetzt der verfassungsmäßigen Zustimmung des Landes, und keine Weisheit kann voraussehen, welche veränderten Entschlüsse, welche Beschränkung der ursprünglichen Absichten die Rücksicht auf diesen selbständigen Factor nöthig machen wird. Eben weil dies so ist, darum weigert sich jeder constitutionelle Mann, die Krone mit irgend einem Schritt ihrer Rathgeber zu identificiren. Was dadurch von ihr genommen werden soll, das ist nicht die verfassungsmäßige Freiheit der Bewegung, sondern der Mißerfolg, der Widerspruch, die Niederlage. In dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren haben drei Minister des Innern uns mit Wahlrescripten beschenkt, von denen ein jedes mit den Grundsätzen des andern schlechterdings unvereinbar war. Ist es also rathsam, die Krone in Mitleidenschaft zu diesen Acten zu ziehen, den Widerspruch auf sie statt auf die wechselnden Minister zu werfen? Unbestreitbar für Jeden, der unser Land kennt, ist es geworden, daß die Heeresreform in der heutigen Ausdehnung die Zustimmung eines preußischen Abgeordnetenhauses nicht mehr erhalten wird. Ist es also im Interesse der Krone, officiell zu erklären, daß „die Militärfrage sich recht eigentlich zu einer Kronenfrage“ umgestaltet habe? Ein paar Millionen preußischer Unterthanen haben oppositionell gewählt, ist es also zum Nutzen des Königthums, die Wahlen „ein Zeugniß für und wider den König“ zu nennen? Es ist doch ein seltsamer Erweis von Loyalität, wenn man ohne Noth sich beeifert die Krone in die Minorität zu bringen. Uns wenigstens versagt hier das Verständniß. Niemand, meinen wir, der die Folgen erwägt, kann an diesem Royalismus Freude haben, außer

wer den Bruch zwischen der Dynastie und den Institutionen des Landes herbeiführen will.

Wie das Princip, von welchem aus unsere Conservativen auf die Wahlbewegung einwirkten, so erinnern uns die officiellen Wahlerlasse an die Zeit, da Herr v. Kleist-Retzow in der Rheinprovinz gebot, und Herr Peters in Minden präsidirte. Das Rescript des Grafen Eulenburg an die Regierungspräsidenten vom 24. Sept. unterscheidet sich von dem des Ministers Westphalen nur dadurch, daß es strenger und schärfer ist. Der Eine wie der Andere beruft sich auf die Dienstpflicht, verbietet den Beamten nicht nur das Agitiren gegen die Regierung, sondern überhaupt jede Opposition bei den Wahlen. Aber Herr von Westphalen bietet seinen Untergebenen doch einen scheinbaren Ausweg; wer in seinem Gewissen sich gebunden fühle, nicht ministeriell zu stimmen, dem solle es unbenommen bleiben, sich der Wahl zu enthalten. So weit unsere Auslegung reicht, läßt sich eine ähnliche Licenz aus den Worten des Grafen Eulenburg nicht folgern. Zwar hebt der Erlaß diejenigen Beamtenklassen heraus, die wie die Regierungspräsidenten, Landräthe ꝛc. von politischer Bedeutung und weittragendem Einfluß sind, und fordert zunächst von diesen, daß sie nicht durch Passivität den Sieg der Gegner fördern; dann aber wird von jedem Beamten behauptet, daß sein Diensteid ihn verpflichte, als Wähler und Gewählter den König, — d. h. das Ministerium, welches den „königlichen Willen repräsentirt" — auf dem vorgezeichneten Wege zu begleiten. Zum Mitgehen, zum persönlichen Stimmen für die Regierung sind also alle verbunden; nur tritt bei einzelnen noch die besondere Pflicht hinzu, nach außen und nach unten energisch zu wirken.

Wie es scheint, haben nicht alle Ressortchefs das Rescript ihres Collegen zur Grundlage für ihre Kundgebungen genommen. Vom Justizministerium ist überhaupt keine neue Mahnung ausgegangen; man hat es dort bei dem Erlaß vom März v. J., der die juristischen mit den politischen Parteien verwechselte, bewenden lassen. Der Cultusminister hat es diesmal unterlassen, den Universitäten ihre politische Pflicht vorzuhalten. Für den Hauptzweck genügte auch die Ordre des Ministers des Innern an die Bezirks-Regierungen, unter deren Geschäftskreis ja alle Abtheilungen der inneren Landes-Verwaltung und die dabei betheiligten Beamten fallen.

Von Seiten dieser Unterbehörden hat denn das Thema des Herrn Ministers jene zahlreichen Variationen erhalten, welche in den letzten Wochen die Zeitungen füllten. Es liegt in der Natur der Sache und in dem Eifer der Organe, daß solche Umschreibungen des empfangenen Befehls oft zu Verschärfungen werden. Der Unterschied von politischen und nicht politischen Beamten fällt jetzt weg; es wird an alle der Anspruch erhoben, für die Regierung activ aufzutreten. Die Forst- und Domänen-Beamten, die Rendanten und Rechnungsleute, die Kreisphysiker und Kreisthierärzte, die Bauinspectoren und Vermessungsbeamte, die Superintendenten und die Erzpriester — sie alle sind verpflichtet, auf ihre Untergebenen und im Kreise ihres Einflusses für „königstreue" Wahlen thätig zu sein. Der Beruf der politischen Verwaltungsstellen, zur Unterstützung der Staatsregierung mitzuwirken, er reicht z. B. in dem Erlaß des

Herrn von Viebahn bis auf die Schulinspectoren und die Volkslehrer hinab. Auch ein solcher Beamter würde „pflichtwidrig“ handeln, wenn er in Passivität verharren und dadurch den Gegnern zum Sieg verhelfen wollte. Auch wer nur mittelbar durch ein Communalamt in Beziehung zum Staat steht, ist durch seinen Eid in gleichem Maße wie der unmittelbare Staatsdiener gebunden. Unsere Leser würden es uns nicht danken, wollten wir den eintönigen Inhalt dieser Rescripte hier wiederholen. Genug, daß sie ihre Ermahnungen ziemlich gleichmäßig mit dem Hinweis auf die schwere Verantwortlichkeit, auf das disciplinarische Einschreiten bekräftigen. Nur einer originellen Anforderung sei noch erwähnt. Herr von Kleist-Retzow empfahl 1855 den rheinischen Bürgermeistern, sie sollten sich selbst oder die Ortsvorsteher wählen lassen; eifrige Thätigkeit in diesem Sinne versprach er anzuerkennen, Lässigkeit zu ahnden. Auch dieses Beispiel hat eine Nachahmung gefunden; nach öffentlichen Blättern hat ein Landrath den Schulzen seines Kreises die Weisung ertheilt: „Ich erwarte von Ihnen bestimmt, daß Sie bei der bevorstehenden Wahl als Wahlmann gewählt werden. — Sie haben hierauf Ihren ganzen Einfluß zu verwenden und würde ich Sie, wenn Sie dies unterlassen, dafür zur Verantwortung ziehen müssen.“

Unsere Verfassungsurkunde verleiht jedem selbständigen Preußen ohne Ausschluß der Staatsdiener das Wahlrecht, d. h. das Recht, nach freier Ueberzeugung zu stimmen. Auch der heißblütigste Reactionär wird es nicht leugnen, daß der Beamte, indem er oppositionell stimmt, von einer verfassungsmäßigen Befugniß Gebrauch macht. Aber diesem Recht, so sagt man, steht die im Diensteid angelobte Pflicht, steht die specielle Bestimmung des Disciplinargesetzes entgegen. In dieser Collision muß das Allgemeine dem Besondern, die staatsbürgerliche Abstraction der specialisirten Vorschrift nachstehen. So sagt man — denn freilich, wer die Collision nicht sucht, wird Mühe haben sie zu finden. Derselbe Eid, in welchem der Beamte die Pflicht jedes Unterthanen, dem Könige unterthänig, treu und gehorsam zu sein, feierlich bekräftigt, enthält zugleich das Gelöbniß, die Verfassung gewissenhaft zu beobachten. Dieses doppelte Gelübde ist verschmolzen; der Gehorsam, welcher dem constitutionellen Staatsoberhaupt zugeschworen wird, hat, wie in den Regeln der Religion und der Sittlichkeit, so in den unzweideutigen Vorschriften der Verfassung seine Grenze. Es ist nicht anders mit dem Widerspruch des Disciplinargesetzes. Dasselbe bedroht den Beamten, der sich in und außer dem Amt der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig zeigt; aber es sagt keineswegs, daß diese Unwürdigkeit von dem erwiesen sei, der in der Ausübung des höchsten staatsbürgerlichen Rechts seinem Gewissen folgt. Achtung und Vertrauen sind sittliche Güter, und niemals hat die moralische Welt sie dem vorenthalten, der bei einer nicht willkürlichen, sondern pflichtmäßigen politischen Handlung — die innere Wahrhaftigkeit über Vortheil und Gunst stellte. Der Conflict zwischen der Verfassung und dem Disciplinargesetze ist zugleich ein Conflict zwischen dem büreaukratischen und dem sittlichen Urtheil. Aber er gehört zu den Conflicten, wie wir sie jetzt auf manchem Gebiet haben, er liegt nicht in der Sache, sondern in der Auslegung der Sache. Wäre er thatsächlich vorhanden, so könnte keine Frage sein, wie er beseitigt werden müßte; dem

Staatsgrundgesetz müßte das abgeleitete und abhängige Gesetz, der Heiligkeit der Verfassungsnorm die disciplinarische Bestimmung weichen. Aber die Lösung ist leichter; man hat nichts zu thun, als die natürliche Deutung wieder herzustellen, welche bei dem §. 2 des Gesetzes vom 21. Juli 1852 an ein unanstößiges Privatleben und an die gewissenhafte Erfüllung der Berufspflichten denkt.

Die Rechtsfrage ist nicht die Stärke unserer Gegner, sie werden im Stillen mit uns darüber einverstanden sein. Aber sie berufen sich auf die politische Nothwendigkeit, auf das Bedürfniß der Regierung nach Autorität, nach Einheit ihrer ausführenden Organe. Wir sind für Erwägungen dieser Art keineswegs unempfänglich; wir wissen recht wohl, daß ein Ministerium nicht nur verwalten, sondern auch regieren soll, und daß zum Regieren ein geschlossener Wille gehört. Wir haben es schwer beklagt, daß das Ministerium Hohenzollern diesen wichtigsten Grundsatz übersah, daß es in die höheren politischen Aemter keinen seiner Gesinnungsgenossen brachte. Keinen, wiederholen wir, nachdem dies heute durch Thatsachen bewiesen ist. Denn nirgend hat — unter den Spitzen der Verwaltung — der Erlaß des Ministers einen Conflict zwischen dem Gewissen und der empfangenen Ordre erzeugt, nirgend ist die Neigung hervorgetreten, solchem Auftrag durch die Dispositionsstellung zu entgehen; mithin giebt es in diesen Kreisen keinen Liberalen. Indeß wir bestreiten die Richtigkeit eines Grundsatzes deshalb nicht, weil er in der Praxis immer nur gegen, niemals für die liberale Partei angewandt ist. Wir erkennen das viel berufene Wort von Dahlmann an: „Eine Regierung, in der gesetzgebenden Gewalt durch Stände, in der Ausführung der Gesetze durch die Selbständigkeit ihrer eigenen Beamten beschränkt, wäre eine baare Nullität." Aber wie Dahlmann den Gehorsam sofort auf das Gesetz beschränkt, so wird das Princip überhaupt nach Inhalt und Umfang näher bestimmt werden müssen, wenn es nicht dem willkürlichsten Regiment zur Entschuldigung dienen soll. In Frankreich wie in England existirt eine sehr feste Einheit der Regierung; aber dort hat sie jeden Keim bürgerlicher Selbständigkeit erstickt, hier hat die Freiheit neben der centralen Gewalt ihre großartigste Entfaltung gefunden. Wenn die Regierungsautorität, um sich selbst zu behaupten, den communalen und corporativen Bestand aufreibt; wenn sie die Ortsvorsteher auf dem Lande und die Magistrate in den Städten, wenn sie die Kirche, die Schule und die wissenschaftlichen Institute, wenn sie auch die Zweige der Staatsverwaltung, welche mit der Politik als solcher in keinerlei Beziehung stehen, ihrer Einen politischen Tendenz unterwirft, — nun so ist diese Einheit nichts anderes als die Schädigung der Freiheit. Die Gesundheit eines Staats mißt sich nach dem Grad, wie innerhalb der Rechtsgleichheit der individuellen Gliederung, innerhalb der Einheit der bürgerlichen Selbstthätigkeit und Selbstverwaltung Raum gelassen ist. Wir haben erst den Anfang dieser segensreichen Bildungen in unserer städtischen, wir haben noch nicht einmal den Anfang in unserer ländlichen Gemeinde. Die Entfaltung und die Ausbreitung dieser Keime ist bedingt dadurch, daß unter den social unabhängigen Ständen immer mehr Kräfte sich bereit finden, ohne Sold und Lohn sich dem Dienst des Gemeinwesens zu widmen. Wie aber soll diese Bürgertugend wachsen, wenn z. B. den unbesoldeten Stadträthen angesonnen wird, zu

dem Opfer an Arbeit und Zeit auch noch das ihrer politischen Ueberzeugung zu bringen? In dem Organismus der Staatsverwaltung giebt es viele Functionen, die von dem Gegensatz conservativer und liberaler Ansichten gar nicht berührt werden; und in jedem Dienstzweige giebt es eine zahlreiche Klasse von Beamten, deren Wirksamkeit unterhalb der Sphäre liegt, wo die politischen Parteifragen anfangen. Man sage uns doch, was — abgesehen von den Centralstellen — die Verwaltung der Forsten und Domänen, der öffentlichen Bauten, des Berg- und Hüttenwesens, der Verkehrsanstalten wie Post und Eisenbahn; was das Finanz- und Steuerdepartement, was Universitäten, Gymnasien und Volksschulen, die Anstalten für die Gesundheitspflege u. s. w. mit der Politik des Ministeriums zu thun haben? Technische Fertigkeit, Kenntniß oder wissenschaftliche Bildung, Rechtschaffenheit, Treue und Eifer in der Ausfüllung der Berufssphäre, — das und das allein sind die Eigenschaften, auf die es für das Staatswohl hier ankommen kann, und wehe dem Staat, in welchem dieser einzige Maaßstab eines tüchtigen Beamtenthums durch Anforderungen anderer Art in den Hintergrund gedrängt wird.

Ueber die Dienstkategorien, welche die specielle Aufgabe haben, die politische Richtung des Ministeriums zu vertreten, ist demselben sehr auskömmliche gesetzliche Gewalt gegeben. Es ist jederzeit berechtigt, die Agenten seiner auswärtigen, wie die Organe seiner inneren Politik von dem Unterstaatssecretär und dem Oberpräsidenten bis zum Landrath herab zur Disposition zu stellen. Mit dieser Vollmacht läßt sich stramm regieren, läßt sich jeder Widerspruch beseitigen, der die Thätigkeit der Executive etwa lähmen und bloßstellen könnte. Wem dies noch nicht genügt, wem insbesondere die Stellung vieler Verwaltungsbeamten wegen ihrer nahen Berührung mit den Ressortchefs, ihrer besonderen Beziehung zur Executive u. s. w. mit dem Wahlrecht nicht wohl verträglich scheint, der vergesse nicht, daß es sich hier nicht um Zweckmäßigkeitsfragen handelt, die so oder anders entschieden werden können, sondern um ein positives Recht. In England ist dem Beamtenthum dieses Recht großentheils entzogen, nicht aus Sorge um die Autorität der Regierung, sondern aus Furcht vor ihrem Einfluß. Die Lage der Gesetze ist bei uns eine andere, und wer darin einen Wandel für nöthig hält, hat die Abhülfe nicht in administrativen Anordnungen, sondern auf dem Wege zu suchen, den die Verfassung vorschreibt.

Die Frage, welcher Umfang von Mitteln zum Regieren gehöre, beantwortet sich natürlich nach den Zwecken, welche eine Regierung erreichen soll. Kein Mensch wird bestreiten, daß in Preußen die Executivgewalt Macht genug hat, um den Staat nach Außen und nach Innen zu vertreten, die Verwaltung in strictester Ordnung zu führen, dem Ansehen der Gesetze überall Geltung zu verschaffen. Nur allerdings ist sie nicht stark genug, um mit äußerlichen Mitteln die Geister zu beherrschen, die öffentliche Meinung zu leiten, das Wahlergebniß nach ihren Wünschen zu verändern. Die schärfste Zucht des Beamtenthums genügt dazu nicht, und alle ähnlichen Anstrengungen werden fehlschlagen, so lange das politische Bewußtsein des wählenden Volkes lebendig bleibt. Es klingt wie eine hohe Regierungsweisheit, wenn die Feudalen versichern, daß ein Ministerium den Wahlen gegenüber nicht mit gekreuzten Armen, nicht als neutraler

Zuschauer dastehen dürfe, und doch ist es nur eine vergebliche Kunst, großen geistigen Strömungen mit den vereinzelten Mitteln der Autorität entgegenwirken zu wollen. Im Vergleich zu diesem Bemühen war das Verfahren des Grafen Schwerin, das die Conservativen als Idealismus belächelten, wahrlich viel praktischer. Denn nicht darin lag ein Fehler des liberalen Ministeriums, daß es die Handhaben der Macht bei den Wahlen verschmähte, sondern daß es die Beeinflussung in dem **geistigen**, in dem **constitutionellen** Sinn aus der Hand gab. Leiten, kämpfen, führen soll ein Ministerium allerdings auch bei dem Wahlacte, nur wird bei einer zur Selbständigkeit erwachenden Nation diese Führung nur gelingen, wenn man die Opposition geistig entwaffnet, wenn man durch zeitige Initiative die berechtigten Gründe der sich ansammelnden Verstimmung hebt, wenn man das Vertrauen auf den sichern Gang der Politik, die Freude an der regen Fortentwickelung des Staates wach und lebendig erhält. Es ist die Grundsünde unserer Gegner, daß sie diese geistigen Factoren nicht achten, weil sie überhaupt keinen Glauben an die politische Fähigkeit des Bürgerthums, an Verstand und Bildung des Volkes, mit einem Wort an die Freiheit besitzen. Ihnen ist die Nation eine unmündige Masse, die immer gegängelt wird, nur daß bald die Agitatoren links, bald die rechts das Spiel gewinnen. Sind sie geschlagen, so ist es nicht der Volksgeist, der sein Urtheil gefällt hat, sondern die Verführung Einzelner hat über sie gesiegt. Als Beweis für ihre Ansichten schwebt ihnen jene Landrathskammer von 1855 vor; endlich und zuletzt, so meinen sie, müßten ähnliche Anstrengungen auch den ähnlichen Erfolg haben. Aber auch damals waren es nicht die äußeren Mittel, es war vielmehr die völlige Erschöpfung, in welche der politische Geist nach den revolutionären Erhebungen mehr und mehr versank, wodurch der liberalen Sache die Mehrheit entrissen wurde.

Der politische Erfolg der Wahlrescripte hat sich auf ein Paar Dutzend conservativer Abgeordneter beschränkt; ein geringes Resultat im Vergleich mit den weitgreifenden Wirkungen, die sie innerhalb der Verwaltung nach sich ziehen müssen. Die Preßverordnung verhindert uns hier die Sprache zu führen, die allein der Sache geziemen würde. Nur auf Eine Kehrseite dieser Art, die Autorität der Obrigkeit fühlbar zu machen, können wir hinweisen. In den mittleren und unteren Schichten des Beamtenthums giebt es manches Tausend liberaler Männer, die über das Verhältniß ihres staatsbürgerlichen Rechts zu ihrer Dienstpflicht die gleiche Ansicht hegen, wie die Staatsregierung zur Zeit des Ministeriums Hohenzollern. Wie viele von ihnen werden durch die Rescripte von ihrem Irrthum überführt, wie viel größer wird die Zahl der anderen sein, bei denen die Sorge um das tägliche Brot, bei denen das Fleisch das Gewissen unterdrückt? Ist es ersprießlich für das Ansehen der Staatsverwaltung, wenn die Situation, in die sie so gerathen, von ihren Mitbürgern und vielleicht von ihnen selbst **unwürdig** gefunden wird? Wenn bald mit Achselzucken und Bedauern, bald mit offener Mißachtung über ihre Schwäche geurtheilt wird? Man gewöhne den Beamten daran, in der öffentlichen Meinung als ein politisch völlig unselbständiges Werkzeug zu gelten, man lasse sein staatsbürgerliches Rechts- und Pflichtgefühl aufgehen in der Abhängigkeit von der Macht, und bald

wird seine Widerstandskraft gegen jede Gewalt gelähmt sein, sei sie legitim oder illegitim. Wer in Paris die ministeriellen Hotels in Beschlag nimmt, hat auch die Präfecten und die Maires und ganz Frankreich. Das neupreußische Ideal vom Beamtenthum ist da verwirklicht, der ministerielle Befehl ist absolut, das Uhrwerk ist präcis, es geht ungestört fort — gleichgültig, ob die Bourbonen, die Republikaner oder die Napoleoniden es aufziehen.

Zeiten, wie die unsrigen, stellen die Unfertigkeit unserer constitutionellen Zustände in ein grelles Licht, und lenken die verfassungstreue Partei auf die Ueberlegung, wie den herausgebrochenen Uebeln für die Zukunft abzuhelfen sei. Denn allerdings in der Gegenwart kann nur der politische Schaden abgewehrt, eine wirksame Heilung aber nicht unternommen werden. Das neue Abgeordnetenhaus kann die Thatsachen, die seiner Ueberzeugung nach in das Bereich ungesetzlicher Wahlbeeinflussungen gehören, zusammenstellen, es kann eine Beschwerde an die Krone richten, — die reellste Abhülfe wird vorläufig darin bestehen, daß es die Wahlen cassirt, welche nach seiner Ansicht durch ungehörige Einwirkungen entschieden sind. Aber auch in einer späteren für Reformen günstigeren Zeit wird die Wiederkehr des Uebels nicht durch einzelne Vorschriften, sie wird nur durch die Umwandlung unserer Institutionen, durch die Befestigung des constitutionellen Geistes verhindert werden können. Das bayrische Staatsgrundgesetz enthält die Bestimmung: „Eine Beschränkung der Freiheit der Wahl und jede Benutzung eines obrigkeitlichen Einflusses auf die Wähler wird strenge geahndet und unter Umständen mit Dienstentlassung bestraft.“ Indeß der Wahldruck z. B. in der Pfalz, über welchen die bayrische Abgeordnetenkammer zur Zeit der Reaction Klage führte, ist dadurch nicht verhindert worden. Wenn unser Strafgesetz die Benutzung der amtlichen Stellung zur Wahleinwirkung auf untergebene und abhängige Personen mit den strengsten Strafen bedrohte, so würde dies unzureichend sein, so lange die Anklage in der Hand einer abhängigen Staatsanwaltschaft ruht, so lange es der oberen Verwaltungsbehörde freisteht, in Sachen des verklagten Unterbeamten den Competenzconflict zu erheben. Wenn man den §. 2 des Disciplinargesetzes durch einen Zusatz bereichern wollte, der die Theilnahme an vorberathenden Wahlversammlungen und die persönliche Abstimmung ausdrücklich dem disciplinarischen Verfahren entzieht, so würde der Druck der Unliebsamkeit, die Möglichkeit das politische Verhalten auf Umwegen zu entgelten, damit nicht ausgeschlossen sein. Selbst der Richter, der nur der Autorität des Gesetzes unterworfen ist, der nur durch Richterspruch suspendirt und entsetzt werden kann, er findet für seine politischen Handlungen einen sicheren Rechtsschutz nur dann, wenn die oberste Instanz, unter deren Entscheidung er steht, von dem Geiste der Verfassung durchdrungen ist. So weist jedes einzelne Uebel auf die ganze Summe unserer Einrichtungen, auf den dauernden Gebrauch der Freiheit, auf die Beseelung der Behörden durch die constitutionellen Grundsätze. Das Wichtigste aber ist die Herstellung der Autonomie in den kleineren Kreisen, aus denen der Organismus des Staats sich zusammensetzt, die Ausdehnung der Selbstverwaltung in den Städten, die Beschränkung des Bestätigungsrechts, die Constituirung lebensfähiger ländlicher Gemeinden mit freier Wahl ihrer Vor-

fieber, die Umwandlung der Kreisverfassung und die Uebertragung aller der Befugnisse, die nicht absolut dem besoldeten Staatsdienerthum überlassen werden müssen, auf diese lebendigen Corporationen. Das tendenziöse Regieren läßt sich nur abstellen, wenn das Vielregieren abgeschafft wird; und jedermann verzichtet auf den Versuch, ein auf sich selbst ruhendes Gemeindeleben nach dem wechselnden Winde des Ministerialismus zu lenken.

Wir sind noch fern von diesen Zeiten; noch muß der lebendige Unabhängigkeitssinn des Volkes die Kraft solcher Institutionen ersetzen. In dieser Zeit der Formlosigkeit und des Ueberganges ist es unser Schutz, daß sich neben der Büreaukratie eine große Zahl von Existenzen gegründet hat, welche politische Intelligenz mit socialer Unabhängigkeit vereinen. Je größer diese Zahl wird, je mehr ihr Einfluß auf die unteren Volksschichten sich erweitert; je mehr unter diesen selbst lohnende Arbeit das Selbstbewußtsein erweckt und die Aneignung der Elemente der Bildung und der Rechtsideen erleichtert, desto eitler wird das Bemühen, die Gesinnung dieses Volksganzen von vereinzelten Punkten aus zu beherrschen. Das größte Heilmittel aller politischen Schäden liegt in dem sittlichen Wachsthum der Nation. Ihre politische Regsamkeit, ihr Muth, ihre Ausdauer, — diese Tugenden bezwingen den Gegner. Niemals wird ein Volk in seinem eigenen Haus besiegt, außer durch sich selbst; bisher ist noch keinem, das die Freiheit liebte, dieses heilige Gut durch innere Gewalten entrissen worden.

Mit Bangigkeit und Sorge verfolgen die deutschen Freunde Preußens seine innere Entwickelung. Von dem Ausgang unserer Krise hängt auch ihre Freiheit, hängt, was noch mehr ist, ihre nationale Hoffnung ab. Was wir an raschen Erfolgen nicht leisten konnten, wir müssen es durch die Zähigkeit unseres Rechtssinns ersetzen. Davon sind die Wahlen ein Erweis, aber doch nur einer der vielen Erweise, die noch nöthig sein werden. Was uns als die Frucht einer großen Bewegung und später als die Gunst eines hohen Willens in den Schooß fiel, — das constitutionelle Regiment, — wir wollen es als ein **Recht** erwerben, an dem nichts mehr verkürzt und gedeutelt werden kann. Das ist heute die gemeinsame Aufgabe der Opposition, und die Lösung dieser Aufgabe ist ernst und bedeutend genug, um über kurz oder lang alle **homogenen** Elemente der Opposition zu Einer **Verfassungspartei** zusammenzuschmelzen.

Notizen.

Rechtsgutachten des Spruchcollegiums der **Heidelberger Juristenfacultät** über die Verfassungsmäßigkeit der preußischen Preßverordnung vom 1. Juni 1863. (Leipzig, bei O. Wigand.)

Die Liberalen außerhalb Preußens erheben gegen die preußische Opposition zum Theil den Vorwurf, daß es ihr an Rührigkeit und Kraft in dem Aufsuchen und dem Gebrauch der legalen Mittel fehle, die ihr zur Vertheidigung ihres Rechts zu Gebote stehen. Wir gestehen, daß wir unwillkürlich dieses Vorwurfs gedachten, als wir die obige Schrift in die Hand nahmen. Die Rechts-

frage, welche in derselben entschieden wird, konnte sie nicht auch den Universitäten unseres Landes vorgelegt werden? Sind nicht auch die Spruchcollegien unserer juristischen Facultäten berechtigt, ihre Meinung einem Quärenten auszusprechen, der sein juristisches Interesse an der Beantwortung der betreffenden Frage nachgewiesen hat? Wird ihre Befugniß, über einen Rechtsfall ihr wissenschaftliches Urtheil zu fällen, irgend wie beschränkt durch den Artikel 106 der Verfassungs-Urkunde, der die officielle Prüfung der Rechtsgültigkeit königlicher Verordnungen dem Landtage vorbehält? Und wenn die Wissenschaft der Regel nach den Beruf nicht hat, sich in die Streitigkeiten der praktischen Politik zu mischen, giebt es nicht Fälle, wo diese Regel ihre Ausnahmen findet? Dann vor Allem, wenn die rechtliche Basis, auf deren sicheren Grund alle geistigen Bestrebungen der Nation sich stützen, wenn die Fundamente der Landesverfassung, die Principien des constitutionellen Staates in Frage stehn? Beruht die Lebendigkeit der Wissenschaft nicht darauf, daß sie die Bezüge zu der Gegenwart, zu dem Leben im Auge behält; steht die theoretische Aufgabe die Wahrheit, das Recht zu erforschen, nicht in innerer Verbindung mit dem praktischen Streben die Wahrheit und das Recht zu verwirklichen und zu vertheidigen?

Indeß das Bedauern, daß die wissenschaftlichen Corporationen unseres Landes, insbesondere unserer Hauptstadt, bisher keinen Anlaß hatten, sich über die Verfassungsmäßigkeit der Preßverordnung zu äußern, soll uns die Freude an dem Rechtsgutachten nicht schmälern, welches, von einer namhaften Zahl berühmter Autoritäten unterzeichnet, hier vor uns liegt. Erinnern uns doch diese Stimmen, die aus dem Süden unserer Sache zu Hülfe kommen, von neuem an das Band, das die deutschen Bevölkerungen in ihrem Rechtsstreben zusammenhält; an die heilsame Wirkung, welche der in der constitutionellen Gewohnheit ältere Südwesten seit langem auf den Norden ausgeübt hat; endlich an die Sicherheit und Kraft, mit welcher das glückliche Baden allen andern deutschen Staaten in dem Bekenntniß und der Durchführung verfassungsmäßiger Grundsätze vorangeht.

Das Gutachten des Heidelberger Spruchcollegiums geht einstimmig dahin: „daß wesentliche Voraussetzungen und Erfordernisse, von welchen der Artikel 63 der Verfassungs-Urkunde die Verfassungsmäßigkeit der Erlassung einer Verordnung mit Gesetzeskraft abhängig macht, bei der Verordnung vom 1. Juni 1863 nicht vorhanden sind, und daß namentlich der Inhalt dieser Verordnung mit mehreren Artikeln der Verfassungs-Urkunde im Widerspruch steht."

Der Artikel 63 beschränkt das Recht zum Erlaß von Verordnungen bekanntlich durch die vier Voraussetzungen: 1) daß die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordern, 2) daß die beiden Häuser des Landtags nicht versammelt sind, 3) daß die Verordnung unter Verantwortlichkeit des gesammten Staatsministeriums erlassen wird und 4) daß sie der Verfassung nicht zuwiderläuft. In Bezug auf den ersten Punkt ist das Spruchcollegium übereinstimmend mit fast allen Organen der europäischen Presse der Meinung, daß unter einer Störung der öffentlichen Sicherheit nur der Fall des Krieges oder Aufruhrs u. s. w.,

und unter einem ungewöhnlichen Nothstand nur ganz außerordentliche Verhältnisse verstanden werden könnten, für deren Vorhandensein es bisher an jedem objectiven Nachweise fehle. In den beiden folgenden Punkten ist seiner Ansicht nach dem Wortlaut der Verfassung genügt, dagegen hält es die vierte Voraussetzung durch die Preßverordnung für verletzt. Denn die Verfassung schreibt in Artikel 27 vor, daß Beschränkungen der Preßfreiheit „nur im Wege der Gesetzgebung" eingeführt werden sollen, sie schließt also die Octroyirung von dem Gebiete der Presse aus. Es ist unmöglich, in den Worten „Weg der Gesetzgebung" die einseitige Verordnung durch die Krone mit einbegriffen zu denken. Die Legislation ist eine Aeußerung der legislativen Gewalt, und diese kann nach Artikel 62 nur gemeinschaftlich durch den König und die Kammern geübt werden. Was ohne dieses Zusammenwirken verbindliche Norm wird, kommt nicht durch die gesetzgebende Gewalt, also auch nicht auf dem „Wege der Gesetzgebung" und als Gesetz zu Stande. Die Verordnung hat zwar die „Kraft," die Wirkung eines Gesetzes, aber sie ist nicht Gesetz und kein Theil der Gesetzgebung.

Auf der strengen Unterscheidung dieser beiden Begriffe beruht der Nerv der uns vorliegenden Deduction. Mit Recht erklärt das Gutachten, daß die vierte Schranke, welche der Artikel 63 der einseitigen Action der Staatsregierung setzt, völlig zusammenfallen würde, wenn man den Weg der Verordnung mit dem „Weg der Gesetzgebung" identificiren wollte. Der Legislation ist überhaupt kein Gebiet verschlossen, der gesammte Inhalt der Verfassung kann durch sie, wenn auch unter erschwerenden Formen, umgeändert werden. Gehört nun die Verordnung zur Legislation, so ist auch das ganze Terrain unserer Verfassungsrechte ihr geöffnet; mit der Verwirrung der beiden Begriffe: Verordnung und Gesetz — hat die so bedeutungsvolle Grenze des Artikel 63 jeden Sinn und jede Haltbarkeit verloren.

Man kann leider nicht leugnen, daß unsere Revisionskammern von jener Verwirrung sich nicht immer frei gehalten haben. Sie ist sowohl bei den Debatten über den Octroyirungsparagraphen, als auch bei denen über den Preßartikel bemerkbar. Ein juristischer Vertheidiger der Ordonnanz vom 1. Juni würde ohne Zweifel den Versuch machen, sich auf jene Vermischung der Begriffe zu stützen. Er würde die Behauptung aufstellen, daß die Kammern bei den Worten: „im Wege der Gesetzgebung" an den Gegensatz von Verfügungen der Administrativbehörden, nicht aber von Verordnungen der Krone gedacht hätten.

Indessen die Verhandlungen über den Artikel 27 bieten doch das Material, um diese Behauptung zu widerlegen. Das zweite Aliena jenes Artikels lautete nach dem ursprünglichen Text der Urkunde vom 5. December 1848: „die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise, namentlich weder durch Censur noch durch Concessionen und Sicherheitsbestellungen, weder durch Staatsauflagen noch durch Beschränkungen der Druckereien und des Buchhandels, noch endlich durch Postverbote und ungleichmäßigen Postsatz oder durch andere Hemmungen des freien Verkehres beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden." Die Revisionskammern strichen den größten Theil dieser einzelnen Bestimmungen, weil sie der Ansicht waren, daß dieselben in die Specialgesetz-

gebung gehörten, und weil sie der zukünftigen Berathung des Preßgesetzes nicht vorgreifen wollten. Sie begnügten sich den allgemeinen Grundsatz hinzustellen, daß etwaige Beschränkungen der Preßfreiheit nur auf legislativem Wege festgestellt werden dürften. Damit war allerdings zuerst und zunächst das administrative Belieben ausgeschlossen; Cautionswesen, Postdebit u. s. w. sollten nicht ohne gesetzliche Unterlage durch die Verwaltungsbehörden geordnet werden. Aber dieser Gegensatz war nicht der einzige. Unter dem Princip der Gesetzgebung verstand und meinte die Kammer auch in Wirklichkeit und Wahrheit nur die von den Staatsfactoren gemeinschaftlich geübte Legislation. Es wurde positiv ausgesprochen, daß es in der Hand der drei gesetzgebenden Gewalten liegen müsse, die weiteren Schranken für die Presse zu bestimmen. Nur an diesen regulären und keinen anderen Weg wurde gedacht.

Das Heidelberger Gutachten beruft sich zur weiteren Unterstützung seiner Ansicht noch auf die Artikel 28, Artikel 8 und Artikel 7 der Verfassung. Die Verordnung vom 1. Juni, indem sie an die Seite des gerichtlichen noch ein zweites, durch die Administrativbeamten zu handhabendes Strafsystem setze, verstoße damit gegen Artikel 28, der den Mißbrauch der Preßfreiheit der Cognition der Gerichte unterstellt, offenbar in der Absicht, seine Bestrafung den Verwaltungsbehörden zu entziehen. Sie verstoße ferner gegen Artikel 8 und 7, wonach Strafen nur in Gemäßheit des „Gesetzes" verhängt, Niemand seinem „ordentlichen Richter" entzogen werden darf, und Ausnahmsgerichte und außerordentliche Commissionen unstatthaft sind.

Somit stützt und bekräftigt dieses Votum fast in jeder Beziehung die Rechtsansicht, welche von der großen Mehrheit des preußischen Volkes bisher vertreten ist und welche das neue Abgeordnetenhaus unzweifelhaft fast einstimmig geltend machen wird.

Die deutsche Literatur hat über einen auffälligen Mangel an Monographien aus der wissenschaftlichen Politik zu klagen, an Abhandlungen, welche das Wesen des Staats und der Staatsverfassungen unabhängig von schwebenden Tagesfragen untersuchen. Seit Stahl's Tode, der auf diesem Felde sehr thätig war, aber doch mehr seiner Partei als der Wissenschaft zu nützen sich bestrebte, sind im Grunde nur zwei, allerdings hochgeachtete Namen zu nennen, die diesen Zweig des Denkens vertreten, Robert v. Mohl und Georg Waitz; denn eine Anzahl anderer Schriftsteller über Staat, Gesellschaft und wirthschaftliche Gliederung, denen man jeden anderen Vorwurf eher machen durfte, als den der Lässigkeit im Vortrage ihrer Theorien, hat sich nicht mit dem modernen Staate, wie er sich historisch gebildet hat, beschäftigt, sondern mit einer erst neu zu erschaffenden Art des Staates, dem sogenannten Socialstaate.

Gegenwärtig liegt uns ein Bändchen mit politischen Monographien vor, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser um so lieber hinlenken wollen, als Titel und Ausstattung desselben manchen zu der Annahme verleiten könnten, daß es sich hier nicht um ein Werk von bleibendem Gehalte, sondern um eine ephemere Erscheinung, um eine Reihe von Leitartikeln handele. Es sind dies

die „Studien zur Fortbildung der preußischen Verfassung" von Dr. Constantin Rößler (Berlin, 1863, C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung, A. Charisius), ein Werk, welches wesentlich durch Erskine May's englische Verfassungsgeschichte und Gneist's englisches Verfassungsrecht angeregt, dennoch in hoher Originalität des Denkens, vielfach gegen diese Vorgänger Front macht und zu neuen Resultaten kommt. Auf die Wahl der Themata ist das Tagesinteresse von sichtlichem Einflusse gewesen, die Ausführung derselben befriedigt die strengsten Forderungen der Wissenschaft.

Die drei Abhandlungen, welche hier vereinigt sind, führen die Titel: das Heer, der Landtag und das Budget, die parlamentarische Regierung. Die letztgenannte überwiegt, wie an Ausdehnung, so an Werth die beiden übrigen bedeutend. Sie beantwortet die in den letzten Jahren so vielfach aufgeworfene Frage: „ob Königthum ob Parlament" mit dem Wort: „Aristokratie." Allerdings nicht in dem Sinne, als ob Königthum und Parlament die Gesammtheit ihrer Rechte oder den wesentlichen Kern derselben ohne weiteres an eine Aristokratie abtreten sollten, aber doch in dem Sinne, daß mit dem vollsten Nachdrucke auf diesen Factor des Staatslebens hingewiesen wird, welcher in dem hervorragendsten Staatswesen des Alterthums der bestimmende war, und welchen die ganze christliche Zeit über Gebühr, die neuere deutsche Wissenschaft aber fast gänzlich vernachlässigt hat. Die sogenannte Aristokratie, die Stahl in seinem Musterstaate malt, ist ein Geburtsstand, der Träger eines gesellschaftlichen Interesses; Gneist und Max Duncker haben mit dem Wesen und den Pflichten der Aristokratie sich beschäftigt, aber in der polemischen, negativen Tendenz, die Ansprüche eines Feudaladels zurückzuweisen, der die Rechte einer Aristokratie für sich in Anspruch nimmt. Hier aber wird uns der positive Nachweis geboten, daß und in welcher Weise zum Gedeihen eines Staates die Aristokratie, nicht nur als ein Stand, sondern auch als Richtung, als geistiges Element unentbehrlich ist. Die Untersuchung knüpft an die Geschichte der englischen Verfassung an und legt die Bedeutung der Aristokratie für die Entwickelung derselben in einer Schärfe dar, in welcher sie den englischen Forschern selbst selten zum Bewußtsein gekommen ist. Das Resultat, zu welchem der Verfasser gelangt, ist dies, daß die concrete Form, welche in England das aristokratische Regiment durch die Organisation in zwei rivalisirende monarchisch constituirte Fractionen gewonnen hat, den Vortheil gewährt, „den einheitlich schöpferischen Zug der Persönlichkeit mit dem Gewinn einer öffentlich arbeitenden Körperschaft zu vereinigen." Er stellt demgemäß die alte constitutionelle Anschauung wieder her, daß die parlamentarische Regierung, wie sie in England thatsächlich besteht, — nicht, wie man sie sich häufig denkt als die Herrschaft eines aus der jeweiligen Majorität hervorgehenden Parlamentsausschusses — das unübertroffene Musterbild constitutioneller Einrichtungen ist, und vertheidigt sie gegen die modernen Skeptiker in Deutschland und in England selbst, welche in der Verdrängung des persönlichen Regiments des Königs im Conseil durch die Cabinetsregierung eine Entartung erblicken. Demgemäß wünscht er die Uebertragung dieser Einrichtung auf continentale Verhältnisse, allerdings erst nach Herstellung ihrer Voraussetzung eines freien Berufsstandes von Politikern. Wir bedauern, daß der Verfas-

ser in seiner Auseinandersetzung die Ausdrücke „Adel" und „Aristokratie" mehrfach promiscue gebraucht hat. Wir halten dies allerdings für einen lapsus calami, der indessen dadurch hervorgerufen sein mag, daß der Verfasser von einer gewissen Vorliebe für den Adel als Geburtsstand nicht frei ist und ihm einen Theil der Vorzüge vindicirt, die der Aristokratie als Berufsstand zukommen. Wäre dies nicht der Fall, so würde er vielleicht darauf hingewiesen haben, daß in Deutschland die Aristokratie andere Formen annehmen muß, als in England. Wir haben von der altgermanischen Einrichtung der Stammgüter nur geringe Reste bewahrt, und haben in Folge dessen nicht einen so begüterten und social unabhängigen Adel; allein wir haben in unserer ausgedehnten Schulbildung, in der großen Bürgertüchtigkeit unserer Mittelstände aristokratische Einrichtungen, um die jedes andere Land uns beneiden kann. Dasselbe Quantum unentgeltlicher politischer Arbeit, welches in England eine geringe Anzahl von Beitragenden leistet, würde bei uns unter eine größere Anzahl vertheilt werden müssen, von dieser aber auch aufgebracht werden können.

Die Abhandlung über das Heer stellt völlig neue Grundzüge für eine Landwehrverfassung auf. Wir sind mit denselben nicht einverstanden und meinen, daß es in unserer Zeit nicht die Aufgabe des Einzelnen sein kann, eine neue Wehrverfassung zu erfinden. Die Grundzüge, auf denen unser Heerwesen auch in Zukunft sich auferbauen muß, stehen völlig fest, und die Aufgabe kann nur sein, zwischen zwei verschiedenen bestehenden Richtungen zu vermitteln, nicht beide durch etwas völlig Neues zu ersetzen. Die Zahlen des Verfassers werden dadurch unzuverlässig, daß er auf den bei jedem Heere durch Tod, Invalidität und Auswanderung erfolgenden Abgang keine Rücksicht nimmt.

Der Aufsatz über den Landtag und das Budget fordert die Aussonderung des permanenten Budgets von dem Jahresbudget, eine Frage, der wir bedeutenden Werth beizulegen nicht vermögen.

Man mag indessen dem Verfasser beitreten oder seine Resultate angreifen, Niemand wird umhin können, an der Fülle geistvoller Bemerkungen und an der Eleganz der Darstellung sich zu erfreuen, und Niemand wird verkennen, daß die Vorzüge der Schrift daraus entspringen, daß der Autor vollständig in seinem Werke lebt.

Verantwortlicher Redacteur. R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Don Carlos.

Don Carlos et Philippe II., par M. Gachard. Brux. 1868. 2 vol.

„Die moderne Geschichte kennt kein Ereigniß, das ein allgemeineres, dauernderes Interesse erregt hätte, als die Verhaftung und der Tod Don Carlos', des Sohnes Philipp II. Nach dem Verlauf von drei Jahrhunderten bildet dieses Ereigniß noch heute den Gegenstand einer ebenso lebhaften Theilnahme als zur Zeit seines Geschehens. Die Phantasie wird nicht nur durch die Plötzlichkeit der Katastrophe erregt und ihren außerordentlichen Charakter; ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, fesselt das Dunkel, das Geheimniß, in welches der Vorgang gehüllt ist." Mit diesen Worten leitet Gachard, der berühmte belgische Geschichtsforscher, dem die Kunde der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts so höchst wichtige Aufschlüsse verdankt, seine neueste Publication ein, welche seinen Namen vermuthlich in viel weitere Kreise tragen wird, als die an sich unvergleichlich wichtigeren früheren Werke, die Correspondenz Philipp II. über die Niederlande und die Correspondenz Wilhelm's von Oranien, die Briefe über das Leben Karl V. in San Yuste und die Acten der Generalstaaten von 1600 und 1632. Denn es ist wahr, daß die geheimnißvolle Familientragödie Philipp II. in den allerverschiedenartigsten Empfindungen bei den verschiedensten Menschen einen Anknüpfungspunkt findet. Wer hat nicht gegen oder für die Persönlichkeit Philipp's Partei genommen, in dem die Einen das Prototyp eines finsteren, grausamen Despoten, die Anderen das Musterbild eines frommen, gewissenhaften Fürsten erblicken? Wer wird nicht durch confessionelle oder nationale Motive genöthigt, zu diesem Träger einer großen weltgeschichtlichen Krisis eine einigermaaßen bestimmte Stellung einzunehmen? Wie Philipp mit seiner Politik den Erdball umspann, so haben die Geschichten aller Nationen von seiner Einwirkung auf ihr Schicksal zu erzählen: Schotten und Engländer, Holländer, Franzosen, Italiener, Deutsche, Polen, Skandinavier, sie Alle sind von ihm berührt worden, ihnen Allen hat er das Interesse an seiner Person aufgenöthigt. Und dieses Interesse gewinnt aus den verschiedensten Ursachen eine ganz persönliche Farbe. Dieser König ist eine psycho-

logisch ganz vereinzelte Erscheinung, in die man sich immer wieder mit stets wachsender Spannung vertieft. Nirgend aber tritt diese fast räthselhafte Natur fesselnder an uns heran, als in dem Conflicte Philipp's mit Don Carlos, nirgend wenigstens für uns Deutsche, denen Schiller's Muse die wärmste Theilnahme an dieser tragischen Katastrophe von Jugend auf eingeflößt hat.

Gachard's Buch wird freilich, wie ich vermuthe, in dem Interesse der gebildeten Welt an dem Schicksal Don Carlos' einen sehr merkbaren Wendepunkt herbeiführen: der Schleier des Geheimnisses, welcher noch immer sehr wesentliche Momente im Leben des unglücklichen Infanten verhüllte, ist gehoben, das Ahnen und Rathen hat ein Ende, das Gefühl, daß hier vielleicht noch einmal ganz absonderliche Dinge zum Vorschein kommen könnten, schwindet, und die Gewißheit, die uns gegeben wird, entspricht nicht sehr den Erwartungen einer romantischen Phantasie. Ich verwahre mich daher von vorn herein gegen die Unzufriedenheit des Lesers, der meinen Bericht etwa enttäuscht aus der Hand legt. Von dem Don Carlos Schiller's haben die Forschungen Gachard's auch nicht den schwächsten Schimmer übrig gelassen. Hätte unser Dichter das Buch des belgischen Gelehrten vor sich gehabt, es würde ihm sicherlich nie in den Sinn gekommen sein, den Infanten dramatisch zu verherrlichen.

Ehe ich es versuche, das Bild, welches uns Gachard in ausführlicher Darstellung entworfen hat, in den Hauptzügen nachzuzeichnen, sei mir eine kurze Bemerkung über die außerordentliche Fülle des urkundlichen Materials gestattet, welches der gelehrte Chef der belgischen Archive in zwanzigjährigem Sammelfleiß aufgehäuft hat, um die so lange erörterte Frage zu einem definitiven Abschluß zu bringen. „Es giebt," sagt er mit Recht nach einer Aufzählung seiner Quellen, „wenig historische Stoffe, über welche man so zahlreiche und so wichtige Documente gesammelt hat." Dieser Reichthum ist so groß, daß ich ihn fast zu groß nennen möchte, oder wenn das nicht, so hätte doch der Verfasser vielleicht in der Mittheilung seiner Schätze weniger liberal sein dürfen. Das Buch enthält meines Erachtens mehr, als zur Feststellung des Urtheils nothwendig war. Wenn man hört, daß Gachard außer den archivalischen Schätzen Spaniens, die bekanntlich gerade über die Zeit Philipp's unglaublich in's Breite gehen, die Berichte der Gesandten Frankreichs, Englands, Venedigs, Florenz, Genuas, des Papstes und des Kaisers vor Augen hatte, daß er aus dieser unvergleichlichen Fülle zahlreiche Documente, welche in dem weitschweifigen Stil jener Periode geschrieben sind, zugleich in französischer Uebersetzung und im spanischen oder italienischen Original mittheilt, daß er fast jede thatsächliche Angabe mit dem Wortlaut des Actenstücks, woraus sie geschöpft ist,

belegt, daß er endlich fast hundert Seiten mit dem Abdruck von Briefen, Depeschen und Relationen füllt, aus denen im Verlauf der Erzählung bereits die bezüglichen Sätze wiedergegeben sind, so wird man mir wohl beistimmen, daß der berühmte Forscher des Guten ein klein wenig zu viel gethan hat. Es ist aber heut zu Tage, scheint mir, eine Pflicht namentlich der Historiker, sich möglichster Präcision und Kürze zu befleißigen, damit nicht die unnöthig vermehrte Massenhaftigkeit des Materials die geistige Beherrschung eines einigermaaßen ausgedehnten Gebiets vollkommen unmöglich mache und die Wissenschaft in demselben Maaße an freiem und weitem Blick verliere, wie die Fluth der Detailmittheilungen anschwillt. Es giebt Forscher, deren Gründlichkeit am liebsten die ganze ungeheure Masse unserer Archivpapiere in Druck legte, und nicht wenige Publicationen sind eifrig mit der Verwirklichung dieses Ideals beschäftigt, die doch nur dazu beitragen kann, die eigentliche Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu erschweren. Wenn ich also von diesem Vorwurf das Werk Gachard's nicht ganz frei sprechen kann, so verdient es dagegen in anderer Beziehung das wärmste Lob. So viel auch seit Ranke's 1829 in den Wiener Jahrbüchern erschienener Abhandlung in den letzten dreißig Jahren über Don Carlos geschrieben ist, es ist Alles durch die Schrift des Belgiers antiquirt und, fast dürfte man sagen, werthlos geworden. Jüngst hatte Prescott in seiner leider unvollendeten Geschichte Philipp's dem Schicksal des Don Carlos eine eindringende Aufmerksamkeit gewidmet und zum ersten Male aus nicht wenigen bisher unbekannten Quellen geschöpft. Dann suchte ein Aufsatz in dem Raumer'schen Taschenbuch von 1859 das Resultat der bisherigen Forschung in einer freilich höchst saloppen Art zusammen zu stellen. Dann berührte Motley den Gegenstand. Endlich hat jetzt eben ein Franzose Mouy gleichzeitig mit Gachard ein Buch über Don Carlos veröffentlicht: alle diese Arbeiten lassen eine Menge wichtiger Punkte im Dunkeln, über welche Gachard ein helles Licht verbreitet. Wir dürfen die Frage jetzt als beantwortet, die Untersuchung als geschlossen betrachten.

Am 15. November 1543 feierte Philipp in Salamanca seine Vermählung mit Doña Maria, Infantin von Portugal. Maria war die Schwestertochter seines Vaters: sie beide stammten also im zweiten Gliede von jener unglücklichen Doña Juana, der Frau Philipp des Schönen, welche so lange Jahre in düsterem Irrsinn auf dem Schlosse von Tordesillas ihren früh gestorbenen Gemahl beweinte. Philipp zählte damals sechszehn und ein halbes Jahr, Maria etwa ebenso viel. Am 8. Juli 1545 gebar sie ihm in Valladolid einen Sohn, den künftigen Erben des

zur Universalmonarchie aufstrebenden Reiches; aber die Freude, welche dieses Ereigniß in Spanien erregte, wurde rasch getrübt: vier Tage nach der schweren Entbindung starb die Mutter. Am 2. August erhielt das Kind in der Taufe nach seinem Großvater den Namen Carlos. Ein seltsames Wesen machte seinen Tanten Doña Maria und Doña Juana, unter deren Obhut Philipp ihn stellte, gleich in den ersten Monaten schwere Sorgen: „Er biß nicht allein," erzählt der venetianische Gesandte Paolo Tiepolo, „die Brust seiner Ammen, sondern er fraß sie; zweimal mußten sie gewechselt werden und alle drei kamen an den Rand des Grabes." Dann fürchtete man mehrere Jahre lang, er würde stumm bleiben: erst mit fünf Jahren sprach er das erste Wort. Dieses erste Wort war non. Kaiser Karl hatte über diesen Beginn des Sprechens die größte Freude; er scherzte, sein Enkel habe sehr wohl Recht und Ursache Nein zu sagen zu allen Verschwendungen seines Vaters und Großvaters. Die Zunge des Infanten blieb aber immer schwer, weshalb man noch im einundzwanzigsten Jahre eine Operation mit ihm vornahm. Weiteres hören wir aus seiner Kinderzeit nicht, wenn nicht Erwähnung verdient, daß er 1551 bei'm Abschied von seiner Tante Juana, die damals den portugiesischen Thronfolger heirathete (Maria hatte schon früher Maximilian von Oesterreich die Hand gereicht), den lebhaftesten Schmerz kund gab. Drei Tage lang weinte der Prinz und rief einmal über das andere schluchzend: „Was soll nun aus dem Kinde werden, das hier allein ist, ohne Vater und Mutter und Großvater?" So hatte er also damals eine natürliche Empfindung der Anhänglichkeit an die Tante, die ihm Mutter Stelle vertreten hatte, die einzige Verwandte, mit der er lebte. Denn Philipp war von 1548 bis 1551 von Spanien entfernt und sah, auch wenn er auf der Halbinsel lebte, das Kind wohl selten. 1554 verließ er Spanien abermals, um erst nach mehr als fünf Jahren zurückzukehren. Wie bekannt, heirathete und verlor er in dieser Zeit Maria Tudor, die Königin von England.

Vor dieser zweiten Reise gab er dem Prinzen Don Antonio de Rojas zum Gouverneur und Honorato Juan, einen ausgezeichneten und wegen seiner umfassenden Kenntnisse viel bewunderten Gelehrten, einen Schüler des berühmten Philosophen Vives, zum Lehrer; die weibliche Obhut hatte wieder seine Schwester Juana übernommen, die schon nach einem Jahre als Wittwe aus Portugal zurückkehrte. Es war für den Knaben so gut gesorgt als möglich; aber die Entwickelung seines Geistes wie seines Körpers ließ nichts destoweniger sehr viel zu wünschen übrig. Schon 1555 ermahnte Karl V. den Gouverneur dahin zu sehen, daß der Knabe Maaß und Zucht halte, nicht so übertrieben frei sich bewege, wie man ihm melde; man möge ihn auch so viel als möglich von weiblicher Gesell-

schaft fern halten. Im October 1556 sah der Kaiser seinen Enkel zum ersten Male, da er sich nach der in Brüssel vollzogenen Abdankung in die Einsiedelei von Yuste begab. In den ausführlichen Aufzeichnungen seiner Begleiter über diese Reise findet sich von dem Infanten leider kein Wort. Doch beweist Alles, was von dem Zusammensein des Großvaters mit dem Enkel erzählt wird, einen heftigen, maaßlosen Sinn des Knaben. Zuerst konnte er es gar nicht erwarten, daß der Kaiser kam, schickte ihm einen Kammerherrn mit einem Briefe*) und bat dringend den Ort zu bestimmen, wohin er ihm entgegen eilen dürfe. Dann bewies er im Zusammensein mit dem alten Herrn wenig Respect. Als Karl eines Tages von seiner Flucht vor Moritz von Sachsen erzählte, erklärte der Infant mit beharrlicher Keckheit, er würde nicht geflohen sein; alle Auseinandersetzungen des Kaisers blieben ohne Eindruck. Sah er bei dem Großvater etwas, das ihn besonders anzog, so mußte er es durchaus haben. Dennoch war Karl der Einzige, der auf den Knaben einen gewissen moralischen Einfluß hatte. Als daher in den nächsten Jahren der Charakter und das Thun des Prinzen eine immer bedenklichere Wendung nahm und Alle verzweifelten, ihn in eine bessere Bahn zu bringen, bestürmten seine Tante und seine Lehrer den Kaiser, ihn auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Aber dem Egoismus Karl's, der in's Kloster gegangen war, um alle Mühen abzuschütteln, convenirte ein solcher Vorschlag wenig; er wies alle Bitten, so dringend sie waren, ab.

Aus dem Jahre 1557 haben wir die erste, etwas eingehende Schilderung von dem Infanten aus der Feder des venetianischen Gesandten Badoaro, welcher am Hofe Philipp's in Brüssel wohl in der Lage war, zuverlässige Notizen zu sammeln. Er schreibt: „Der Prinz Don Carlos ist zwölf Jahre alt. Er hat einen unverhältnißmäßig dicken Kopf und schwarze Haare. Von schwacher Constitution verräth er einen grausamen Charakter. Man erzählt von ihm, wenn man ihm Hasen oder andere Jagdthiere bringt, hat er Vergnügen daran, sie lebendig braten zu sehen. Man hatte ihm eine große Schildkröte geschenkt; da sie ihn eines Tages in den Finger biß, riß er ihr mit den Zähnen den Kopf ab. Er scheint sehr verwegen und von außerordentlicher Leidenschaft für die Frauen. Wenn er kein Geld hat, so giebt er Alles fort bis auf seine Kleider, obwohl er es liebt, in Pomp einherzugehen. Alles verräth einen Stolz o[illegible] Gleichen: er konnte es nie ertragen, lange mit der Mütze in der [illegible]d vor seinem Vater oder Großvater zu stehen. Sein Zorn ist so groß a[illegible] bei einem jungen Menschen nur möglich, auf seiner Meinung besteht er

*) Davon findet man p. 20 das Facsimile.

näckig. Sein Lehrer giebt sich alle Mühe, ihm Cicero's Officien zu erklären, um die Gewaltsamkeit seines Charakters zu mäßigen, aber Don Carlos will fast immer nur von Kriegssachen hören und Bücher über Kriege lesen. Wenn einer der Unterthanen seines Vaters ihm seine Ergebenheit betheuert, wie es bei Prinzen herkömmlich ist, so nimmt er ihn bei Seite und nöthigt ihn auf ein Buch zu schwören, daß er ihm in allen Kriegen folgen werde, und dafür sofort ein Geschenk anzunehmen. Die Spanier behaupten, er werde ein zweiter Karl V. werden; wenn es ihm nur nicht geht wie dem römischen Könige, von dem man auch allgemein glaubte, als er Infant in Spanien war, er werde im Kriege Wunder verrichten." Alle hier erwähnten Züge werden theils von Anderen, theils durch den ferneren Lebenslauf selbst bestätigt: zu allen Zeiten trat in Don Carlos dieses rohe, gefühllose Wesen, dieses wilde, gierige Blut, der unglaublichste Hochmuth als der eigentliche Kern seines Naturells hervor. Kein Lehrer und Erzieher vermochte über den jungen Herrn, der die Menschheit tief unter sich sah, irgend etwas. Da der Vater eben damals, wie wir sahen, lange Zeit abwesend war, so blieb die Autorität des alten Kaisers die einzige Hoffnung derer, die ihn leiten sollten. Ging derselbe auch auf ihren Wunsch nicht ein, den Enkel unter unmittelbare Obhut zu nehmen, so scheint er immerhin durch Briefe und Anordnungen einiges vermocht zu haben. Als er am 21. September 1558 gestorben war, traten die bösen Neigungen des Prinzen völlig ungezügelt hervor.

Endlich nahte die Rückkehr Philipp's heran, von ihm in demselben Maaße ersehnt, wie von seinen spanischen Landen. Philipp war, wie bekannt, alsbald nach Uebernahme der Regierung, sehr wider Willen in Krieg mit Frankreich und dem Papst verwickelt worden. Während er dem Herzog Alba in Italien die seltsamsten Instructionen gab, um dem heiligen Vater mitten im Kampf die unbedingteste Unterwürfigkeit kund zu thun, errang ihm der Heldenmuth Egmont's ungeahnte Triumphe gegen Frankreich. Voll von Aversion gegen das Kriegsgetümmel würde er den Frieden erkauft haben, wenn er nicht durch St. Quentin und Gravelingen erzwungen wäre. Der Vertrag von Cateau-Cambrésis ließ ihm nur noch die Sorge, die Verwaltung der Niederlande zu ordnen; dann ging er am 28. August 1559 zu Vließingen unter Segel, stieg am 8. September in Laredo an's Land und hielt am 14. unter dem Jubel der getreuen Castilianer seinen Einzug in Valladolid. Diese lang ersehnte Rückkehr sollte alsbald durch eine große Feierlichkeit verherrlicht werden, durch ein glänzendes Autodafé. Die letzten Tage Karl V. waren durch nichts mehr verbittert worden, als durch die sehr unerwartete Wahrnehmung, daß das Gift der Ketzerei auch nach Spanien, nach Castilien und zwar durch zwei besonders

vertraute Prediger des Kaisers getragen sei und dort bei Hoch und Niedrig wuchere. Karl gerieth außer sich vor Wuth, daß die Plage, mit der er sein Leben gerungen, der er die Wurzeln in ihrer Heimath, in Deutschland, geschnitten zu haben hoffte, ihm nun in das bis dahin für unerschütterlich gehaltene Bollwerk des Glaubens folge. Er hatte nur noch Gedanken für das Eine, wie diese Infamie exemplarisch gesühnt werden könne und in unzähligen Briefen spornte er den Eifer der Inquisitoren, der Regierung, seines Sohnes, daß man ungesäumt Hand anlege an die erbarmungslose Züchtigung. Da alle Mahnungen den Proceß nicht so beschleunigen konnten, wie er wünschte und er den Tod nahen fühlte, legte er es Philipp in einem wenige Tage vor seinem Tode aufgesetzten Codicill als letzten Befehl an's Herz, dafür zu sorgen, daß die Schuldigen mit der äußersten Strenge, ohne eine einzige Ausnahme, ohne Mitleid und Rücksicht gestraft würden. In Folge dessen war am 21. Mai 1559 auf der Plaza mayor von Valladolid das erste Auto in zwölfstündiger Feierlichkeit unter dem Vorsitz von Don Carlos und seiner Tante an vierzehn Unglücklichen vollstreckt worden. Eine größere Zahl hatten die Inquisitoren für König Philipp aufgespart, um ihn auf spanischer Erde mit einem Schauspiel zu begrüßen, von dem sie wußten, daß es sein Herz erquicken und seine Augen erfreuen werde. Am 8. October fand das Glaubensfest Statt. Einige hunderttausend Menschen waren zusammengeströmt, um diesen außerordentlichen Genuß zu theilen, bei dem Hof, Geistlichkeit und Adel wetteiferten, wer den größten Pomp entfalten könne. Das Schaffot, auf dem die Verurtheilten, mit dem braunen teufelbemalten Sanbenito angethan, eine Bischofsmütze von Pappe auf dem Kopf, einen Strick um den Hals, eine grüne Wachsfackel in der Hand, ausgestellt wurden, ehe man sie auf den Scheiterhaufen brachte, hatte man mit großer Kunst so gebaut, daß die Opfer von allen Theilen des Platzes und von allen auf ihn mündenden Straßen gesehen werden konnten. König Philipp erschien mit seiner Schwester, seinem Sohn, dem Prinzen Alessandro Farnese von Parma und einer glänzenden Suite, unter der man den französischen Gesandten und die ersten Granden bemerkte. Nachdem der Bischof von Zamora die Glaubenspredigt gehalten und das Urtheil verlesen war, erhob sich der Generalinquisitor, Cardinal-Erzbischof von Sevilla, und sprach zu dem Könige: „Domine, adjuva nos." Philipp erhob sich und zog den Degen zum Zeichen, daß er gewillt sei, ihn zur Vertheidigung des heiligen Officium zu gebrauchen. Nun forderte der Generalinquisitor den König auf zu schwören, daß er dem Officium alle nur denkbare Förderung gewähren und alle Unterthanen seiner Reiche zwingen werde, den Anordnungen desselben unbedingten Gehorsam zu lei-

sten. Der König schwur. Darauf führte man die Ketzer zum Holzstoß. Unter ihnen war neben Anderen von edelstem spanischem Geblüt Don Carlos de Sesse, aus einer der vornehmsten italiänischen Familien und vermählt mit Doña Isabel de Castilla, einer Dame von königlichem Stamm, die wie ihr Mann unter den Verurtheilten ging. Als dieser Don Carlos de Sesse vor dem Throne Philipp's vorüberschritt, rief er dem Könige zu: „Wie könnt Ihr, die Ihr ein so großer Edelmann seid, zugeben, daß man mich den Flammen überliefert?“ Da sprach der König kalten Bluts: „Wenn mein Sohn so schlecht wäre wie Ihr, ich würde selbst das Holz herbeitragen, um ihn zu verbrennen.“ Man hat lange an der Glaubwürdigkeit dieser Erzählung gezweifelt, obwohl sie im Wesentlichen übereinstimmend in der Geschichte Philipp's von Cabrera, in der Leichenrede Davila's und in dem biographischen Werk Poreño's berichtet wird und in den spanischen Panegyriken auf Philipp eine große Rolle spielt. Auch Gachard hat an diese „fürchterlichen Worte“ nicht geglaubt, bis ihm ein Schreiben des französischen Gesandten Aubespine an Catharina von Medicis allen Zweifel benommen. Dieser hatte sich bei'm Könige für Franzosen verwandt, die in die Hände der Inquisition gefallen waren, weil sie Bücher nach Spanien gebracht oder über religiöse Gegenstände gesprochen hatten, aber es war Alles umsonst gewesen: „Quoy que j'en fasse instance au roy catholicque, je n'ai responce autre de S. M.: que, si c'éstait son propre filz, et qu'il eust en cest endroit péché, il le feroit morir.“

Das war die Atmosphäre, das die Eindrücke, unter denen Don Carlos heranwuchs. Es klingt fast komisch, wenn Badoaro es als einen Beweis von grausamem Charakter anführt, daß der Prinz Vergnügen daran gehabt habe, Thiere lebendig braten zu sehen, wo es der höchste Nationalgenuß der Spanier war, Menschen lebendig braten zu sehen!

Die Sorge um das geistige Gedeihen des Thronerben trat indeß um diese Zeit zurück hinter den Befürchtungen für seine körperliche Entwickelung. Immer schwach, gallig, bleich, mit einem ängstlich großen Kopf, wurde er im Herbst 1559 vom Quartanfieber befallen, das ihn zwei Jahre lang arg mitnahm. Schon als im Februar 1560 in Toledo unter außerordentlichem Gepränge die Großen und die Cortes des Reichs dem Prinzen als künftigem König Treue schwuren, stach die krankhafte Erscheinung desselben so ungünstig wie möglich ab von der frischen Gesundheit seiner beiden Altersgenossen, des Don Juan de Austria und Alessandro Farnese. Aber im Verlauf des Jahres wurde der Zustand so bedenklich, daß Philipp dem Rath der Aerzte nachgab und sich von dem Sohn trennte, um ihn in gesundere Luft zu schicken. Nach langem Schwanken wurde Alcala

de Henares dafür ausersehen, jene großartige Universitätsstiftung des Cardinals Ximenes, welche damals in der gebildeten Welt noch des glänzendsten Rufes genoß. Anfang November 1561 kam Carlos daselbst an, von seinem Hofstaat und außerdem von Don Juan de Austria und Farnese begleitet, den beiden illegitimen Nachkommen Karl V., die wie bestimmt schienen, die Ueberlegenheit des Bastardblutes über die Frucht in engem Kreis gehaltener Ebenbürtigkeit zu demonstriren. Alcala, in der lachenden Ebene des Nares unter Blumengärten und schattigen Promenaden und unter einem reinen milden Himmel gelegen, that dem Kranken vortrefflich; die Fieberanfälle wurden seltener, blieben bald ganz aus, der Prinz gewann ein gesundes Ansehen. Aber ein unglücklicher Fall, den er am 19. April 1562 that, zerstörte nicht nur alle wohlthätigen Wirkungen des Aufenthalts in Alcala, sondern brachte ihn dem Grabe nahe. Er hatte ein Verhältniß mit einer Tochter des Schloßvogtes angeknüpft und pflegte, um sie zu sprechen, sich auf einer dunkeln Hintertreppe in den Garten zu begeben. An jenem Tage nach dem Essen eilte er diese Treppe in wilder Hast hinunter, trat fehl und stürzte, den Kopf voran, hinab. Auf sein Geschrei eilte der Gouverneur herbei, man trug ihn in's Bett. Zuerst schien die Sache sehr unbedeutend, aber unter den Händen der neun Aerzte und Chirurgen, mit denen ihn allmählich die zärtliche Sorgfalt Philipp's umgab, verschlimmerte sich der Zustand von Tage zu Tage, und nachdem man ihm eine unglaubliche Menge Blut abgezapft hatte, kam es dahin, daß der Prinz für rettungslos erklärt wurde. Vergeblich hatte der König im ganzen Reiche Gebete und Processionen anordnen lassen, die in Madrid Tag und Nacht eine ungeheure Menschenmenge in Bewegung setzten, vergeblich des Kranken Tante, Doña Juana, bei ungewöhnlicher Kälte barfuß eine Pilgerfahrt nach einem von ihr gestifteten Kloster unternommen, vergebens Philipp das schwerste Opfer gebracht, einen maurischen Arzt zuzuziehen: am 8. Mai ließ das Doctorencollegium dem König eröffnen, sein Sohn könne nur noch einige Stunden leben. Philipp, der mit thränendem Auge lange Stunden am Krankenlager zugebracht hatte, gab den Vorstellungen seiner Räthe nach, sich zu entfernen. Nachdem er Alba und Feria Instructionen über das Leichenbegängniß seines einzigen Sohnes gegeben, fuhr er in einer stürmischen Nacht nach Madrid zurück. Da nichts mehr gewagt schien, wurde der Kranke am folgenden Tage trepanirt. Indessen hatte Alba eine andere Cur ausfindig gemacht. In dem Franciscanerkloster de Jesus y Maria lag der Leichnam des Mönchs Fray Diego, der hundert Jahre früher in dem Geruche der Heiligkeit gestorben war. Diese große Reliquie ließ Alba aus dem Sarge nehmen und in feierlicher Procession zu dem bewußtlos daliegenden Kranken bringen und nach Ei-

nigen zu ihm legen. Das konnte natürlich nicht ohne Wirkung bleiben. Einige Augenblicke darauf trat eine günstige Krisis ein. In der folgenden Nacht hatte Fray Diego die Liebenswürdigkeit, dem Infanten im Traume zu erscheinen, als Franciscaner gekleidet, ein Kreuz von Rosen mit grünem Band in der Hand, und ihm zu erklären, er werde nicht sterben. Nach einigen Tagen war alle Gefahr verschwunden.

Don Carlos bewies sich nicht undankbar. Er hatte auf dem Höhepunkte der Krankheit das Gelübde gethan, wenn er geheilt werde, sein Leibesgewicht vier Mal in Gold und sieben Mal in Silber an verschiedene Klöster zu schenken. Sobald er das Lager verlassen konnte, ließ er sich wiegen (wobei sich herausstellte, daß er sechsundsiebzig Pfund hatte) und wurde nicht müde, seinem Vater zuzusetzen, daß er ihm zur Erfüllung des Gelübdes an die Hand gehe. Auch verwandte er sich mit vollem Eifer für die Heiligsprechung des Bruders Diego.

König Philipp kannte keine höhere Lebensaufgabe, als die Schätze seiner Reiche im Sinne des eben erwähnten Gelübdes zu verwenden; er war eben damals voll von dem Monsterbau des Escorial, welcher, zugleich das großartigste Schloß und Kloster, der Welt verkünden sollte, daß der mächtigste König der beste Mönch sei. Leider traten dieser liberalen Neigung schon damals erhebliche Hindernisse entgegen. Schon damals sah es mit den Finanzen Philipp's traurig genug aus. Nicht nur waren seine Einkünfte bis zur Höhe von zwanzig Millionen Ducaten verpfändet, sondern er schuldete flandrischen, deutschen und spanischen Häusern sieben Millionen mit enormen Zinsen; über zwei Millionen Sold für die Land- und Seemacht war im Rückstand; das königliche Haus hatte seit vier Jahren nichts bekommen, und in seiner Kasse fand sich, wie er selbst sagte, kein Real. Das trieb ihn, endlich, nach eilfjähriger Unterbrechung, die Cortes seiner drei aragonischen Reiche zu berufen, die nach ihren Fueros spätestens alle fünf Jahre zusammentreten mußten: er wollte außerordentliche Subsidien von ihnen und die Anerkennung Don Carlos' als künftigen Herrn. Am 16. August 1563 wollte er mit seinem Sohne nach Aragon aufbrechen. Aber einige Tage vorher bekam der Infant von Neuem einen Fieberanfall, und nachdem Philipp eine Weile gewartet, mußte er allein sich auf den Weg machen. Am 13. September wurde in Monzon, einem „Loch," wie es der flamändische Staatssecretär Courtewille nannte, die Versammlung der Stände von Aragon, Catalonien und Valencia eröffnet. Philipp entschuldigte sich mit seiner englischen Heirath, mit dem französischen Kriege, mit der Krankheit des Prinzen über die lange Versäumniß dieser Reiche, versprach künftig die Cortes genau nach der Verfassung zu berufen und bat dringend, die Geldbewilligung und die Anerkennung des

Infanten so rasch als möglich zu vollziehen. Die Stände waren nicht gemeint, das seltene Glück ihres Zusammenseins zu verkürzen. Sie brauchten einen Monat für die Prüfung der Vollmachten und andere Formalitäten, und als sie an die eigentlichen Geschäfte gingen, erklärten sie dem Könige, ehe sie in die Berathung seiner Anträge eintreten könnten, müßten sie drei Dinge von ihm bitten: zuerst, daß er in Zukunft die Beamten seines Hauses ebenso gut aus den aragonischen Reichen wähle wie aus den übrigen Provinzen; sodann, daß die Gouverneure und sonstigen Chefs dieser drei Reiche und der mit ihnen verbundenen Lande: Neapel, Sicilien, Sardinien und der Balearen nur aus Angehörigen derselben genommen würden; drittens, daß den Uebergriffen der Inquisition gesteuert werde, welche in häufigen Fällen, welche mit der Religion nichts zu thun hätten, Bürger aller Stände vor ihr Tribunal lade. Philipp suchte diesen lästigen Wünschen mit nichtssagenden Verheißungen zu entgehen, aber die Stände hielten fest und nöthigten ihn, in allen Punkten ziemlich erhebliche Concessionen zu machen. Er hatte gehofft, Don Carlos werde doch noch vor den Cortes erscheinen können; aber das Fieber verließ ihn fast nicht mehr, und so mußte der König die Stände bitten, eine Stellvertretung desselben bei der Ceremonie der Anerkennung zuzulassen. Er unterließ nichts, um sie vorwärts zu treiben. Am 24. December wohnte er der Sitzung bis drei Uhr Morgens bei, ließ sein Nachtmahl, ließ sogar sein Lager in den Sitzungssaal bringen, um ihnen einen äußersten Beweis seiner Eile zu geben. Aber die Herren hatten nur um so mehr Zeit, und das endliche Resultat der mehr als viermonatlichen Verhandlung war, daß die Stände ihm im Extraordinarium die Kleinigkeit von 150,000 Thalern bewilligten, es aber rundweg ablehnten, den Infanten als künftigen Herrn anzuerkennen, wenn er nicht persönlich vor ihnen ihre Privilegien beschwöre.

Am 24. Januar 1564 verließ Philipp Monzon in großem Verdruß, um in Barcelona mit den Cortes des Fürstenthums Catalonien und der Grafschaften Cerdagne und Rousillon insbesondere zu verhandeln: hier erreichte er noch weniger, als in Monzon. Dagegen hatte er in der catalonischen Hauptstadt die Genugthuung, einen seiner Lieblingswünsche in Erfüllung gehen zu sehen. Wie bekannt war der Plan Karl V. nach seinen unerwarteten Erfolgen über die deutschen Protestanten auf nichts Geringeres gegangen, als darauf, seinem spanischen Philipp zu allen nichtdeutschen Gebieten auch die Nachfolge im Reiche zu sichern. Trotz des Widerstrebens auch derjenigen deutschen Fürsten, welche mit ihm gegen die Evangelischen in's Feld gezogen waren, trotz des Unwillens seines Bruders Ferdinand und dessen Sohnes Maximilian hatte er doch 1551 auf dem Augs-

burger Reichstage Ferdinand und Max zu einem Vertrage gebracht, welcher die Ansprüche Philipp's auf die Kaiserwürde anerkannte. Dieser bedrohliche Erfolg aber war die Wurzel der Unfälle geworden, die den Kaiser während der nächsten Jahre fast ununterbrochen betrafen, ihn endlich so erschütterten, daß er als Funfziger in die Einsiedelei von Estremadura flüchtete. Philipp sah sich genöthigt, das römische Reich seinen deutschen Verwandten zu überlassen. Das Ergebniß der zu hoch strebenden Entwürfe seines Vaters beschränkte sich für ihn darauf, daß er mit seinem Onkel Ferdinand, noch viel mehr aber mit seinem Vetter Maximilian lange in der größten Spannung lebte. Namentlich Maximilian konnte nicht auffällig genug seinen Haß gegen Philipp und alles Spanische an den Tag legen. Obwohl er eine Spanierin, die Infantin Maria, Philipp's Schwester, heimgeführt, entfernte er doch von seinem Hofe alle Spanier bis auf zwei; als er 1556 nach den Niederlanden ging, um von Karl V. Abschied zu nehmen, fand zwar eine scheinbare Versöhnung mit Philipp Statt, in Wahrheit aber blieb es so schlimm zwischen ihnen wie zuvor: Maximilian erklärte bei seiner Abreise der Königin von Ungarn, da man sich um ihn so wenig kümmere, werde er sich mit Frankreich, ja im Nothfall mit dem Türken verständigen. Diese schroffe Abneigung gegen Philipp trieb den König von Böhmen, in religiösen Dingen mit offenbarer Ostentation einen möglichst grellen Contrast gegen den Zelotismus des spanischen Vetters kund zu thun, einen verheiratheten Prediger an seinem Hofe anzustellen, Lutheraner mit den höchsten Stellen seines Hofes zu bekleiden, von allen Cerimonien der katholischen Kirche sich möglichst fern zu halten. Man weiß, welche Hoffnungen die deutschen Protestanten auf diese Haltung des künftigen Kaisers setzten.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Protestanten selber ein gut Theil beitrugen, die Sympathien Maximilian's abzukühlen. Wer einmal einen Blick in die Geschichte des österreichischen Protestantismus während der sechsziger und siebenziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts geworfen und die thörichte Zanksucht, die dogmatische Bornirtheit der damaligen protestantischen Prediger kennen gelernt hat, wird sich nicht wundern, daß Maximilian mehr und mehr Bedenken fühlte, seine Politik auf eine Kirche zu stützen, die über theologischen Sophistereien die höchsten Lebensfragen vergaß und im Moment einer nachdrücklichen Erhebung des Gegners nichts besseres zu thun wußte, als den fanatischen Eingebungen einer blinden Rechtgläubigkeit nachzujagen. Es ist nicht zu leugnen, daß der damalige deutsche Protestantismus einen durchaus staatswidrigen Charakter entwickelte und namentlich in den österreichischen Landen die äußerste politische Impotenz an den Tag legte. Aber ebenso gewich-

tig als dieser traurige Rückgang der protestantischen Kraft wirkte auf die fernere Haltung Maximilian's die Wendung, welche plötzlich in dem Benehmen Philipp's gegen ihn eintrat. Seit dieser die Niederlande verlassen, war dort die religiöse und politische Opposition gleichmäßig gewachsen, hatte ihn von Concession zu Concession gedrängt und mit jedem Erfolge ihre Kühnheit gesteigert. Schon 1560 war es mehr als wahrscheinlich, daß es hier zu ernsten Conflicten kommen werde, die durch das Eingreifen Frankreichs und Englands zu den schlimmsten Verwickelungen führen konnten. Unter diesen Umständen war für Philipp eine Verständigung mit Maximilian (denn mit seinem Onkel Ferdinand stand er längst wieder im besten Vernehmen) im höchsten Grade wünschenswerth, damit dieser nicht wirklich gemeinsame Sache mit Frankreich mache, sondern vielmehr die deutschen Kräfte in den Niederlanden wirken lasse, wie es das Habsburgische Interesse verlangte. Auf der anderen Seite hatte auch Maximilian ein Verständniß für die Vortheile gewonnen, welche sich für sein Haus aus einer besseren Harmonie mit dem spanischen Zweige ergeben mußten: noch immer war er der deutschen Krone nicht sicher, noch immer bestand der Vertrag von 1551 in formaler Gültigkeit und Philipp konnte, auf denselben gestützt, seiner Wahl Schwierigkeiten bereiten. Dazu kam das reichliche Wachsthum seiner Familie neben sehr beschränkten Mitteln.

Philipp wußte sicherlich genau von seiner Schwester Maria, wie es mit Maximilian stand, als er Ende 1560 die Initiative ergriff und ihm einen Brief voll Liebenswürdigkeit und Vertrauen schrieb, in dem namentlich ein warmes Interesse für die Zukunft der Kinder seines Schwagers hervortrat. Sein Gesandter, Graf Luna, erhielt Anweisung, bei Uebergabe des Schreibens den Inhalt desselben weiter auszuführen und Maximilian über die Folgen des Vertrags von 1551 vollständig zu beruhigen. Graf Luna erledigte sich dieses Auftrags in einer Weise, die zeigt, wie schwach es damals bereits mit den protestantischen Sympathien des böhmischen Königs bestellt war. Oder würde er es sich herausgenommen haben, Maximilian ein Langes und Breites vorzupredigen über die Verderblichkeit der Secten, ja ihm sehr deutliche Vorstellungen zu machen über die Pflicht der Fürsten, in so schwieriger Zeit jede ihrer Handlungen auf's sorgfältigste zu bewachen und durch Nichts einen Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit aufkommen zu lassen, würde er das gewagt haben, wenn er nicht gewußt hätte, wie stark Maximilian zur katholischen Seite neigte? Die Antwort des Königs gab seiner Keckheit vollkommen Recht. Ohne sich durch die ziemlich insolenten Reden des Spaniers stören zu lassen, war Maximilian eitel Freude und Dankbarkeit für die Liebens-

würdigkeit seines Schwagers und Vetters. Seit sehr langer Zeit, sagte er dem Grafen, habe ihm nichts ein so großes Vergnügen gemacht, als dieser Brief seines Herrn; er habe keinen größeren Wunsch, als ihm in jeder Weise zu dienen. Er that sofort einen Schritt von der höchsten Bedeutung. Philipp hatte längst im Einvernehmen mit seiner Schwester Maria betrieben, daß Maximilian seine beiden ältesten Söhne, die 1552 und 1553 geborenen Erzherzoge Rudolph und Ernst, zur Erziehung nach Spanien sende, damit sie dort, sicher vor jeder ketzerischen Ansteckung, in strengster Gläubigkeit und spanischem Geiste aufwüchsen. Jetzt, auf die erste freundliche Ansprache Philipp's, war Maximilian entgegenkommend genug, seinerseits den Wunsch zu äußern, daß sein ältester Sohn in Spanien erzogen würde, wenn es der König erlaube. Einmal, sagte er dem spanischen Gesandten, sei er überzeugt, daß sein Kind in Spanien eine bessere Erziehung erhalten würde, als in Deutschland, wo gegenwärtig so gefährliche Grundsätze herrschten; dann wünsche er auch, daß der Prinz von Böhmen den König Philipp und den Prinzen von Asturien kennen lerne. So bot er selbst die Hand dazu, die deutsche Zukunft der spanischen Politik auszuliefern! Nach einigen Tagen kam freilich Reue über den schwachen Mann: die Königin mußte den Gesandten bitten, nach Madrid nicht zu melden, daß er selbst, der König, die Erziehung seines Sohnes in Spanien gewünscht habe, sondern zu sagen, es sei das der Wunsch der Königin und er habe nur zugestimmt, um ihr einen Gefallen zu thun. „Ein seltsames Verfahren, ruft Gachard aus, von einem so intelligenten Fürsten wie Maximilian!“ Mir scheint aus dieser höchst charakteristischen Thatsache hervorzugehen, daß Maximilian nicht nur ein schwacher, sondern auch ein mit Verstand sehr mäßig begabter Fürst war. Graf Luna berichtete natürlich in seiner Depesche vom 29. Januar 1561, der alle diese Dinge entnommen sind, Wort für Wort den ganzen seltsamen Vorgang. Philipp hat gewiß bei'm Empfang dieser Depesche eine der angenehmsten Stunden seines Lebens genossen: Deutschland war in seine Hand gegeben. Aber die Reise der beiden Erzherzoge nach Spanien (denn in beider spanische Erziehung willigte Maximilian) konnte nicht so schnell bewerkstelligt werden, als Philipp wünschte; im Herbst 1562 kam es endlich zur Königswahl Maximilian's, die seine Mittel auf lange erschöpfte und ihn zwang, die Ausstattung seiner Söhne zu verschieben. Erst jetzt, im März 1564, landeten sie in Barcelona, von Philipp mit überfließenden Kundgebungen der Freude empfangen. Denn Maximilian hatte Alles gethan, seine Kinder dem spanischen Fatanismus preiszugeben; er hatte ihr Gefolge aus strengen Katholiken, den Baron v. Dietrichstein an der Spitze, zusammengesetzt und demselben entsprechende Instructionen ertheilt.

Während Philipp mit den Erzherzogen einen glänzenden Umzug hielt durch Valencia und Castilien, verlebte Don Carlos in Alcala, wohin er sich abermals geflüchtet hatte, traurige Tage. Das fast ununterbrochene Fieber hatte ihn auf's äußerste erschöpft; er fühlte sich so hinfällig, daß er das Bedürfniß empfand, sein Testament aufzusetzen, welches er dann wirklich am 15. Mai 1564 unterzeichnete. Gachard sagt mit Recht, daß dieses ausführliche Actenstück die Behauptung Cabrera's, der Prinz sei durch den Treppensturz am Gehirn verletzt und daher stammten alle die Extravaganzen seines späteren Lebens, vollkommen widerlege, da es Verstand, gesunden Sinn und Herz beweise. In der That kann man aus den neununddreißig Artikeln des Testaments, wenn man die finsterste Orthodoxie und enorme Gaben an Klöster, Kirchen und Stiftungen als etwas in dem damaligen Spanien Selbstverständliches außer Rechnung läßt, nur eine vortheilhafte Vorstellung von Don Carlos gewinnen. Nachdem er sein Seelenheil durch Betheuerungen der inbrünstigsten Gläubigkeit bedacht, liegt ihm zunächst am Herzen, einem jungen Mädchen in Alcala, offenbar jener Geliebten im Schlosse, eine Mitgift von dreitausend Ducaten auszusetzen; dann bedenkt er seine Gläubiger, seine Erzieher, Lehrer und Diener auf's reichlichste, während seine Ruhestätte in dem Franciscanerkloster San Juan de los Reyes in Toledo so einfach als möglich ausgestattet werden und auch der Gottesdienst an seinen Todestagen sich der größten Bescheidenheit in äußerem Prunk befleißigen soll. Einen besonders wohlthuenden Eindruck macht Artikel 17, worin er seinen Vater bittet, einem spanischen Kriegsmann, der ein Fort bei Oran gegen Türken und Mauren gerettet und dadurch großes Unheil verhütet, eine Rente von dreitausend Ducaten zu zahlen, „damit das ewige Andenken einer so hohen That bewahrt werde." Aber leider steht dieses Testament in dem Leben des Prinzen ganz vereinzelt da. Als ihn unmittelbar darauf das Fieber verließ und er sich eine Weile leidlicher Gesundheit erfreute, brach die alte Wildheit ärger als je hervor.

Dietrichstein, der von Maximilian den besonders dringenden Auftrag erhalten hatte, sich genau nach Don Carlos zu erkundigen, schrieb seinem Herrn am 22. April 1564 nach den Berichten, die er eingezogen, Folgendes: „Die Informazion so ich bis her hab, ist schlecht genueg. Er (der printz Hispani) sol von angesicht bais und guter fatzionen sein, aber gar blaher farb . . .; die ain schulter oder axl hoher dan die ander, den rechten fues kurtzer dan den linken, stamlet etwas mit der red. In vilen erzaigt er ain guten verstant, herwider in anderen so ist er noch so kindisch als ain kint von siben jaren, redt gern und fragt umb alle ding, aber mit khainen judicio oder in nullum finem, mer aus gewonheit als

sunsten. So hat man bisher nit merkhen khundten, das er zu etzwas guten geneigt, oder sunsten nit abnemen mogen zu wo er ain lust und nclinirt, alls allain zum essen, und also ist er so geitig und so vil das nit davon zu sagen, und wan er erst gessen, so aß er von newen wieder. Solches ubereßen sei ain ursach aller seiner Sbaheit, und tregt des menklich besorg, er werde nit lange leben khinden bey dem wesen. Und braucht sich khainer uebung nit. Was er im fürnimbt, das will er das vort ge, und last im sein willen nit brechen, und ist doch die vernunfft nit also, das er zu unterschiden wüste unter dem was recht und unrecht, schedlich oder nutz ist, was acondicionado all possibile unsauber. Bisher hat man nit spuren khundten, das er ainige zuneigung oder begier zu weibern gehabt, dardurch ir vil inferiren wollen, quod sit impotens." Am 29. Juni konnte Dietrichstein nach eigener Beobachtung berichten. Des Prinzen Person, meinte er, habe er früher ziemlich genau geschildert: „Vom angesicht ist er ziemblich wol gestalt, hat kheine bose Faction, ain graue lats haar, mediocre caput, nit sunders hohe stiern, grable augen, ain mittelmasige lefzen, ain langelet khin, und angesicht gar blah, schlacht nit aus dem österreichischen geschlecht, nicht prait von axl, von leib auch nit groß, der ain axl hoher ain wenig alls die andere, ein eingebogene Brust, unter den schultern herab schier gegen den magen zwer ain puckhele, den linkhen fueß auch umb ein gutz lenger dan den rechten, und braucht die ganz recht seiten ybler dan die linkhe, ziemlich stark schenkhel, aver ybel proportionirt, und schwach auf den schenkhel; hat gar eine khlaine und subtile stimm, die red khumbt im anfangs was schwer an, das er's mues herausdruckhen, pronunzieret das r und l ubel, aber in Summa, redt was er will und das man ime dennoch ziemblich verstee." Darauf versucht der Schreiber eine Schilderung des Charakters. Der Prinz habe „ein gros und hoch gemueth" und es deshalb um so schwerer nehmen müssen, wie man ihn behandelt, daß sein Vater ihm in nichts Vertrauen bewiesen, ihm alle Diener gegen seinen Willen gegeben u. s. w. Er sei von gar schnellem und heftigem Zorn; was er auf dem Herzen habe, das sage er ungescheut, es treffe wen es wolle; habe er sich etwas vorgenommen, so müsse es ausgeführt werden, weshalb Viele große Sorge hätten, daß er einmal seinen Verstand nicht zum Rechten brauchen werde. Vieles was jetzt ein Mangel seiner Natur scheine, habe wohl durch Erziehung gebessert werden können. Seine „Geitigkeit" sei jetzt zur Diät gebracht, denn er esse nur noch eine Speise: „die ist ein gantzer gesotener kapaun, khlein geschnitten und darnach eine prueh darauf gossen, von ain Kastraunenschlegel den safft heraus gedruckt. Ist gar feintlich gottsforchtig, ain großer liebhaber der gerechtigkeit und der wahrheit. Hat dapfere, redliche,

tugendhafte, erliche und ansehnliche leit lieb, will das im wol und fleißig gedient werde, und den der solches thuet, hat er lieb und befördert im, ist gastfrei."

Dieser Schluß klingt nun ganz leidlich, aber was Dietrichstein nach Anderer Berichten gemeldet, traf besser zu, als was er aus eigener Beobachtung schöpfte. Alle damaligen Diplomaten am spanischen Hofe schildern Don Carlos als einen Menschen von wahrhaft abstoßendem Charakter und den schlechtesten Sitten. So schreibt der Venetianer Paolo Tiepolo 1563 über ihn: „Seit er die Kindheit verlassen hat, hat er weder zum Studiren, noch zum Fechten oder Reiten oder anderen rechtschaffenen und anständigen Dingen Lust gezeigt, sondern lediglich dazu, Anderen weh zu thun. Kommen ihm Personen vor die Augen, die ihm nicht vornehmen scheinen, so befiehlt er sie zu peitschen und vor kurzem wollte er durchaus Jemand entmannen lassen. Soviel man weiß, liebt er Niemand, aber Viele haßt er auf den Tod. In Allem zeigt er Widerwillen sich nützlich zu machen und eine große Lust zu schaden. Auf seiner Meinung besteht er mit Hartnäckigkeit. Er spricht schwer und langsam und seine Worte haben keinen Zusammenhang. Für sein Alter von siebzehn Jahren versteht er sehr wenig, und obwohl die Spanier, welche die Gewohnheit haben Alles zu übertreiben, ein großes Wesen machen aus den Fragen, die er gelegentlich an seine Umgebung richtet, schließen Andere mit mehr Recht aus eben diesen Fragen auf seinen geringen Verstand." Ende 1564 sah ihn der französische Diplomat Brantome auf der Rückreise von Portugal nach Frankreich und hörte eine Menge der allerhäßlichsten Dinge von ihm, wie er Tag und Nacht mit zehn zwölf jungen Leuten aus den ersten Häusern durch die Stadt streife, die vornehmsten Damen mit unglaublichen Frechheiten insultire und überhaupt eine wahre Plage für alle Menschen sei. Als ihm sein Schuster ein Paar Stiefel nicht zu Dank gemacht, ließ er sie zerschneiden und als Fricassee anrichten, und zwang den Unglücklichen, sie zu essen. Nur für einen einzigen Menschen hatte er ein anderes Wesen: an der Königin Elisabeth von Valois hing er unverkennbar, gegen sie war er aufmerksam, freundlich, woraus denn die Fabel entstanden ist von einem zärtlichen Verhältniß des Prinzen zu seiner Stiefmutter, die allerdings einmal ihm bestimmt gewesen war.

Philipp hatte ihn bisher von allen Geschäften durchaus fern gehalten; erst im Juni 1564, da Don Carlos neunzehn Jahre zählte, erhielt er Zutritt zu den Sitzungen des Staatsraths und zugleich eine seiner Würde entsprechende Einrichtung seines Hofes. Da aber der König schon damals mehr als einmal Grund gehabt hatte, sich über die Widersetzlichkeit und den Eigensinn des Infanten zu beschweren, so trug er Sorge, an

Spitze seiner Umgebung eine unbedingt zuverlässige Person zu stellen, seinen intimsten Jugendfreund Ruy Gomez de Silva, Fürsten von Eboli, einen Mann, der bei ihm so in Gunst stand, daß man denselben nicht Ruy sondern Rey (König) Gomez nannte. Nun kam auch die große Frage der Vermählung des Prinzen zur Sprache, der trotz seiner gewiß nicht anziehenden Persönlichkeit sich doch von einer Reihe der ersten Fürstenhäuser umworben sah. Nicht allein wünschte Catharina von Medicis seine Hand für ihre Tochter Margarethe zu gewinnen, während Kaiser Ferdinand und König Maximilian Alles aufboten, ihn mit des letzteren Tochter Anna zu versprechen, sondern auch Maria Stuart, das reizendste Weib der damaligen Welt, bewarb sich unermüdlich um den garstigen Prinzen, den endlich auch noch seine Tante Juana gern zum Mann gehabt hätte. Das war denn für die intriguenlustige Natur Philipp's eine wahre Wonne, zugleich nach allen Seiten Hoffnungen zu erwecken, vier Pläne gegen einander spielen zu lassen und immer auf der Lauer zu liegen, wo er mit etwas lebhafterem Eingehen auf die Wünsche der Bewerber seiner Politik die größten Vortheile sichern könne. Erst nach unendlichem Hin und Her, gegen Ende 1565, stand es so ziemlich fest, daß Don Carlos die Erzherzogin Anna von Oesterreich heirathen werde; aber auch jetzt noch vermied Philipp jede bindende Zusage und war unerschöpflich in Vorwänden, um die drängende Ungeduld Maximilian's hinzuhalten. Was Don Carlos selbst angeht, so hatte er die Wünsche seiner Tante mit heftiger Undankbarkeit zurück gewiesen, eine Weile wärmeres Interesse für Maria Stuart, dann aber eine feste Neigung für Anna von Oesterreich kundgegeben. Daß Philipp die so gut wie beschlossene Heirath mit ihr von einem Jahr zum andern verschob, wurde eine Hauptquelle des tragischen Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn, von dem wir nun zu erzählen haben.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Philipp und Don Carlos einander in ihrer innersten Natur entgegen gesetzt waren. Dieser König, in der peinlichsten Etikette erzogen, alle seine Bewegungen, Handlungen, Empfindungen, Gedanken den Vorschriften der förmlichsten Würde unterwerfend, nie irgend einem Gefühl nachgebend, nie in Worten oder Mienen irgend eine Bewegung des Innern verrathend, im geringsten Thun berechnend, Alles in strengster Ehrerbietung von sich fern haltend, dieser Fürst des Schweigens, der Verstellung, des lauernden Mißtrauens, erfüllt von einem ungeheuren Stolz, von dem Beruf, als Hauptsäule der Kirche, wie ihn der Papst nannte, die Fluth der Weltbewegung zu dämmen, wie mußte er es empfinden, daß sein einziger Sohn die Würde des Hofs durch täglichen Skandal compromittirte, den fremden Diplomaten, die von den

Absichten der Regierung nie das Geringste erfuhren, ihre Berichte mit ärgerlichen Excessen füllte, das majestätische Schweigen der Residenz mit häßlichem Unfug störte, ohne Sinn und Verständniß für die erhabene Mission der katholischen Majestät die ganze Zukunft dieser gewaltigen Herrschaft blos stellte? Sobald die Persönlichkeit des Prinzen sich einigermaaßen selbständig entwickelte, mußte sein heftiges, leidenschaftliches, unbotmäßiges Wesen mit der starr verschlossenen Grandezza des Vaters in täglichen Widerspruch treten. Gewiß wäre es jedem König schwer geworden, einen so in der innersten Anlage mißrathenen Sohn zu einem erträglichen Wesen zu bilden: Philipp, der sicherlich nie auf irgend einen Menschen einen moralischen Einfluß geübt hat, war es unmöglich. Man weiß, wie er auf seiner ersten Reise nach Italien, Deutschland und Niederland Alles durch die eisige Kälte eines maaßlosen Stolzes zurück stieß, wie überall seine Persönlichkeit in demselben Maaße als seine Politik die Völker und die Einzelnen mit demselben Gefühl der Unheimlichkeit erfüllte. Als er zu dauerndem Aufenthalt nach Spanien zurückkehrte, zählte Don Carlos vierzehn Jahre, sein Naturell hatte bereits eine beklagenswerthe Gestalt gewonnen. Wollte der Vater, ihm bis dahin so gut wie fremd, für ihn eine Autorität werden, so mußte er ihn persönlich fesseln, ihm durch sein Thun imponiren. Aber worin hatten die Thaten dieses Herrschers bis dahin bestanden, worin bestanden sie jetzt? Karl V. war empört über die Bedingungen, unter denen Philipp mit dem Papst Frieden schloß, nachdem Alba ihn aus allen Städten herausgeschlagen; er warf unmuthig die Depeschen zur Seite, die ihm meldeten, wie kleinmüthig Philipp den Sieg von St. Quentin zu verfolgen unterließ. Don Carlos, wissen wir, hatte ein starkes Gefühl für kriegerische Bravour: wie mußte ihn diese unkriegerische Art des Vaters berühren! Der Jüngling hat kein Verständniß für die geheimen Fäden der Cabinetsthätigkeit, und darauf beschränkte sich das Leben Philipp's. In undurchdringliches Schweigen gehüllt thürmte er Berge von Acten auf, ein Vielschreiber, wie nie auf einem Thron gesessen, sogar mit seinen Ministern am liebsten schriftlich verkehrend und wenn sie Wand an Wand mit ihm saßen, alles lebendige Thun, sogar das lebendige Wort scheuend und in diesem lauernden unentschlossenen Hin- und Herschieben aller denkbaren Erwägungen fast immer den richtigen Moment versäumend. Wo war da etwas von gewinnender oder imponirender Kraft für ein jugendliches Gemüth? Und dazu diese kleine, hagere, kränkliche Figur, diese ängstliche Vorsicht in Diät und Bewegung!

Seinen Hof, seine Diener konnte Philipp mit Zittern erfüllen, weil er die unbegrenzte Macht seines Thrones der geringsten Widersetzlichkeit mit unnachsichtiger Härte fühlbar machte, weil er, von tausend Lauerern

auch über die geheimste Bewegung unterrichtet, nichts ungeahndet ließ, weil seine erbarmungslose Rachsucht die Schuldigen Jahre lang bangen ließ, bis der geeignete Moment gekommen war, um das spanische Sprichwort zu bewahrheiten: von seinem Lächeln zu seinem Dolch ist nur ein Schritt. Da Alles mit vollendeter Kunst berechnet war, den König zum allein entscheidenden Mittelpunkt aller Geschäfte zu machen, da er nichts sofort, nichts in mündlicher Berathung entschied, wo er dem Einflusse des Einen oder Anderen hätte erliegen können, sondern stets nach langer Prüfung der entgegengesetzten schriftlich entwickelten Meinungen, da er den Sitzungen des Staatsraths nicht beiwohnte, um durch zuverlässige Berichterstatter aus der ungehemmten Debatte die wirkliche Ansicht aller Räthe zu erfahren, da er auch in der Sphäre seiner höchsten Gunst die Rivalität mehrerer, wie des Fürsten von Eboli und des Herzogs von Alba, systematisch organisirte, da die Macht des Adels ebenso systematisch untergraben war und die Geistlichkeit trotz aller Devotion unbedingt gehorchen mußte, da endlich Alles vom Größten zum Kleinsten die Controle seiner Feder passiren mußte, die Bewilligung einer Ausgabe von zwanzig Ducaten wie die Ausfuhr eines Pferdes, so gab es in der Regierung keinen Willen als den des Königs. Aber den jugendlichen Thronerben konnte dieses schweigsame Schreiberwesen mit seltenen Erfolgen unmöglich anziehen, das heftige, tumultuarische Wesen Don Carlos' mußte es anwidern. Von maaßlosem Stolz erfüllt wie sein Vater, stellte er sich diesem allmählich keck entgegen. Philipp war mit sechszehn Jahren bereits der Regent der spanischen Reiche gewesen: Don Carlos zählte zwanzig und sah sich noch ohne irgend eine bedeutsame Stellung. Schon als Kind war er zum Gouverneur der Niederlande bestimmt gewesen. Nun hatte seine Krankheit wohl lange es unmöglich gemacht, ihm diesen Posten zu übertragen; aber seit einigen Jahren befand er sich leiblich wohl: warum erhielt er noch immer nicht, was er als sein gutes Recht betrachtete? Philipp hatte ihm wohl endlich Sitz im Staatsrath gegeben, aber was bedeutete das, da der König alle Dinge von einiger Wichtigkeit in seinem Cabinet entschied, ohne natürlich von den unreifen Einfällen des Infanten die geringste Notiz zu nehmen? Das Alles vergiftete denn das Verhältniß zwischen Vater und Sohn von Tage zu Tage mehr, aus Gleichgültigkeit wurde Abneigung, aus Abneigung Widerwille und Haß. Endlich schien die Aussicht der Heirath mit Anna von Oesterreich dem Prinzen eine Erlösung aus seiner unerträglichen Lage zu verheißen; er wußte, wie Maximilian unablässig trieb; er selber erfüllte sich allmählich mit wahrer Leidenschaft für seine Cousine: auch hier wies der Vater mit eisiger Kälte das Andrängen des Sohnes wie des Schwagers ab.

Wer wird sich wundern, daß Don Carlos unter solchen Verhältnissen allen bösen Mächten seines Innern die Zügel schießen ließ und mit tollem Frevelmuth gegen die Schranken antobte, die ihn unzerbrechlich einschlossen? Er scheute sich nicht, die angesehensten Männer des Reichs mit bübischer Frechheit zu insultiren, so z. B. den Präsidenten des Raths von Castilien, Don Diego de Espinosa, den der König wie noch keinen in kürzester Frist aus geringer Stellung zu höchster Macht emporgehoben hatte, körperlich zu mißhandeln. Espinosa hatte einem Schauspieler die Erlaubniß verweigert, vor dem Infanten zu spielen: Don Carlos suchte ihn auf und schrie, ihn am Mantel packend, mit der anderen Hand den Dolch ziehend, in wüthendem Zorn: „Verfluchter kleiner Pfaff, du wagst dich an mir zu vergreifen? Bei'm Leben meines Vaters, ich werde dich tödten!" Espinosa mußte auf den Knien um Gnade flehen. Ja vor der Majestät selber scheute der Prinz nicht zurück. Er ließ sich ein großes Buch voll weißen Papiers machen und schrieb darauf als Titel: Los grandes viages del rey don Felipe (die großen Reisen des Königs Philipp) und dann drinnen auf den einzelnen Blättern: Reise von Madrid zum Pardo, Reise vom Pardo zum Escurial, vom Escurial nach Aranjuez u. s. w., sich so darüber lustig machend, daß sein Vater, während Karl V. unermüdlich Europa durchzogen hatte, nur von einem Lustschloß zum anderen ging. Natürlich erfuhr Philipp von allen diesen Dingen sofort, machte dem Prinzen scharfe Vorwürfe, ließ ihn immmer enger bewachen und trieb ihn in immer schlimmeren Groll. Nur eine einzige Person vermochte auch jetzt Alles über Don Carlos, die Königin Elisabeth, die voll aufrichtigen Mitleids für den geistig und körperlich Kranken ihm Freundlichkeit und Interesse zeigte, wo alle Anderen nur kalten Gehorsam hatten. Don Carlos war gerührt von der Art der liebenswürdigen Frau. Er, der seinem Zorn und Eigensinn sonst nie etwas versagte, war gegen Elisabeth voll Ehrfurcht und Liebenswürdigkeit, nahm gerne an ihren Spielen Theil, suchte ihr in aller Weise kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, hatte jeden Tag irgend ein Geschenk für sie, kurz war mit ihr wie verwandelt. Aber auch die Königin vermochte das böse Verhältniß mit dem Vater in nichts zu bessern; in diesem Punkte waren ihre Bitten so fruchtlos bei Don Carlos, wie die inständigen Ermahnungen seines alten und von ihm bis an den Tod verehrten Lehrers Honorato Juan.

Das Jahr 1566 brachte in den Niederlanden zum Ausbruch, was sich in vieljähriger Gährung, in ununterbrochener politischer und religiöser Reibung für jedes Auge sichtbar schon unter Karl V. angesponnen, seit dem Regierungsantritt Philipp's immer bedrohlicher gesteigert hatte. Der König konnte sich so wenig mit seinen flandrischen Unterthanen, wie

mit seinem eigenen Sohn verständigen, in beiden Fällen reizte die hinterhaltige, heimtückische, lügenhafte Art seiner Politik vielleicht noch mehr als ihr Inhalt. Gachard hat das in einer klaren, mit mancher neuen Thatsache bereicherten Uebersicht der Entstehung und des Fortgangs der niederländischen Wirren für Jedermann unzweifelhaft gemacht. Ich begnüge mich mit der Wiedergabe eines einzigen Factums. Im Sommer 1566 machte Philipp den dringenden Vorstellungen seiner natürlichen Schwester, Margaretha von Parma, ihres Rathes und der beiden nach Spanien geschickten Herren v. Montigny und Bergen die Concession, daß die Inquisition beseitigt, die Edicte gemäßigt, die Schuldigen begnadigt werden sollten. Aber neun Tage darauf ließ er einen Notar rufen und ließ durch ihn in Gegenwart des Herzogs von Alba und anderer Zeugen die feierlichste Erklärung aufsetzen, daß er, indem er die Herzogin von Parma zur Gnade gegen die Aufrührer ermächtigt, nicht frei, sondern durch die Umstände gezwungen gehandelt habe, daß deshalb diese Maaßregel null und nichtig sei und er sich die volle Macht reservire, die Schuldigen zu strafen. Drei Tage später ließ er dem Papst sagen, sein Versprechen, die Inquisition aufzuheben, bedeute nichts, da es ohne die Zustimmung des Papstes nicht ausgeführt werden könne, und das andere Versprechen, die Edicte zu mäßigen, ebenso wenig, da er jede neue Fassung verwerfen werde. Diese Manier mußte ein Volk wie das niederländische zum äußersten reizen, das überdies in der wichtigsten Lebensfrage der damaligen Zeit, in der religiösen, den Ansichten des Königs schroff gegenüberstand. Denn während die Prädicanten in allen Provinzen auf offenem Felde zehn, zwanzigtausend Menschen zum Gottesdienste sammelten, war es ein Lieblingswort Philipp's: er werde lieber hunderttausend Leben verlieren, wenn er sie habe, als in der Religion die geringste Aenderung zugeben.

Am 14. und 15. August 1566 raste durch die Niederlande jener furchtbare Bildersturm, welcher in wenigen Tagen viele hundert Kirchen des reichen Schatzes ihrer Kunstwerke, Kleinodien und Geräthe beraubte. Als Philipp durch einen Courier seiner Schwester am 3. September von diesen Greueln hörte, lag er an einem leichten Unwohlsein danieder. Sofort steigerte es sich zum heftigsten Fieber. Länger als vierzehn Tage brauchte er zur Erholung. Auch dann hielt er sich in gänzlicher Zurückgezogenheit, nur für seine vertrautesten Räthe sichtbar. Erst am 29. October berief er sie, um unter seinem Vorsitz einen definitiven Beschluß zu fassen. Die ersten Redner empfahlen, daß der König selber in die empörten Provinzen aufbreche, aber Andere, unter ihnen mit dem stärksten Nachdrucke Alba, erklärten das für unzulässig. Denn des Königs Reise

erfordere weitläuftige Vorbereitungen, hier aber müsse sofort mit den schärfsten Mitteln eingeschritten werden. Wäre nur der Staat durch den Aufruhr bedroht, meinte der Herzog, so könnte man zögern, da es sich aber um die Vertheidigung der heiligen Religion, der Tempel, der Sacramente, der Priester handle, dürfe kein Augenblick verloren werden. „Ihre Bosheit, rief er, ist auf einem Punkte angelangt, wo man die falsche Lehre in ihrem Blute ersticken muß.“ Das war die Meinung des Königs. Alba sollte das blutige Werk übernehmen. Er selber werde dann folgen, um mit der höchsten Autorität die neue Ordnung zu begründen.

Am 11. December traten die Cortes von Castilien in Madrid zusammen, um die nöthigen Geldmittel für die Niederwerfung des Aufruhrs zu gewähren, welcher in allen spanischen Gemüthern die heftigste Indignation hervorrief. Der König ließ der Versammlung ankündigen, er werde sich in Person in die empörten Provinzen begeben. Dasselbe hatte er dem Papste versprochen, der darauf ein großes Gewicht legte und den blutigen Alba nicht gern mit einem so schwierigen Geschäft betraut sah, in dem Milde mehr wirken könne als Strenge. Don Carlos sollte den Vater begleiten und in den Niederlanden eine Zusammenkunft mit Kaiser Maximilian Statt finden, um die so lange verhandelte Heirath des Infanten mit der Erzherzogin Anna endlich zum Abschluß zu bringen. Don Carlos jubelte, übersandte seiner Braut reiche Geschenke, studirte eifrig deutsch, kurz lebte ganz in dieser Aussicht. Als sich die Cortes die Bitte erlaubten, wenn es denn unerläßlich sei, daß der König seine spanischen Reiche auf einige Zeit verlasse, was sie sehr schmerze, so möge er wenigstens den Prinzen von Asturien als Stellvertreter zurücklassen, gerieth Don Carlos außer sich vor Wuth. Da der König sich gerade in den Escurial begeben hatte, benutzte er die Abwesenheit desselben, um in den Cortes zu erscheinen und ihnen in zornigen Worten den Kopf zurechtzusetzen. „Ihr müßt wissen, rief er, daß mein Vater die Absicht hat nach Flandern zu gehen und daß ich ihn unter allen Umständen begleiten will. Auf den letzten Cortes hattet ihr die Verwegenheit, meinen Vater zu bitten, daß er mich mit der Prinzessin, meiner Tante, vermähle. Ich finde es sehr sonderbar, daß ihr euch in meine Heirath mengt, die euch gar nichts angeht. Ich möchte nicht, daß ihr euch jetzt eine neue Verwegenheit zu Schulden kommen ließet, indem ihr meinen Vater bittet, mich in Spanien zu lassen. Ich verlange, daß das nicht geschieht; denn wer es thut, der wird mich zum Todfeind haben, und ich würde Alles aufbieten, ihn zu Grunde zu richten.“ Man kann sich vorstellen, was der König von dieser neuen Art Verkehr mit der Volksvertretung hielt. Er machte

dem Infanten lebhafte Vorstellungen, die aber so wenig halfen als früher. Im Gegentheil nahm das tolle Wesen des Prinzen immer schlimmere Dimensionen an. Zu Anfang 1567 erzürnte er sich mit einem seiner ersten Hofbeamten, der lange sein Liebling gewesen, über irgend eine Kleinigkeit, machte einen Versuch, ihn aus dem Fenster zu werfen, schalt ihn Schuft und Spitzbube und jagte ihn aus dem Dienst. Ein ander Mal ging er seinem Oberhofmeister mit dem Dolch zu Leibe. Fiel es ihm ein, so ließ er Kinder auf der Straße greifen und durchpeitschen. Da aus dem Fenster eines Hauses, an dem er vorüberging, ein wenig Wasser ihm auf den Kopf fiel, wollte er durchaus, daß man es niederbrenne, die Bewohner tödte. Zuweilen schien er geradezu von Sinnen. Eines Tages schloß er sich fünf Stunden lang in seine Pferdeställe ein und, als er heraus kam, hatte er einige zwanzig Thiere auf die empörendste Weise zugerichtet. Dann verlangte er das Lieblingspferd seines Vaters zu sehen. Da er hoch und heilig betheuerte, dem Thiere kein Leides zu thun, öffnete man den Stall: Don Carlos stürzte sich wie wüthend auf das Pferd und mißhandelte es dermaaßen, daß es nach wenigen Tagen starb. Ja, es hieß sogar, er versäume seine kirchlichen Pflichten. Ein Vertrauter, auf den er viel hielt, machte ihm über alle diese Dinge in einem Briefe vom 18. März 1567 die eindringendsten Vorstellungen, welche mit den Worten schlossen: „Ew. Hoheit möge bedenken, was die Leute thun und sagen werden, wenn sie erfahren, daß Ew. Hoheit nicht zur Beichte geht, und andere schreckliche Dinge, die von der Art sind, daß das heilige Officium bei einem Anderen reichlichen Grund hätte zu untersuchen, ob er ein Christ sei oder nicht."

Endlich im April waren die Vorbereitungen für die flandrische Expedition so weit vollendet, daß Alba Madrid verlassen konnte. Nachdem er sich vom König in Aranjuez verabschiedet und vermuthlich jene geheimen Instructionen empfangen hatte, welche ein Jahr später Egmont und Hoorn auf das Schaffot brachten, suchte er auch Don Carlos auf. Der war von Anfang an heftig gegen die Ernennung des Herzogs gewesen. Sobald er ihn erblickte, wurde er wüthend und erklärte, ihm, dem Prinzen von Asturien, komme dieses Commando zu, er werde den Herzog tödten, wenn er auf seiner Abreise bestehe. Umsonst gab ihm Alba die schmeichelhaftesten Versicherungen über die Kostbarkeit des prinzlichen Lebens, das man nichts auf's Spiel setzen dürfe, betheuerte ihm, sobald die Rebellion niedergeschlagen, werde er selber den König bitten, dem Infanten die Niederlande zu übertragen: Don Carlos zog den Dolch und schrie: du gehst nicht nach Flandern oder ich tödte dich! Zum Glück war der Prinz von unglaublicher Körperschwäche. Als er im Mai 1566 der Taufe

seiner Stiefschwester als Pathe beiwohnte, war er nicht im Stande, das neugeborne Kind zu halten. So konnte Alba seinen wüthenden Anfall mit leichter Mühe bändigen.

Eben nachdem diese Excesse den höchsten Grad erreicht, hören wir zu unserem Erstaunen, daß Philipp ein ganz neues Verfahren mit seinem Sohne einschlug. Unter dem 21. Mai 1567 meldet der französische Gesandte, daß er Don Carlos zum Vorsitzenden im Staats- und Kriegsrath ernannt, ihm die Entscheidung über gewisse Angelegenheiten übertragen und seine Apanage von sechszig auf hunderttausend Ducaten erhöht habe. Außerdem gab er ihm das förmliche Versprechen, daß er ihn auf der Reise nach den Niederlanden begleiten solle. Dieses freundliche, vertrauensvolle Entgegenkommen des Königs, das wir wahrscheinlich den Vorstellungen der Königin beizumessen haben, schien in der That eine wohlthätige Wirkung hervorzubringen: der Prinz wohnte den Rathssitzungen regelmäßig bei, bewies großen Eifer sich zu unterrichten und ein anständiges Benehmen; das Verhältniß zum König war besser als je. Aber diese erfreuliche Veränderung war nur von kürzester Dauer. Bald heißt es, daß der Prinz in den Sitzungen nichts als Verwirrung anrichte; seine immer große Verschwendung geht in's Unglaubliche, Tolle, während er die Stadt mit den ärgerlichsten Unanständigkeiten erfüllt.

Für Philipp mußte dieser üble Erfolg seiner Freundlichkeit, welcher ihn nöthigte, in den früheren Weg zurück zu lenken, besonders damals im höchsten Grade peinlich sein. Da er dem Prinzen förmlich versprochen hatte, daß er die Reise nach den Niederlanden mitmachen solle, da er gegen Kaiser Maximilian die bestimmte Verpflichtung übernommen hatte, ihm in den Niederlanden Gelegenheit zu geben, Don Carlos persönlich kennen zu lernen und die Heirathsangelegenheit definitiv zu ordnen, da er wußte, daß Maximilian dieses Zusammentreffen ebenso dringend wünschte als Don Carlos, so war es ihm kaum möglich, den Prinzen in Spanien zu lassen. Aber was sollte werden, wenn derselbe sich in Brüssel benahm wie in Madrid, welchen Vortheil mußten die Rebellen aus den Tollheiten des spanischen Thronerben ziehen? Man hat zwar lange ohne allen Grund behauptet, Don Carlos habe sowohl mit Egmont, als derselbe 1565 längere Zeit in Spanien weilte, als auch im folgenden Jahre mit Montigny und Bergen geheime Beziehungen angeknüpft — den Niederländern ist es nie in den Sinn gekommen, irgend einen Schritt der Art zu thun oder anzunehmen — aber nichts destoweniger konnte dem argwöhnischen Gemüthe Philipp's recht wohl die Besorgniß kommen, daß die tumultuarische Art des Prinzen bei irgend einem Anlaß ihn sogar zur politischen Opposition, zu irgend einer Handreichung an die Rebellion verführen könne. Es hatte

in der That große Bedenken, Don Carlos auf ein Terrain zu versetzen, wie die Niederlande waren. Sollte aber Don Carlos in Spanien bleiben, während der König sich in so große Ferne begab? Sollte er in Spanien bleiben als Stellvertreter des Königs, was sich nach allem Herkommen dem zwei und zwanzigjährigen Thronerben gar nicht weigern ließ? Man sieht, wie schwere Verlegenheiten dem Könige aus dem zuchtlosen Wesen seines einzigen Sohnes erwuchsen. Aber Philipp hatte noch viele andere Gründe gegen die niederländische Reise. Er wußte sehr wohl, wie die flandrische Bevölkerung ihn haßte, wie wenig er thun könne, sie zu versöhnen, da er nach seinem oft wiederholten Ausspruch entschlossen war, diese blühenden Lande lieber in eine Wüstenei zu verwandeln, als der Ketzerei das Geringste nachzugeben; er wußte auch, wie wenig er persönlich Alba in seiner Blutarbeit fördern könne. An Ort und Stelle mußte er als König eingreifen, seine königliche Autorität nach dem Bedürfnisse des Moments, rasch entscheidend, geltend machen. Das eben widerstrebte seinem Naturell durchaus, welches sich immer mehr in das Geheimniß des Cabinets zu vergraben, jeder lebendigen Bewegung, jedem natürlich menschlichen Handeln zu entziehen strebte. Pius V. kannte Philipp wenig, wenn er sich von dem persönlichen Auftreten des Königs in den empörten Provinzen einen wohlthätigen Einfluß versprach und deshalb der angekündigten Reise mit der freudigsten Zuversicht entgegensah.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß Philipp nie die ernstliche Absicht gehabt hat, nach den Niederlanden zu gehen. Der französische Gesandte Fourquevaulx berichtete später seinem Hofe, Philipp habe in einem Gespräch mit der Königin geäußert: man habe doch wohl errathen können, daß er nicht nach Flandern gehen werde, da er die Vorbereitungen zur Reise mit so großer Ostenstation habe betreiben lassen! Eben das errieth derselbe Gesandte mitten unter den großartigsten Rüstungen für die Fahrt; er schrieb am 16. Juli 1567: Je ne voudrois point m'obliger, de la vie, que ce roy passe en Flandres, car il peult feindre et faire tels semblants qu'il lui plaist, à ses despens. In der That, diese Kunst der Verstellung hat Philipp wohl selten in größerem Stil geübt als im Sommer 1567. Schon im Frühling waren die großartigsten Reisevorbereitungen begonnen, um die Welt von dem festen Willen des Königs zu überzeugen; der Papst, der Kaiser, die sonstigen befreundeten Höfe wurden davon in den bestimmtesten Ausdrücken benachrichtigt, ebenso wie die Regentin Margarethe und Cardinal Granvella. „Diejenigen, welche an meine Reise nicht glauben, schrieb er dem letzteren, werden bald ihren Irrthum gewahr werden und das Gegentheil von dem erleben, was sie mit so vieler Bosheit aussprengen.“ Am 26. Juni erhielten Don Carlos,

die beiden jungen Erzherzoge und Don Juan de Austria von ihm persönlich die Anweisung, sich zur Reise anzuschicken; am 16. Juli forderte er Don Carlos auf, die Vorbereitungen zu beeilen. Als am 21. Juli die Acte der letzten Cortes veröffentlicht wurden, erklärte darin der König, daß er trotz der Bitten der Cortes entschlossen sei, sobald als möglich nach den Niederlanden abzureisen. Das ganze Land wurde in Bewegung gesetzt für diese Reise: in den asturischen, galicischen und portugiesischen Häfen wurden Transportschiffe gemiethet, in Alicante und Cartagena große Vorräthe von Lebensmitteln und Munition aufgehäuft, in Vizcaya Soldaten ausgehoben; die königliche Garderobe war bereits gepackt, große Lasten von Meubeln, Gläsern, Geräthen unterwegs nach Coruña, wo die Einschiffung erfolgen sollte; die königliche Capelle, die Garde zu Fuß und zu Pferde hatte bereits die Ordre zum Abmarsch, von Madrid bis zum Hafen standen Militärposten bereit, um den König zu begrüßen, ja am 21. Juli kam der Capitän Pedro Melendez de Valdes in Madrid an, einer der ersten Seeleute Spaniens: man hatte ihn expreß aus Florida kommen lassen, um das königliche Schiff zu führen! Darüber nahte die Zeit heran, auf welche die Abreise festgesetzt war, die Mitte des August; aber siehe da! als der Termin erschien, hieß es plötzlich, jetzt sei es zu spät für die Seefahrt! Man muß den weitschweifigen Brief Philipp's an seinen Gesandten in Rom, Don Luis de Requesens y Zuñiga, lesen, worin er die Veränderung seines Entschlusses zu motiviren suchte, um die tiefe Unwahrheit dieses Charakters recht zu würdigen.

Ich habe oben die Bedenken gegen die Reise hervorgehoben, welche sich für Philipp aus dem Wesen seines Sohnes ergeben mußten; aber wenn ihm das Verhältniß zu Don Carlos und dessen trostlose Art die Entfernung von Spanien erschwerte, so hätte dieselbe Rücksicht auf den Prinzen dem König unmöglich machen sollen, zu handeln, wie er handelte. Die oberflächlichste Betrachtung mußte ihm klar machen, daß das Spiel, welches er im Juni und Juli mit Don Carlos aufführte, ihr beiderseitiges Verhältniß zur Unerträglichkeit verschlimmern werde. So kam es. Don Carlos hatte die Ankündigung des Vaters, er möge sich rüsten, ihn nach Flandern zu begleiten, mit jubelnder Freude erfüllt: er sah endlich die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche vor sich, die Heirath mit Erzherzogin Anna und in Folge davon eine seiner Würde entsprechende selbständige Stellung. So lange von der Reise die Rede war, hörte man nichts von weiteren Streichen des Prinzen. Aber wie nahm er es auf, als ohne irgend einen faßlichen Grund aus Allem nichts wurde! „Der Entschluß des Königs, sagt Gachard, warf alle Hoffnungen, alle Pläne des Prinzen über den Haufen. Er sah seine Heirath mit der Prinzessin Anna auf

unbestimmte Zeit hinausgeschoben, wenn nicht ganz aufgegeben; die Stellung, welche er sich in den Niederlanden geträumt hatte, entging ihm; er sah sich gezwungen in Madrid zu bleiben, unter den Augen und der Autorität seines Vaters, die er nicht mehr ertragen konnte. Sein Haß gegen den König verdoppelte sich.*) Schon mehrere Male war ihm der Gedanke gekommen, aus Spanien zu fliehen: jetzt nahm er ihn eifrig auf und arbeitete unermüdlich an seiner Ausführung. Er beschloß, sich nach Italien zu begeben, von wo er dann, je nach den Umständen, in die Niederlande oder an den kaiserlichen Hof gehen wollte." Nicht das am wenigsten Wunderliche an dieser ganzen wunderlichen Geschichte ist, daß nicht nur die Erzherzogin Anna, sondern auch ihr Vater, Kaiser Maximilian, mit unerschütterlichem Eifer an dem Heirathsplan festhielt, wiewohl er sehr genau über das Treiben des Don Carlos unterrichtet war. Die junge Erzherzogin wollte vier und zwanzig Stunden keine Nahrung zu sich nehmen, als sie hörte, daß Philipp die niederländische Reise aufgegeben habe.

Don Carlos ging eifrig daran, sich die Mittel zur Flucht zu schaffen. Er hatte berechnet, daß er 600,000 Ducaten dafür gebrauchen werde; um diese Summe zu bekommen, schickte er zwei seiner Hofbeamten in die wohlhabendsten Städte, da in Madrid sein Credit längst erschöpft war. Der Erfolg dieser Operation entsprach keineswegs seinen Erwartungen, er ließ sich dadurch aber nicht irre machen. Als Philipp am 20. December nach dem Escurial ging, um dort das Weihnachtsfest zu feiern, benutzte Don Carlos die Abwesenheit des Königs, um zur That zu schreiten. Er schrieb an eine große Anzahl von Granden, daß er ihre Begleitung auf einer wichtigen Reise wünsche, sie sollten sich deshalb in Bereitschaft setzen. Die Einen, wie die Herzoge von Sesa und Medina de Rioseco, sagten zu; Andere erwiderten, sie stehen dem Prinzen zu Befehl in Allem, was nicht der Religion und dem königlichen Dienst zuwiderlaufe; noch Andere schickten den Brief des Infanten an den König. Don Carlos schrieb gleichzeitig Briefe an seinen Vater, den Papst, den Kaiser und viele andere Fürsten, an die Granden, die höchsten Behörden und die vornehmsten Städte Spaniens, endlich an alle übrigen Theile der Monarchie, welche sofort nach seiner Abreise abgeschickt werden sollten. Das Schreiben an den König enthielt eine Darlegung seiner Beschwerden und schloß mit der Erklärung, er verlasse Spanien, weil es ihm unmöglich sei, länger die Beleidigungen des Königs zu ertragen. In den Brie-

*) Fourquevaulx schreibt am 12. September 1567 an Catharina von Medicis: Madame, vous pouvez croire qu'il y a une merveilleuse indignation et mauvaise satisfaction entre le roy catholicque et le prince son fils; et si le père le hait, le fils ne fait pas moins.

fen an die spanischen Granden und Städte schilderte er ausführlich, was er von seinem Vater zu erdulden gehabt, wie derselbe namentlich seine Heirath verzögere, damit die Krone nicht an seine Kinder übergehe. Er erinnerte sie, daß sie ihn feierlich als Thronfolger anerkannt, forderte sie auf, diesem Eide treu zu bleiben und ihn mit ihrem Rath zu unterstützen, und stellte den Getreuen große Belohnungen in Aussicht, den Granden Ehren und Würden und die Rückgabe der vom König eingezogenen Einkünfte, den Städten die Beseitigung lästiger Steuern. Ebenso war er gegen die fremden Fürsten mit Versprechungen aller Art verschwenderisch. Besonders rechnete Don Carlos auf die Unterstützung Don Juan's de Austria, der damals als Oberadmiral über alle Seekräfte Spaniens verfügte, und ohne dessen Hülfe er die Flucht zur See nicht bewerkstelligen konnte. Da er mit Don Juan stets auf dem vertraulichsten Fuße gestanden hatte — er nannte ihn laut seinen alten besten Freund — so zweifelte er an der Bereitwilligkeit desselben nicht im geringsten. An einem Abend vor Weihnachten rief er ihn in sein Zimmer, schloß sich mit ihm ein, vertraute ihm seinen ganzen Plan und forderte ihn auf, ihn nach Italien zu begleiten. „Was kannst du, sagte er, von dem Könige erwarten? Sieh', wie er mich, seinen eigenen Sohn, behandelt. Ich werde dir, wenn du mir hilfst, das Königreich Neapel geben oder Mailand.“ Don Juan war aber keineswegs gesonnen, die glänzende Stellung, die ihm das Vertrauen des Königs übertragen, an die Tollheiten des Infanten zu wagen. Nachdem er Don Carlos vergeblich klar zu machen gesucht, welch' ein unmögliches und verderbliches Unternehmen er vorhabe, erbat er sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, da er wohl wußte, daß eine offene Ablehnung ihn dem unzurechnungsfähigen Jähzorn des Prinzen aussetzen werde. Statt aber den folgenden Tag zu erscheinen, ließ er Don Carlos melden, der König habe ihn in dringenden Geschäften zu sich beschieden; er reiste in der That nach dem Escurial, um Philipp die gefährlichen Pläne seines Sohnes mitzutheilen.

Ehe der König noch zu einem Entschlusse gekommen war, wie er der ernsten Widerwärtigkeit vorbeugen könne, mit der Don Carlos ihn bedrohte, erhielt er eine neue nicht weniger schlimme Nachricht. Pius V. hatte auf den 28. December ein Jubiläum ausgeschrieben. Um die damit verbundene Absolution zu erlangen, begab sich Don Carlos am Abend des 27. December zur Beichte in das Kloster San Geronimo vor den Thoren Madrids. In der Beichte bekannte er, daß er auf Jemand einen tödtlichen Haß habe.*) Der Beichtvater erklärte, er müsse diesen

*) Die Angabe, er habe gesagt, er wolle Jemand tödten, ist unzweifelhaft falsch.

Haß abthun, wenn er absolvirt sein wolle. Don Carlos weigerte sich; der Priester versagte ihm die Absolution. Auf das stürmische Andringen des Prinzen rieth ihm der Mönch, er möge das Gutachten von Theologen einholen. Don Carlos schickte zum Kloster von Atocha, von wo vierzehn Mönche mit dem Prior kamen; auch einen Augustiner und Trinitarier ließ er rufen. Bis zum anderen Morgen zwei Uhr disputirte er mit diesen siebzehn Geistlichen herum, indem er hartnäckig behauptete, sie müßten ihn absolviren, obwohl er den Haß im Herzen habe. Die Lage wurde für Don Carlos sehr unbequem, da sich natürlich das Gerücht rasch verbreitet hatte, ihm werde die Absolution verweigert; so kam er auf den für einen guten Katholiken entsetzlichen Einfall, man möge ihm eine ungeweihte Hostie geben, damit das Volk ihn communiciren sehe. Entrüstet schrien die Mönche auf, daß ihnen der Sohn des katholischen Königs eine solche Gottlosigkeit zumuthe. Jetzt nahm der Prior Don Carlos zur Seite und fragte ihn nach der Eigenschaft der Person, die er hasse. Don Carlos erwiderte, es sei eine sehr hoch gestellte Person und steigerte dadurch die Neugierde des Priors auf's höchste. Um das Geheimniß zu erlangen, redete dieser dem Prinzen vor, vielleicht sei es doch möglich, ihn zu absolviren, wenn man nur die Person erfahre: da sagte Don Carlos: es ist mein Vater. Unter dem Schaudern der Mönche mußte sich Don Carlos zurückziehen.

Natürlich wußte Philipp noch denselben Tag genau, was während der Nacht in dem Kloster geschehen. Es war am 28. December. Sollte man es für möglich halten, daß er noch zwanzig Tage ruhig im Escurial blieb! Und mit welchen Dingen beschäftigt! Zunächst nahm das Jubiläum alle seine Gedanken in Anspruch. Sodann sollten in diesen Tagen die Mönche, die er von verschiedenen Häusern für seinen Escurial erbeten, in dem provisorischen Kloster feierlich ihren Profeß machen, eine Sache, die ihm wichtiger schien als etwas in der Welt. Am 6. Januar hatte er eine kleine provisorische Capelle für die Mönche einzuweihen; am 11. mußte er bei'm Profeß eines weiteren Mönches zugegen sein u. s. w. Für den bigotten Sinn dieses Mönchskönigs waren das freilich die geeignetsten Vorbereitungen zu der großen, schweren Entscheidung, die er über den Thronerben treffen mußte; in demselben Sinn befahl er den Oberen der Klöster in Madrid und Umgegend Gebete anzuordnen, damit der Himmel ihn erleuchte; vor jedem wichtigen Entschluß war das seine Gewohnheit. Endlich am 17. Januar 1568 kam Philipp nach Madrid zurück.

Don Carlos war längst auf das Aeußerste gefaßt. Er ging seit dem Herbste nie schlafen, ohne Waffen unter sein Kopfkissen zu legen; in seiner Garderobe hatte er Feuerbüchsen, Pulver und Kugeln. Nach den Vor-

schriften der Etikette mußte einer seiner Kammerherrn bei ihm schlafen; da er aber in seiner Umgebung lauter Verräther und Spione sah, setzte er sich über die Etikette hinweg. Das genügte jedoch nicht. Um sich vor einem nächtlichen Ueberfalle zu sichern, ließ er durch einen französischen Ingenieur an der Thür seines Schlafzimmers einen Mechanismus anbringen, mit dessen Hülfe er vom Lager aus die Thüre schließen und öffnen konnte. Derselbe Ingenieur mußte ihm ein Buch machen schwer genug, um mit einem einzigen Schlage einen Menschen zu tödten; es war in der Größe eines Gebetbuchs, enthielt zwölf Blätter von weißem Stein und hatte Deckel von Stahl mit Gold überzogen. Don Carlos war auf diesen Einfall durch die Geschichte des am Aufstande der Comuneros betheiligten Bischofs von Zamora gebracht, der seinen Kerkermeister mit einem Ziegelstein in der Form eines Breviers erschlagen hatte. Das waren die Gedanken und Beschäftigungen, in denen der Erbe des Reiches, dem die Sonne nie unterging, einen Schutz suchte gegen die Nachstellungen seines Vaters.

Unmittelbar nach seiner Ankunft im Schlosse zu Madrid begab sich Philipp zur Königin; kurz darauf erschien Don Carlos zu einer ehrfurchtsvollen Begrüßung; Philipp verrieth nicht die mindeste Regung von Zorn oder nur von Unzufriedenheit. Dennoch konnte Don Carlos nicht zweifeln, daß es die höchste Zeit sei, wenn er seinen Fluchtplan noch ausführen wolle. Er nahm deshalb, sobald er die Zimmer der Königin verlassen, Don Juan mit sich, schloß sich mit ihm ein und bestürmte ihn, auf Mitternacht die Anweisung für ein Schiff zur Fahrt nach Italien zu bringen; dem Oberhofmeister hatte er befohlen, auf diese Zeit Pferde bereit zu halten. Don Juan verstand es auch diesmal, den Prinzen auf den nächsten Tag zu vertrösten und, als dieser erschien, sich mit einer plötzlichen Krankheit zu entschuldigen. Sobald Philipp von diesem neuen Vorgang erfahren, ließ er den Prinzen auf's Genaueste bewachen und traf alle Vorbereitungen für die Verhaftung desselben. Der französische Ingenieur mußte den Mechanismus an der Thür, ohne daß es zu bemerken war, unbrauchbar machen, der Präsident des Rathes von Castilien alles sonst Nöthige vorbereiten. Es war dieser 18. Januar ein Sonntag. Man sah den König mit dem Prinzen wie gewöhnlich zur Messe gehen; der französische Botschafter hatte eine lange Audienz und fand den König in derselben ruhigen Würde wie immer. Erst als Don Carlos am Nachmittage den entschuldigenden Brief Don Juan's erhielt, schöpfte er Verdacht, daß er verrathen sei, schloß sich ein und legte sich unter dem Vorwand eines Unwohlseins zu Bett, um vor dem König nicht erscheinen zu müssen. Nachts eilf Uhr, als tiefes Schweigen im Schloß herrschte, verließ

Philipp mit dem Fürsten Eboli, dem Herzog von Feria und einigen anderen Großen, nachdem er zu ihnen geredet „wie nie ein Mensch redete,“ *) seine Zimmer, gefolgt von verschiedenen Kammerherrn, zwölf Mann Garde und zwei Kammerdienern, die Hammer und Nägel trugen. Feria führte den Zug, ein Licht in der Hand. Der König trug unter den Kleidern eine Rüstung, einen Degen unter dem Arm, einen Helm auf dem Haupt. Feria und Eboli öffneten ohne Mühe die Thür des Schlafgemachs, eilten auf das Lager des Prinzen zu und nahmen die Waffen fort, mit denen sich derselbe für diese Nacht besonders reichlich versehen hatte. Don Carlos, über dem Geräusch erwachend, rief: wer da! Der Staatsrath, antwortete eine Stimme. Don Carlos sprang auf, um zu den Waffen zu greifen: in diesem Augenblicke erschien der König, der sich bisher im Hintergrunde gehalten hatte. „Was ist das?“ schrie Don Carlos, „will mich Ew. Majestät tödten?“ der König befahl ihm sich wieder zu legen und ruhig zu sein; seinen Willen werde er bald erfahren; es solle ihm kein Leid geschehen, es handle sich nur um sein Heil. Darauf befahl er den Kammerdienern, die Fenster zu vernageln, Anderen, alle Waffen, alles Eisen, sogar die Stangen am Kamin fortzuschaffen; sodann begab er sich an eine Durchsuchung des Zimmers nach Papieren, die er persönlich mit gieriger Sorgfalt ausführte: alles Geschriebene ließ er in sein Cabinet bringen. Er fand außer den oben erwähnten Briefen und einer Art Programm für das, was der Prinz nach seiner Flucht vom Hofe thun wollte, namentlich eine Liste, in der Don Carlos auf der einen Seite seine Freunde verzeichnet hatte, auf der anderen die Feinde, die er bis zum Tod verfolgen wolle. An der Spitze dieser Letzteren stand der König, dann kam der Fürst Eboli, die Fürstin, Philipp's Maitresse, der Präsident Espinosa, der Herzog Alba und viele andere; unter den Freunden nahm die Königin den ersten Platz ein, auf sie folgte Don Juan, sein „sehr theurer und geliebter Onkel.“ Als Don Carlos sah, daß man ihn der Freiheit berauben wolle, gerieth er in Verzweiflung. Sich dem König zu Füßen werfend bat er, ihn zu tödten, damit die Reiche nicht das Aergerniß der Verhaftung des Thronerben sähen; wenn der König ihn nicht tödte, werde er sich selbst tödten. „Das würde sehr thöricht sein,“ erwiderte Philipp ruhig. „Ich bin kein Thor, rief Don Carlos, aber ich bin in Verzweiflung über die schlechte Behandlung Ew. Majestät.“ Er machte einen Versuch, wird erzählt, sich in's Kaminfeuer zu stürzen; da man ihn daran gehindert, wandte er sich mit neuen Bitten, Klagen, Beschwörungen an

---

*) Aviéndoles hablado como nunca hombre habló, segun ellos dizen, sagt ein sehr genauer spanischer Bericht.

den König, bis sie in Schluchzen erstickten. Philipp sah ruhig den jammervollen Zustand des Sohnes. Die Vorwürfe desselben, wie er, sein Vater, ihn mit so tyrannischer Härte behandeln könne, wies er mit den kalten Worten zurück: „Ich werde dich von jetzt an nicht mehr als Vater, sondern als König behandeln.“ Mit derselben eisigen Ruhe gab er die Befehle für die strengste Bewachung des Gefangenen, für seine völlige Absperrung von der übrigen Welt und zog sich dann in seine Gemächer zurück. Der päpstliche Nuntius und der florentinische Gesandte konnten in ihren Berichten die Seelenruhe und Seelengröße nicht genug bewundern, welche der König in dieser Stunde bewiesen habe.

Die Verhaftung war glücklich bewerkstelligt, Don Carlos unschädlich gemacht. Aber der bei weitem schwierigste Theil der Aufgabe blieb noch zu lösen: was sollte aus dem Gefangenen werden, wie wollte der König der staunenden Welt den unerhörten Vorgang erklären? Philipp verfuhr in beiderlei Hinsicht, wie es seinem Charakter entsprach. Am Morgen des 19. Januar wurde strenger Befehl gegeben, Niemand aus den Thoren Madrids zu lassen, bis die königlichen Schreiben expedirt seien, in denen Philipp den Corporationen seines Reichs, den verwandten Fürsten, dem Papst und den anderen Höfen von dem Vorfall Nachricht geben wollte. Am Nachmittag des 20. versammelte er seine vertrautesten Räthe zu einer achtstündigen Besprechung, in der wohl die meisten jener Schreiben festgestellt wurden. An die Königin-Wittwe von Portugal, des Gefangenen Großmutter, an den Papst, an den Kaiser Maximilian und die Kaiserin, seine Schwester, schrieb er eigenhändig. Alle diese Schreiben liegen bei Gachard vor uns. Was enthalten sie? Man sollte meinen, die einfache thatsächliche Wahrheit, den Näherstehenden eingehender, den Uebrigen in knapperen Zügen mitgetheilt, wäre am geeignetsten gewesen, den König zu rechtfertigen, die außerordentliche Maaßregel als eine unumgänglich nothwendige hinzustellen. Das tolle Treiben des Prinzen war längst so bekannt, daß sich Niemand über einen ungewöhnlichen Schritt des Königs wundern durfte. Philipp schlug einen anderen Weg ein: er schrieb so, daß Jedermann auf die Meinung kommen mußte, es sei etwas ganz Absonderliches, etwas von der Art vorgefallen, daß man auch den allernächsten Verwandten darüber keine Andeutung machen könne, und er verschlimmerte diesen Eindruck dadurch, daß er gleichzeitig den Prinzen von jeder möglichen Schuld frei sprach. So schrieb er der Königin von Portugal folgendermaaßen: „Die alten und neuen Gründe, die mich zu diesem Entschluß genöthigt haben, sind von der Art, daß ich sie Ew. Hoheit nicht berichten, noch Ew. Hoheit sie erfahren könnte, ohne daß in uns beiden Schmerz und Kummer erneut würde; auch wird Ew. Hoheit später davon

hören. Für den Augenblick glaube ich nur sagen zu müssen, daß mein Entschluß weder durch einen Fehltritt, noch durch eine Handlung des Ungehorsams oder der Unehrerbietigkeit herbeigeführt ist; daß er auch nicht eine Strafe zum Zweck hat, obgleich der Prinz dafür ohne Zweifel hinreichenden Anlaß gegeben hat, denn eine Strafe würde ihre Zeit und Grenze haben; daß ich auch nicht auf Besserung ausgehe, in der Hoffnung, die Excesse und die Unordnung abzustellen: diese Angelegenheit hat einen anderen Grund und andere Ursachen; es ist nicht mit Zeit, nicht mit Mitteln zu helfen; alles kommt darauf an, daß ich meiner Verpflichtung gegen Gott und meine Reiche genüge." Was heißt das? Wenn es überhaupt einen Sinn hat, so kann es nur der sein: der Prinz ist seines Verstandes nicht mächtig, deshalb muß er der Möglichkeit beraubt werden, Unheil anzurichten; es handelt sich nicht um Strafe, nicht um Besserung, sondern darum, einen Geisteskranken unschädlich zu machen, und zwar für immer. Wenn aber der König das mit seinen räthselhaften Worten sagen wollte, warum sprach er es wenigstens gegen seine Schwiegermutter oder seine Schwester nicht offen aus? Den Tag darauf, nachdem er den eben angeführten Brief der Königin von Portugal geschrieben hatte, erklärte er sich gegen seine Schwester, die Kaiserin, in folgenden Wendungen: „Wenn der Prinz sich nur des Ungehorsams, des Mangels an Respect und der Auflehnung schuldig gemacht hätte, so würde ich noch ein anderes Auskunftsmittel gesucht haben, welches seine Ehre und sein Ansehen rettete, die zugleich die meinigen sind. Aber seine Handlungen haben in dem Maaße das Urtheil bestätigt, das man schon seit mehreren Jahren über seinen Charakter und sein Naturell fällte, daß ich genöthigt wurde weiter zu blicken und im Interesse des Dienstes Gottes und des Wohls meiner Reiche den schweren Nachtheilen vorzubeugen, welche zu fürchten waren, wie ich dazu verpflichtet bin ohne Rücksicht auf Fleisch und Blut und was dem Menschen sonst theuer ist." Muß man aus diesen Worten nicht wieder etwas ganz Anderes schließen, führen sie nicht auf die Vermuthung eines ganz entsetzlichen Verbrechens? So war denn auch Niemand durch die königlichen Mittheilungen befriedigt und Philipp selber sah das von vorn herein voraus. Er fürchtete von allen Seiten Vorstellungen zu erhalten und weiter eindringende Nachfragen und gab deshalb seinen Gesandten Anweisungen, alles Derartige zu verhindern, wie er den Corregidoren der Städte verbot, irgend welche Deputationen nach Madrid zu lassen, hätten sie auch nur den Zweck, ihm zu condoliren, wie er endlich den Ordensgeneralen befahl dafür zu sorgen, daß kein Priester über den Vorfall die geringste Andeutung sich erlaube: das Schicksal des Thronerben sollte möglichst todt geschwiegen werden.

Am Hofe wurde diese Absicht allerdings bald genug erreicht: schon am 7. Februar schreibt Dietrichstein dem Kaiser, von dem gefangenen Prinzen werde nicht mehr geredet, als wenn er todt wäre, und dasselbe melden verschiedene italienische Diplomaten. Auch die Granden, ihrer politischen Stellung durchaus entkleidet, wagten mit Ausnahme eines Einzigen nicht, auf ihren dem Prinzen geleisteten Eid die Forderung zu begründen, daß gegen ihn nicht völlig formlos verfahren werde, sondern waren mit Allem zufrieden. Aber trotzdem, daß das Gebäude der spanischen Freiheit schon seit mehr als einem Menschenalter in Trümmern lag, daß die „eiserne Ruthe," mit der Philipp regierte, in alle Kreise Angst und Feigheit getragen hatte, mußte er doch dieses Mal das Dasein einer öffentlichen Meinung erfahren. Wenn die Meisten, den Finger auf dem Munde, sich scheu anblickten, so fehlte es nicht an Solchen, welche die gefühllose Härte, mit der der König seinen einzigen Sohn behandelte, laut tadelten, und diese Tadler fand man in allen Schichten, bis zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft hinauf. „Das Volk, schrieb am 31. Januar der belgische Rath Hopperus, ein unbeschreiblich vorsichtiger Mann, das Volk ist hier in seinen Reden sehr frech und ich hätte nicht gedacht, daß die Zungen so entfesselt wären." Philipp fühlte sich durch diese Stimmung in hohem Grade belästigt. Er, dessen einziges Vergnügen darin bestand, sich in die Einsamkeit des Escurial, der Schlösser im Pardo und in Aranjuez zurückzuziehen, wagte jetzt nicht Madrid zu verlassen, sondern horchte ängstlich auf jedes Gerücht, meinte jeden Augenblick draußen außerordentlichen Lärm zu hören und die Bevölkerung sich erheben zu sehen, um den Prinzen zu befreien. Mußte er doch selbst Don Juan de Austria die Trauerkleidung verbieten, in welcher sich derselbe am Tage nach der Verhaftung zeigte; mußte er doch selbst in den Blicken der Königin und seiner Schwester Juana Vorwürfe lesen!

Aber weder diese Kundgebungen, noch die von Lissabon, Rom und Wien gemachten Versuche, das Loos des Prinzen zu mildern, brachten auf den König einen Eindruck hervor, der dem Gefangenen zu Gute gekommen wäre. Philipp hatte ohne Zweifel schon vor der Verhaftung den Entschluß gefaßt, Don Carlos für immer eingesperrt zu halten und vom Throne auszuschließen. Ein so gewichtiger Schritt ließ sich nicht thun, ohne entweder die Cortes zu vernehmen, oder wenigstens den Staatsrath nach gründlicher Untersuchung ein förmliches Urtheil sprechen zu lassen. Es scheint, daß der König zu dem letzteren entschlossen gewesen sei und eine genaue Untersuchung angeordnet habe. Aber der geheimnißvolle grüne Koffer im Archive zu Simancas, welcher die Untersuchungsacten enthalten sollte, ist wie so vieles andere eine Fabel: die Untersuchung wurde nicht

fortgeführt, weil das körperliche Befinden des Gefangenen bald Hoffnung zu einer einfacheren Lösung der Frage gab.

Don Carlos hatte das trostlose Schicksal, von seinem Vater zugleich wie ein Irrer und ein schwerer Verbrecher behandelt zu werden. Philipp hatte, wie seine späteren Briefe an den Papst und Kaiser Maximilian es offen aussprechen, die ganz richtige Einsicht, daß sein Sohn von Natur und Charakter unfähig sei zu regieren. Dem Papst schrieb er am 9. Mai die volle Wahrheit, da seine früheren unverständlichen Mittheilungen Pius V. in die größte Aufregung versetzt und das geheimnißvolle Schweigen in den öffentlichen Erklärungen des Königs in den Niederlanden und Deutschland zu dem allgemein geglaubten Gerücht Anlaß gegeben hatte, der Prinz neige zu der neuen Lehre. In diesem Briefe heißt es: „Es hat Gott zur Strafe meiner Sünden gefallen, daß der Prinz an so vielen und großen Fehlern leidet, die theils aus seinem mangelhaften Verstande, theils aus seinem Naturell hervorgehen, daß er der für die Regierung nothwendigen Fähigkeit vollständig ermangelt. Ich sah voraus, daß die schwersten Nachtheile und Gefahren, in denen Alles zu Grunde gehen müßte, sich ergeben würden, wenn er den Thron bestiege. Unter diesen Umständen, nach einer langen und sorgfältigen Erfahrung, nachdem die Fruchtlosigkeit aller angewandten Mittel es klar gemacht hatte, daß keine Besserung zu hoffen sei, daß man von der Zeit keine Milderung der zu fürchtenden Uebel erwarten dürfe, ist es für nothwendig erkannt, ihn einzusperren, um dann mit reifer Ueberlegung die Mittel zu prüfen, die mich zu meinem Ziele führen können, ohne mich dadurch irgend welchem Tadel auszusetzen." Zehn Tage darauf sprach er sich gegen Maximilian in demselben Sinne aus. Wenn er auch, sagte er, die großen Nachtheile, die sich aus den Verkehrtheiten des Prinzen während seines Lebens ergeben würden, die damit verbundene schwere Sorge und Noth hätte ertragen wollen, so sei es doch unmöglich gewesen sich über die Folgen zu täuschen, die bei'm Regierungswechsel zum Verderben des öffentlichen Wohls und der Religion unvermeidlich geworden sein würden. Um seinen Pflichten gegen Gott und seine Reiche nachzukommen, habe er einschreiten müssen. Aus väterlicher Liebe und aus dem Verlangen, seine Handlungsweise gegen jeden Vorwurf zu schützen, habe er die unerläßliche Maaßregel so lange als irgend möglich hinausgeschoben, kein Mittel, den Prinzen zu bessern und zu heilen, versäumt. Hätte er aber noch länger zögern wollen, so würde er das Schlimmste gewagt und dann nur noch größeres Aufsehen erregt haben. Die weiteren Schritte würden mit weisester Erwägung vorbereitet und wenn nöthig eine bestimmte Erklärung abgegeben werden. Der Kaiser werde hieraus ersehen, daß die Verhaftung des Prinzen weder durch ein

Vergehen gegen ihn, den König, noch durch irgend welche Verstöße gegen die Religion herbeigeführt sei, daß es sich auch nicht darum handle, eine Besserung zu versuchen: „denn eine Besserung des Prinzen konnte man nicht hoffen, da seine Fehler aus seiner Natur hervorgehen und mit dem Alter sich verschlimmert haben. Danach ist das, was geschehen ist, nicht auf eine gewisse Zeit beschränkt, und es wird in der Folge keinerlei Veränderung eintreten."

Es scheint, es habe für den König unter diesen Umständen kein Zweifel über das einzuschlagende Verfahren obwalten können. Die Regierungsunfähigkeit des Prinzen lag für jeden mit den Thatsachen einigermaaßen Vertrauten offen am Tage; es konnte keinerlei Schwierigkeit haben, sie durch die Cortes oder durch den Staatsrath feierlich aussprechen zu lassen und dadurch den Gefahren der Zukunft vollkommen vorzubauen. Nur auf diese Weise konnten die schlimmen Gerüchte niedergeschlagen, nur auf diese Weise den Feinden die Speculation auf den Thronerben benommen werden. Nur dieses Verfahren genügte zugleich den politischen Verpflichtungen des Königs und machte ihm die Erfüllung der anderen Pflichten möglich, die auch ein König gegen einen kranken, unglücklichen Sohn hat. Philipp war weit entfernt so zu denken und zu handeln. Indem er sich entschloß, vier Monate nach der Verhaftung des Prinzen, dem Papste und dem Kaiser die wirklichen Ursachen derselben mitzutheilen, schärfte er ihnen nachdrücklich ein, diese Mittheilung als absolutes Geheimniß zu bewahren: die Welt sollte erst nach dreihundert Jahren die Wahrheit erfahren, die doch sowohl für Philipp als für Don Carlos günstiger war als die verbreiteten Gerüchte. Philipp ließ es durch seine düstere Leidenschaft zum Geheimniß dahin kommen, daß Wilhelm von Oranien ihn der Ermordung seines Sohnes vor aller Welt anklagen und diese Anklage bis in die neueste Zeit vielfachen Glauben finden konnte.

Aber hatte Philipp gar keinen Grund, das Schicksal seines Sohnes in Dunkel zu hüllen? Er hätte keinen Grund gehabt, wenn er ein kluger Herrscher und ein guter Vater gewesen wäre. So wie er wirklich handelte, lud er eine Verschuldung auf sich, moralisch so schwer als sie nur gedacht werden kann. Obwohl er klar die Unzurechnungsfähigkeit seines Sohnes erkannte und nach dieser Annahme verfuhr, betrachtete er ihn doch zugleich als einen bösen Menschen, als seinen schlimmsten Feind. Während sein Verstand das richtige Urtheil fällte, lautete der Spruch seines Herzens ganz anders. Jedermann würde in dem Gefangenen auf den ersten Blick einen körperlich und geistig gleich Kranken, ein von Kindheit her unglückliches, cretinartiges Geschöpf erkannt haben, welches Mitleid und Erbarmen erregte: der Vater empfand nichts Derartiges. Er hatte

seinen einzigen Sohn gehaßt, da er sich durch ihn in seinen großen Aufgaben gehemmt sah: er haßte ihn aber auch dann noch, als es entschieden war, daß er die Zukunft des Reiches nicht gefährden werde. Die Geschichte hat viele Züge entsetzlicher Herzenshärte, empörender Fühllosigkeit von dieser „Säule der Kirche" verzeichnet: nichts ist entsetzlicher, empörender, als was sein eigener Sohn von ihm litt.

Philipp hatte in der Nacht des 18. Januar Don Carlos unter der Obhut der Herzöge von Feria und Lerma und des Ritters Mendoza zurückgelassen. Am nächsten Tage wurde die Zahl der Wächter auf acht vermehrt, die sich von sechs zu sechs Stunden so ablösten, daß immer zwei bei dem Gefangenen waren. Ehe die Speisen hineingetragen wurden, mußten sie zerschnitten werden, damit der Prinz kein Messer brauche; wer zu ihm ging, mußte vorher Degen und Dolch ablegen. Acht Tage lang durfte kein Priester, kein religiöser Trost zu dem Gefangenen. Es war die strengste Absperrung, die sich denken läßt. Aber dem Könige genügte sie nicht. Das Zimmer des Prinzen hatte viele Eingänge, viele Fenster; die Fenster hatte man zwar vernagelt, die Thüren verschlossen und mit Wachen besetzt, aber wer konnte wissen? Am 25. Januar wurde daher der Gefangene in einen Thurm am Ende des von ihm bewohnten Entresol gebracht, der nur ein sorgfältig verschlossenes Fenster und eine einzige Thür hatte. In diesem Thurm war Alles mit der ängstlichsten Vorsicht eingerichtet, um den Prinzen sowohl von der Außenwelt abzuschließen, als jeden Selbstmordversuch unmöglich zu machen. Nicht einmal zur Predigt und Beichte sollte er den Thurm verlassen. Man hatte in die Mauer eine Oeffnung zu dem Vorzimmer gebrochen und diese vergittert: durch sie sollte er die Predigt hören, durch sie die Hostie empfangen. Zugleich wurde die Oberleitung des Dienstes dem Herzog von Feria abgenommen und dem Fürsten Eboli übertragen, der den Gefangenen vermuthlich nicht weniger haßte als dieser ihn. Der Fürst mußte sich in den zum Thurm führenden Zimmern mit seiner Frau einquartieren. Die ganze frühere Umgebung des Prinzen wurde verabschiedet; umsonst bat er, ihm den Rodrigo de Mendoza zu lassen; er durfte nur einen rührenden Abschied von diesem Edelmanne nehmen. „Don Rodrigo," rief er, „ich bedaure, dir nicht durch Thaten meine Liebe bewiesen zu haben. Möchte es Gott gefallen, daß ich eines Tages in die Lage käme, dir Beweise meiner Anhänglichkeit zu geben!" Mit Thränen in den Augen umarmte er den Ritter so leidenschaftlich, daß man ihn mit Gewalt fortbringen mußte. An demselben Tage gab Philipp den Beweis, daß er über die Zukunft des Prinzen entschieden habe: die ganze Hofhaltung desselben wurde aufgelöst, das Personal und die Pferde bis auf wenige anderweitig verwendet.

Diese Maaßregeln konnten Don Carlos über das ihm bestimmte Schicksal keinen Zweifel lassen. In voller Verzweiflung beschloß er zu sterben, da, wie er sagte, ein beschimpfter und entehrter Prinz nicht leben könne. Da er nichts hatte, um sich umzubringen, keine Waffe, kein Messer, versuchte er sich durch Hunger zu tödten. Er wies zuletzt jede Nahrung zurück und nahm Ende Februar funfzig Stunden lang nicht das Geringste zu sich. Sein schwacher Körper gerieth dadurch in einen solchen Zustand der Erschöpfung, daß die Aerzte erklärten, seine letzte Stunde sei gekommen. Cabrera erzählt, jetzt habe Philipp den Gefangenen besucht und getröstet. Es ist nicht wahr. Nicht nur er selber ging nicht zu dem Unglücklichen, sondern er litt auch nicht, daß irgend ein Anderer ihm Trost brachte. Die Königin-Wittwe von Portugal hatte gebeten, selber die Verpflegung ihres Enkels übernehmen zu dürfen; Philipp wies sie scharf ab. Als die Aerzte ihm sagten, der Prinz könne nicht mehr leben, erwiderte er ruhig: „Er wird schon essen, wenn der Hunger ihn treibt.“ Wirklich siegte die Natur über den Willen des Gefangenen; er aß wieder und erholte sich nicht nur, sondern verspürte auch von der Hungerkur in seiner vollsaftigen und durch Gefräßigkeit zu Grunde gerichteten Constitution die allerbeste Wirkung. Diese erfreuliche Wendung begleitete der König mit einem verschärften Reglement, das er am 2. März von dem Bewachungspersonal beschwören ließ. Es war vortrefflich berechnet für die Bewachung des gefährlichsten Verbrechers. Es mußten immer wenigstens zwei Personen um den Gefangenen sein, und immer so laut sprechen, daß es alle Anwesenden hören konnten. Wollte der Prinz über seine Person und seine Lage reden, so durfte ihm Niemand antworten. Keinerlei Verkehr mit der Außenwelt durfte ihm ermöglicht werden. Bei Strafe des Hochverraths durfte Niemand das Geringste von dem Befinden des Prinzen erzählen. Jeder war verpflichtet, den Andern sorgfältig zu überwachen und den geringsten Verstoß sofort anzuzeigen. Gebetbücher, Rosenkränze und dergleichen sollte der Gefangene haben, so viel er wünschte, aber kein anderes Buch. Alles, was in diesem Reglement nicht vorgesehen war, wurde der Entscheidung des Fürsten Eboli überlassen.

Da Don Carlos sah, daß es für ihn kein Mitleid und keine Hoffnung gebe, machte er noch einmal einen Versuch sich zu tödten, indem er einen Ring mit einem Diamanten verschlang, da er gehört hatte, daß ein Diamant tödtliches Gift sei. Aber der Ring ging ab und machte ihm nur Schmerzen. Darüber kam die Osterzeit heran. Don Carlos war, wie wir wissen, ganz in der strengsten spanischen Kirchlichkeit erzogen; sein Glaube hatte die Kraft, ihn sogar aus der furchtbaren Verzweiflung zu reißen, in der er seit Monaten lebte. Er ließ seinen Beichtvater kommen

und bat, die heilige Zeit ganz nach den Vorschriften der Kirche zu verleben. Im häufigen Verkehr mit dem Klosterbruder wurde er ein ganz anderer Mensch, verständig, ruhig, milde, ergeben. Er bezeigte aufrichtigen Gehorsam auch gegen die strengsten Anordnungen seines Vaters, sprach von ihm mit Hochachtung. War jetzt nicht eine Aussöhnung, nicht wenigstens eine mildere Behandlung möglich? Verschiedene Personen erwarteten eine derartige Aenderung, aber Philipp war unversöhnlich. Es war ihm unangenehm, daß man hie und da, unter anderem in Wien, aus dem verständigen Benehmen des Prinzen auf eine Besserung desselben schloß, und er schrieb dem Kaiser eine lange Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß wohl für einen Moment, aber nicht für die Dauer eine solche Besserung möglich sei, daß das vorübergehende Zurücktreten des Leidens „nicht im Widerspruch steht mit dem Mangel an Verstand, den Gott meiner Sünden willen bei meinem Sohn zugelassen hat." Aehnliche Erklärungen gingen nach Rom an den Gesandten, wenn etwa der Papst von der Art höre, wie der Prinz Ostern gefeiert habe; gegen Niemand sonst solle er davon Erwähnung thun. Um Don Carlos ja keine Hoffnung zu lassen, verschenkte der König eben damals seine letzten Pferde. Nach den Berichten des florentinischen Gesandten Leonardo de Nobili ging die Wandelung des Gefangenen so weit, daß er sich mit Eifer in das Studium der spanischen Gesetzgebung vertiefte, viel schrieb und in frommer Fassung der Zukunft entgegen sah. Aber lange konnte er sich auf dieser Höhe nicht behaupten, da ihm Niemand ermuthigend zu Hülfe kam, vielmehr, wie gesagt, eben damals der König einen neuen Beweis seiner Unversöhnlichkeit gab. Er sank in die Verzweiflung zurück und beschloß von Neuem seinem Leben ein Ende zu machen. Da er mit dem Hunger nicht zum Ziele gekommen war, versuchte er es mit dem Gegentheile und das gelang.

Er lebte wie ein Rasender. Er ging fast nackt, ohne Schuhe und Strümpfe auf reichlich genäßtem Boden; er schlief ohne Decke bei offnem Fenster; er trank unglaubliche Quantitäten Schnee- und Eiswasser, ja er belegte sein Bett mit Eis; er verschlang dazu Massen von Früchten und anderen schädlichen Speisen, kurz er lebte so, daß Jemand dem venetianischen Gesandten sagte: Wenn er den Verstand nicht verliert, so beweist das nur, daß er ihn schon verloren hat. Der König ließ den Gefangenen ruhig gewähren; ja schaffte ihm die Mittel, sich auf diese Weise zu Grunde zu richten, während er ihm die Mittel eines im Vergleich damit beneidenswerthen Selbstmordes sorgfältig entzogen hatte. Nichts wäre leichter gewesen, als diese Excesse zu verhüten, aber es geschah nichts, und wenn Philipp in dem an die Höfe gesandten Bericht über den Tod des Prinzen sich darüber zu rechtfertigen sucht, so beweist er damit nur, daß

er selber sehr wohl ein Gefühl seiner Schuld hatte. Aber that er vielleicht noch mehr, als daß er der Selbstzerstörung des Sohnes ruhig zusah? „Gegen die Mitte Juli," erzählt Gachard, „servirte man dem Don Carlos eine Rebhuhnpastete, nachdem er mehrere andere Schüsseln vorher gehabt hatte; er verzehrte die ganze (von vier Hühnern bereitete) Pastete sammt der sie einschließenden Kruste. Da diese Kruste sehr stark gewürzt war, fühlte er sich bald von einem brennenden Durst verzehrt: um ihn zu stillen trank er den ganzen Tag unaufhörlich Schneewasser (der florentinische und sächsische Gesandte geben die unglaubliche Quantität von dreihundert Unzen an). Solche Excesse mußten die schlimmsten Folgen haben. In der Nacht bekam Don Carlos eine heftige Indigestion, unaufhörliches Erbrechen und Diarrhöe. Die Aerzte wurden gerufen; der Prinz, entschlossen seinem Leben ein Ende zu machen, wies alle Arzenei zurück." Schon am 19. Juli war der Zustand des Gefangenen hoffnungslos. Jetzt gestattete der König, von der Krankheit zu sprechen, über die vorher das strengste Geheimniß geherrscht hatte. Don Carlos, seiner baldigen Befreiung gewiß, war nun, zum Staunen seiner ganzen Umgebung, wie verwandelt: „als wenn," schrieb der venetianische Gesandte, „Gott ihm kurz vor seinem Tode den Verstand im Ueberfluß hätte geben wollen, der ihm während seines Lebens gefehlt hatte." Alle seine Gedanken waren auf diejenigen Dinge gerichtet, die einem Sterbenden am nächsten liegen, auf sein Seelenheil, auf das Wohl seiner Freunde und die Versöhnung seiner Feinde. Niemand hätte mitten unter den furchtbarsten Erbrechungen, die ihm nicht einmal den Genuß der Hostie erlaubten, eine innigere Frömmigkeit an den Tag legen können. Das Testament, welches er aufsetzen ließ, bedachte außer vielen Klöstern und Stiftungen seine ehemaligen Diener und Beamten, es bedachte aber auch seine Feinde, die harten Wärter, die ihm seit sechs Monaten die äußerste Herzlosigkeit bewiesen hatten. Den schlimmsten derselben, Eboli, bat er, von ihm ein Andenken anzunehmen, eine kostbar gearbeitete Trinkschaale von Krystall, aus der er täglich getrunken hatte.

Er bat endlich um die Gnade, seinen Vater noch einmal sehen zu dürfen. Aber Philipp, wer sollte es für möglich halten? Philipp schlug dem Sterbenden die letzte Bitte ab. Ja er that mehr. Weder der Königin Elisabeth, noch seiner Schwester Juana, noch einigen alten Dienern, die darum baten, gestattete er es, dem Unglücklichen ein letztes Wort der Liebe zu sagen. Unter den fühllosen Menschen, die seine Kerkermeister gewesen, mußte er seine Seele aushauchen. Don Carlos hatte noch den einen Wunsch, an der Vigilie des heiligen Jacob von Compostella, am 24. Juli zu sterben. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Unter inbrünsti-

gen Gebeten fragte er den 23. nur danach, wie lange es noch sei bis zu dem ersehnten Tage. Als es endlich hieß, Mitternacht sei vorüber, flüsterte er: „der Augenblick ist gekommen," und mit den Worten: Deus, propitius esto mihi peccatori verschied er. Noch denselben Abend befahl Philipp die Beisetzung der Leiche in der Klosterkirche des heiligen Dominicus. Um sieben Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung, die Bruderschaften und Orden voran, dann die königliche Capelle. Den Sarg trugen die Herzoge von Infantado und Medina de Rioseco, der Fürst Eboli, der Connetable von Castilien und eine Reihe anderer Großen; darauf folgte vom Nuntius geführt das diplomatische Corps, die höchsten Behörden, zum Schluß die beiden deutschen Erzherzöge. Der König sah von einem Fenster des Schlosses zu. Da sich unter einigen Räthen eine Rangfrage erhob, entschied er sie vom Fenster aus. Am 28. Juli zog er sich nach dem Escurial zurück, um dort dem Schein der tiefsten Trauer zu leben, von welcher er nichts empfand. Denn der Tod seines einzigen Sohnes hatte ihn, wie Fourquevaulx Karl IX. von Frankreich schrieb, von mehr als einer Sorge befreit.

H. Baumgarten.

Renan's Leben Jesu.

La critique, en général, doit renoncer à rien savoir de certain sur le caractère et la biographie des fondateurs de religion.

E. Renan.
(Etudes d'histoire religieuse.)

Ein zertrümmertes Mosaikbild wiederherzustellen, wird unter allen Umständen eine schwierige Arbeit sein. Wie sollen die einzelnen Bruchstücke wieder genau an dieselbe Stelle gerückt werden, die sie vor der Zerstörung eingenommen? Wenn überdies ein Theil der Steine schadhaft geworden oder im Lauf der Zeit ganz abhanden gekommen ist und der Künstler verdorbene Stücke ergänzen, fehlende ersetzen muß, so wird er unwillkürlich der eigenen Phantasie einen größeren Spielraum einräumen müssen, und man wird wenig mehr von ihm verlangen können, als daß er dem Geist der Epoche getreu bleibt, welcher das Original angehörte. Ist es dann vollends nur eine unsichere, schwankende Ueberlieferung, nach welcher

das ursprüngliche Bild wieder hergestellt werden soll, so wird die Treue überhaupt nur eine sehr bedingte sein können, und gerade je wohlausgeführter das neue Bild sich darstellt, um so weniger wird sich nachweisen lassen, daß es in irgend einem Punkte genau mit dem alten zusammentrifft.

Als ein solches zertrümmertes Mosaikbild ist das Leben Jesu auf uns gekommen. Der fehlenden Stücke sind weit mehr als der noch vorhandenen, und auch bei den letzteren läßt sich unschwer nachweisen, daß sie zum großen Theil in einem verkümmerten Zustande vorhanden sind. Das nächste Geschäft eines Restaurators wird also sein müssen, die einzelnen Steine möglichst in ihrem ursprünglichen Zustand wieder herzustellen, dann aber, sie zu ordnen, zu sortiren, um zu sehen, ob nicht wenigstens einzelne Partien des Ganzen zu gewinnen sind. Ob es dann möglich ist, aus ihnen auch die fehlenden Stücke zu errathen, mit Hülfe anderweitiger Spuren das Ganze zu combiniren, dies ist eine Frage, deren Beantwortung wohl immer auf's Neue reizen wird, deren Lösung aber auch durch den neuesten geistvollen Versuch des französischen Künstlers um Weniges näher gerückt erscheint. Immerhin ist es eben diese Vorfrage, auf welche das vielbesprochene Buch ein neues Licht wirft, welche zum mindesten dadurch auf's Neue angeregt und zwar in weiten Kreisen angeregt worden ist. Auch wenn das Ergebniß ein rein negatives, der geschichtliche Werth dieses Lebens Jesu sehr zweifelhaft ist, so wird schon die bloße Thatsache des Scheiterns ein wirkliches, wenn auch unfreiwilliges Verdienst sein. Verständigt man sich über die Gründe, aus welchen der Versuch gescheitert ist, so ist dies ein unmittelbarer Gewinn für die Wissenschaft.

Absichtlich sagen wir: für die Wissenschaft. Man wird ein Buch, wie das in Frage stehende, von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten können. Man kann den religiösen oder dogmatischen Maaßstab anlegen, und dieser Seite haben sich insbesondere die französischen Bischöfe und in ihrer Weise die Congregation des Index angenommen. Man kann culturgeschichtliche Betrachtungen daran knüpfen, und auch dieser Gesichtspunkt liegt allerdings nahe genug; denn es ist immerhin eine des Nachdenkens würdige Erscheinung, daß ein Werk dieses Inhalts inmitten der heutigen französischen Gesellschaft eine Sensation hervorgerufen hat, welche die einst durch das Leben Jesu von Strauß in Deutschland hervorgebrachte weit zu überbieten scheint. Allein der wahre Maaßstab für die Beurtheilung eines solchen Buches, das als ein wissenschaftliches gelten will, kann doch nur der gegenwärtige Stand der einschlägigen Wissenschaft sein. Es wird sich fragen, welche Stelle es in der Reihe der verwandten Arbeiten einnimmt, und mit welchem Rechte es seinen Anspruch stellt, als ein eigenthümliches Glied in der Entwickelung dieser Wissenschaft zu gelten.

In dieser Beziehung mußte nichts so sehr auffallen, als daß man dem Buche, das Monate lang zuvor angekündigt war, wie einer unbekannten Größe entgegensah, mit ungemessenen Hoffnungen und Befürchtungen, und dann die Lesewelt darüber wie über ein Neues, Epochemachendes herfiel. Für diejenigen, welche Renan's frühere Arbeiten auf dem Gebiete der Religionsgeschichte kannten, konnte dieses Leben Jesu in keiner Weise etwas Ueberraschendes haben; erstaunt konnte man höchstens darüber sein, daß es so unverändert dieselben Ansichten zur Schau trug, welche dem Geschichtschreiber der semitischen Sprachen, dem Essayisten über religionsgeschichtliche Stoffe aller Art bereits eine sehr bestimmte Stellung angewiesen hatten. Die Etudes d'histoire religieuse insbesondere, eine Sammlung verschiedener auf Religionsgeschichte bezüglicher Aufsätze (seit 1857 in sechs Auflagen), enthielten nicht nur bereits dieselbe Grundanschauung, sondern geradezu die Elemente des neuesten Buches. Aus ihnen lernen wir auch die Principien von Renan's Auffassung religionsgeschichtlicher Probleme, wie sie dort auf die verschiedensten religiösen Erscheinungen alter und neuer Zeit angewandt sind, am besten kennen. Was zunächst an diesem Standpunkte in die Augen fällt, ist die eigenthümliche Vermischung eines rein wissenschaftlichen und eines religiösen Moments. Auf der einen Seite nämlich nimmt Renan für sich die Freiheit des bloßen Gelehrten, des savant désintéressé in Anspruch. Er will weder Theolog noch Polemiker sein, sondern vom Boden der reinen leidenschaftslosen Wissenschaft die historische Methode ebenso auf die Religion anwenden, wie sie widerspruchslos auf die Profangeschichte angewandt wird. Von hier aus wird dem Wunder der Eintritt in die geschichtliche Betrachtung untersagt, die Berechtigung der Kritik ohne Einschränkung behauptet, und die wechselnden Formen der Religion preisgegeben gegen ihren ewigen Gehalt. Aber dafür wird nun andererseits die letztere, die positive Seite der Religion in schärfster Weise betont, die Religion nicht blos als eine Thatsache des Gemüths und als wesentliches Moment der Völkergeschichte anerkannt, sondern auch die Erhabenheit des religiösen Gefühls mit allem Aufwand schwungvoller Poesie gefeiert. Die Religion ist unzweifelhaft die höchste und anziehendste Aeußerung der menschlichen Natur, unter allen Arten der Poesie ist sie es, die am meisten den wesentlichen Zweck der Kunst erreicht, nämlich den Menschen über das gewöhnliche Leben zu erheben und in ihm das Bewußtsein seines himmlischen Ursprungs zu erwecken — solche und ähnliche Ausbrüche eines ästhetischen Enthusiasmus mischen sich jeden Augenblick unter die wissenschaftlichen Erörterungen, gewinnen aber, wie man bald sieht, auch Einfluß auf dieselben. Ein subjectives Moment drängt sich in die gelehrte Discussion ein, demjenigen ei-

nigermaaßen verwandt, was wir etwa unter Gefühlstheologie verstehen, nur seichter begründet und blumenreicher aufgeputzt. Mit besonderer Vorliebe verweilt deshalb Renan bei jenen Epochen, welche in der Hervorbringung religiöser Erscheinungen mehr, als andere schöpferisch gewesen sind, und in glänzenden Schilderungen zeichnet er dann jenes ursprüngliche Zeitalter der naiven Instincte, der religiösen Exaltation, des spontanen Auftretens eines neuen Glaubens, der einfach, widerspruchslos, ohne Reflexion hervorbricht aus den Volksinstincten, wie der Strahl aus der Sonne. Daher denn auch der Eifer, mit welchem er an die Stelle der Strauß'schen Mythen den Ausdruck Legenden setzt, daher die Hinterthüre, durch welche eine im Grunde weit positivere Ansicht vom Wunder wieder hereingelassen wird. Alle religiösen Legenden, sagt Renan, zeigen eine Mischung von Realem und Idealem, bei dem bald das eine bald das andere überwiegt. Das Wunderbare sei in der Regel nicht eine Schöpfung des menschlichen Geistes, sondern eine phantastische Art, wirkliche Vorgänge sich vorzustellen, und da nun auch die Vorgänge selbst in Zeiten so außerordentlicher Erregtheit sich steigern, so wird schließlich die Wunderfrage in einen Nebel von allgemeinen Phrasen eingehüllt, die sich ganz hübsch lesen, aber den Kern der Sache unerörtert lassen und jede begriffliche Schärfe vermeiden. Ueberall gewinnt es die Weichlichkeit der ästhetischen Betrachtung über die Gründlichkeit der wissenschaftlichen Untersuchung, und in diesem Sinne polemisirt er dann gegen das, was er exclusiven Germanismus nennt, — gegen die Einseitigkeit der Theorien, die unfähig seien, jene Perioden der Spontaneität aller menschlichen Kräfte zu begreifen.

In allen diesen Zügen erkennt man den künftigen Verfasser des Lebens Jesu. Der Aufsatz: les historiens critiques de Jésus ist als eine Vorstudie dazu zu betrachten, in der er sich mit seinen Vorgängern, mit Strauß insbesondere, auseinandersetzt. Hält man daneben noch den unmittelbar folgenden: Mahomet et les origines de l'Islamisme, so läßt sich aus der Art, wie er hier den Entwicklungsgang eines anderen Religionsstifters schildert, mit ziemlicher Sicherheit voraussehen, wie er sich die Geschichte des Stifters der christlichen Religion zurecht legen wird. Nichts ist bezeichnender als der Abschnitt, wo Renan auf die Frage kommt, in wiefern Mahomet an seine eigene Mission geglaubt habe. Diese Frage, meint er, sei überhaupt unrichtig gestellt und überflüssig. „Denn," fährt er fort, „einerseits ist der Glaube allein im Stande, den Neuerer in dem Kampfe für die Idee seiner Wahl zu bestärken; andererseits ist es absolut unmöglich, daß ein Mann von so hellem Bewußtsein geglaubt haben sollte, er trage zwischen den Schultern das Siegel der Prophetie und erhalte

vom Engel Gabriel die Eingebung, die er von seinen Leidenschaften und vorbedachten Plänen empfing. Seine Biographen vermuthen nicht ohne Grund, daß in der ersten Phase seines Prophetenlebens ein wahrhaft heiliger Enthusiasmus seine Brust erfüllte, und daß die politische Periode erst später für ihn kam, als der Kampf und das Gefühl der zu überwindenden Schwierigkeiten die ursprüngliche Reinheit seiner Inspiration getrübt hatten." Und weiterhin: „Es scheint, daß er, nachdem er im Anfang ohne Rückhalt an seine Prophetie geglaubt, in der Folge seinen spontanen Glauben verlor und gleichwohl, jetzt geleitet von der Reflexion und dem Willen, von nun an weniger groß, seinen Weg fortsetzte, — etwa wie Johanna d'Arc zum Weibe wurde, nachdem sie ihre anfängliche Naivetät verloren. Der Mensch ist zu schwach, um lange Zeit Träger der göttlichen Sendung zu sein, und diejenigen allein sind unbefleckt, welchen Gott die Bürde des Apostolats frühzeitig abnimmt." — Man verkennt in den letzten Worten nicht die Anspielung auf das Schicksal Jesu, aber auch die Gleichartigkeit der apostolischen Mission beider Religionsstifter ist damit angedeutet, und in der That sollte dieser Abschnitt, wie sehr im Uebrigen die Anfänge des Christenthums und des Islam als gegensätzlich geschildert werden, später ein vollkommenes, nur weiter ausgeführtes Seitenstück an der Entwickelung des messianischen Bewußtseins Jesu erhalten.

Von ganz besonderem Interesse ist aber ferner an diesen früheren Publicationen das Verhältniß Renan's zur deutschen Wissenschaft. Es ist nicht zufällig, daß fast alle diese Essays deutsche Werke zum Gegenstand haben. Man weiß, daß es die deutsche Wissenschaft und Kritik war, welche die in der Brust des jungen Seminaristen von Issy und St. Sulpice aufgetauchten Zweifel nährte und im Momente, als er die Priesterweihe erhalten sollte, sein Leben anders bestimmte. Es wird erzählt, daß hierbei besonders seine ältere geistverwandte Schwester, die bei längerem Aufenthalt in Deutschland mit unserer Philosophie bekannt geworden, auf ihn von Einfluß gewesen. Es ist dieselbe Schwester, die vor wenigen Jahren mit ihm den Aufenthalt in Phönicien und Palästina theilte, an deren Seite er damals das Leben Jesu anfing zu schreiben. Ihrem Andenken — sie wurde in Ghazir durch das Fieber von seiner Seite gerissen — gilt das innig gefühlte Vorwort des Buches.

Renan verräth in den Etudes d'histoire religieuse keine gewöhnliche Kenntniß der deutschen Wissenschaft, obwohl er sie, wie es scheint, meist nur aus Uebersetzungen kennt. Namentlich ist ihm vollkommen bewußt, wie die deutsche Kritik seit den Wolff'schen Prolegomenen zum Homer und den Eichhorn'schen Untersuchungen über den Pentateuch eine ununterbrochene, in sich zusammenhängende Geistesarbeit bildet. Dieses ganze stolze Gebäude

erfüllt ihn mit höchster Bewunderung, und er erklärt, es sei hohe Zeit, die Schätze gesunder Wissenschaft, welche Deutschland ausgegraben, während Frankreich die Tradition der oberflächlichen Kritik des achtzehnten Jahrhunderts fortsetzte, allgemeiner zugänglich zu machen. Allein indem nun Renan die Resultate deutscher Wissenschaft nach Frankreich überträgt, — ein Verdienst, das ihm in Deutschland jedenfalls nicht verkümmert werden soll, — bleibt er zugleich wesentlich Franzose. In eminentem Maaße bezahlt er seinen Tribut jener eigenthümlichen Stellung, welche der französische Geist überhaupt in wissenschaftlichen Streitfragen einzunehmen pflegt. Es ist eine Uebersetzung des deutschen Gedankens durch den französischen Geist, — ein Wort, das früher schon Saint-René-Taillandier eben in Bezug auf Renan ausgesprochen hat. Aber die Uebersetzung ist eine freie; das Original, wiedergeboren aus dem Geist einer anderen Nation, trägt nicht mehr sein ursprüngliches Gepräge, es hat nach der einen Seite gewonnen, nach der anderen verloren.

Entscheidend ist in dieser Beziehung schon die verschiedene Natur der Sprachen. Leicht, klar und flüssig rollt die französische Sprache ihre Sätze hin, und so wird auch der Gedanke klar und durchsichtig. Abgestreift ist das Mühsame, Schwerfällige, das auf den Ursprung aus tiefer Geistesarbeit deutete. In gemeine Verständlichkeit haben sich die abstrusen Probleme umgesetzt und die Zunftsprache der Gelehrten ist zur Sprache der Conversation geworden, nicht ohne jene Neigung zu lebhafterem Colorit, zur Phrase, die der mündlichen Rede leichter eigen ist, als der ernsteren Schrift. Eben das lebhaftere Colorit muß dann aber auch ersetzen, was an Tiefe des Gedankens, an charakteristischer Schärfe und Bestimmtheit verloren gegangen ist. Denn die leichte Bewegung des Flusses scheut den Kampf mit den felsigen Hindernissen, die er in seinem Laufe findet; anstatt sie zu durchbrechen, wird er mit sanfter Biegung sie umgehen, und was er an Kieseln mit sich führt, rundet er gleichförmig ab, — so rollt er anmuthig hin, krystallhell, nur zuweilen einen leichten Schaum aufwerfend. Ohne Gleichniß zu reden: die ernste Consequenz wissenschaftlicher Principien ist dem französischen Geist etwas Fremdartiges, er begreift nicht, wie der deutsche sich in die strenge Zucht eines abgeschlossenen Systems begiebt, wenn doch die Erfahrung lehrt, daß im nächsten Augenblick ein neues System in entgegengesetzter Richtung mit demselben Anspruch auf Wahrheit auftritt. Dies sind widersinnige Extreme, die der französische Genius mit seiner praktischen Nüchternheit, mit seiner vorwiegenden Richtung auf das Reale zu vermitteln und auszugleichen berufen ist. Muß nicht, wenn die deutschen Systeme in ihrer schroffen Ausschließlichkeit sich ablösen, und so eine endlose Kette des Widerspruches

sich erzeugt, die Wahrheit vielmehr in der Mitte liegen, und kann diese wahre Mitte anders gefunden werden, als indem man die Schroffheit der Principien mäßigt, überall das Extreme vermeidet, zu Gunsten der Thatsachen von der strengen Folgerichtigkeit nachläßt, und durch vernünftige Auswahl eine harmonische Ausgleichung der Gegensätze zu Stande bringt? Renan hat es geradezu ausgesprochen, daß er seine Aufgabe, wie die der französischen Wissenschaft überhaupt, in diesem Sinne verstehe, und andere französische Gelehrte haben ihm hierin vollständig beigestimmt. In seinem Aufsatz über die Religionen des Alterthums, der durch Guigniaut's Uebersetzung von Creuzer's Symbolik und Mythologie veranlaßt war, findet sich folgende überaus bezeichnende Stelle. „Der gelehrte Akademiker, der französische Uebersetzer und Kritiker, hätte zu den Systemen, welche Deutschland hervorgebracht, ein neues hinzufügen können: er zog es vor, das Gebiet der Hypothesen zu vermeiden und sich die schwierigere Aufgabe zu stellen, sie zu discutiren, nicht in der Absicht kleinlicher Widerlegung, sondern im Geist hoher Unparteilichkeit und verständiger Versöhnung. Er folgte hierin nur der Linie, welche allen ernsthaften Geistern Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert gezogen ist. Der Charakter des neunzehnten Jahrhunderts ist die Kritik. Daß die Systeme zu anderer Zeit nützlich und nothwendig gewesen sind, daß eine große Ideenentwickelung in einer bestimmten Richtung sich in der Regel nur durch den Kampf wetteifernder Schulen erzeugt, hat die Geschichte bewiesen; aber das Schauspiel des menschlichen Geistes in unseren Tagen beweist auf nicht minder evidente Weise, daß die Zeit der Systeme vorüber ist. Die Meister haben nicht mehr genug Autorität, um Schule zu bilden, die Schüler sind nicht mehr gelehrig genug, um eine ausschließliche Leitung anzunehmen. Der Eklekticismus ist in diesem Sinn die obligate Methode unseres Jahrhunderts und Frankreichs insbesondere. Das geistige Temperament Frankreichs bezeichnet eine gewisse Mitte zwischen entgegengesetzten Eigenschaften, ein Compromiß zwischen den Extremen, es ist wesentlich klar, einfach, gemäßigt. Beklagen wir uns nicht darüber, denn es ist vielleicht eben die Vereinigung der geistigen Kräfte, welcher es beschieden ist der Wahrheit am nächsten zu kommen. Die Schulen sind in der Wissenschaft, was in der Politik die Parteien: jede hat abwechselnd Recht, und es ist unmöglich für den Aufgeklärten, sich einer derselben ausschließlich gefangen zu geben, um die Augen gegen dasjenige zu verschließen, was die anderen Vernünftiges enthalten."

Ein seltsames Gemisch von wahren, halbwahren und falschen Sätzen! Wohin soll ein auf sie gebautes Verfahren führen? Allerdings liegt bei Parteien wie bei wissenschaftlichen Schulen in gewissem Sinne die Wahr-

heit in der Mitte. Die fortgesetzte Reibung wird von selbst das Extreme wieder beseitigen, die Gegensätze ermäßigen. Allein es ist falsch, durch subjective Willkür das erzeugen zu wollen, was nur das Resultat der fortschreitenden uninteressirten Discussion selbst sein kann; es ist falsch, durch voreilige Compromisse das Facit eines wissenschaftlichen Streites ziehen zu wollen, der nur durch die strenge, immer wieder erneuerte Detailforschung zum Austrag zu bringen ist. Es ist sehr bequem, anstatt sich an dieser mühevolleren Arbeit zu betheiligen, den Kämpfenden mit dem Ruf nach Versöhnung Halt zu gebieten und einen billigen Vergleich zur Unterschrift vorzulegen. Allein solche verfrühte Vermittelungsversuche, wie wohlwollend die Absicht ist, sind der Wissenschaft nie ein Gewinn gewesen. Das äußerliche Zusammenflicken von Widersprechendem hat nie einen dauernden Frieden herbeiführen können, es hat nur dazu gedient, die Gegensätze zu bemänteln, zu vertuschen, anstatt sie zum Austrag zu bringen, und in vergeblichen Versuchen Kräfte zu erschöpfen, welche der Einzelforschung und damit dem wahren wissenschaftlichen Fortschritt verloren gegangen sind.

Auf keinem Gebiet hat jene falsche Vermittelungssucht größeres Unheil angerichtet als auf dem der Geschichte des Urchristenthums. Auf keinem Gebiet wäre es verfehlter, durch willkürliches Limitiren, durch einen principlosen Eklekticismus verfrühte Resultate zu ziehen, die nach allen Seiten hin befriedigen sollen, als hier, wo die ernste Detailforschung seit wenigen Decennien erst begonnen hat. Es mußte schon auffallen, daß Renan noch im Jahre 1857 nichts von der großartigen wissenschaftlichen Bewegung wußte, die sich in Deutschland unmittelbar an das Strauß'sche Buch angeschlossen hatte. Seine Ansicht über die Evangelien zeigte damals noch eine erschreckende Naivetät. So wandte er z. B. auf sie seine Theorie von einem Zeitalter der reinen Spontaneität und einem darauf folgenden Zeitalter der Reflexion an, und wies jenem die kanonischen, diesem die apokryphen Evangelien zu! Seine Kritik des Strauß'schen Werks war im Grunde völlig resultatlos, weil er wohl einzelne Mängel desselben erkannte, aber den einzigen Weg, diese zu beseitigen, sich verschloß. Immer führt er nur allgemeine Gründe in's Feld, ohne auch nur an Einem Punkte den Versuch einer Widerlegung aus den Quellen zu machen oder auf eine Revision der Acten zu bringen. Selbst Saint-René-Taillandier erkannte diese Schwäche, indem er schon damals andeutete, daß genau auf dem Punkte, wo Renan's Kenntniß der deutschen Wissenschaft aufhörte, die Tübinger Schule mit ihren Epoche machenden Untersuchungen einsetzte. In der That hing Renan's Befähigung, der Geschichtschreiber des Urchristenthums zu werden, — ein Gedanke, der ihn schon damals

nicht ohne Selbstgefälligkeit beschäftigte, — in erster Linie davon ab, ob er auch der weiteren Entwickelung der deutschen Wissenschaft zu folgen, ihre Ergebnisse sich anzueignen oder sie umzubilden, vielleicht zu widerlegen im Stande war. Und auf diese Frage daher muß uns vor Allem das Renan'sche Buch Rede und Antwort stehen.

Die Tübinger Schule hat sich im Laufe ihrer dreißigjährigen Forschungen nie speciell mit dem Leben Jesu beschäftigt, aber sie hat durch ihre Untersuchungen über die Quellenschriften für die evangelische Geschichte den Weg dazu gebahnt und wesentlich vereinfacht. Sie hat das ganze Gebiet erst für die rein geschichtliche Behandlung erobert. Ein Leben Jesu auf wissenschaftlicher Grundlage war erst nach der Baur'schen Evangelienkritik möglich. Diese mußte aber auch, nachdem einmal die Hauptresultate feststanden, von selbst dazu einladen, an die Darstellung des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters nun noch die des Lebens Jesu anzufügen und damit die Geschichte des Urchristenthums abzuschließen. Baur's Forschungen hatten gleichsam an der Peripherie begonnen, um allmählich nach dem Centrum der evangelischen Erzählung vorzurücken. Ausgehend von den unzweifelhaft ächten Briefen des Apostels Paulus, also auf sicherem historischen Boden fußend, hatte er zuerst das Verhältniß des Apostels Paulus zu den älteren Aposteln in's Auge gefaßt und war zu dem Resultat gekommen, daß der Gegensatz zwischen der paulinischen und petrinischen, der universalistischen und der ebionitischen Richtung in der ältesten Kirche ein weit tiefer gehender war, als man bisher angenommen hatte, daß dieser Gegensatz wesentlich die Geschichte der nachapostolischen Zeit bestimmte und in verschiedenen später dem neutestamentlichen Kanon einverleibten Schriften seinen charakteristischen Ausdruck fand. Die allmähliche Aufhebung dieses Gegensatzes zum Compromiß des späteren Dogmas wie der kirchlichen Praxis bildete eben die Geschichte dieses Zeitalters, und die schriftstellerischen Producte der Epoche ließen diesen Proceß in seinen verschiedenen Phasen Schritt für Schritt verfolgen. Von hier aus rückte Baur nun weiter vor zur Evangelienfrage. Seine Analyse und Kritik des Johannesevangeliums bildete den Ausgangspunkt für eine ganz neue Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses der Evangelien. Indem er dasselbe in seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeit und Tendenz untersuchte, und ihm seine bestimmte Stelle in der Entwickelung des christlichen Bewußtseins anwies, war es hinfort nicht mehr möglich, die drei ersten Evangelisten, die sogenannten Synoptiker mit Johannes und Johannes mit den Synoptikern zu schlagen, ein Verfahren, das allerdings nur mit einem völlig negativen Ergebniß endigen konnte. War das Johannesevangelium seiner eigenen ideellen Absicht nach keine geschichtliche Quelle,

so konnte aus dem Widerspruch desselben mit den synoptischen Erzählungen kein Grund für die Ungeschichtlichkeit der letzteren mehr hergeleitet werden, wie bei Strauß noch öfters der Fall war. In demselben Verhältniß, in welchem der geschichtliche Charakter des vierten Evangeliums zurücktrat, stieg die Glaubwürdigkeit der synoptischen Darstellung. Allein eine nähere Betrachtung der drei Synoptiker selbst führte nun zu dem Ergebniß, daß auch bei ihnen der geschichtliche Charakter durch manche Momente getrübt erscheint, daß die Spuren jener Differenzen, welche die nachapostolische Zeit bewegten, sich bis in diese Compositionen hinein verfolgen lassen, und daß sie somit, anstatt von Augenzeugen verfaßt zu sein, einer späteren Zeit angehören, und von den Parteitendenzen der späteren Epoche beeinflußt sind. Es ergab sich, daß das Lucasevangelium eine von einem reinen Pauliner im Sinn des Paulinismus verfaßte Schrift, daß das Marcusevangelium eine Compilation nach schon vorhandenen Darstellungen von wenig selbständigem Werth sei, und daß allerdings das Matthäusevangelium unzweifelhafte Stücke der ältesten christlichen Tradition enthalte, aber daß auch dieses im Laufe der Zeit mehrfachen Redactionen nicht ohne Einmischung dogmatischer Motive unterlag, die vielleicht erst gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts ihren definitiven Abschluß fanden.

Durch diese Kritik, die von Baur mit ebenso bewundernswürdigem Scharfsinn, als parteiloser Besonnenheit durchgeführt wurde, blieb nun freilich für das unzweifelhaft Historische im Leben Jesu ein sehr engbegrenztes Gebiet. Je mehr die Evangelien selbst in den Proceß, den das christliche Bewußtsein im nachapostolischen Zeitalter durchmachte, hineingezogen wurden, um so weniger stellten sie sich als lautere authentische Geschichtserzählung dar. Der genauere Einblick in die Parteiverhältnisse der ältesten christlichen Gemeinden wurde um den Preis erkauft, daß das Leben des Stifters selbst in das Dunkel einer unsicheren Tradition zurücktrat, auf dessen völlige Aufhellung man schien verzichten zu müssen. Selbst für die wichtigsten Punkte der Erzählung fehlte der sichere historische Boden. Schied man alles dasjenige aus, was entweder um seines mythischen Charakters willen von selbst wegfiel oder wegen seiner dogmatischen, offenbar auf spätere Entwicklung deutenden Tendenzen verdächtig war, so blieb im Grunde wenig mehr übrig, als der Inhalt der ursprünglichen Lehre Jesu, wie sie sich in den Reden und Parabeln, und am ursprünglichsten in den Sprüchen der Bergrede erhalten hat, sodann die Thatsache, daß Jesus als der vom jüdischen Volk erwartete Messias auftrat, ohne die sinnlichen Vorstellungen, die sich an diese Ideen knüpften, zu theilen, endlich der Proceß und dadurch herbeigeführte Kreuzestod. Sobald man auch nur diese

Hauptpunkte genauer zu erörtern versuchte, gerieth man sogleich auf streitige Punkte, wo die Quellen im Stich ließen oder sich widersprachen. So war in Betreff der Lehre Jesu schon das Verhältniß, in welches sich Jesus selbst zum mosaischen Gesetz stellte, ein Punkt, der mit Hülfe der vorhandenen Quellen nie zu klarer Evidenz gebracht werden konnte, und so war ebenso wenig in's Klare zu bringen, in welchem Sinne Jesus etwa in früherer und etwa in späterer Zeit sich als Messias bekannte, und welche innere Entwicklungsstadien in seinem Messiasbewußtsein zu unterscheiden wären. Es mußte somit überhaupt zweifelhaft erscheinen, ob es auf Grund so getrübter Quellen, durch deren Untersuchung das ächt Historische so stark zusammenschmolz, auch nur noch möglich sein werde, ein zusammenhängendes Leben Jesu zu schreiben, das nicht blos Kritik und Polemik, sondern wirkliche Geschichtserzählung sein sollte. Aber andererseits mußte jetzt, nachdem das ganze Gebiet erst für die wahrhaft geschichtliche Betrachtung gewonnen war, der Gedanke der biographischen Behandlung auch einen ganz neuen eigenthümlichen Reiz gewinnen. Es galt wirklich, den Schlußstein zu dem ganzen Gebäude noch einzufügen. Und je größer die Schwierigkeiten, um so größer war das Verdienst, wenn es gelang, mit so gebrechlichen und zweifelhaften Hülfsmitteln ein haltbares Werk aufzubauen.

Eine doppelte Forderung konnte man an denjenigen stellen, der bei diesem Stand der Sache sich an die gewaltige Aufgabe machte. Entweder er adoptirte die Resultate der Tübinger Schule, sei es einfach auf sie verweisend, oder zur Orientirung sie kurz recapitulirend. Oder aber er arbeitete auf eigene Hand dieses ganze Gebiet durch, um zu eigenthümlichen Resultaten von selbständigem Werth zu gelangen. In allen Fällen war eine kritische Auseinandersetzung über die Quellen, eine Rechenschaft über die Methode unerläßlich. Renan hat weder das Eine noch das Andere gethan. Getreu seiner französischen Abneigung gegen die „Systeme," d. h. gegen die wissenschaftliche Consequenz, und gedeckt durch seinen Grundsatz des Eklekticismus ist ihm die ganze kritische Gesammtarbeit der Tübinger Schule, so weit er sie kennt, ein Apparat einzelner Meinungen und Hypothesen, mit dem er nach freier Willkür schaltet, aus dem er beliebig einzelne Stücke herausnimmt, andere verwirft, wie es ihm für die Zwecke seiner Composition, die vorwiegend nach ästhetischen Gesichtspunkten als Kunstwerk angelegt ist, gerade paßt. Allerdings wird die Geschichte und Kritik des Kanons nebst der Darstellung der apostolischen Zeit erst im zweiten Bande des bekanntlich auf die ganze Geschichte der drei ersten Jahrhunderte sich erstreckenden Werkes ihre Stelle finden. Die ausführlichere Begründung seines kritischen Standpunktes wird also seltsamerweise

erst folgen. Allein in der Einleitung hat doch Renan vorläufig seine Ansicht über die Evangelienfrage skizzirt, weil doch die Nothwendigkeit, wenigstens einige Rechenschaft darüber abzulegen, sich unabweisbar aufdrängte. Aus diesen Andeutungen nun, wie aus dem in der Geschichtserzählung selbst befolgten Verfahren läßt sich eine vollständige Uebersicht über die kritische Grundlage des Werkes gewinnen.

Vor Allem muß hier schon die Auswahl der Schriften auffallen, auf welche er sich stützt und auf die er bezüglich der kritischen Detailarbeit verweist. Es sind dies die Schriften von Reville, Reuß, Colani, Scheerer, Nicolas, meist hervorgegangen aus der vorzugsweise von Elsasser Gelehrten vertretenen, an der Straßburger Facultät herrschenden freisinnigen theologischen Richtung. Von den deutschen Arbeiten ist nur Strauß' Leben Jesu, auch dieses nur in der Uebersetzung, genannt. Schon hieraus läßt sich argwöhnen, daß Renan mit den Arbeiten der Tübinger Schule nur in sofern bekannt geworden ist, als sie von jenen französischen Gelehrten aufgenommen und verarbeitet worden sind. Nun haben allerdings jene Theologen, namentlich die jüngeren, sich mehr und mehr mit den Resultaten der Baur'schen Kritik befreundet. Die Aufnahme der deutschen Forschung giebt jenen Bestrebungen, die um so bedeutender sind, als sie zugleich eine Rückwirkung auf das kirchliche Leben anstreben, ihren eigenthümlichen Werth. Allein schon bei ihnen ist vielfach ein eklektisches, vermittelndes Bestreben sichtbar, ein Bemühen, sich den strengen Consequenzen zu entziehen, und diejenigen, welche der Baur'schen Schule am nächsten stehen, haben sich weniger damit beschäftigt, deren kritische Arbeit fortzusetzen, als vielmehr ihre Resultate geschmackvoll zusammenzustellen, für das französische Publicum zurechtzulegen, zu popularisiren. Nun liegt es aber auf der Hand, daß das Verhältniß zu einer wissenschaftlichen Richtung ein ganz anderes ist, wenn man sie aus den Originalarbeiten selbst oder nur durch die Vermittelung secundärer Quellen kennen lernt. Gerade je streitiger noch ein großer Theil der Fragen ist, um so mehr kommt es auf die Genauigkeit der Detailuntersuchungen an, auf welchen dieses oder jenes Schlußurtheil beruht. Kennt man nur eine übersichtliche Zusammenstellung der Resultate, ohne in die Begründung derselben tiefer einzugehen, so wird leicht die Versuchung entstehen, hier eine Behauptung, die mit der Tradition in allzu großem Widerspruch zu stehen scheint, einzuschränken, Widersprüche, welche die kritische Ansicht in ihrer ganzen Schärfe nebeneinander stellte, auszugleichen, und überhaupt in dem Widerstreit der Meinungen sich auf jene bequeme goldene Mitte zu stellen, von der aus man fast bemitleidend auf die Extravaganzen der Systeme herabblickt. Selbst an diejenigen Grundsätze, die man sich selbst als allgemeine Norm aufgestellt, wird

man sich nicht allzu ängstlich binden, und die Auswahl nach Zweckmäßigkeitsrücksichten wird um so mehr das beherrschende Princip werden, wenn das ästhetische Interesse, ein gefällig übereinstimmendes Bild zusammenzustellen, das streng wissenschaftliche überwiegt.

Dieser Art ist nun in der That das Verfahren Renan's in der Behandlung der Evangelien. Es ist, als ob er sich mit Absicht den eigentlichen Kern der Sache vom Leibe halten wollte. Denn die Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der Evangelien, die in der neueren deutschen Wissenschaft sich concreter zu Untersuchungen über die schriftstellerische Eigenthümlichkeit, über Geist und Tendenz der evangelischen Berichterstatter gestaltet haben, woraus dann der höhere oder mindere Grad der Glaubwürdigkeit, wie die Zeit der Abfassung sich von selbst ergiebt, waren ihm auch durch den Vermittelungscanal jener französischen Schriftsteller einigermaaßen bekannt. Aber gerade diesen Kern der Sache berührt er mit keiner Silbe. Es ist vielmehr ein ganz oberflächliches Räsonnement, mit dem er sich über diese grundlegenden Fragen hinweghilft. Daß die Evangelien zum Theil legendarischen Charakters sind, steht ihm zunächst fest, denn sie sind voll von Wundern und Uebernatürlichem. Allein gleichwohl besitzen sie einen hohen historischen Werth, denn sie reichen bis in das halbe Jahrhundert nach Jesu Tod hinauf, sie gehen zum Theil bis auf Augenzeugen zurück, sind — wenigstens das Matthäusevangelium — wie es scheint, aus einem Jesu nächststehenden Zweig der christlichen Familie hervorgegangen! Ihr Ursprung ist also weit älter als die neuere kritische Wissenschaft zugeben will. Das Lucasevangelium, durchaus von Einer Hand geschrieben, ist kurze Zeit nach der Zerstörung Jerusalems verfaßt. Die nach Matthäus und Marcus benannten Schriften sind zwar in ihrer jetzigen Gestalt nicht mehr die ursprünglichen Evangelien. Allein die Reden Jesu, die Matthäus gesammelt, und der Anekdotenschatz, den Marcus nach den Erinnerungen des Apostels Petrus aufbewahrt hat, sind uns gleichwohl in beiden Evangelien authentisch erhalten. So ist denn im Allgemeinen ein sehr hohes Alter behauptet, zugleich aber spätere Redactionen zugegeben, nirgends, jedoch sichere Kriterien für eine Analyse nach diesen Gesichtspunkten auch nur angedeutet. Zu den Gläubigen spricht Renan: seht, wie ächt und authentisch bei mir die heiligen Schriften sind, wie groß der Abstand zwischen mir und den zudringlichen Consequenzmachern in Deutschland! Und gleichzeitig drückt er den kritisch Geschulten heimlich die Hand, und sagt ihnen: laßt euch nicht irre machen, die späteren Redactionen geben euch Alles wieder Preis. Man glaubt in der That die triumphirende Miene des Autors zu sehen, dem das Kunststück so leicht geworden, die kritische und die traditionelle Ansicht vom Kanon

möglichst einander anzunähern und beide auf wohlfeile Art abzuspeisen. Allein an diesem vergeblichen Bemühen sind andere, gründlichere und ernsthaftere Versuche gescheitert, als die flüchtigen Bemerkungen Renan's sind.

Aber die Hauptfrage ist die nach dem Johannesevangelium und seinem Verhältniß zu den Synoptikern. Hier liegt der Hauptschlüssel für das Verständniß der urchristlichen Epoche; hier muß sich darum auch ganz besonders die Principlosigkeit eines solchen Verfahrens zeigen. Es entgehen Renan weder die inneren noch die äußeren Schwierigkeiten, welche der Authentie dieses Evangeliums entgegenstehen. Allein ein Punkt, der gerade die Zweifel am meisten verschärfen sollte, ein für Renan's Standpunkt überaus bezeichnender Punkt nimmt ihn gerade für dieses Evangelium besonders ein, nämlich die Planmäßigkeit der Erzählung. Der allgemeine Plan des Lebens Jesu sei hier offenbar viel befriedigender, viel genauer, als bei den Synoptikern, überall spreche der Verfasser als Augenzeuge, und so erscheine es durchaus wahrscheinlich, daß der Apostel Johannes in seinem Alter, als er die ungenügenden anderen Berichte las, diese Erinnerungen seinen Schülern dictirte, die noch überdies den Zweck hatten, seine eigene Persönlichkeit in ein richtigeres, d. h. helleres Licht zu stellen, als dies in den ersten Evangelien der Fall war. Allein so hoch die Glaubwürdigkeit des Johannesevangeliums hiernach in allen erzählenden Theilen über der der Synoptiker steht, so verdächtig, meint Renan, sind andererseits die Reden Jesu in jenem Evangelium. Die Differenz zwischen der Darstellung der Synoptiker und der des Johannes ist hier eine solche, daß man einfach sich zwischen beiden entscheiden muß. Wenn Jesus so sprach, wie ihn Matthäus sprechen läßt, so kann er unmöglich so gesprochen haben, wie Johannes erzählt, — nur eine von beiden Darstellungen kann historisch sein, und die Wahl ist nicht schwer. Denn abgesehen von den äußeren Zeugnissen für die Spruchreden des Matthäus könne Jesus sein göttliches Werk nicht auf diese mystischen Ausführungen, diese „anspruchsvollen Tiraden," diese weitschweifige Polemik, die so wenig moralischen Kern enthalte, gegründet haben. Vielleicht habe der greise Johannes — also auch hierfür wird gleichwohl die Autorschaft des Apostels wenigstens als möglich festgehalten — nach der Katastrophe des Jahres 70 die in Kleinasien sich verbreitenden synkretistischen, bereits von der Gnosis beeinflußten Ideen sich angeeignet und Jesu in den Mund gelegt. Uebrigens seien auch spätere Zusätze im Evangelium unverkennbar, und so sei auch die Fassung jener Reden vielleicht auf die Rechnung der Johanneischen Schule zu setzen. Aus alledem wird der Schluß gezogen, daß der Geschichtschreiber in der Regel den Bericht des Johannes dem der Synoptiker vorzuziehen habe, aber mit dessen Reden nichts anfangen könne. Alle Evangelien aber sind noch im

ersten Jahrhunderte geschrieben. Matthäus ist für die Reden Jesu die sicherste Quelle, Marcus für einzelnes Detail von besonderem Werthe; Lucas, der am freisten mit der Tradition umgegangen, ist am unzuverlässigsten; die Grundlage aber für die ganze Geschichtserzählung bildet Johannes.

Es erscheint für deutsche Leser überflüssig, die Willkürlichkeit und Leichtfertigkeit dieses Räsonnements, durch welches sich Renan allen sicheren Boden für die Geschichtschreibung selbst untergräbt, im Einzelnen nachzuweisen und zu widerlegen. Wer die Baur'schen Untersuchungen kennt, weiß, daß der epochemachendste Theil derselben die Analyse des Johannesevangeliums ist, der Nachweis, daß dasselbe eine durchaus aus Einem Guß, nach Einem Plan, in Einer Tendenz kunstvoll gearbeitete Composition ist, in der die Wunder und die Reden, der historische und der didaktische Theil einander gegenseitig bedingen und zur Voraussetzung haben, Eines nicht ohne das Andere stehen kann, eine Composition, die, schon weit von den älteren Traditionen entfernt, nur aus einer späteren Entwickelung des christlichen Bewußtseins erklärt werden kann. Das Verhältniß des vierten Evangeliums einerseits zur Apokalypse, der man den apostolischen Ursprung mit keinem Grunde streitig machen kann, und andererseits zum quartodecimanischen Streit — der unwiderleglichste Beweis gegen seine Authentie — bilden ganz bestimmte äußere Anhaltspunkte, die zusammengenommen mit der eindringenden Analyse des Evangeliums, wie Baur sie geliefert, unabweisbar zu dem Schlusse führen, daß das vierte Evangelium, wie hoch es in anderer Hinsicht steht, durch Geist, Tiefe und Einheit seiner Auffassung, doch gerade in historischer Beziehung die unzuverlässigste Quelle ist, und in allen Fällen, wo es mit den Synoptikern in Widerspruch tritt, zurückstehen muß. Eben dies ist der Angelpunkt für die ganze Evangelienkritik geworden. Auch der Strauß'sche Standpunkt ist nicht durch seine zahlreichen „Widerlegungen," sondern durch die Baur'sche Kritik des Johannesevangeliums erschüttert worden. Ein Geschichtschreiber, der diese Resultate nicht kennt, oder vornehm — vielleicht auch in übel angebrachter conciliatorischer Tendenz, ignorirt, — man weiß in der That nicht, für welche Seite dieser Alternative man sich entscheiden soll — stellt sich damit ein seltsames Zeugniß über die Befähigung zu seiner Aufgabe aus. Allein freilich, diese Haltlosigkeit der kritischen Grundlage des Renan'schen Buches anzuklagen, hat man nur ein Recht vom Standpunkte einer ehrlichen und freien, durch keine dogmatischen Rücksichten eingeschränkten Forschung. Die deutsche Theologie hat sich bei dem Erscheinen desselben auf einmal überaus kritisch gebärdet. Sie hat sich mit leichtem Achselzucken über die kritischen Blößen, die Halbheiten und In-

consequenzen des französischen Gelehrten ausgelassen und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß in Deutschland, dem Lande der soliden Wissenschaftlichkeit, ein so leichtfertiger „Charlatanismus“ unerhört gewesen wäre. Wie aber, wenn Renan mit seiner allerdings unzweifelhaften Leichtfertigkeit nur allzu sehr an gewisse Versuche der deutschen Theologie erinnerte? Gerade bei der Behandlung der Johannesfrage drängt sich diese Erinnerung unabweislich auf, so daß der Gedanke nahe liegt, der französische Kritiker habe wohl aus deutschen Quellen, aber leider nicht aus den rechten geschöpft; und wenn in den deutschen Bearbeitungen allerdings stets ein größerer Aufwand von Gelehrsamkeit zu Tage tritt, als bei ihm, wenn gewöhnlich dogmatische Rücksichten da maaßgebend sind, wo bei Renan nur eine allgemeine Scheu vor Consequenz oder das Interesse gefälliger Construction vorwaltet, so ist gleichwohl die Willkürlichkeit des Verfahrens in beiden Fällen dieselbe. Wenn z. B., um an neuere Untersuchungen zu erinnern, Ewald dem Johannes dankt, daß er die in den älteren Darstellungen noch zurückgebliebenen Lücken ausgefüllt, Vieles berichtigt und erst durch seine Darstellung in das rechte Licht gerückt habe, weswegen in den Fällen einer Differenz das Wahre und Richtige nur auf Seite des Johannes vorauszusetzen sei, wenn er aber dann gleichwohl gerade zu dem eigenthümlich Johanneischen, namentlich zu der Lehre vom „Wort, das am Anfange war,“ zur Logoslehre, sich ganz negativ verhält, und seine Darstellung des Lebens Jesu eine wesentlich pragmatisch-rationalistische ist, wobei das Verkündigen und Lehren — bei Johannes gerade die Hauptthätigkeit Jesu — eine ganz untergeordnete Bedeutung erhält, so ist dies bei aller sonstigen Verschiedenheit doch ganz dieselbe willkürliche Art, mit den Quellen umzugehen, um sich das Passende daraus anzueignen, Anderes liegen zu lassen. Noch auffallender ist die Verwandtschaft der Renan'schen Kritik z. B. mit Weiße. Auch hier wird zwischen Ursprung und Abfassung des Johannesevangeliums unterschieden, um seine Aechtheit und Unächtheit zugleich zu beweisen, und zwar ist es dann näher gleichfalls die Trennung der historischen Theile von den didaktischen, auf welche das Hauptgewicht fällt, nur daß umgekehrt Weiße den didaktischen Inhalt des Evangeliums, also vor Allem die Logoslehre für den apostolischen Kern erklärt, während er in der verbindenden Erzählung die Einschaltung und Bearbeitung eines — übrigens ebenfalls aus Mittheilungen des Apostels schöpfenden — späteren Verfassers erkennen will. Diese ganze Scheidung angeblich heterogener Elemente im vierten Evangelium ist mit keinen besseren Gründen gestützt, als bei Renan, und man sieht in der That Angesichts der für jeden Unbefangenen systematisch strengen Einheit des Evangeliums nicht ein, was für die geschicht-

liche Betrachtung gewonnen sein soll, ob man die erzählenden Theile auf Kosten der didaktischen oder diese auf Kosten jener bevorzugt. Es sind keine geschichtlichen, sondern nur subjective Gründe, welche beidemal entscheiden. Bei dieser Lage der Sache mußte man entweder behutsam mit dem Vorwurf französischer Leichtfertigkeit zurückhalten, oder aber consequent sein und anerkennen, daß es, wenigstens was die Kritik der Quellen betrifft, sehr verwandte Erscheinungen giebt, die nicht auf französischem Boden gewachsen sind.

Aber die Darlegung der Methode Renan's ist mit diesen Andeutungen über Werth und Verhältniß der Evangelien zu einander, wie er sie selbst bemißt, noch nicht erschöpft. Allerdings ist nun die Bevorzugung des Johannesevangeliums in seinem historischen Theil für den Gang der Geschichtserzählung wesentlich bestimmend. Von ihm entlehnt unser Biograph die Annahme jährlicher Festreisen, ihm folgt er in den meisten Zeitangaben, die Katastrophe wird an die Auferweckung des Lazarus geknüpft, die Ereignisse der letzten Woche ganz nach Johannes erzählt, und so die Fußwaschung an die Stelle der Einsegnung des Abendmahls gesetzt, sowie der Tod Jesu auf den 14., anstatt auf den 15. Nisan verlegt. Alle diese Angaben sind ebenso viele historische Irrthümer, und in der Auslegung des Lazaruswunders hat unserem Verfasser die Vorliebe für die Johanneische Darstellung das unglücklichste Capitel des ganzen Buches dictirt. Allein in anderen Fällen hält Renan weder den Kanon, daß Johannes den Synoptikern vorzuziehen sei, noch den, daß die Reden als unächt aus jenem auszuscheiden seien, mit voller Strenge fest. Nicht nur wird schon durch die überall eingeschalteten synoptischen Berichte das einfache Gefüge der Johanneischen Darstellung immer wieder gesprengt und zerrissen, sondern an einem Hauptpunkte der evangelischen Geschichte muß sich Renan im Wesentlichen der synoptischen Darstellung anschließen. Bekanntlich besteht eine Hauptverschiedenheit zwischen den synoptischen und dem Johannesevangelium darin, daß jene die Lehrthätigkeit Jesu auf Galiläa beschränken und ihn erst am Ende des Lebens die Festreise nach Jerusalem unternehmen lassen, auf welcher die Katastrophe erfolgt, während nach dem vierten Evangelium Jesus seinen Aufenthalt in Galiläa durch wiederholte Reisen in die Hauptstadt unterbricht, gemäß der ganzen Tendenz dieses Evangeliums, welches Jesus von Anfang an in den Mittelpunkt des Judenthums, in den dialektischen Kampf mit den jüdischen Häuptern und Parteien versetzt. Die Festreisen einfach in die synoptische Geschichtserzählung einzufügen, wie sonst synoptische Erzählungen in den Bericht des Johannesevangeliums eingeschoben werden, nützt in diesem Falle nichts — wegen der ganz besonders hervortretenden Bedeutung, welche die Fest-

reisen und die daran geknüpften Wunder und Reden, von denen die Synoptiker nicht ein Wort wissen, in jenem Evangelium einnehmen. Auch hier muß man sich entscheiden: es kann nur entweder das Eine sein oder das Andere. Alle harmonistischen Experimente dienen nur dazu, die Eigenthümlichkeit einer jeden dieser beiden Geschichtsdarstellungen zu verwischen, das Gewebe beider aufzutrennen, ohne durch jenes mechanische Ineinanderschieben eine wirkliche Einheit der Geschichtserzählung zu Stande zu bringen. Renan adoptirt nun allerdings im Sinne der ächten Harmonistik, welche überall das vierte Evangelium zur Grundlage nehmen muß, die Johanneischen Festreisen. Allein da er den an sie geknüpften Reden Jesu, auf welchen gerade das ganz besondere Interesse des Evangelisten ruht, nur einen sehr bedingten Werth zuschreibt, so weiß er mit ihnen nichts Rechtes anzufangen, sie sind ihres eigentlichen Inhalts entkleidet, und im Bewußtsein davon vermag Renan die Leere nicht anders auszufüllen, als daß er an eine derselben die vermuthlichen Eindrücke knüpft, welche Jesus in dem verstockten Jerusalem erhalten mochte, und die seinen Widerwillen gegen das Judenthum bis zu offener Kriegserklärung, bis zu revolutionärer Auflehnung verschärfen mußten — Alles, obwohl im Ton des unfehlbaren Historikers erzählt, reine Combination, die selbst dann, wenn die Wiederholung der Festreisen unbedenklich wäre, blos den Werth einer Hypothese hätte, so aber keinenfalls dazu dienen kann, die ohnedies auf so schwachen Füßen stehende Annahme der Festreisen zu stützen. Hiervon aber abgesehen fällt nun auch bei Renan das Hauptgewicht der Wirksamkeit Jesu auf Galiläa. Es war ein richtiger historischer Tact, der ihn hier leitete und ihn unwillkürlich zur Anerkennung der höheren Glaubwürdigkeit der Synoptiker nöthigte. — Wenn er nun aber so seinen Kanon von der höheren Glaubwürdigkeit des Johannesevangeliums selbst wieder durchbricht, so bleibt er andererseits ebenso wenig dem Grundsatz getreu, daß die metaphysischen Reden desselben als unächt und späteren Ursprungs zu verwerfen seien. Obwohl er immer wieder seine Einwendungen gegen den Wortlaut dieser Gespräche wiederholt, benutzt er sie gleichwohl, um dem Lebensbild Jesu mehr Farbe zu geben. Natürlich. Denn, hält man die Unterredung Jesu mit Nicodemus oder die mit dem samaritischen Weibe für historisch, so hat dieses Factum an sich nicht den mindesten Werth, wenn nicht auch dem Inhalt dieser Gespräche, auf welchen es dem Evangelisten allein ankommt, doch wenigstens dem allgemeinen Gedanken nach immer wieder eine größere Bedeutung und Glaubwürdigkeit beigelegt wird, als der Kritiker, seinem Kanon gemäß, eigentlich zugeben sollte. So wird denn in der That selbst die Lehre vom Paraklet, dem „Tröster, den der Vater senden werde," und die alle-

gorische Rede vom Brod und Wein auf den Mund Christi zurückgeführt. Zu Letzterem nöthigte allerdings die Ausscheidung der Abendmahlseinsetzung. Wie bei Johannes die Handlung des Abendmahls durch jene mystischen Reden ersetzt ist, so mußten sie auch bei Renan an die Stelle der Handlung selbst treten. Allein es ist eben dies nur ein Beweis, wie eng im Johannesevangelium Alles zusammenhängt, wie mit kunstvoller Absichtlichkeit Jedes an seinem Orte steht und nur mit Beeinträchtigung wesentlicher Theile und der ganzen Ordnung von seiner Stelle gerückt werden kann. Eben die Thatsache dieser planmäßigen Ordnung aber führt nothwendig auf die Frage nach den tieferen Gründen einer von den Synoptikern in so wesentlichen Punkten abweichenden Darstellung, und diese Frage, einmal angeregt, leitet zu ganz anderen Resultaten über die Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums, als Renan sie annimmt, der hierin noch ganz auf dem Boden der älteren traditionellen Theologie steht.

So fehlt es denn überhaupt an ernsthaften Grundsätzen, an einer sicheren Methode für die Benutzung der Evangelien. Auch die schwachen Anläufe, die Renan selbst macht, um feste Anhaltspunkte zu gewinnen, bleiben ohne Erfolg, weil im einzelnen Falle doch immer wieder nicht Gründe, die in der Sache selbst liegen, entscheiden, sondern subjective Momente, vor Allem die Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit im Sinne einer harmonischen und möglichst vollständigen Darstellung. Das Letztere ist offenbar ein Hauptpunkt. Nun ist es zwar wohl begreiflich, daß ein Biograph im Interesse seines Helden das Material möglichst auszudehnen und zu vervollständigen sucht. Er wird einzelne Züge, wenn sie dazu dienen, einzelne Seiten des Geschilderten näher zu beleuchten, gerne benutzen, auch wenn ihre Authentie nicht gerade über allen Zweifel erhaben ist, wenn sie nur der beglaubigten Ueberlieferung nicht widerstreiten; er wird Alles herbeiziehen, was zur Charakteristik seines Helden, zur Vervollständigung von dessen Lebensbild dienen kann. Aber etwas Anderes ist es doch, wenn eine Hauptquelle selbst von verdächtiger Autorität ist, oder wenn es sich um widerstreitende Berichte handelt, deren Bestandtheile bunt durch einander gewürfelt werden, so daß entweder der dargestellte Gegenstand selbst widersprechende Züge enthält, oder ein gewisses Durchschnittsmaaß gesucht wird, das weder dem einen noch dem anderen Berichte genau entspricht. Für den Biographen Jesu wird immer die Versuchung nahe liegen, das schlichte und vielfach lückenhafte Bild der Synoptiker durch den ungleich farbenreicheren und kunstvolleren Bericht des vierten Evangeliums zu ergänzen. Allein was er auf diese Weise an Reichthum und scheinbarer Vollständigkeit gewinnt, geht ihm auf der anderen Seite an historischer Sicherheit seiner Erzählung verloren. Je mehr so in das

Leben Jesu hinein und zusammengetragen wird, um so unzuverlässiger wird dasselbe, und die höchste Kunst der Combination, die glänzendste Darstellung vermag über die Blößen der kritischen Grundlegung nicht hinwegzutäuschen. Selbst einzelne Erzählungen, deren Kern vielleicht unanfechtbar ist, verlieren dadurch an historischer Bestimmtheit, daß sie von ihrer Stelle gerückt, willkürlich in einen anderen Zusammenhang gebracht, mit heterogenen Bestandtheilen verquickt sind. Unterscheidet man zwischen den evangelischen Berichterstattern scharf nach ihrer schriftstellerischen Anlage und Tendenz, so weiß man, warum hier dieses und jenes Wunder erzählt wird, warum dort nicht, warum es hier so erzählt wird, und dort anders, warum hier etwas als der Nachklang einfacher naiver Erinnerung erscheint, was dort in die Tendenzfarbe des ganzen Berichts getaucht ist. Bei der harmonistischen Behandlungsweise, welche hier ein Stück, dort ein Stück zusammenliest und sie künstlich zusammenklebt, lösen sich selbst die unzweifelhaft historischen Thatsachen, weil sie aus ihrem natürlichen Zusammenhang gerückt sind, in Objecte der Hypothese und Combination auf. Der historische Boden ist so sehr versetzt mit unhistorischen Bruchstücken, daß man am Ende nirgends mehr mit Sicherheit Fuß fassen kann. Die ganze Darstellung erhält einen hypothetischen Charakter, und während ein tüchtiger Geschichtschreiber den Leser mit dem Bewußtsein erfüllen soll, daß er an sicherer Hand durch bisher unbekannte Strecken wandelt, wird hier den Leser bei jedem Schritt Mißtrauen ergreifen, und nur zu oft wird er in die Lage kommen, unwillkürlich dem Führer, der ihn leiten sollte, die helfende und zurechtweisende Hand entgegenzustrecken. Bei allen hervorragenden Punkten der evangelischen Geschichte ist diese Unsicherheit der Renan'schen Geschichtschreibung in die Augen fallend. Man nehme nur das unbestimmte, zaghafte Räsonnement, das über die Wunder angestellt wird, oder die Art und Weise, wie das Verhältniß Jesu zu seinen Vorgängern, zum Täufer, zum mosaischen Gesetz behandelt wird, wie um die Versuchungsgeschichte, um die Verklärung, um das Abendmahl herumgegangen wird, — überall dieselbe Unsicherheit, die sich selbst von aller festen Basis losgelöst fühlt. Hier kommt dann dem Franzosen ganz besonders seine Sprache, seine glänzende Darstellung, sein effectreicher Stil zu Statten. Ueberall müssen diese aushelfen, wo der Verfasser weder für die buchstäbliche noch für die mythische, weder für die rationalistische noch für die kritische Auslegung sich zu erklären den Muth findet, und, anstatt vor Allem der schriftstellerischen Tendenz seiner Gewährsmänner nachzugehen, aus allen älteren Theorien ein nach dieser Seite hin sehr freisinnig, nach jener sehr gefühlvoll und religiös schillerndes Gewebe anfertigt, das doch Niemandem imponirt, Niemanden befriedigt. Nein! auf wie engen

Raum sich auch dasjenige zusammendränge, was in den Evangelien als unzweifelhaft historisch festzuhalten ist —: ein ächter Torso hat größeren Werth, als eine mühsam zusammengeflickte, anspruchsvolle Statue, wie man deren in unseren Museen sehen kann, wo Fragmente ganz verschiedener Art zusammengekittet sind und das Meiste daran die Arbeit eines modernen Restaurators ist.

Dies Alles gilt nun freilich, wie schon angedeutet, nicht blos von Renan oder von seinen Landsleuten, sondern von allen denjenigen Geschichtschreibern, welche für die Erforschung des Urchristenthums andere Gesetze haben als für die Erforschung irgend einer anderen geschichtlichen Erscheinung, und anstatt zu einer unbefangenen Untersuchung der Quellen zu schreiten, vielmehr ihre Ansicht auf alle Weise aus den Quellen herauszudeuten entschlossen sind. Allein es ist bei einem Buch, wie das des französischen Gelehrten, um so interessanter, die Folgen eines solchen Verfahrens zu beobachten, als er durchaus nicht an dogmatische Voraussetzungen gebunden ist, vielmehr von ganz richtigen Grundsätzen der Geschichtschreibung ausgeht und nur die Anwendung derselben eine befangene, auf allen Punkten inconsequente ist. Man könnte sagen, sein historischer Tact sei, wofern sich Beides trennen läßt, weit entwickelter als sein kritischer. Trotz des Gewirrs der Hypothesen, trotz der sentimentalen Episoden, weht den Leser doch aus einzelnen Partien wieder die stärkende gesunde Luft der Geschichte an. Hierher gehört namentlich die Art und Weise, wie Renan das Lebensbild Jesu auf den Grund des damaligen jüdischen Nationallebens aufzeichnet, wie er das mechanische Verfahren der älteren Theologie, welche die Erscheinung Jesu als etwas Isolirtes, schlechthin Neues und Absolutes in die Geschichte eintreten läßt und höchstens das Providentielle in den damaligen Zeitumständen nachweist, überall dadurch zu durchbrechen weiß, daß er ihren natürlichen Zusammenhang mit dem Boden, dem sie entstammte, aufweist. Hier sind die werthvollsten, für die geschichtliche Betrachtung zum Theil wirklich neuen Partien des Buchs. Hier befindet sich Renan auf einem vertrauten Boden. Der genaue Kenner der semitischen Welt in ihren einzelnen Erscheinungen wie in ihrer allgemeinen geschichtlichen Bedeutung tritt hier wesentlich ergänzend ein. Denn es ist wahr, diesen Partien hat gerade die neuere deutsche Wissenschaft nicht die volle Beachtung geschenkt. Es kam ihr mehr auf die Entwickelung der Gedanken, auf den geistigen Umbildungsproceß an, als auf die concreten Thatsachen; nicht in der Erzählung, sondern in der Entwickelung der christlichen Idee im Zeitbewußtsein suchte sie ihre eigentliche Aufgabe, und ebendeshalb sind auch die secundären Quellen von ihr noch nicht mit dem eindringenden Spür-

sinn erforscht wie die unmittelbaren. Was Renan in dieser Beziehung namentlich aus dem Talmud beibringt, um die ganze Lebenssphäre, in welche Jesus hineingeboren wurde, den Ideenkreis, den er vorfand und von dem er selbst genährt war, zu schildern, die Beschreibung der religiösen Gährung und Exaltation, welche damals die Gemüther bewegte, der Vorläufer, welche Jesus ebenso in dem aphoristischen Spruchvortrag eines Hillel, als in den Aufstandsversuchen der Zelotenpartei hatte, die Gegenüberstellung des freieren religiösen Lebens in Galiläa mit seinem idyllisch-melancholischen Charakter und des starren, pedantischen, verknöcherten Wesens in Jerusalem — alles dies sind wesentliche Bereicherungen der evangelischen Geschichte, obwohl auch mit diesen Ausführungen sicher noch nicht das letzte Wort gesprochen ist und insbesondere die Charakterisirung der jüdischen Religionsparteien viel an Bestimmtheit zu wünschen übrig läßt, auch durch neuere Forschungen in manchen Punkten überholt ist. — Ganz besonders kam aber Renan noch die eigene Anschauung der Orte zu Statten. Die neuere biographische Kunst hat es längst verstanden, die Einflüsse zu verwerthen, welche Boden, Klima, landschaftliche Gestaltung auf die Entwickelung von Individuen wie allgemeiner geistiger Erscheinungen auszuüben pflegen. Renan macht im Grunde die erste Anwendung davon auf die biblische Geschichte. Er kennt nicht blos den Schauplatz derselben auf's Genauste, er weiß auch die Orte, die Landschaften, die Eigenthümlichkeiten der Formation, der Vegetation auf glänzende Weise zu zeichnen. Das Buch ist selbst in wesentlichen Theilen in der Nähe der heiligen Orte, am Fuße des Libanon niedergeschrieben worden, und man glaubt den Hauch der Luft, in der es entstanden, noch deutlich in den lebhaften Schilderungen zu spüren, die nur der frische Augenzeuge so aufzeichnen konnte. Mit Recht sagt Renan, daß ihm der Augenschein der Orte eine Art Offenbarung, ein fünftes Evangelium gewesen, durch welches die Geschichte erst eine greifbare Gestalt für ihn gewonnen. Die Schilderungen von Galiläa, von Nazareth, vom See Tiberias, dann von Jerusalem und seinen Umgebungen gehören in der That zu den anziehendsten Partien, und es wird Renan's Verdienst sein, wenn künftig auch diese nicht unwesentliche Seite genauer berücksichtigt und noch eingehender für die geschichtliche Darstellung erforscht wird.

Freilich indeß, dies ist nur die eine Seite des historischen Zusammenhangs, in welchem die Entstehung des Christenthums begriffen werden muß. Nachdem einmal Renan seine Aufgabe dahin sich gestellt hatte, ohne weitere Einleitung zuerst das Leben Jesu zu schreiben, fällt allerdings die Betrachtung der zweiten, der dem Heidenthum zugewandten Seite in der Entstehung des Christenthums erst in den folgen-

den Band. Nur fragt sich, ob Renan vermöge des Gangs seiner Studien und vermöge seiner persönlichen Vorliebe auch im Stande sein wird, dieser anderen Seite vollkommen gerecht zu werden. Das Christenthum ist nach dem vorliegenden Buche ein Erzeugniß des Judenthums, und als solches fix und fertig, die absolute Religion für alle Zukunft. Die Beziehungen zur Heidenwelt können im Grunde nur noch äußerliche sein, sofern sie die Verbreitung des Christenthums in der damaligen Welt betreffen. Hier ist eine Lücke, die später nicht mehr vollständig ausgefüllt werden kann. Der volle geschichtliche Zusammenhang konnte nur dadurch gewahrt bleiben, daß in der Schilderung des Judenthums selbst, aus welchem die Erscheinung Jesu hervorging, diejenigen Momente, welche die Auflockerung des starren Judaismus, seine Durchsättigung mit fremden, heidnischen Elementen bezeichnen, in ihrer positiven Bedeutung aufgezeigt wurden. Allein hier zeigt sich nun die Befangenheit unseres Geschichtschreibers von einer neuen Seite. Gerade aus dem reinen, strengen Judenthum läßt er das Christenthum hervorgehen, während er das Eindringen der heidnischen, synkretistischen Elemente möglichst abzuschwächen, seine Bedeutung zu verringern sucht. Auch dieser Fehler begegnet uns bei Renan nicht zum ersten Mal. Schon in seinem Essay über die Geschichte des jüdischen Volks nimmt er in auffallender Weise Partei für die conservative Tendenz innerhalb des Judenthums, welche, wie er sagt, zum Glück für die Welt stets die Oberhand über die liberale Tendenz behauptet habe. „Wer diese Geschichte nach unsern modernen Ideen, dem Reflex der Ideen Griechenlands und Roms, betrachtet, stößt bei jedem Schritte an: er muß für Saul gegen Samuel sein, für Isboseth gegen David, für die Könige gegen die Propheten, für die Samariter gegen die Juden, für die hellenistische Partei gegen die Makkabäer, für die Sadducäer gegen die Pharisäer. Und doch, wenn Saul und Isboseth gesiegt hätten, wäre Israel ein kleiner vergessener Staat des Orients, wie etwa Moab oder Idumaea geblieben. Wenn es den Königen gelungen wäre, den Prophetismus zu ersticken, hätte Israel in den weltlichen Dingen vielleicht den Wohlstand von Tyrus und Sidon erreicht, aber mit seiner ganzen religiösen Rolle wäre es vorbei gewesen. Wenn die Makkabäer nicht im Stande waren den Seleukiden zu widerstehen, so wurde Judäa ein Land wie Bithynien oder Kappadokien, eine Beute zuerst der Griechen, dann der Römer. Es waren, wenn man will, engbeschränkte Geister, diese Juden, verschlossen jedem Sinn für Fortschritt, unzugänglich jeder künstlerischen Empfindung, unfähig die glänzende Cultur Griechenlands zu begreifen. Man kann auch nicht leugnen, daß uns die Sadducäer in manchen Punkten über den Pharisäern zu stehen scheinen. Die ganze Geschichte Israels

beweist in einem schlagenden Beispiel, daß der Sieg hienieden nicht der anscheinend vernünftigsten und liberalsten Sache zufällt, — er gehört denen, welche Jehovah auserwählt hat, die Menschheit in die unbekannten Länder zu führen, welche göttliche Orakel ihnen verheißen haben." Die hier ausgesprochene Ansicht, die ebenso unhistorisch ist, als sie trotz anscheinender Unbefangenheit eine einseitige Parteinahme verräth, und zur Erklärung geschichtlicher Probleme schließlich keinen anderen Ausweg weiß, als die göttliche Willkür, wirkt nun auch im „Leben Jesu" noch deutlich genug nach. Stets erscheint das Judenthum als der heidnischen Welt absolut entgegengesetzt. „Israel ist wahrhaft und vorzugsweise das Volk Gottes, während um es herum die heidnischen Religionen mehr und mehr, in Persien und Babylonien zu einem officiellen Charlatanismus, in Aegypten und Syrien zu einem krassen Götzendienst, in der griechischen und lateinischen Welt zu leerem Gepränge werden." Durch sein zähes Festhalten an den alten Ueberlieferungen soll das Judenthum dem Christenthum den Weg gebahnt haben, und höchstens persische Einflüsse werden zugelassen, wo eine Umbildung der alten Ideen schlechterdings nicht zu leugnen war. Nicht nur wird behauptet, daß zu Jesus selbst weder direct noch indirect irgend ein Element griechischer Cultur gedrungen sei, sondern die Tendenz, welche das Judenthum damals unleugbar zeigte, fremde Elemente in sich aufzunehmen, wird auf ein möglichst geringes Maaß zurückgeführt. Einige Juden hätten allerdings hellenische Cultur sich angeeignet. Aber Josephus erkläre selbst, daß er unter seinen Zeitgenossen eine Ausnahme bilde. Die schismatische Schule von Aegypten habe sich von Jerusalem völlig getrennt. Hier in der Hauptstadt sei jedenfalls das Griechische wenig getrieben und sein Studium für gefährlich oder entehrend gehalten worden. — Es bedarf keines Nachweises, wie wenig diese Schilderung den thatsächlichen Zuständen entspricht. Nicht nur war die damalige jüdische Bildung und Gesellschaft auf's Mannichfachste von hellenistischen Elementen durchdrungen, sondern ein unbefangener geschichtlicher Sinn wird auch nicht zu leugnen vermögen, daß eben auf dieser Fähigkeit des Judenthums, seinen starren Particularismus aufzugeben, auch seine Fähigkeit beruhte, die absolute Religion aus seinem Schooße zu gebären. Betrachtet man die Geschichte des Judenthums aus dem Gesichtspunkt der Entstehung des Christenthums, so kann man unmöglich dem Eindringen einer liberaleren Richtung, welche gleichsam die Brücke bildet zwischen dem alten Particularismus und dem späteren Universalismus, eine wahrhaft positive Bedeutung absprechen. Eine neue Religion, welche das damalige Heidenthum so vollständig absorbirt hat, und von Anfang an in demselben einen so günstigen Boden fand, daß schon nach wenigen Jahrzehnten der Gegensatz der neuen Lehre

den Band. Nur fragt sich, ob Renan vermöge des Gangs seiner Studien und vermöge seiner persönlichen Vorliebe auch im Stande sein wird, dieser anderen Seite vollkommen gerecht zu werden. Das Christenthum ist nach dem vorliegenden Buche ein Erzeugniß des Judenthums, und als solches fix und fertig, die absolute Religion für alle Zukunft. Die Beziehungen zur Heidenwelt können im Grunde nur noch äußerliche sein, sofern sie die Verbreitung des Christenthums in der damaligen Welt betreffen. Hier ist eine Lücke, die später nicht mehr vollständig ausgefüllt werden kann. Der volle geschichtliche Zusammenhang konnte nur dadurch gewahrt bleiben, daß in der Schilderung des Judenthums selbst, aus welchem die Erscheinung Jesu hervorging, diejenigen Momente, welche die Auflockerung des starren Judaismus, seine Durchsättigung mit fremden, heidnischen Elementen bezeichnen, in ihrer positiven Bedeutung aufgezeigt wurden. Allein hier zeigt sich nun die Befangenheit unseres Geschichtschreibers von einer neuen Seite. Gerade aus dem reinen, strengen Judenthum läßt er das Christenthum hervorgehen, während er das Eindringen der heidnischen, synkretistischen Elemente möglichst abzuschwächen, seine Bedeutung zu verringern sucht. Auch dieser Fehler begegnet uns bei Renan nicht zum ersten Mal. Schon in seinem Essay über die Geschichte des jüdischen Volks nimmt er in auffallender Weise Partei für die conservative Tendenz innerhalb des Judenthums, welche, wie er sagt, zum Glück für die Welt stets die Oberhand über die liberale Tendenz behauptet habe. „Wer diese Geschichte nach unsern modernen Ideen, dem Reflex der Ideen Griechenlands und Roms, betrachtet, stößt bei jedem Schritte an: er muß für Saul gegen Samuel sein, für Isboseth gegen David, für die Könige gegen die Propheten, für die Samariter gegen die Juden, für die hellenistische Partei gegen die Makkabäer, für die Sadducäer gegen die Pharisäer. Und doch, wenn Saul und Isboseth gesiegt hätten, wäre Israel ein kleiner vergessener Staat des Orients, wie etwa Moab oder Idumaea geblieben. Wenn es den Königen gelungen wäre, den Prophetismus zu ersticken, hätte Israel in den weltlichen Dingen vielleicht den Wohlstand von Tyrus und Sidon erreicht, aber mit seiner ganzen religiösen Rolle wäre es vorbei gewesen. Wenn die Makkabäer nicht im Stande waren den Seleukiden zu widerstehen, so wurde Judäa ein Land wie Bithynien oder Kappadokien, eine Beute zuerst der Griechen, dann der Römer. Es waren, wenn man will, engbeschränkte Geister, diese Juden, verschlossen jedem Sinn für Fortschritt, unzugänglich jeder künstlerischen Empfindung, unfähig die glänzende Cultur Griechenlands zu begreifen. Man kann auch nicht leugnen, daß uns die Sadducäer in manchen Punkten über den Pharisäern zu stehen scheinen. Die ganze Geschichte Israels

beweist in einem schlagenden Beispiel, daß der Sieg hienieden nicht der anscheinend vernünftigsten und liberalsten Sache zufällt, — er gehört denen, welche Jehovah auserwählt hat, die Menschheit in die unbekannten Länder zu führen, welche göttliche Orakel ihnen verheißen haben." Die hier ausgesprochene Ansicht, die ebenso unhistorisch ist, als sie trotz anscheinender Unbefangenheit eine einseitige Parteinahme verräth, und zur Erklärung geschichtlicher Probleme schließlich keinen anderen Ausweg weiß, als die göttliche Willkür, wirkt nun auch im „Leben Jesu" noch deutlich genug nach. Stets erscheint das Judenthum als der heidnischen Welt absolut entgegengesetzt. „Israel ist wahrhaft und vorzugsweise das Volk Gottes, während um es herum die heidnischen Religionen mehr und mehr, in Persien und Babylonien zu einem officiellen Charlatanismus, in Aegypten und Syrien zu einem krassen Götzendienst, in der griechischen und lateinischen Welt zu leerem Gepränge werden." Durch sein zähes Festhalten an den alten Ueberlieferungen soll das Judenthum dem Christenthum den Weg gebahnt haben, und höchstens persische Einflüsse werden zugelassen, wo eine Umbildung der alten Ideen schlechterdings nicht zu leugnen war. Nicht nur wird behauptet, daß zu Jesus selbst weder direct noch indirect irgend ein Element griechischer Cultur gedrungen sei, sondern die Tendenz, welche das Judenthum damals unleugbar zeigte, fremde Elemente in sich aufzunehmen, wird auf ein möglichst geringes Maaß zurückgeführt. Einige Juden hätten allerdings hellenische Cultur sich angeeignet. Aber Josephus erkläre selbst, daß er unter seinen Zeitgenossen eine Ausnahme bilde. Die schismatische Schule von Aegypten habe sich von Jerusalem völlig getrennt. Hier in der Hauptstadt sei jedenfalls das Griechische wenig getrieben und sein Studium für gefährlich oder entehrend gehalten worden. — Es bedarf keines Nachweises, wie wenig diese Schilderung den thatsächlichen Zuständen entspricht. Nicht nur war die damalige jüdische Bildung und Gesellschaft auf's Mannichfachste von hellenistischen Elementen durchdrungen, sondern ein unbefangener geschichtlicher Sinn wird auch nicht zu leugnen vermögen, daß eben auf dieser Fähigkeit des Judenthums, seinen starren Particularismus aufzugeben, auch seine Fähigkeit beruhte, die absolute Religion aus seinem Schooße zu gebären. Betrachtet man die Geschichte des Judenthums aus dem Gesichtspunkt der Entstehung des Christenthums, so kann man unmöglich dem Eindringen einer liberaleren Richtung, welche gleichsam die Brücke bildet zwischen dem alten Particularismus und dem späteren Universalismus, eine wahrhaft positive Bedeutung absprechen. Eine neue Religion, welche das damalige Heidenthum so vollständig absorbirt hat, und von Anfang an in demselben einen so günstigen Boden fand, daß schon nach wenigen Jahrzehnten der Gegensatz der neuen Lehre

zum obstinaten Judenthum weit schroffer sich gestaltete, als zum Heidenthum, ist überhaupt ganz undenkbar, wenn nicht zu ihrer Entstehung heidnische Elemente, wie indirect sie auch vermittelt waren, weit entscheidender eingewirkt haben, als nach einer Ansicht der Fall war, welche das Christenthum einseitig aus dem Semitenthum ableitet. —

Und nun noch ein Wort über den eigentlichen, biographischen **Kern** des Buches. Seltsam, daß sich gerade hierüber wie in einer Parenthese hinweggehen läßt. Und doch ist es so. Das Bisherige betrifft fast nur den historischen Apparat, die historische Methode, — aber hierin liegt im vorliegenden Falle Alles. Was nützt die schönste glänzendste Combination, wenn der Grund, auf den sie gebaut ist, zusammenbricht? Und was nützt andererseits alle Mißhandlung der Quellen, — wenn doch nur ein **Roman** damit zu Stande gebracht wird?

Der Mittelpunkt einer Geschichte Jesu, welche constructiv verfährt, ist die Persönlichkeit unseres Religionsstifters, oder, näher bestimmt, die **psychologische Entwickelung des inneren Lebens Jesu.** In diesem Punkte gipfelt die Aufgabe des Biographen, und wirklich entfaltet hier Renan allen Glanz und Zauber seines schriftstellerischen Talentes. Ein glänzendes Gemälde ist es in der That, das Renan vor unseren Augen entrollt, ebenbürtig den besten Kunstleistungen seiner Landsleute, welche den Höhepunkt moderner Technik bezeichnen. Wie ist da Alles sorgfältig gruppirt, Licht und Schatten mit feinstem Verständniß vertheilt, dieses in die volle Beleuchtung des Tages gerückt, jenes in ein künstliches wirkungsvolles Helldunkel gehüllt; welche feine Verknüpfung der Episoden, welche energische Steigerung in der ganzen Composition, von den idyllischen Anfängen bis zur tragischen Katastrophe! Schade — es fehlt dem Gemälde nur Eines, aber die Hauptsache, es fehlt ihm die Wahrheit. Doch auch hier ist zu unterscheiden. Es fehlt dem Kunstwerk nicht an jener inneren Wahrheit, welche auf der Einheit der Conception und der Consequenz ihrer Durchführung beruht. Dieser junge schöne Galiläer, der zuerst in der Weise seiner Vorgänger und im Anschluß an den allgemeinen, damals im Volk verbreiteten Aphorismenschatz als Verkündiger einer reinen Moral, eines geistigen Gottesreiches ohne Priester und Dogmen auftrat und zuerst die Idee der allgemeinen Vaterschaft Gottes aussprach, — dem dann in der Berührung mit dem Täufer zuerst die Versuchung nahe trat, durch äußerliche Vorstellungen und Gebräuche die Reinheit seiner Idee zu trüben, — der aber, bald sich selbst wiedergegeben, nun am See Tiberias seine idealistische Weltanschauung weiter entwickelt und unter den glücklichen Bewohnern dieser Ufer einen Augenblick den Traum seines Gottesreiches zur Wahrheit macht, obgleich er es nun mehr und mehr im Sinne einer so-

cialen Revolution, einer Katastrophe auffaßt, durch welche die Zukunft den Armen und Geringen gehören wird, ein Reich, das er, der Menschensohn, d. h. der erwartete Messias zu gründen berufen ist, — der dann bei einem Besuch in Jerusalem seines unlösbaren Widerspruchs mit dem Judenthum sich bewußt wird und von nun an universalistisch und revolutionär dem Judenthum offen den Krieg erklärt, aber durch die Einmischung der demokratisch-apokalyptischen Gedanken in die Idee des geistigen Gottesreiches an Reinheit seines Ideals ebenso verliert, als er dadurch in propagandistischer Hinsicht gewinnt, — der endlich im unaufhaltsamen Verlauf des Kampfes mit der Welt zu einem exaltirten Ascetismus, zu leidenschaftlicher Polemik, zum völligen Bruch mit den realen Mächten und zu staatsgefährlichem Fanatismus fortgerissen wird und in dieser gespannten Lage schließlich selbst keinen Ausweg mehr sieht als den Tod, im Tod aber zugleich den gewissen Sieg seiner alsdann von allen realistischen Vorstellungen wieder befreiten Idee voraus weiß, und nun endet als der unvergleichliche, wahrhaft göttliche Heros der Leidensgeschichte — diese ganze Entwickelung hat in ihrer lückenlosen sicheren Consequenz etwas wahrhaft Blendendes, Hinreißendes, das im ersten Moment unwillkürlich gefangen nimmt. Und doch ist es gerade das Planmäßige, Abgerundete der ganzen Darstellung, in welcher sich die schwierigsten Probleme so einfach in eine harmonische Einheit auflösen, was dann wieder ein natürliches Mißtrauen erregt. Ueberall wo die begeisterte Schilderung den Leser etwas zu Athem kommen läßt, erinnert er sich an die unkritische Grundlage, auf der das Ganze beruht. Wo sind die Beweise für diesen Gang der Dinge? Ist es erlaubt, das vorhandene Material mit der Sicherheit eines Baumeisters, der mit Bedacht Stein an Stein fügt, zu einer solchen Combination aufzubauen? und wenn es erlaubt ist, das Material in solcher Weise zu verwenden, sind nicht noch ganz andere Combinationen damit möglich, die den gleichen Anspruch auf Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit machen? Wo ist überhaupt die Grenzlinie für das Wahre, das Wahrscheinliche, das Mögliche? Wo hört das mit Sicherheit historisch Beglaubigte auf und beginnt das Reich der Hypothese, der subjectiven Construction? Auf alle diese Fragen hat Renan keine andere Antwort, als die einfache Thatsache seiner Darstellung, die mit Ausnahme einzelner Punkte, wie z. B. namentlich die Stellung des Täufers, allerdings nicht widerlegt, aber noch viel weniger erwiesen werden kann. Mit Einem Worte: es ist zu den vorhandenen Legenden eine neue Legende, concipirt im Geist des neunzehnten Jahrhunderts und ausgestattet mit einem Theil des wissenschaftlichen Erwerbes der Gegenwart, aber gleichwohl eine Legende, deren Analyse und Kritik im Grunde wieder eine ganz ähnliche Arbeit wäre, wie die der Legenden des ersten

Jahrhunderts. In diesem Sinne war es eine feine Bemerkung de Sacy's, wenn er von dem Evangelium Renan's sprach, dem er seinerseits die älteren Evangelien vorziehe. Es lag ein beißender, aber verdienter Spott in diesen Worten.

Für die geschichtliche Kenntniß also, dies ist unleugbar, ist mit Renan's Buch wenig gewonnen. An allen Punkten stößt wieder der Mangel an kritischer Solidität auf. Allein als der erste Versuch einer wirklichen Biographie Jesu im Unterschied von der Harmonistik wie von der Polemik wird es demungeachtet auch künftig seine Stelle behaupten. Die Versuche werden wiederholt werden, sie werden sich auf eine strengere Kritik der Quellen stützen, sie werden ohne Zweifel weit anspruchsloser auftreten und was ihnen an Quantität abgehen wird, durch die Qualität ersetzen. Aber der Erste, der die Aufgabe richtig gestellt und nur mit unzulänglichen Mitteln sie durchgeführt hat, bleibt dennoch der französische Gelehrte. Diese Aufgabe ist keine andere, als die Erscheinung Jesu als eine rein historische zu begreifen. Die Berechtigung zu dieser Behandlung liegt im Recht der modernen Wissenschaft überhaupt, welche das Wunder nicht kennt und für einen Theil der Geschichte nicht andere Gesetze zuläßt als für die übrige Geschichte. Ist es nicht erlaubt, das Leben Jesu nach denselben Gesetzen zu erzählen, wie alles andere geschichtlich Gegebene, so ist es überhaupt nicht geschichtlich zu begreifen. Und andererseits, wenn es nicht mehr möglich ist, ein befriedigendes Lebensbild Jesu herzustellen, so liegt die Schuld nicht an der Methode der Wissenschaft, sondern an der Unzulänglichkeit der Quellen. Wie weit diese bei umsichtiger kritischer Benutzung eine zusammenhängende Geschichtserzählung zulassen, steht noch dahin, aber der eine mißlungene Versuch beweist noch nicht, daß ein Versuch in dieser Richtung überhaupt nicht möglich ist. Nichts wäre voreiliger, als der Schluß: weil Renan unter seiner Aufgabe geblieben, Jesu Leben als ein rein menschliches zu beschreiben, sei die Aufgabe selbst falsch gestellt, und die Wirkungen, die von Jesu ausgegangen, seien überhaupt nicht zu erklären, ohne ein absolutes Eingreifen des göttlichen Willens anzunehmen. Soll diese Behauptung nicht in einem Cirkelschluß sich bewegen, so müßte man doch vorerst ganz genau dasjenige begrenzen können, was das eigenste Werk Jesu, und auf seine persönliche Einwirkung zurückzuführen ist. Aber wer wollte diese Grenzlinie ziehen bei einer geschichtlichen Erscheinung, welche uns nur durch so dürftige Quellen übermittelt ist, da doch selbst bei Ereignissen, die im vollen Licht der Geschichte stehen, eine solche Grenzlinie sich nicht ziehen läßt. Hier hat allerdings die geschichtliche Forschung ihre Schranke, die aber auf allen den Punkten dieselbe ist, wo ein Neues in die Welt-

geschichte tritt, das zwar durch die bisherige Entwickelung längst vorbereitet ist, aber erst durch die lebendige Macht eines auserwählten Individuums die Gestalt der Wirklichkeit gewinnt.

So enthält denn das vielverbreitete Buch vor Allem eine Aufforderung, die Grenzen unseres Erkennens auf diesem Gebiete wiederum genau zu revidiren. Ueberhaupt wird, wie zu hoffen steht, die ganze Frage des Urchristenthums durch dasselbe in neuen Fluß gerathen, so wenig auch die erste Hitze der Polemik und die schnellfertige Art der heutigen literarischen Kritik bis jetzt Vernünftiges zu Tage gefördert hat. Auch die Polemik, welche Strauß' Leben Jesu sofort gegen sich heraufbeschwor, war ohne sachliche Bedeutung, hat die wissenschaftlichen Fragen nicht weitergeführt, sondern nur dazu gedient, ihm die öffentliche Aufmerksamkeit zu sichern. Was jetzt die französischen Bischöfe thun, besorgte damals die protestantische Hierarchie. Aber während der Streit tobte, saß Baur unbeirrt von dem Lärm in seiner Studirstube und setzte seine Untersuchungen fort, die, als sie dann an's Licht traten, geräuschlos, in dem schweren Rüstzeug gediegener Wissenschaftlichkeit, einen wohlvorbereiteten Boden trafen und ebenso Strauß selbst theilweise überholten, als dessen Widersacher in Vergessenheit brachten. Die Mission, in weiten Kreisen das Interesse an den Fragen des Urchristenthums zu entzünden, hat Renan's Buch vielleicht in noch höherem Grade als das Strauß'sche. Es ist zunächst ebenso für das romanische Publicum geschrieben, wie das letztere für das deutsche. Gerade die Mängel, die es nicht verleugnen kann, kommen ihm bei dieser Mission zu statten. Ein eigenthümlich moderner Hauch zieht durch dasselbe. Ohne daß die ursprüngliche Lehre des Christenthums entstellt wäre, ist sie doch in das volle Licht der Gegenwart gerückt. In beredter Weise ist sie als die Lehre der Vernünftigen aller Zeiten, als die absolute Religion, als das Evangelium der Zukunft verherrlicht. „Als Jesus der Samariterin das Wort von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit verkündigte, war er wahrhaft der Sohn Gottes. Damals sprach er zum erstenmal das Wort aus, auf welchem das Gebäude der ewigen Religion ruhte, damals gründete er den reinen Gottesdienst ohne Datum, ohne Vaterland, denjenigen, den alle hohen Seelen bis an's Ende der Zeit ausüben werden." Mit ganz besonderer Vorliebe kommt Renan immer wieder darauf zurück, daß jener absolute Idealismus, der auf die Erde verzichten heißt, um sie zu besitzen, das Glaubensbekenntniß der Zukunft sei. „Die Religion Jesu ist gewissermaaßen die definitive Religion. Hervorgegangen aus einer rein spontanen Bewegung der Seelen, von Anfang an aller dogmatischen Beschränktheit entkleidet, siegreich in einem dreihundertjährigen Kampfe für Gewissensfreiheit, genießt das Christenthum trotz al-

ler späteren Entartung noch immer die Früchte dieses herrlichen Ursprunges. Das Reich Gottes, wie wir es verstehen, unterscheidet sich beträchtlich von der übernatürlichen Erscheinung, welche die ersten Christen aus den Wolken erwarteten. Aber das Bewußtsein, welches Jesus in die Welt eingeführt hat, ist noch immer das unsere, sein vollendeter Idealismus ist noch immer der höchste Grundsatz des freien und tugendhaften Lebens. Er hat den Himmel der reinen Seelen geschaffen, wo dasjenige zu finden ist, was auf der Erde vergebens gesucht wird, der fleckenlose Adel der Kinder Gottes, die völlige Reinheit von dem Schmutze der Welt, die Freiheit endlich, welche die wirkliche Gesellschaft als eine Unmöglichkeit von sich ausschließt, und die ihre volle Verwirklichung nur im Reiche des Gedankens hat. Der Herr derer, welche sich in dieses ideale Gottesreich flüchten, ist noch immer Jesus. Er zuerst hat das Reich des Geistes proclamirt, er zuerst hat es ausgesprochen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Die Gründung der wahren Religion ist sein Werk. Nach ihm gilt es nur zu entwickeln und zu befruchten." Es ist nichts Neues, nichts besonderes Tiefes in solchen häufig wiederkehrenden Ausführungen und Exclamationen. Aber es ist ein wesentlich modernes und allgemeines Interesse, das er damit einem bisher theils einseitig religiös, theils einseitig gelehrt behandelten Gegenstande giebt. Anspielungen eines ebenso politischen als religiösen Liberalismus kommen dazu, dieses Interesse noch zu verstärken. Es ist eine Uebersetzung der heiligen Geschichte in das Profane, des gelehrten Problems in das Populäre, allen Ständen gleichmäßig Zugängliche. Eben darum wendete er sich weder ausschließlich an das religiöse Gefühl, noch ausschließlich an das wissenschaftliche Publicum, sondern vor Allem an die Phantasie. Eben darum wollte er nicht kritische Untersuchungen geben, sondern ein Leben Jesu, gleichsam eine Thatsache, deren blendender Glanz zunächst die Einbildungskraft gefangen nimmt. Eben daher aber auch der durchschlagende Erfolg, den das Buch gehabt hat, und den es ohne seine moderne, bald enthusiastische, bald sentimentale Sprache, ohne seinen scheinbar positiven Charakter, ohne die kühn durchgeführten Combinationen, die sich über die mühsamere Arbeit der Kritik rücksichtslos hinwegsetzen, nicht haben konnte. Der unmittelbare wissenschaftliche Werth des Buchs wiegt leicht, und für uns Deutsche wird die den Vorurtheilen vielleicht allzu kühn trotzende Sprache, die profane Art der Behandlung eines solchen Gegenstandes immer etwas Antipathisches haben, mehr noch als das eigentliche Resultat. Aber der wahre Werth, nach dem ein solches Buch zu schätzen ist, beruht nicht darauf, was es an sich enthält, sondern auf der Anregung, die es zu geben vermag. Es ist an der französischen Wissenschaft, an dieses Werk in der Art anzuknüpfen, daß daraus ein Ge-

winn für die Wissenschaft überhaupt erwächst. Ein jüngerer Kreis von Gelehrten hat längst seine Aufgabe darin gesucht, deutsche Wissenschaft über den Rhein hinüber zu verpflanzen, aber er hat bis jetzt wenig Erfolg damit erzielt. Es war noch immer, obwohl gefälliger zubereitet, zu schwere Kost, die Methode war zu streng und unerbittlich, das Resultat zu neu und fremdartig. Es bedurfte eines Vermittlers, der, den älteren Traditionen getreuer, das Neue in bescheidener Dosis, Altes und Neues aber in moderner kunstvoller Form vorsetzte und mit anderen als rein wissenschaftlichen Mitteln das Interesse seiner Landsleute für den fremdartigen Gegenstand gewann. Jetzt ist die Bahn eröffnet, das Interesse geweckt, das Problem gestellt, und die Punkte, wo eine genauere Forschung einzugreifen hat, liegen offen vor Augen. Ist die französische Wissenschaft überhaupt berufen, in den hier in Frage stehenden Untersuchungen ein Wort mitzureden, so wird das Renan'sche Werk bald nur eine belebende, erfrischende Episode, ein Ferment der wissenschaftlichen Arbeit sein, nicht ein vermeintlicher Abschluß. Die deutsche Wissenschaft wird dem weiteren Gange dieses Schauspiels nicht ohne Interesse, nicht ohne Sympathie folgen können. Mehr als das; sie wird den Wetteifer der fremden Nation um so neidloser aufnehmen und, was er in Zukunft wirklich Förderndes ihrer eigenen Arbeit zuführt, um so freudiger anerkennen, als sie darin nur die Erstattung der Zinsen eines ausgeliehenen Capitals erblicken kann. Zu scheuen hat sie diesen Wetteifer in keiner Weise. Auch Renan hat ihr die Palme nicht entrissen. Ein Glück für diesen, daß das neueste Werk des deutschen Gelehrten, dessen Name jetzt so viel in Verbindung mit dem seinigen genannt wird, nicht gleichzeitig mit seinem Buch erschienen ist. Erst wenn die Umarbeitung seines „Lebens Jesu," mit welcher Strauß gegenwärtig beschäftigt ist, in die Oeffentlichkeit tritt, wird sich in übersichtlicher Weise vergleichen lassen, was das Resultat der französischen Wissenschaft und was das Resultat der deutschen Wissenschaft in der Erforschung der Anfänge des Christenthums ist. Erst dann wird sich überhaupt ein voller Ueberblick über den Stand einer Frage gewinnen lassen, welche allzu lange eine Domäne der Theologie gewesen ist und künftig der geschichtlichen Betrachtung gehören wird.

W. Lang.

Der Feldzug 1863 in Nord-America.

I.

Das dritte Jahr des großen Bruderkrieges in America naht seinem Ende. Die Ansicht, welche wir bei'm Ausgang des zweiten in diesen Blättern *) aussprachen, hat sich erfüllt, die Revolution, die sich dort vollzieht, hat noch Opfer gefordert, die Pläne einer europäischen Vermittelung, die damals auftauchten, haben sich als eitel erwiesen. Ja, es mag auf den ersten Anblick scheinen, als sei auch jetzt, nach dem erneuten blutigen Ringen dieses Jahres, das Ende des Kampfes noch nicht abzusehen; der öffentliche Ausdruck der Interessen und Stimmungen wenigstens, wie er aus dem Norden und aus dem Süden zu uns herüberdringt, läßt zur Zeit noch durch die Wolken von finsterer, tödtlicher Feindschaft hindurch kaum die ersten Strahlen von Gedanken der Verständigung, der Vermittelung, des Friedens erkennen. Gleichwohl getrauen wir uns vorauszusagen, daß das Ende des Krieges nicht mehr fern ist, und zwar ein anderes Ende, als wir im Herbst vorigen Jahres, wo wir zuerst in die Schilderung dieses Krieges eintraten, mit fast ganz Europa annahmen. Der dritte Feldzug bezeichnet eine Wendung: nach den Kräften, die in diesem Jahre von beiden Seiten an den Kampf gesetzt, nach den Erfolgen, die errungen worden sind, muß spätestens im Laufe des nächsten Jahres die Entscheidung eintreten. Entweder wird die Union den letzten großen Widerstand der abgefallenen Staaten brechen, und dies ist weitaus der wahrscheinlichere Fall; oder sie wird endgültig an ihrer Unterwerfung scheitern. Die Fülle der Rückwirkungen, welche sich daraus für die Zustände Europas ergeben werden, läßt sich natürlich noch nicht übersehen; wird doch selbst für America auch der geübteste staatsmännische Blick höchstens die wahrscheinlichen Hauptumrisse des künftigen Friedens, dagegen entfernt nicht seine Folgen für die Bewegung und Gestaltung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens zu erkennen vermögen. Wie sehr aber alle unsere bedeutenden europäischen Fragen, auch die Frage von Krieg und Frieden mit eingeschlossen, mit jener Entscheidung in America zusammenhängen, das tritt uns sofort bei der bloßen Erinnerung an Mexico entgegen. Um so wichtiger ist es für uns, über Verlauf und Ausgang des americanischen Krieges uns fort während näher zu orientiren. Wir geben einen weiteren Beitrag hierzu,

*) Der Feldzug 1862 in Nord-America. I. Preuß. Jahrb. Bd. X. Heft 4. S. 362 bis 386. — II. Heft 5. S. 470—487. Bezüglich der angedeuteten Ansicht vergl. S. 485—487.

indem wir in Fortsetzung unserer beiden früheren Aufsätze den diesjährigen Feldzug im übersichtlichen Zusammenhang seiner wichtigsten Ereignisse darzustellen und zugleich in seinem militärischen und politischen Charakter zu erörtern suchen. Es ist ein gewaltiges Stück Zeitgeschichte, das auch ohne die angedeutete unmittelbare Verknüpfung mit den bedeutendsten eigenen Lebensfragen unser Interesse nach allen Richtungen in hohem Grade in Anspruch nehmen müßte.

Schon im vorigen Jahre mußte sich uns die Bemerkung aufdrängen, wie der Kampf, nach den mehr naturalistischen Bewegungen und Zusammenstößen, die das erste Jahr auf der Grenzlinie des weiten Kriegsschauplatzes brachte, mehr und mehr zu einer bestimmten Gestalt, zu klar hervortretenden Zielen hindurchdrang. Doch concentrirt sich auch im zweiten Jahre der Krieg in seinem Gesammtcharakter noch nicht auf die eigentliche Entscheidung. Der Norden kommt zum Gebrauch seiner Ueberlegenheit, er wirft den Abfall fast überall in sein eigentliches ursprüngliches Gebiet zurück; allein nichts läßt erkennen, ob er den Süden unterwerfen wird. Seine Erfolge beruhen bis dahin überwiegend auf der Wucht der natürlichen Verhältnisse, hier und da auch auf dem glücklichen Gelingen einer kühnen That; von einer planvollen Anlage der Action, von der Leitung, welche die Kräfte auf den verschiedenen Gebieten nach klar erkannten Zielen zusammenwirkend in Bewegung setzt, ist, namentlich in der ersten Hälfte des Feldzugs, nur wenig zu bemerken. Erst das große Mißgeschick im Osten, das verlustvolle Scheitern vor **Richmond** zu Ende Juni, die Niederlagen im August rufen bei der Regierung in Washington die Einsicht in den Zusammenhang der Action auf dem weiten Kriegstheater hervor, und erst von da an scheint der Gedanke zu reifen, dieser Action in ihren Haupttheilen eine zusammenhängende Richtung auf große Ziele zu geben. Die Conföderation ihrerseits kam unter der drohenden Gefahr um einige Zeit früher zur Erkenntniß ihrer eigentlichen Aufgabe, und sie verdankt dieser Erkenntniß die Erfolge im Osten; dagegen blieb sie im Westen in dem verhängnißvollen Irrthum gefangen, weit über die Grenzen des Gebietes hinauszugreifen, das sie zu behaupten vermochte; und dieser Irrthum, der freilich aus der innersten leidenschaftlichen Natur dieses Aufstandes hervorging und nicht etwa blos eine Schuld des Verstandes war, sollte sich schwer bestrafen.

Es ist, wie gesagt, der **dritte** Feldzug, der endlich den Krieg zu dem geordneten, scharf umgrenzten Abmessen der Kräfte gestaltet, aus dem sich auf Zeit und Art des Ausgangs schließen läßt. Die Union und die Conföderation treffen im **Osten** auf dem **alten Kriegsschauplatz**, im **Westen** bei **Vicksburg** und **Port Hudson**, auf der **Küste** bei

Charleston, also in allen drei Hauptrichtungen aufeinander. Es ist ein Ringen mit versammelten Kräften, lange bleibt es zweifelhaft; endlich geht an einer Stelle, am Mississippi, die Union als Sieger hervor. Dieser Sieg ist nicht blos örtlicher Natur; er ist, eben weil er aus einem langen gleichgewichtigen Ringen, aus dem Zusammenhang dreier großer Actionen sich ergab, bestimmend für den ganzen Krieg. Was dabei Verdienst der obersten Leitung in Washington war, welcher Ruhm den Feldherren an Ort und Stelle gebührt, was das Glück gethan hat, ist für jetzt noch nicht genügend zu unterscheiden. Doch so viel ist schon heute klar, daß die Entscheidung nicht wie ein einmaliger Erfolg, wie eine vorübergehende Wendung zu betrachten, daß sie auch nicht aus der bloßen physischen Uebermacht der Union herzuleiten, sondern daß sie wesentlich der Uebermacht und ihrem richtigen Gebrauch zusammen zugeschrieben werden muß. Das ist die große Bedeutung dieses Sieges; darum kann man sagen, es präge sich in ihm der bestimmende Zug dieses Krieges aus, der von nun an in stetigem Fortschritt, wenn auch durch kleinere Schwankungen unterbrochen, zu den letzten Entscheidungen führen muß. Dieser Sieg ist also der Mittelpunkt im diesjährigen Feldzug. Wir werden im Nachfolgenden seine Entstehung schildern, und dabei die Ereignisse im Osten und an den Küsten vorausschicken. Die Schilderung der Folgen des Sieges behalten wir einem zweiten Aufsatz vor.

Wir müssen, um den Zusammenhang der Ereignisse herzustellen, in die letzten Wochen des Jahres 1862 zurückgreifen. Unsere frühere Darstellung schloß im Novemberheft der Jahrbücher ab; wir konnten also die erste Schlacht bei Frederiksburg nicht mehr in den Kreis derselben hineinziehen; ein Nachtrag darüber schien uns aber damals um so weniger nöthig, als der Ausgang nur unsere Ansicht bestätigte, wonach am Rappahannock das Gleichgewicht der Waffen eintreten mußte und ein entscheidender Umschlag nicht mehr zu erwarten war. Die Schlacht bei Frederiksburg mit allen nachfolgenden Bewegungen bis in den Sommer dieses Jahres hinein zeigte in der That, daß die Behauptung der Linie jenes Flusses für beide Theile das bleibende Ergebniß des Feldzugs von 1862 im Osten war. Wir erinnern nur an die Hauptzüge. Mac Clellan hatte durch die Schlacht von Scharpsburg oder Antietam Creek (17. September) die Conföderirten über den Potomac zurückgedrängt. Lee behauptete sich jedoch noch einige Wochen auf dem virginischen Ufer des Flusses; dann wich er langsam, von seinem Gegner nur durch Demonstrationen gedrängt, das Shenandoahthal aufwärts zurück. Der Anfang November fand ihn auf dem Rückzug von Winchester an den Rapidan nach Orange Court House, während Jackson sich noch einige Wochen bei Winchester

hielt. Mac Clellan stand um diese Zeit zwischen Leesburg und Centreville, seine Vortruppen in Warrenton. Am 10. November mußte er das Commando an Burnside abgeben. Dieser verabredete sofort mit dem Oberfeldherrn der unionistischen Armeen, General Halleck, einen neuen Plan: zuerst zum Schein ein kurzer Stoß in der Richtung auf Orange Court House, dann rascher Abmarsch der Armee nach Frederiksburg, um dort den Rappahannock zu überschreiten. Die Sache mißlang; Lee erschien ziemlich gleichzeitig bei Frederiksburg auf dem Südufer des Flusses, wie Burnside auf dem Nordufer; zu Ende November standen beide Heere dort einander gegenüber. Lee zog, wahrscheinlich in den ersten Tagen des December, auch noch Jackson an sich und mag dann 60 bis 70,000 Mann gezählt haben. Burnside hatte sein Heer in die drei Corps Sumner, Franklin und Hooker getheilt, zusammen wohl 70 bis 80,000; Sigel mit 15 bis 20,000 war noch bei Centreville. Am 12. December führte er sein Heer zum Angriff über den Fluß und besetzte Frederiksburg, das Lee aufgab, da es vom Nordufer aus beherrscht war. Am 13. griff Burnside die Stellung der Conföderirten auf dem Höhenzug südlich der Stadt an. Sein rechter Flügel unter Sumner, nachher von Hooker unterstützt, sollte von der Stadt aus 1000 Schritte weit über freies Feld, dem Feuer ausgesetzt, gegen die feindlichen Linien stürmen; es war umsonst, am Abend lagen Tausende auf der Wahlstatt ohne Erfolg. Wenn Longstreet nicht aus seinen Linien hervorbrach, um mit kräftigem Stoß den Sieg, den nur sein Feuer erfochten, zu vollenden, so wird dies den Batterien Burnside's zuzuschreiben sein, die vom Nordufer des Flusses her die Stadt und ihre nächste Umgebung beherrschten. Auch Burnside's linker Flügel unter Franklin hatte keinen bleibenden Vortheil zu erkämpfen vermocht, es stand ihm Jackson gegenüber. Den 14. blieb Burnside im Angesicht der feindlichen Armee stehen, in der Nacht zum 15. führte er sein Heer über den Rappahannock zurück. Er wird 7 bis 8000 Mann verloren haben, sein Gegner nur 2 bis 3000, unmittelbar nach der Schlacht waren die Verluste natürlich doppelt so hoch geschätzt. Wenn Lee, der so viel weniger vom Kampf geschwächt und erschüttert war, am 14. keinen Rückstoß wagte, so mag in der Gestaltung des Terrains, auf dem die Schlacht gefochten wurde, sowie in der Erschöpfung der südlichen Armee durch den vorhergehenden Feldzug die Erklärung dafür gefunden werden. Zugleich aber müssen wir auf die stets sich wiederholende allgemeine Erscheinung hinweisen, daß niemals auf diesem Kriegsschauplatze auf dem Schlachtfelde selbst ein vollständiger Sieg erfochten wird; es deutet dies auf einen Mangel im Organismus dieser Heere, sie schossen auf der Unterlage eines tüchtigen, aber verschwindend kleinen Friedensheeres zu rasch

in die Massen, darum fehlte ihnen der innere Kitt und Halt, ohne den das Aeußerste im Kriege nicht geleistet wird. Natürlich indessen, daß eine solche Erkenntniß bei keinem Theile durchdrang; es hätte auch der Einzelne damit nichts ausgerichtet, da alle Bedingungen für ihre praktische Verwirklichung fehlten. Dafür griff die getäuschte Hoffnung der Besiegten desto eifriger nach anderen Erklärungen. Die Presse nicht blos, sondern auch ein aus dem Senat der Union besonders niedergesetzter Untersuchungsausschuß haben lange verhandelt, was wohl am Verlust der Schlacht Schuld gewesen sei, und es hat dabei ein Brückenzug, der durch Halleck's Versäumniß zu spät bei Burnside eingetroffen wäre, so daß dieser dann nicht mehr vor Lee's Ankunft hätte übergehen können, lange Zeit eine große Rolle gespielt. Indessen hat noch kein Mensch nachgewiesen, was denn für Burnside gewonnen war, wenn er früher als Lee an dieser Stelle auf dem Südufer des Flusses stand. Die Wahrheit ist, daß die ganze Bewegung nach Frederiksburg auf einem unklaren Gedanken beruhte. Burnside wollte den neuen Oberbefehl durch einen Sieg bezeichnen; die öffentliche Stimme verlangte nach einem solchen, Mac Clellan hatte wahrscheinlich mit aus diesem Grunde zurücktreten müssen. Ein directer Angriff über den Rapidan in der Richtung auf Gordonsville wäre das Natürlichste gewesen; allein er schien keine sichere Aussicht zu bieten, also sollte es ein Manöver, eine Umgehung thun, und das einem Feinde gegenüber, der gerade in der Bewegung sich bis dahin stets überlegen gezeigt hatte. Halleck, wenn er die Schlacht wirklich widerrieth, scheint richtiger gesehen zu haben; es war bei dem Gleichgewicht der beiderseitigen Kräfte zu der Zeit ein Sieg nicht mehr zu erwarten. Freilich hätte Burnside seinem Gegner wohl etwas mehr zu schaffen gemacht, wenn er vor seinem Angriff Sigel herbeizog; auch war die taktische Anlage desselben nicht geschickt, sonst hätte sein Verlust nicht so unverhältnißmäßig größer sein dürfen, als der des Gegners. Doch lag, wenn die Erwartung des Volkes und vielleicht auch der Regierung in Washington getäuscht wurde, die Hauptschuld an Mac Clellan. Wenn es überhaupt möglich war, so mußte dieser acht Wochen früher den entscheidenden Sieg erfechten. Für jetzt war mit dem Rappahannock die Grenze erreicht, die erst nach neuer bedeutender Verstärkung des Heeres mit Erfolg überschritten werden konnte.

Das Mißlingen bei Frederiksburg hatte in den ersten Wochen weitgreifende Erschütterungen in Staat und Heer zur Folge. Es kam dazu, daß zu Anfang November die Wahl des Governors in dem weitaus mächtigsten Unionsstaat, New-York, den Demokraten H. Seymour an die Spitze rief, daß auch die Wahlen zum Abgeordnetenhaus in New-York, New-Jersey und Illinois überwiegend demokratisch und nur in Michigan

republikanisch ausfielen. Es kam die Finanznoth hinzu, die den Minister Chase zwang, zu Anfang Januar mit der Vorlage eines unter verschiedenen Formen aufzunehmenden Anlehens von 900 Millionen Dollars vor den Congreß zu treten. Es kamen Schwindel und Betrügereien bei der Armeelieferung dazu, die gegen Ende December bekannt wurden, über 1000 zum Theil sehr angesehene Personen compromittirten und weit über 1 Million Dollars betrugen. Kein Wunder, daß das Cabinet des Präsidenten eine Zeit lang wankte, daß der Rücktritt des Finanzministers Chase und des Kriegsministers Stanton mit Bestimmtheit angekündigt wurde, daß es schien, als werde selbst Seward, die Seele des Cabinets für die große Politik, ausscheiden müssen. Doch die Krisis ging vorüber. Es zeigte sich, daß Frederiksburg doch keine Niederlage war; der Feind wagte noch einige Reiterstreifzüge und blieb unthätig. Von den anderen Kriegsschauplätzen lauteten die Nachrichten unter mancherlei Verwirrung und Widersprüchen doch im Ganzen günstig; namentlich hatte Rosenkranz bei Murfreesboro in Tennessee einen Angriff Bragg's (29. December bis 2. Januar) geschickt und glücklich zurückgewiesen, und wenige Tage danach (6. Januar) wurden die Conföderirten auch an einer anderen Stelle desselben Staates bei Lexington geschlagen. Kurz, die öffentliche Stimmung stellte sich bald wieder ziemlich her; ein merkwürdiges Zeichen für die Elasticität dieser Demokratie, namentlich in den alten Staaten der Union, freilich für eine Elasticität, in der Druck und Gegendruck nicht blos von gesundem Patriotismus, sondern fast ebenso sehr von politischem Fanatismus, Leichtsinn und von allen Arten gemeiner Speculation ausgehen. Daß dann auch in dem Präsidenten die Gedanken an eine Aenderung des Cabinets, wenn sie bei einer so langsamen, zäh an der Gewöhnung haftenden Natur überhaupt ernstlich gemeint waren, bald zurücktraten, ist natürlich. Allein er blieb dabei nicht stehen; er that noch ein paar bedeutende active Schritte vorwärts. Schon um die Mitte November hatte die Regierung die Ausrüstung einer bedeutenden Expedition beschlossen, die unter Grant ausziehen sollte, den Mississippi völlig zu unterwerfen. Sie wurde nicht blos aufrecht erhalten, sie sollte noch erheblich unterstützt werden, indem Banks mit ansehnlicher Macht an Schiffen und Landtruppen gegen Ende December nach New-Orleans absegelte, um dort an Butler's Stelle den Befehl zu übernehmen und von der Mündung her die Eroberung des Stromes vollenden zu helfen. Auch diese Unternehmung war wahrscheinlich lange vor der Schlacht von Frederiksburg beschlossen, denn schon zur Zeit, als Mac Clellan noch das Commando hatte, hieß es, es werde eine Expedition in der Bai von Baltimore ausgerüstet, die wahrscheinlich die Bestimmung habe, einen Angriff

auf Richmond zu unterstützen. Indessen bleibt es jedenfalls für den Präsidenten rühmlich, daß er sich durch die Schlacht in diesen Entschlüssen nicht irre machen ließ, und rühmlicher noch, daß er jetzt auf's Neue seine Stellung zum Krieg mit Entschiedenheit bezeichnete. Am 1. Januar 1863 erließ er eine Proclamation, welche in Ausführung seiner Acte vom 22. September 1862, in den neun Staaten Arkansas, Texas, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia, Nord- und Südcarolina und Virginien, mit Ausnahme der darin von der Union besetzten Gebiete, die Sklaven für frei erklärte. Die Verkündigung, in dem unbeholfenen Ton der americanischen Staatsrechtssprache, war gemäßigt, doch fest gehalten; sie beweist im Zusammenhang mit den genannten militärischen Maaßregeln den klaren Plan und Willen, die volle Entscheidung in die Gewalt der Waffen zu legen. Dieser Wille war offenbar auch früher vorhanden; allein der Plan mit dieser Einsicht in die Natur des Krieges tritt hier zuerst in deutlicherem Umriß hervor; es kündigt sich jene bedeutsame Wendung in der Kriegführung der Union darin an, die wir oben als den besonderen Charakterzug dieses dritten Feldzugs hervorgehoben haben. Wie sich das Verdienst darum unter die Männer der Regierung vertheilt, kann erst eine spätere Zeit lehren: wir sind geneigt, auch Halleck und Stanton etwas davon zuzuschreiben und damit unser früheres Urtheil über sie, das zu sehr von den Auslassungen der Presse bestimmt war, zum Theil zu berichtigen; das Hauptverdienst aber möchten wir bis jetzt dem Präsidenten Lincoln selbst zuerkennen, der, ein ächter Typus des Americaners, nur langsam und ohne alle Genialität in die Natur der Verhältnisse eindringt, dann aber in steigendem Maaße die Kraft und Ausdauer ansetzt, um sie zu überwältigen.

Langsamer als im Staate wurden im Heere die Folgen der Schlacht überwunden, und hierdurch am meisten wird bewiesen, daß es ein Fehler war die Schlacht zu suchen. Burnside zwar sagte vor dem Untersuchungscomité aus, daß sein Heer keinerlei Entmuthigung und Demoralisation zeige, doch seine Unterfeldherren, namentlich Sumner, widersprachen. Auch lauteten die Nachrichten über die Armee lange Zeit sehr schwankend, ja ungünstig, bis in den Februar hinein hieß es, die Disciplin sei aufgelöst, die Desertion nehme überhand, die Armee gehe dem völligen Zerfall entgegen; die Regierung, wiederholte mehrfach das Gerücht, gehe mit dem Gedanken um, den größeren Theil der Armee auf andere Stellen des Kriegsschauplatzes zu versetzen und nur den zur strengsten Vertheidigung nöthigen Kern in Virginien zurückzubehalten. Noch größer fast waren die Zerwürfnisse über den Befehlshaber und die Corpsgenerale. Auf Burnside's Schultern, das hatte er schon vor der Schlacht gefühlt und fühlte es jetzt doppelt, war eine zu schwere Last gelegt, namentlich die Corpsge-

nerale wollten sich ihm nicht fügen; er scheint selbst auf seine Enthebung vom Befehl gedrängt zu haben. Die Verhandlungen zogen sich wochenlang hin; wiederholt tauchte der Name Mac Clellan's auf. Zu Ende Januar entschied sich die Sache: Hooker trat an Burnside's Stelle, Sumner und Franklin schieden gleichzeitig mit diesem und einige Wochen später trat, der fortdauernden Durchkreuzungen seiner Thätigkeit müde, auch Sigel zurück. Damit waren die vier Corpscommandos, die vor einem Vierteljahr mit Burnside's Eintritt in den Oberbefehl geschaffen waren, erledigt. Es erhielt Couch an Sumner's Stelle das zweite, Meade für Hooker das fünfte, Sickles für Franklin das dritte, Howard für Sigel das elfte Corps. Die Sache geschah nicht auf einmal, sondern im Laufe mehrerer Wochen; auch scheinen Organisationsänderungen innerhalb der Corps selbst damit verbunden gewesen zu sein; wenigstens finden wir später noch ein zwölftes Corps unter Slocum, das vorübergehend mit dem elften unter Sigel's Befehl vereinigt gewesen war, ein siebentes Corps unter Reynolds und ein sechstes unter Sedgwick, während der General Stonemann ein besonderes Reitercorps führt. Diese Aenderungen waren vielleicht nöthig, auch für den neuen Obergeneral, der dadurch gefügigere Unterbefehlshaber erhielt, vortheilhaft; im Uebrigen sind so umfassende Aenderungen in den höheren Stellen für das Gefüge der Armee immer bedenklich; eine Erscheinung, von der freilich, wie 1859 bewies, auch die deutschen Armeen unsere ausgedehnte Friedensbereitschaft nicht bewahren konnte. Ein anderes Uebel in der Organisation ging aus den besonderen americanischen Verhältnissen hervor. Es war seit Anfang des Krieges Gebrauch, die Ergänzungen weniger den alten Regimentern zuzuführen, als vielmehr immer wieder neue zu errichten; denn die vortheilhaften neuen Obersten- und Hauptmannstellen, welche sich dabei ergaben, zogen mächtig an und waren für ihre Inhaber ein Sporn, auch die Mannschaft vollzählig zusammenzubringen, was sonst schwerlich in der nöthigen Ausdehnung gelungen wäre. Auf diese Weise soll die Zahl der Regimenter in der Unionsarmee allmählich auf 1200 gestiegen sein, von denen natürlich viele auf 100 bis 200 Köpfe herabgeschwunden waren, während andere 3 bis 500, einige vielleicht 800 bis 1000 zählten. Es ist klar, daß die Regierung dabei große Summen für eine übermäßige Anzahl von Officieren verschwendete; es ist auch die weit schlimmere Folge klar, daß sich daraus eine heillose Verwirrung in der Zusammensetzung der Heertheile ergeben mußte: nicht blos die Regierung, auch die Generale aller Grade waren in Bezug auf die Stärke ihrer Truppen der Gefahr der größten Täuschung unterworfen; bei der Potomac-Armee z. B. standen um diese Zeit 180,000 Mann auf dem Papiere, während die wirkliche Stärke schwerlich mehr

als 100,000 war. Wir machen uns in Europa nicht leicht eine genügende Vorstellung von der verderblichen Einwirkung dieses Systems der freiwilligen Werbung auf die Entschlüsse der Generale, auf ihre Bewegungen, auf die Verpflegung der Truppen, auf die Schlacht. Es wird jetzt durch die Einführung, auch der zwangsweisen Conscription wohl allmählich beseitigt werden, doch muß es naturgemäß in einer ganzen Reihe verderblicher Erscheinungen noch lange Zeit fortdauern. Bei den Armeen des Südens hat das Uebel wahrscheinlich weit geringeren Umfang, weil dort die Regierungsweise viel gewaltsamer, also auch viel geeigneter zur Beseitigung solcher Schäden war, und weil die Conscription dort weit früher eingeführt wurde. Für den Norden haben wir die Erscheinung gerade bei der Potomac-Armee hervorheben müssen, weil diese in Folge ihrer blutigen Feldzüge am meisten Aenderungen in ihrer Zusammensetzung erlitt und damit jedenfalls von dem Schaden am schwersten heimgesucht wurde. Faßt man Alles, was wir über die Organisationsverhältnisse hier nur andeuten konnten, zusammen: so erkennt man, warum es, auch abgesehen vom americanischen Winter, nach der Schlacht bei Frederiksburg Monate bedurfte, ehe das Heer wieder zu einer Bewegung fähig war. Es hieß freilich um die Mitte Januar einmal, Burnside werde die Armee wieder gegen den Feind führen; der General hatte sogar schon einen Tagesbefehl erlassen, da traten Regengüsse ein. Unter Hooker wiederholte sich die Absicht mehrfach im März und April, jedesmal trat die schlechte Jahreszeit dazwischen, und bei dem Zustand der Armee durften Regen und Wege allerdings dieses Gewicht haben. Freilich konnte die conföderirte Armee aus ähnlichen Ursachen zu keiner Action schreiten, und so dienten jene Bewegungen der Unionsarmee immer als Demonstrationen, um die Hauptstärke des Gegners hier in Virginien festzuhalten. Man muß diese Zustände im Auge behalten, um den Charakter des Krieges zu verstehen: es findet darin der Zusammenhang der Ereignisse auf dem weiten Kriegsschauplatze eine weitere Erklärung; es gewinnt auch das Urtheil über die Bedeutung der bisherigen Entscheidungen und über den wahrscheinlichen Ausgang eine bessere Stütze.

In den letzten Tagen des April endlich schritt die Potamac-Armee zur wirklichen Action. Es war der allgemeinen Lage des Krieges nach jedenfalls Zeit. Schon war, wie wir sehen werden, bei Charleston (7. April) ein bedeutender Kampf gefochten, und im Westen drängten gerade jetzt von beiden Seiten die Bewegungen auf die Entscheidung über Vicksburg und Port Hudson hin. Nur wenn man auch in Virginien kräftig in den Kampf eingriff, war Aussicht, wenigstens an einer Stelle etwas Großes zu erreichen. Hooker legte seinen Angriff anders an, als

Burnside. Er begann am 27. April oberhalb Frederiksburg den Rappahannock zu überschreiten, am 1. Mai stand seine Armee zur Schlacht formirt. Das Hauptquartier war bei der Mitte der Armee, in Chancellorsville, einem Hof 2—3 deutsche Meilen südwestlich von der Stadt; das elfte und zwölfte Corps bildeten den rechten, das zweite und fünfte den linken Flügel, das dritte, anfangs etwas zurückgezogen, die Mitte; die Front war nach Osten gerichtet, ungefähr gleichlaufend mit der Straße von Frederiksburg nach Spottsylvania, der linke Flügel reichte bis in die Nähe des Rappahannock. Nach einigen Angaben soll am 2. Mai noch das erste Corps eingetroffen sein und seine Stellung hinter dem linken Flügel und der Mitte genommen haben. Das sechste Corps war Frederiksburg gegenüber stehen geblieben, um einen besonderen Angriff auf die Stadt auszuführen. General Stonemann mit seiner Reiterei wurde am 30. April gegen die Virginia-Centralbahn entsendet, um die Verbindungen der Südlichen zu bedrohen und zu zerstören. Die Armee Hooker's wird in der Stellung bei Chancelorsville in fünf bis sechs Corps 70 bis 80,000, und mit Einschluß des sechsten Corps, gegen 90,000 Mann; Lee, für den es keinerlei Anhalt zu einer bestimmten Schätzung giebt, wird höchstens 70,000 gezählt haben. Die Gegend war beiden Theilen gleich günstig oder vielmehr ungünstig, ein wellenförmiges Land, von Wald und Busch höchst unregelmäßig durchzogen. Die Schlacht ist noch nicht einmal in ihren Hauptmomenten hinreichend aufgeklärt. Der 1. Mai und der Morgen des 2. verstrichen unter Recognoscirungen und Vorpostengefechten, wobei der linke Flügel Hooker's einige Vortheile erfochten zu haben scheint. Am Nachmittag des 2. gingen beide Feldherren ziemlich gleichzeitig zum Angriff über: Hooker mit dem zwölften und dritten Corps von der Mitte aus, Lee oder vielmehr Jackson vom linken Flügel her. Der erstere Angriff stieß in die Luft, Longstreet scheint ihn mit Geschick hingehalten zu haben, Slocum und Sickles brachten nur einige Hundert Gefangene ein; dagegen hatte Jackson entscheidenden Erfolg; er warf den rechten Flügel Hooker's vollständig über den Haufen, der größte Theil von Howard's Corps riß in wilder Flucht nach dem Rappahannock aus. Hooker mußte in Folge davon in der Nacht zum 3. Mai seine Stellung ändern; das zwölfte und dritte Corps, von ihrem Angriff zurückgenommen, erhielten den rechten Flügel und die Mitte, das zweite und fünfte waren zu ihrer Unterstützung bereit, das geschlagene elfte erhielt Stellung hinter dem linken Flügel; die Stellung war nun ungefähr mit dem Fluß gleichlaufend, die Front nach Süden gerichtet. Am frühen Morgen des 3. erneuerten die Conföderirten den Angriff, doch nicht mit demselben Glück wie am vorigen Tage; Jackson, am 2. Abends bei einer Recognoscirung von seinen



eigenen Leuten verwundet, führte sein Corps nicht mehr. Doch mußte sich Hooker nach einem heißen Gefecht gegen Mittag hinter Chancelorsville zurückziehen. Damit war die Hauptschlacht zu Ende; ein Angriff, den Meade am 4. ausführte, war glücklich, doch ohne bedeutenden Erfolg. Sedgwick seinerseits griff nicht zur rechten Zeit ein; er scheint erst am 3. Nachmittags den Fluß überschritten und Frederiksburg nebst einem Theil der Höhen besetzt zu haben, die am 13. December so viel Blut gekostet hatten; am 4. griff ihn Longstreet mit Uebermacht an und zwang ihn über den Fluß zurückzugehen. Am 5. Abends begann Hooker den Rückzug über den Rappahannock, am 6. vollzog er ihn ohne weitere Belästigung, doch mußte er die Verwundeten zurücklassen. Die Armee ging nach Falmouth zurück; dort traf nach einigen Tagen der schon verloren geglaubte Stonemann wieder bei ihr ein, der einen glücklichen Streifzug bis in die Nähe von Richmond gemacht hatte. Jeder Theil behauptete 2 bis 3000 Gefangene und 8 bis 10 Kanonen genommen zu haben; den Verlust gab jeder für sich auf 10 bis 12,000, für den Gegner auf 20,000 Mann an; wenn man an die Menge der Vermißten denkt, welche bei diesen Armeen jede Schlacht bringt, so wird der wirkliche Verlust auf jeder Seite höchstens zu 6 bis 7000 angenommen werden dürfen. Es fehlte offenbar immer noch an der festen taktischen Organisation, um die Schlacht mit der Intensität durchzuführen, wie wir es bei geschulten europäischen Armeen zu fordern gewohnt sind. Den Südlichen gebührt der Preis, allein zum vollen Sieg fehlte doch viel. Hooker soll wegen Regengüsse den Rückweg angetreten haben; seine Wagenzüge hätten nicht folgen können, die Armee wäre in Gefahr einer Hungersnoth gerathen; wo indessen eine Armee mit ihrer Artillerie zurückgeht, kann auch ein Wagenzug vorgehen. Ebenso wenig kann Hooker mit der Flucht der Deutschen des elften Corps den Verlust der Schlacht entschuldigen: die americanischen Zeitungen hatten diesen Vorwand mit einem Eifer ergriffen, der sehr deutlich zeigte, wie schlechten Dank sich die Deutschen mit all' ihren Opfern für die Sache der Union verdient hatten; wenige Tage nach dem Lärmen und Schimpfen der Presse erklärte General Howard öffentlich dem General Schurz, daß sich die Deutschen brav geschlagen hätten, und daß sie gar nicht in der Stellung gewesen wären, um jene schimpfliche Flucht veranlassen zu können. Hooker selbst kann natürlich für diese Flucht auch nicht verantwortlich gemacht werden; doch hat er offenbar die Schlacht, wenn auch mit Entschlossenheit, doch ohne Geschick und Umsicht geleitet. Das Nähere ist freilich aus seinen scheinbar klaren, doch sehr gemachten Berichten nicht zu entnehmen; doch lassen sich von dem allgemeinen Gang der Schlacht her diese drei Ausstellungen erheben: daß Hooker sehr lange gebraucht hat,

um seine Armee zur Schlacht zu bringen, denn fünf Tage (27. April bis 1. Mai) sind selbst für eine schwerfällige Armee viel, wenn sie nur eine Strecke von drei bis vier deutschen Meilen zu durchmessen hat; daß er seine Massen nicht zusammengreifend in Thätigkeit zu bringen verstand, denn wir sehen bei jedem der Kämpfe fast die Hälfte seiner Armee unthätig; daß er den Angriff von Sedgwick nicht rechtzeitig angeordnet hat, denn noch am Morgen des 3. würde dieser Angriff ganz anders gewirkt haben. Bezüglich der Conföderirten läßt sich selbst ein so allgemeines Urtheil nicht begründen. Es dauert lange, bis sie zu einem bestimmten Entschluß kommen; ihre Neigung zu weitläufiger Umgehung tritt wieder hervor, möglich auch, daß sie erst Verstärkungen aus der Gegend von Richmond herbeigezogen haben. Dann hat Jackson's tüchtige Führung auf dem Schlachtfelde und die Tapferkeit seiner „Stonewall-Brigade“ die Hauptsache gethan. Doch scheinen es auch nur diese Kerntruppe und ihr Führer zu sein, welche das Bewußtsein der Ueberlegenheit haben, wo sie auftreten; und zu einem rechten Sieg die Sache durchzuführen, dafür waren sie nicht stark genug. Werden sie es künftig sein? Die Truppe läßt sich nicht nach Wunsch ergänzen oder gar verstärken, und der Führer, der tüchtigste Feldherr, welchen dieser Krieg hervorgebracht hat, ist am 12. Mai in Richmond begraben worden.

Präsident Lincoln und General Halleck besuchten bald nach der Schlacht die Armee im Lager bei Falmouth und erklärten nach der Rückkehr, es sei keinerlei Grund zur Besorgniß; die Armee werde bald wieder zum Angriff vorgehen. Es war diese Erklärung um so zweckmäßiger, je weniger man sich wirklich mit Angriffsgedanken trug, je weniger auch nur die Mittel vorhanden waren, die Armee ansehnlich zu verstärken. Jedenfalls bleibt es eine anerkennenswerthe Festigkeit, daß man sich in Washington durch die verlorene Schlacht in der energischen Verfolgung der großen Unternehmungen im Westen durchaus nicht irre machen ließ. Die Angriffsgedanken dagegen gingen in Virginien für die nächste Zeit auf die Conföderirten über. Warum aber zögerten sie sechs Wochen? Warum setzten sie nachher ihre Macht hier ein, wo im günstigsten Fall ein vorübergehender Siegeszug in's feindliche Land zu erreichen war, während im Westen ein großer und bleibender Verlust drohte? Die erste Frage ist durch die Unvollständigkeit des Sieges und durch die natürliche Grenze beantwortet, welche den menschlichen Leistungen im Kriege gesetzt ist; auch ein Napoleon hat nach Eylau die Waffen ruhen lassen. Die zweite Frage enthält allerdings die Kritik, daß die Männer an der Spitze der Conföderation damals nicht mit dem Blick, wie ein Jahr vorher, erkannten, wo die Hauptentscheidung lag; das Gewicht dieses Tadels ist indessen noch sehr unbe-

stimmt, denn wir kennen die Schwierigkeiten nur höchst unvollkommen, welche damals dieser Erkenntniß und ihrer Durchführung im Wege standen. Genug, man hat die Gefahr im Westen erst hinreichend gewürdigt, als es zu directer Hülfe zu spät war; man dachte sie also indirect zu beschwören oder vielleicht auszugleichen: das wahrscheinlich der Hauptgrund, warum Lee um die Mitte Juni die alten Wege seiner Offensive vom August und September 1862 wieder suchte.

Sie sollte diesmal schneller und mit weit geringerem Erfolge zu Ende kommen. Der Anmarsch zwar gelang vortrefflich und bewies, wie groß die Ueberlegenheit Lee's über Hooker und wieviel gewandter des Ersteren Armee war. Durch den ganzen Mai hindurch hatten sich die Gerüchte gedrängt, bald daß Hooker, viel häufiger daß Lee zum Angriff schreiten werde. Der Erstere machte wirklich zu Anfang Juni eine Demonstration über den Rappahannock, doch nahm er die entsendete Division bald wieder zurück, ließ sich im Uebrigen ganz durch die Bewegungen seines Gegners bestimmen und dehnte seine Vortruppen, diesem folgend, am Nordufer des Flusses nach Westen aus. Dennoch wurde er vollständig überrascht. Ewell mit Jackson's altem Corps, das diese Wege schon oft siegreich durchmessen hatte, brach der conföderirten Armee die Bahn, wahrscheinlich über Orange Court House und Front Royal. Am 15. Juni überfiel er den General Milroy in Winchester und warf ihn nach Harpers Ferry zurück: 6500 Gefangene, 2800 Pferde, 500 Wagen, Magazine im Werth von 2 Millionen Dollars will er dabei erbeutet haben; die Unionisten selbst gestehen zu, daß Milroy von 7000 Mann keine 3000 auf das Nordufer des Potomac gebracht habe. Schon in den nächsten Tagen war Ewell's Reiterei in Maryland und Pennsylvanien. Der Schrecken ging vor ihr her, es hieß, Lee sei mit seiner ganzen Armee da, das Volk floh in die Städte; Harrisburg, Pittsburg, Baltimore begannen sich unter der Arbeit von Tausenden von Händen sofort mit Erdwerken zu umgeben. Die Furcht war der Wirklichkeit weit vorangeeilt, doch rückte den Reiterschaaren wirklich Ewell mit seinem Corps, es rückte ihnen Lee mit der Armee nach. In die Einzelheiten der Bewegungen brauchen wir nicht einzugehen: Lee hatte, um seinen Marsch theils zu decken, theils zu verhüllen, ein Corps unter General Stuart, meist Reiterei, nach Thorougfare Gap vorgeschoben, das einige Gefechte mit Pleasanton's Reitern bei Aldie und Middleburg bestand; die Bewegung wurde dadurch nicht gehemmt; zu Ende Juni stand die Armee bei Chambersburg, die Reitervortruppen östlich bis York, Hannover und Winchester, westlich bis Uniontown vorgeschoben. Der Marsch, welcher die Armee vom Rappahannock in vierzehn Tagen um 24 bis 30 deutsche Meilen nach Norden mitten in's feindliche Land versetzt

hatte, war ein ebenso großer Beweis von Kühnheit als von Schnelligkeit; allein doch nur eine Umgehung, die nur durch eine gewonnene Schlacht zu einem bedeutenden Erfolg führen konnte. Dafür aber reichte Lee's Kraft nicht aus. Das Benehmen seines Gegners kam ihm Anfangs zu Hülfe. Wir haben keine ausreichende Kenntniß der Dinge, um über Hooker's Verhalten in diesen Tagen ein entscheidendes Urtheil zu fällen, doch machen seine Bewegungen in hohem Grade den Eindruck der Unsicherheit: der Gedanke, durch eine selbständige Action in das kühne Manöver des Gegners hineinzustoßen, liegt ihm ganz fern; er folgt dem Gesetz, das der Gegner giebt, führt die Armee nach Alexandria und Fairfax und bleibt hier unschlüssig stehen. So bedenklich es in diesem Augenblick erscheinen mochte, die Regierung in Washington sah sich veranlaßt, Hooker vom Oberbefehl zu entfernen, Meade trat am 28. Juni mit einer Ansprache an's Heer an seine Stelle. Es entstand daraus natürlich Schwankung und Zögerung, doch vermochte sie Lee nicht zu benutzen. Schon in der Wirkung auf die Bevölkerung war sein Einfall nicht glücklich. Durch allen Schrecken und alle Verwirrung hindurch erhob sich doch ein großer Eifer des Widerstandes. Präsident Lincoln rief aus den benachbarten Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Westvirginien x. 120,000 Milizen mit sechsmonatlicher Dienstzeit zu den Waffen; die Governore entsprachen, Curtin von Pennsylvanien, der schon nach der zweiten Schlacht von Frederiksburg 50,000 angeboten hatte, sagte abermals 50,000 zu, selbst New-Jersey sandte nach einigem Schwanken seinen Antheil; die von Lincoln geforderte Zahl wird natürlich lange nicht erreicht worden sein, doch waren schon zu Anfang Juli von allen Seiten her Regimenter auf dem Marsch. Und ebenso wenig bewährte sich Lee's Berechnung der feindlichen Armee gegenüber. Meade hatte bei weitem den kürzeren Weg; schon Hooker hatte die Armee auf das nördliche Ufer des Potomac geführt, Meade ließ nun die feindlichen Reitervortruppen zurückwerfen und rückte am 1. Juli von Osten und Süden her auf Gettysburg, während Lee gleichzeitig von Westen gegen die Stadt im Anmarsch war. Es entwickelte sich ein dreitägiges Treffen. Am 1. Juli wurden das erste und elfte Corps Meade's, die über Gettysburg hinaus vorgegangen waren, von Ewell hinter die Stadt zurückgeworfen. Am 2. versuchte Meade einen Angriff mit dem dritten und fünften Corps, der ohne Erfolg blieb. Am 3. allgemeiner Angriff Lee's auf Meade's Stellung hinter Gettysburg. Aus den höchst verworrenen Berichten ist nur der Ausgang zu erkennen: Lee mußte sich nach tapfer und hartnäckig wiederholten Versuchen am Abend zurückziehen und die Stadt dem Feind überlassen; zwei Brigaden Miliz, die um Mittag auf dem rechten Flügel Meade's eintrafen, sollen zur gün-

stigen Entscheidung beigetragen haben. Der Sieg indessen war ein bloßes Behaupten der Stellung, erst am 5. gewann Meade die Ueberzeugung, daß der Feind wirklich auf dem Rückzuge war; Lee war, da er mit seinem Angriff nicht durchdrang, durch die strategische Situation dazu gezwungen. Er vollzog die Bewegung langsam, mit vollständiger Festigkeit und Ordnung. Obwohl der Potomac durch Regengüsse hoch angeschwollen war und den Uebergang sehr erschwerte, vermochten ihm seine Gegner doch nichts anzuhaben; Angriffe, welche die Reitergenerale Kilpatrik und Bulford, sowie General French am 9. und 10. Juli gegen Williamsport, den Hauptübergangspunkt der conföderirten Armee, versuchten, wurden kräftig zurückgewiesen. Lee führte sein Heer am 14. und 15. über den Fluß und dann über Winchester, Sperryville, Culpepper hinter den Südarm des Rappahannock. Meade drängte ihn kräftiger, als es Mac Clellan nach der Schlacht von Antietam gethan hatte, doch trug nur seine Vorhut noch einzelne Vortheile davon; so am 15. bei Falling Waters, wo sie eine feindliche Brigade auseinandersprengte. Bei Gettysburg soll Lee 30,000, Meade 20,000 Mann verloren haben; in Wirklichkeit wird man den Gesammtverlust während der ganzen Operation auf jeder Seite zu 15 bis 20,000 Mann annehmen dürfen. Daß Lee bei dem Wagniß nicht weit schlimmer wegkam, war allerdings ein neuer Beweis der Ueberlegenheit seiner Führung und der Gewandtheit seiner Armee; doch mag er's auch den inneren Zuständen der Unionsarmee, namentlich dem Umstand danken, daß Meade erst kurze Zeit vor der Schlacht an die Spitze kam. Daß diese Schlacht, deren taktischer Charakter sich bis jetzt noch nicht beurtheilen läßt, zur bloßen Parallelschlacht wurde, ohne allen Druck auf Lee's Rückzugslinie, müßte nach den vorangegangenen Märschen und den Stellungen beider Heere in hohem Grade verwundern, wenn man nicht wüßte, wie selten selbst tüchtige Feldherren in der schweren Wirklichkeit des Krieges den abstracten Forderungen der Lage völlig entsprechen. So war sie das sechste Beispiel eines großen Zusammentreffens auf diesem Kriegsschauplatz, das nur einen halben Sieg ergab. Es war auf's Neue bewiesen, daß hier eine wirkliche Entscheidung erst erfolgen werde, nachdem sich ein Theil sehr bedeutend verstärkt haben würde. Die, wenn auch entfernte, Aussicht dafür eröffnete sich für die Union an demselben 4. Juli, wo Lee seinen Rückzug von Gettysburg antrat. An diesem Tage fiel Vicksburg; es war der Gedenktag der Unabhängigkeitserklärung Nordamericas.

Ehe wir uns indessen nach dem Westen wenden, haben wir noch den Kampf an den Küsten zu überblicken. Es ist aus dieser Zeit nur ein größeres Ereigniß von da zu berichten: Der Angriff auf Charleston am

7. April. Die Unionsregierung hatte neben dem gewaltigen Landkrieg Anstrengungen für die Rüstungen zur See gemacht, die das große doppelt so stark bevölkerte Deutschland, ja die schon das gleich stark bevölkerte Preußen allein mit der alten gemeinsamen Schuld gegen Schleswig-Holstein, aufs tiefste beschämen müßten. Im März 1861, nach der Beraubung des Bundeseigenthums durch den Abfall, zählte die Flotte der Union 42 Schiffe, zu Ende 1862 wurde sie zu 427 Schiffen mit 3268 Geschützen angegeben, darunter 323 Dampfer, wovon 54 gepanzert; namentlich die Erfindung des Monitor, die sich am 9. März auf der Rhede von Norfolk so glänzend bewährt hatte, war im letzten Jahr bedeutend verwerthet worden. Die Union hatte eine Seeküste von 5 bis 600 deutschen Meilen Länge zu blokiren, zugleich verfolgte die Regierung zu Anfang 1863 eine Reihe besonderer Aufgaben: General Foster führte in Nordcarolina einige Expeditionen gegen die Eisenbahnverbindungen der Conföderirten, namentlich gegen die des Hafens von Wilmington aus; gegen Florida wurde eine Negerunternehmung unter General Saxton und Oberst Higginson ausgerüstet; gegen Galveston in Texas war schon seit Ende 1862 eine Flotille in Thätigkeit. Dazu kamen die großen Expeditionen unter Banks und Grant, die den Mississippi der Union wieder unterwerfen sollten. Dennoch fand die Regierung in Washington Zeit und Mittel zu dem großartigen Versuch, den Hafen von Charleston mit Panzerschiffen zu nehmen. Schon gegen Ende December gingen die ersten Schiffe zu diesem Zweck nach Port Royal in Südcarolina ab; auf der Reise dahin verunglückte beim Cap Hatteras der berühmte Monitor, es war der letzte Tag des nämlichen Jahres, das auch seinem Gegner, dem Merrimac (5. Mai) den Untergang gebracht hatte; seit ihrem ersten Zusammentreffen waren ihrer freilich eine Menge Nachkommen entstanden und zum Theil schon dahingegangen. Während die Zurüstungen in Port Royal ihren Fortgang nahmen, gelang es den Conföderirten durch einen Ausfall, den am 31. Januar Commodore Ingraham mit zwei Panzerbooten aus dem Hafen von Charleston machte, die in diesem Augenblick nur schwach gehandhabte Blokade zu brechen, und einige Segelschiffe derselben kampfunfähig zu machen, und sofort erging von Richmond aus an die europäischen Mächte die Aufforderung, die Einschließung dieses Hafens nicht mehr anzuerkennen. Indessen bezeigten diese zu einer solchen Auslegung des Seerechtes keine Lust; auch waren schon am 1. Februar unionistische Panzerschiffe herangekommen und am 3. war die Blokade wieder vollständig hergestellt. Zu Anfang April waren die Vorbereitungen in Port Royal vollendet, Admiral Dupont commandirte die Flotte, General Hunter die Landtruppen; doch kamen die letzteren diesmal nur in untergeordnete Thätigkeit bei einem Landungs-

versuch in Morris Island. Die Flotte sammelte sich am 3. April in der Bucht des Edistoflüßchens, südlich von Charleston, am 5. erschien sie auf dem Ankergrund des Blokadegeschwaders. Zum Angriff waren die Panzerfregatte New-Ironsides als Flaggenschiff und acht Monitors bestimmt, fünf Dampfer bildeten das Reservegeschwader. Admiral Dupont ließ das Fahrwasser recognosciren und ging am 6. mit der Flotte über die Barre; ein plötzlicher Nebel verhinderte an diesem Tage jede weitere Unternehmung. Am 7., zur Fluthzeit um 12½ Uhr, wurde das Signal zum Angriff aufgezogen: den Schiffen war Fort Sumter als Ziel gegeben, bei den anderen Batterien sollten sie sich nicht aufhalten. Um 3 Uhr etwa begann das Feuer, es wuchs zum furchtbaren ununterbrochenen Donner an, der mit ungeheuren Eisenmassen durch die Luft raste. Die Forts sollen in ¾ Stunden über 3000 Schuß gethan haben; die Schiffe, durch das flache Fahrwasser trotz der Fluth in ihrer Bewegung auf's Aeußerste gehemmt, vermochten nur mit im Ganzen 151 Schüssen zu antworten. Um ¼5 Uhr gab Admiral Dupont das Zeichen zum Rückzug. Die Widerstandskraft der Monitors hatte sich wunderbar bewährt; nur einer, der Koekut, welcher neunzigmal getroffen war, sank nach der Schlacht; die anderen, welche 40 bis 70 Schüsse erhalten hatten, waren bald wieder hergestellt; der Verlust an Menschen betrug nur einen Todten und vier Verwundete. Dagegen zeigte sich die Beweglichkeit, die Actionskraft der Schiffe in diesem Fahrwasser zu gering; ihre Kugeln hatten elf gewaltige Löcher in das Fort Sumter geschlagen; allein es war nicht möglich, dem Angriff den nöthigen Nachdruck zu geben, die Landbatterien zum Schweigen zu bringen. Der Versuch wurde nicht wieder erneuert; man erkannte, daß Schiffe allein nicht durchdringen würden. Die Lehre war nicht zu theuer erkauft: als der Angriff im Juli wieder begonnen wurde, geschah es mit vereinten Kräften zu Land und zur See und mit besserem Erfolg. Ein ähnlicher Kampf war in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesen, er hatte die Schwächen der neuen Erfindung gezeigt, aber auch ihre Stärken; sie bestand die Probe, wenn sie auch übertriebenen Erwartungen nicht entsprach. Es war jedenfalls ein neuer Beweis von den Mitteln, über welche die Union gebot, von ihrer außerordentlichen Ueberlegenheit zur See. Es änderte an derselben im Ganzen nichts, wenn die Unionisten auch einzelne Schläge erlitten. Der empfindlichste darunter geschah am 1. Januar bei Galveston, wo General Magruder das Blokadegeschwader auseinandersprengte, ein Kanonenboot nahm, eins auf den Strand trieb, daß es in die Luft gesprengt wurde, und zwei in die Flucht jagte. Doch ebenso wenig wie dieser Sieg vermochten eine Reihe glücklicher Kriegs- und Raubzüge conföderirter Caper, wie namentlich des berühmten Alabama, unter

Capitän Semmes, den Gang der Dinge im Großen zu ändern. Lächerlich aber mußte es geradezu erscheinen, wenn die Londoner Times und andere Blätter ihr nach von einer Unwirksamkeit der Blokade sprachen, weil diese jährlich vielleicht von einigen 100 oder 1000 Schiffen durchbrochen wurde. Der Handel, der zu seinem regelmäßigen Verkehr die zwanzig- oder dreißigfache Zahl der Schiffe braucht, kann schon in Europa von den Wirkungen der Blokade erzählen und die Südstaaten werden sie in den Quellen ihres Wohlstandes, ja ihrer Nahrung noch ganz anders empfunden haben. Eine zweite bedeutende Action, das Eintreten in eine entscheidende Eroberung an der Küste vermochte die Union nach diesem ersten Mißlingen allerdings erst nach anderen großen Erfolgen zu unternehmen.

Wir stehen jetzt vor diesen Erfolgen, den größten, welche die Waffen der Union bis dahin errungen haben. Wiederholt haben wir bereits darauf hingedeutet, wie schon im November, mitten unter den Sorgen und Entwürfen für den Osten und die Küsten, das Gerücht von zwei Expeditionen verlautete, deren eine unter Grant bei Memphis und Helena für den Mississippi, die andere bei Baltimore unter Banks zu unbekanntem Zwecke ausgerüstet würde. Die Regierung hatte beiden das nämliche Ziel gegeben, und es bleibt ihr Verdienst, daß sie dieses Ziel unter allen anderen Zielen, die sich mit gleichem Gewicht herzudrängten, mit solcher Entschiedenheit verfolgte. Die Verhältnisse freilich forderten dazu auf. Mit der vollständigen Herrschaft über den Mississippi war den nordwestlichen Staaten die Lebensader für ihren Verkehr, die sie schwer entbehrt hatten, wieder geöffnet, es war damit zugleich das Gebiet des Abfalls in zwei Theile zerschnitten, es waren seinem Handel, seiner Production, seiner Ernährung neue Fesseln angelegt, es war auch von militärischer Seite ein großer Schritt, das Gebiet für die letzten Entscheidungen immer mehr einzuschränken. Ueberdies luden gerade im Westen die bisherigen Erfolge am meisten zur Vervollständigung ein, denn gerade dort war die Union seit Eröffnung des zweiten Feldzuges im Ganzen entschieden im Vortheil geblieben. Es strafte sich hier ein Fehler des Aufstandes, der nicht sowohl in mangelnder Einsicht bei der Leitung als in seiner heißblütigen Natur lag; der Fehler nämlich, übermäßig weit über sein eigentliches Gebiet hinausgegriffen zu haben. Wir müssen, um dies, wie überhaupt um den Zusammenhang zu verstehen, aus welchem der letzte Kampf am Mississippi hervorgegangen ist, in Kürze an den Verlauf des zweiten Feldzuges erinnern und damit zugleich unsere, in diesem Punkte etwas lückenhafte Darstellung vom vorigen Jahr ergänzen. Zu Anfang 1862 war die Linie der Conföderirten zwischen den Alleghanys und dem Mississippi bis in die Nähe des Ohio vorgeschoben, sie zog sich von unterhalb New-Madrid über den

unteren Tennessee und Cumberland nach dem Green River und von da nach dem oberen Cumberland und Kentuckyfluß; der Staat Tennessee hatte sich ihr angeschlossen, in Kentucky hatte wenigstens ein Sondercongreß in Bowlinggreen den Anschluß ausgesprochen. Im Westen des Mississippi war die südwestliche Hälfte von Missouri, waren Kansas und Neu-Mexiko zwischen beiden Theilen streitig. Doch ehe noch das Frühjahr kam, hatte sich diese Gestalt der Dinge wesentlich geändert. Der Sieg bei Sommerset (Mill Springs) in Kentucky (19. Januar), die Einnahme der Forts Henry am unteren Tennessee (6. Februar) und Donelson am unteren Cumberland (12. bis 16. Februar) warfen die Conföderirten aus Kentucky beinahe vollständig zurück und gewannen der Union ganz Westtennessee, den wichtigen Landstrich zwischen dem Mississippi, dem unteren Tennessee und der Nordgrenze des Staates Mississippi. Auf der Westseite des Stromes warf Sigel im Treffen von Pea Ridge (6. bis 8. März) die Conföderirten gegen die Grenze von Arkansas zurück. Vergebens versuchten Beauregard und A. S. Johnston zu Anfang des Frühjahres mit versammelter Macht einen Umschwung herbeizuführen; die Schlacht bei Pittsburg Landing (6. und 7. April) und die Einnahme der Mississippi Insel Nr. 10 oberhalb New-Madrid (8. April) vervollständigten und befestigten die Eroberung der Unionsheere. Bald danach gab die kühne Wasserschlacht bei New-Orleans (18. bis 26. April) die große Stadt mit der Mündung des Stromes in die Hände der Union und wenige Wochen später fiel ihr ebenfalls durch einen Sieg auf dem Wasser auch Memphis (8. Juni) zu. Die Heere des Nordens dehnten nun ihre Stellung weit aus bis gegen Chattanooga an der großen Bahn her, die Memphis mit Richmond und Charleston verbindet, und drangen in Ostkentucky bis nach Cumberland Gap an den Fuß der Alleghanys vor. Nun freilich traf sie ein Rückschlag; im Sommer 1862 mußten sie nach einer Reihe von Verlusten im kleinen Krieg die vorgeschobenen Punkte allmählich aufgeben; auch am Mississippi wollte eine weitere bleibende Eroberung nicht gelingen, nach einer Reihe von Kämpfen zu Wasser und zu Lande blieb namentlich die Strecke des Stromes zwischen Vicksburg und Port Hudson in der Gewalt der Conföderirten. Doch behaupteten sich die Waffen der Union auf der im Frühjahr gewonnenen Linie: in einer zweiten Schlacht bei Korinth (4. October) sicherte Rosenkranz gegen Poice und vom Dorn den entscheidenden Landstrich von Westtennessee und bei Bairdstown (9. October) behauptete Buell gegen Bragg den Besitz des größeren Theiles von Kentucky. Auch die Stimmung der Mittelstaaten war im Ganzen auf Seiten der Union. Mittel- und Westtennessee zwar blieben dem Abfall günstig und es hatten mit aus diesem Grund die Heere der Union während des Sommers dort einen

schweren Stand, und selbst im Süden von Kentucky mußte seine Partei, wie die häufigen glücklichen Einfälle der Conföderirten beweisen, einen verbreiteten Anhang haben. Dagegen war Osttennessee, obwohl in der Gewalt der Conföderirten, unionistisch gesinnt; in Kentucky waren Governor und Legislatur überwiegend auf Seiten des Nordens und jeder Einfall der Südlichen zeigte, daß es auch der Hauptheil des Volkes war; in Missouri beschlossen die Staatsgewalten im Herbst die Ablösung der Sklaverei. Noch einmal machten die Conföderirten eine Reihe von Anstrengungen, ihre Gegner zurückzuwerfen; gegen Ende des Herbstes erfüllte das Geräusch einer Menge von kleinen Gefechten die Mitte von Kentucky, die Gegend von Nashville, wo Rosenkranz stand, und die Gegend von Hollysprings und Korinth, wo Heertheile von Grant waren. Doch die Angreifer, hier und da glücklich, richteten im Ganzen nichts aus und wurden zuletzt in einem bedeutenden Treffen entscheidend zurückgewiesen. Rosenkranz in Nashville, auf beiden Seiten und im Rücken beständig durch südliche, von der Stimmung des Landes begünstigte Streifschaaren bedroht, ging endlich gegen die Hauptmacht seiner Gegner unter Bragg zum Angriff vor und schlug sie in einer Reihe hartnäckiger Gefechte bei Murfreesboro (20. December bis 2. Januar). Wenige Tage danach, am 6. Januar, ward auch ein conföderirtes Corps unter Forrest (?), das sich bis Lexington vorgewagt hatte, dort von einer Abtheilung Grant's zurückgeworfen. Die Summe, namentlich durch die Schlacht bei Murfreesboro festgestellt, war, daß sich die Waffen der Conföderirten entschieden als die schwächeren gezeigt hatten, und unter diesem Eindruck konnte die Expedition gegen Vicksburg mit Sicherheit und Nachdruck betrieben werden. Auch an der Mündung des Stromes hatte sich General Butler in New-Orleans und Batonrouge gegen wiederholte Angriffe glücklich behauptet; nur daß sein hartes willkürliches Regiment die Herrschaft der Union verhaßt machte. Banks erschien jetzt, ihn abzulösen und ein anderes System einzuführen, zugleich, um von Süden her den von Norden beabsichtigten Angriff zu unterstützen. In Missouri und Arkansas schoben sich beide Parteien ohne große Entscheidung hin und her; doch scheinen am Ende des Jahres die unionistischen Waffen im Ganzen im Vortheil gewesen zu sein, zu Ende December soll General Herron sogar vorübergehend die Stadt Vanburen am Arkansas besetzt haben; und gewiß ist, daß die Conföderirten von hier aus der Mississippiexpedition kein Hinderniß in den Weg zu legen vermochten.

Wir sind damit bei der großen Unternehmung selbst. Leider sind die Nachrichten, welche bis jetzt darüber vorliegen, so unvollständig, daß sich ein einigermaaßen befriedigender Zusammenhang erst gegen das Ende her-

stellen läßt. Im Ganzen können wir den Verlauf nur ganz abgerissen darstellen und müssen namentlich darauf verzichten, den Antheil gehörig zu sondern, welcher dem Verdienste der Menschen, namentlich der Führung auf der einen, und der Macht der gegebenen Verhältnisse auf der anderen Seite zukommt. Grant's Armee wurde zur Zeit, als die ersten Nachrichten von der Expedition kamen, zu 70 bis 100,000 Mann angegeben; wir vermuthen, daß sie 45 bis 50,000 Mann betragen hat. Eine nähere Schätzung ist nicht möglich, da wir nicht einmal die Eintheilung wissen: von den sechs Divisionen, die sie im Frühjahr 1862 zählte, finden wir nur die drei Namen Sherman, Mc. Clernand und Hurlbut wieder; diese waren wahrscheinlich, ähnlich wie in der Potomac-Armee, allmählich zu Corps angewachsen, dann hat Grant wohl noch zwei weitere Divisionen in ähnlicher Verstärkung behalten und das andere an Rosenkranz und Buell (später Burnside) abgegeben. Die Flotte der Expedition commandirte Commodore Porter, wahrscheinlich der jüngere, der das gefürchtete conföderirte Widderschiff Arkansas (6. August 1862) bei Port Hudson vernichtet hatte. Um die Mitte December schob Grant seine Vortruppen bis an den Tallahatchee vor, so daß sich die Linie derselben von Korinth über Hollyspings gegen Helena erstreckt zu haben scheint; es geschah wohl, um in Memphis und Helena mit Sicherheit die Vorbereitungen zur Expedition treffen zu können. Die Conföderirten versuchten dann wiederholt die Linie zu sprengen, doch hatten sie nur an einzelnen Punkten vorübergehende Erfolge; entschieden wurden sie namentlich bei dem bereits erwähnten Umgehungsversuch, der sie bis Lexington führte, zurückgewiesen: die Blätter der Union machten aus diesen kleinen Gefechten große Kämpfe, wonach dann die Mississippiexpedition selbst bald im siegreichen Vordringen, bald im Scheitern begriffen erschien. Gegen Ende December wurde General Sherman mit 10 bis 15,000 Mann, von einer Anzahl Kanonenboote unterstützt, gegen Vicksburg entsendet; er sollte wohl zunächst recognosciren, vielleicht auch, wenn möglich, die Stadt durch Ueberraschung nehmen. Er landete bei der Mündung des Yazoo oberhalb der Stadt und bestand vom 27. bis 29. December eine Reihe von Gefechten, dann scheint er ohne wesentlichen Erfolg zurückgekehrt zu sein. Um die Mitte Januar 1863 wurde eine zweite Expedition unter Mc. Clernand entsendet. Sie hatte zunächst den Zweck, das Ufer von Arkansas vom Feinde zu säubern und führte auch einen glücklichen Schlag, indem sie in der Gegend, wo der White River und der Arkansas münden, ein feindliches Corps überfiel und, nach Angabe der Unionsblätter, 5 bis 7000 Gefangene machte. Es kann eine Folge dieses glücklichen Zuges gewesen sein, daß General Herron zu Anfang Februar zum zweitenmal in Vanburen einrückte; jedenfalls vermoch-

ten die Conföderirten in den nächsten Monaten in Arkansas keine bedeutende Macht mehr zusammenzubringen. Zu Ende Januar erschien Mc. Clernand vor Vicksburg, um einen Angriff vorzubereiten. Bis Mitte Februar stieß der größere Theil von Grant's Armee mit den Kanonenbooten zu ihm und die Stadt wurde in den nächsten Tagen bombardirt; doch zunächst ohne Erfolg. Die Armee hatte in den folgenden Wochen viel durch Krankheiten zu leiden, über 12,000 Mann wären unter ärztlicher Behandlung gewesen, fast jedes Zelt sei zum Hospital geworden, kaum 20,000 noch hätten die Waffen tragen können. Die Conföderirten hatten die Dämme am Mississippi und Yazoo durchstochen und das Land weit umher unter Wasser gesetzt. Das vermehrte die Schwierigkeiten der Lage, ein Fortgang des Angriffs war nicht möglich; auch eine Expedition gegen die Stadt Yazoo hatte keinen Erfolg; es schien, als müsse die ganze Unternehmung aufgegeben werden. Doch Grant hielt aus und um die Mitte des März verbesserte sich die Lage. Der Fluß fiel, die Ueberschwemmung verlief sich; und jetzt kam eine Nachricht, die einen ernsten Lohn für das Ausharren enthielt. Commodore Farragut, der Sieger von New-Orleans, der die Flotte an der Mississippimündung commandirte, hatte die Stromsperre bei Port Hudson durchbrochen, und lag mit zweien seiner Schiffe unterhalb Vicksburg, sieben hatte er an der Mündung des Red River zurückgelassen; die Verbindung war hergestellt. Es war freilich nur eine erste Erholung, noch wollte der Angriff selbst keinen rechten Fortgang nehmen; auch ein schon seit Anfang Februar eingeleiteter Versuch, vom Tallahatchee her den Yazoo herab vorzubringen, wo sich dann das vordringende Corps mit Grant's Armee zum gemeinsamen Angriff auf der Ostseite des Stromes vereinigen sollte, mußte aufgegeben werden; das Corps scheint nach Helena zurückgegangen und von dort auf dem Mississippi zu Grant gestoßen zu sein.

Endlich zu Ende April gelang dem Commodore Porter dasselbe Manöver, das Farragut bei Port Hudson ausgeführt hatte; er passirte die Batterien bei Vicksburg und vereinigte sich mit Farragut, so daß nun elf Kanonenboote unterhalb der Stadt versammelt waren, die von dort aus gemeinsam eine kräftige Beschießung in's Werk setzen konnten. Die Hauptsache aber: es war nun für Grant's Armee der Weg frei, die Festung von der Landseite anzugreifen. Gleichzeitig zwar schien sich für diesen Angriff auch der Weg vom Yazoo her zu öffnen; die Schiffe hatten die Sperre an der Mündung des Flusses gesprengt und waren bis zu einem feindlichen Fort, Haines Bluff, vorgedrungen. Es schien indessen zu schwierig und zu langwierig, zwischen diesem Fort und Vicksburg hindurch vorzudringen und so faßte Grant den kühnen Entschluß von der Südseite her

den Landangriff durchzuführen. Er mußte seine Armee auf dem westlichen Ufer des Stromes unfern der Stadt vorüberführen; und um die Vorbereitungen, wie die Ausführung möglichst zu verdecken, sprengte er aus, er wolle die Arbeit vom Juli 1862 wieder aufnehmen, nämlich die Mississippikrümmung, an deren östlicher Spitze Vicksburg liegt, an der Basis durch einen Canal durchschneiden lassen, um damit den Lauf des Stromes von der Stadt abzulenken. Der Plan gelang: zu Anfang Mai schon stand Grant am Grand Gulf bei der Mündung des Big Black River, er hatte die Armee über Neu-Carthago dahin geführt; 10 bis 12,000 Mann mit einigen von Porter's Kanonenbooten waren an der Mündung des Yazoo zurückgeblieben, um die Belagerung von Haines Bluff zu betreiben; der größere Theil der vereinigten Flotille blieb unterhalb Vicksburg, um die Beschießung fortzusetzen. Die plötzliche Verlegung der Basis wäre ohne die vollständige Beherrschung des Stromes durch die Schiffe nicht möglich gewesen; doch auch so bleibt sie eine der schönsten und kühnsten Operationen dieses Krieges. Und in demselben Geist führte Grant die Unternehmung nun auch durch. Vom Grand Gulf aus brach er gegen die Stadt Jackson auf, schlug den conföderirten General J. Johnston in einer Reihe von Gefechten und zuletzt bei Jackson so entscheidend, daß derselbe sich in halber Auflösung nach Norden zurückziehen mußte. Dann wandte er sich westlich gegen Vicksburg, warf den General Pemberton, der ihm an den Big Black River entgegengerückt war, durch einen siegreichen Angriff am 16. und 17. Mai in die Festung zurück und stellte am 18. bei Haines Bluff die Verbindung mit seinem zurückgelassenen Corps und Porter's Schiffen her. Das Fort ergab sich noch am 18. und die Stadt war nun zu Land und zu Wasser vollständig eingeschlossen. Die Früchte der kühnen und geschickten Bewegung waren bis dahin die Niederlage der Besatzung unter Pemberton, die Zersprengung von Johnston's Armee und 8 bis 9000 Gefangene; das Alles um so rühmlicher, als die Conföderirten zusammen mindestens 40,000 Mann gezählt haben müssen, während die ganze Macht Grant's schwerlich mehr als 50,000 betrug. Die ganze Arbeit war freilich noch nicht gethan; die Festung zeigte sich weit stärker, als man vermuthet hatte; eine Reihe von Stürmen, die Grant im energischen Geist seines bisherigen Angriffs bis zum 25. unternahm, wurden mit großem Verlust abgeschlagen; man mußte sich zu einer längeren festen Einschließung, vielleicht zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Grant bebte vor der neuen Schwierigkeit nicht zurück: gegen ein Fort wurde zunächst der gewaltsame Angriff eröffnet, im Uebrigen die Festung von jeder Verbindung und Zufuhr abgeschnitten. Die Gerüchte, als nahe Johnston mit Entsatz erwiesen sich vor dem General Blair, den Grant auf Erkundigung

ausschickte, als Erfindung. Zu Ende Juni wurde jenes Fort genommen; am 4. Juli capitulirte die Festung. General Pemberton mit 31,000 Mann wurden als Gefangene auf Ehrenwort entlassen; 102 Feld-, 30 Belagerungsgeschütze und 50,000 Armaturen fielen in die Hände der Sieger. General Johnston, der jetzt in der That zum Entsatz herangenaht war, wich schleunig zurück, General Sherman erreichte ihn noch am Big Black River und nahm ihm 1000 bis 1500 Gefangene ab. Es war nicht blos der Platz gewonnen, der den Waffen der Union so lange widerstanden hatte, und mit ihm die Herrschaft über den Strom; es war auch eine große feindliche Armee zertrümmert, denn auf 45 bis 50,000 mindestens muß der Gesammtverlust der Conföderirten während dieses Kampfes um Vicksburg geschätzt werden.

Der Fall von Port Hudson war jetzt keine Frage mehr, doch es bedurfte dazu nicht erst der Hülfe von Grant und Porter; Banks und Farragut führten ihre Aufgabe nicht minder rühmlich durch. Zu Ende December war Banks in New-Orleans eingetroffen und hatte von dort aus sofort auch die Besatzung von Batonrouge verstärkt; es hieß, er hätte 40,000 Mann und 200 Schiffe mitgebracht; das Wahrscheinliche ist, daß er etwa 20,000 mitbrachte und 15,000 in und bei New-Orleans vorfand. Er hatte in der ersten Zeit vollauf mit der Verwaltung zu thun, in die er in der That einen Geist der Versöhnung zu bringen wußte; er stellte die Eigenthumsverkäufe zu Gunsten der Regierung ein und suchte vor allen Dingen zwischen Pflanzern und Sklaven ein auf das Princip der freien Arbeit begründetes Verhältniß herzustellen, auch scheinen sich nach allen Berichten die Zustände in Louisiana bis zum Sommer wesentlich gebessert zu haben. Darüber wurde indessen die Hauptaufgabe nicht versäumt. Banks ließ sich weder durch die Niederlage, welche die Unionsflotte, wie oben angedeutet, bei Galveston erlitt, noch durch die Gerüchte von der Stärke und Macht seiner Gegner irre machen. Gegen Ende Februar, eben als Grant vor Vicksburg in schlimmer Lage war, ging Farragut mit einem Theil der Landarmee gegen Port Hudson ab; ob Banks selbst dabei war, ist nicht zu erkennen. Es kam um die Mitte März zur Beschießung und einer Reihe von heftigen Gefechten. Gegen die Festung selbst wurde zunächst nichts ausgerichtet; doch führte Farragut, wie wir bereits wissen, jenen kühnen Durchbruch der Sperrung aus, der die Gemeinschaft mit Grant herstellte und zugleich den Conföderirten die Verbindung der beiden Stromufer, namentlich die fernere Unterstützung Port Hudsons vom Red River her abschnitt. Jetzt entwickelten Banks und Farragut einen vortrefflichen Angriffsplan. Banks mit der Hauptmacht, etwa 25,000 Mann, ging nicht unmittelbar auf Port Hudson los, sondern

er wandte sich westlich nach der Gegend des Bayon Teche, dem Garten von Louisiana; Farragut mit den Schiffen vermochte ihn, durch die Wasserverbindungen jener Gegend begünstigt, kräftig zu unterstützen. In einer Reihe von Gefechten, deren bedeutendstes am 17. April bei Vermillon Bayon war, wurden die conföderirten Truppen jener Gegend zersprengt, ihre Schiffe, darunter die „Queen of the West," die sie im Februar auf dem Red River den Unionisten abgewonnen hatten, genommen oder zerstört; die Opelusische Eisenbahn und alle Wasserverbindungen waren in den Händen der Sieger. Zu Ende April ging Banks bei Bayon Sara, zwei deutsche Meilen oberhalb Port Hudson, über den Mississippi und schloß wenige Tage darnach in Verbindung mit Farragut die Festung ein. Ein Sturm am 27. und 28. Mai hatte nur geringen Erfolg; die Belagerer begannen zu Anfang Juni die Beschießung zu Wasser und zu Land. Die Conföderirten sprengten das Gerücht aus, als sei General Kirby Smith von Osten her, dann General Magruder von Westen her zum Entsatz im Anzuge; in New-York war man in großer Sorge, vor Port Hudson nicht. Am 9. Juli ergab sich die Stadt: 12,000 Gefangene, 35 Feld-, 25 Belagerungsgeschütze, 10,000 Armaturen waren der Preis des Sieges. Der Gesammtverlust der Conföderirten im Kampfe um den Mississippi betrug jetzt mindestens 60 bis 65,000 Mann; Heertheile derselben, die New-Orleans zu bedrohen versucht hatten, räumten eilig das Feld. Um die Mitte Juli kam ein Dampfer von St. Louis in New-Orleans an; er wurde mit Jubel begrüßt, es war das Zeichen, daß der Strom frei war.

Diesen zwei großen Siegen gegenüber waren die übrigen Thaten, die während der ersten Hälfte 1863 im Westen geschahen, nur von untergeordneter Bedeutung; alle Anstrengungen beider Theile waren auf den Kampf um den großen Strom gerichtet. Es sei nur erwähnt, daß sich Rosenkranz unter einer Reihe von Kämpfen des kleinen Krieges, trotzdem daß die Conföderirten die Stimmung des Landes für sich hatten, bei Nashville mit Vortheil zu behaupten wußte. Auch muß eines kühnen Streifzuges gedacht werden, den um die Mitte des Mai der Oberst Grierson ausführte, indem er mit einer Brigade Illinois- und Iowa-Cavallerie innerhalb siebzehn Tagen den ganzen Staat Mississippi von Lagrange bis Batonrouge durchzog. Die günstigen Mittheilungen, welche er von der Schwäche des Feindes machte, haben wahrscheinlich beigetragen, Grant und Banks in ihrer Ausdauer zu bestärken. Gegen Ende Juni ging Rosenkranz, um Grant vor Vicksburg wenigstens indirect zu unterstützen, zur Offensive über, warf Bragg in einer Reihe von Gefechten über den Duck River zurück und nahm Shelbyville und Manchester; sowie der Fall von Vicksburg erfolgt war, räumte dann sein Gegner ganz Mitteltennessee bis

Chattanooga. Zu Anfang Juli schlugen auch General Hurlbut bei Helena in Arkansas und General Dodge bei'm viel umstrittenen Korinth die Conföderirten in zwei kleineren Treffen. In Kentucky war zu Ende März Burnside als Generalcommandant des Ohiodepartements eingesetzt worden; er ordnete sofort mit kräftiger Hand die Zustände, organisirte die Armee, erfocht auch zu Anfang April einen kleinen Sieg bei Sommerset durch General Gilmore. Seine kriegerische Thätigkeit fand indessen eine größere Aufgabe erst nach dem Fall der Mississippifesten. Wir werden sie zugleich mit derjenigen von Rosenkranz in der zweiten Hälfte dieses Feldzuges zu betrachten haben. Zu Anfang Juli hatten die Waffen der Union im Westen den großen Erfolg erfochten, daß dem Aufstand nicht blos die Mittelstaaten bis auf Osttennessee, sondern auch von seinem eigensten Gebiet, in Mississippi, Arkansas und Louisiana die wichtigsten Theile entrissen waren. Der entscheidende Kampf war von nun an auf Virginien und die beiden Carolina zusammengedrängt.

Wir glauben, unsere Darstellung hat besser, als es jede Betrachtung könnte, durch die Thatsachen die Ansicht bestätigt, die wir im Eingang ausgesprochen haben. Von den drei großen Zielen: im Osten, an den Küsten, im Westen, hat die Union allerdings nur Eins erreicht: die Herrschaft über den Mississippi; es bleiben noch Richmond und Charleston. Allein in diesem einen Ziel liegt das Ergebniß eines gewaltigen Kampfs. Es war zuerst die wachsende Wucht der Ueberlegenheit des Nordens; es war aber auch zweitens die allgemeine Leitung des Krieges im Norden; und es war drittens die Tüchtigkeit seiner Feldherren. Wir wissen nicht, wie groß der Antheil des Cabinets in Washington an dem Unternehmen war; aber es hat diese Kräfte, diesen Nachschub an Soldaten und Mitteln und zwar mitten unter sehr viel anderen ablenkenden Zwecken, in diese Richtung geworfen, und ohne diesen Entschluß und Nachdruck von oben wäre die Sache nicht ausgeführt worden. Wir wissen auch das Verdienst der Feldherren, der Grant und Porter, der Banks und Farragut noch nicht näher zu würdigen; aber wir müssen doch sagen, daß ihr Feldzug jedenfalls einen ehrenvollen Platz in der Kriegsgeschichte aller Zeiten verdient. Aus diesen drei Momenten, der Ueberlegenheit, der oberen Leitung und dem Geschick der Feldherren muß die Entscheidung, wie sie jetzt auf einen so viel kleineren Raum zusammengedrängt ist, sich nothwendig auch in kurzer Zeit ergeben. Wir haben noch den weiteren Verlauf des diesjährigen Feldzugs darzustellen und wir vermuthen, daß der Kampf, der nach längerer Pause von Neuem entbrannt ist, noch zu einem zweiten bedeutenden Erfolg, bei Charleston, führen wird. Wir vergessen bei alledem nicht, daß der beste Feldherr und die tüchtigste Armee der Conföde-

rirten noch unbesiegt stehen; allein wir fragen billig, ob sie einer solchen Last, wie sie jetzt auf sie heranbrängt, auf die Dauer gewachsen sein können? Sucht der Süden in den nächsten Monaten keinen Frieden nach, so wird im kommenden Jahr die Gewalt der Waffen das endliche Urtheil sprechen. Es ist möglich, daß dann der Süden den letzten Angriff des Nordens abweist und dann ist er unabhängig. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß er erliegt und dann wird er, einerlei wie lange er noch in einzelnen Todeskämpfen widerstehen mag, für die Zerrüttung, die das Ganze trifft, vor allem an seinem Theil die gerechte Strafe zu tragen haben.

Die Entscheidung der schleswig-holsteinschen Sache.

Eine höhere Hand hat plötzlich in den schleppenden Gang des Streites eingegriffen, welcher zwischen Dänemark und Deutschland bisher geführt wurde. Ohne uns zu fragen, ob der Augenblick uns erwünscht sei, hat das Schicksal bestimmt, daß die Entscheidung jetzt getroffen werden soll. Mit dem Fürsten, der am 15. d. M. auf dem Schlosse Glücksburg starb, ist der letzte Sproß aus dem Mannesstamme Friedrich III. erloschen, und nach dem Grundvertrage, welchen die Schleswig-Holsteiner mit der Krone Dänemark schlossen, als sie Christian I. zu ihrem Herzog erwählten, succediren jetzt in den Herzogthümern die nächsten männlichen Agnaten, die Herzöge von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Alle die Fragen, um die es sich bisher zwischen uns und Dänemark handelte: die Selbständigkeit des Bundeslandes Holstein, die Befugniß seiner Stände, sein Anrecht auf Schleswig, die gleichberechtigte Stellung beider Länder innerhalb der Monarchie — sie sind jetzt völlig in den Hintergrund geschoben. Aber auch die Fragen politischer Zweckmäßigkeit, die sich an jene Punkte anknüpften, die Frage nach dem Verfahren, welches Deutschland einzuschlagen habe, die Debatten über Execution oder Krieg —, sie sind plötzlich beseitigt worden. Als die Ordonnanzen vom 30. März erschienen, welche die Incorporation Schleswigs durch die „Aussonderung" Holsteins vorbereiten sollten, konnte man darüber discutiren, ob es genüge oder nicht, die Zurücknahme jener Verordnungen durch Execution zu erzwingen. Als dann das dänische Ministerium noch einen zweiten Schritt that, als es für Dänemark und Schleswig ein neues Grundgesetz vorlegte, welches diese beiden Länder zu einem constitutionellen Staat verschmolz und die Vertretung desselben so einrichtete, daß die Speciallandtage dadurch absorbirt werden mußten, — konnte man zwar nicht mehr darüber streiten, daß die Execution ihren Zweck verfehlen werde, falls sie nicht mit der vollen Absicht, sie zum Kriege zu entwickeln unternommen würde, aber es war doch noch der Zweifel gestattet, ob es nicht besser sei, beides Execution und Krieg

zu unterlassen. Man durfte fragen, ob denn bei der inneren Lage Preußens und Deutschlands die Garantie für eine energische Leitung des Krieges gegeben sei, man durfte dafür stimmen, die Entscheidung zu vertagen und auf günstigere Zeiten zu warten, auf Zeiten, wo man einer radicalen Lösung vollkommen sicher sein konnte.

Alle diese klugen Erwägungen, sie sind von dem Schicksal plötzlich durchschnitten. Es ist fortan nichts mehr von der Zukunft zu erwarten, es gilt sogleich Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. Die nationale Selbständigkeit, die Gemeinschaft der Herzogthümer, sie ist mit ihrem Recht der gesonderten Erbfolge unauflöslich verknüpft. Es wäre thöricht zu glauben, daß die deutschen Lande je wieder unter sich verbunden, daß sie je eine eigene, eine deutsche Existenz wieder führen könnten, wenn sie heute an die Dynastie des Protokollprinzen gewaltsam angeschmiedet werden. Die Geschichte der Unterdrückung der Herzogthümer durch Dänemark, sie beginnt nicht mit dem Regierungsantritt des verstorbenen Königs, sie datirt auch nicht von dem offenen Briefe seines Vorgängers Christian VIII., sie reicht bis über den Anfang unseres Jahrhunderts hinaus. Aber diese Unterdrückung ist zu einem mit rücksichtsloser Energie verfolgten System geworden, seitdem die Macht der dänischen Krone durch das Volk beschränkt wurde, seitdem die der Zahl nach stärkere Nationalität den Fürsten und den Staat in ihre Hände bekam. So gewiß es nie möglich sein wird, in Copenhagen und auf den dänischen Inseln den Absolutismus wiederherzustellen, so gewiß wird es auch einem Träger der dänischen Krone nie wieder gelingen, sich über den Gegensatz der im Kampf liegenden Nationalitäten zu erheben und in den deutschen Ländern Gerechtigkeit und Freiheit walten zu lassen. Wenn der Prinz, der jetzt als Christian IX. in Copenhagen zum König ausgerufen ist, um die Trennung der Herzogthümer zu verhindern, die ganze Politik seines Vorgängers umwürfe, wenn er den Hall'schen Gesetzen die Sanction versagte, das Ministerium entließe, wenn er gleiches Recht und gleichen Schutz beiden Nationalitäten in bester Absicht gelobte, — er würde seine Schwüre wieder brechen müssen, wie Friedrich VII. und Christian VIII. sie gebrochen haben.

Kann das alte Recht der Herzogthümer auf ihre gesonderte Erbfolgeordnung gegenwärtig nicht durchgesetzt werden, so geht mit diesem Einen Recht die ganze Summe ihrer Rechte, so gehen sie selbst für Deutschland verloren.

Dies ist die Lage und darum haben die Bedenken keine Stelle mehr, welche an die Schwierigkeiten, an die Gefahren des Unternehmens erinnern, das uns jetzt obliegt. Wenn die Ehre auf dem Spiel steht, so wagt der einzelne Mann sein Leben; wenn eine Nation in ihrer Ehre bedroht ist, so giebt sie die Güter des Friedens, des Erwerbs Preis für die höhere sittliche Existenz. So lange sie sich selbst achtet, geht sie in den Kampf, auch dann, wenn der Gegner übermächtig ist; wenn sie nicht den Sieg, sondern nur den Ruhm eines tapferen, entschlossenen Sinnes davontragen kann.

So liegen nun die Dinge keineswegs bei uns; es ist weder unmöglich noch schwierig, den Rechten der Herzogthümer vor aller Welt Anerkennung zu verschaffen, wenn wir nur den Willen dazu haben. Die nächste Pflicht trifft

die Schleswig-Holsteiner selbst. Sie haben schwere Erfahrungen hinter sich, der endlose Streit, die so häufigen Enttäuschungen, die Langsamkeit und Unzulänglichkeit des deutschen Beistandes haben den Geist der Bevölkerungen herabgedrückt. Jetzt muß der Gedanke sie wieder beleben, daß die Stunde gekommen ist, wo über ihre Freiheit oder Knechtschaft für immer entschieden wird. Noch ein großes Opfer gilt es, damit alle frühren Opfer nicht umsonst gebracht, damit die Helden, die bei Kolding und Friedericia, die auf dem Schlachtfeld von Idstedt fielen, nicht vergeblich in's Grab gesunken sind. In diesen Tagen vereinigen sich die Mitglieder der holsteinschen Ständeversammlung zu Kiel, um über die Lage des Landes zu berathen. Sie werden die Erklärung abgeben, daß der Protokollprinz keinen Anspruch auf die Regierung ihrer Lande hat, sie werden ihr altes nie aufgegebenes Recht constatiren. Der Herzog von Augustenburg hat für sich selbst auf die Succession verzichtet, in seine Stelle tritt der Erbprinz Friedrich, welcher gegen die willkürlichen Anordnungen des verstorbenen Königs öffentlich protestirt hat. Er muß die Regierung der herrenlos gewordenen Lande sofort rechtlich ergreifen,*) er muß jedes Mittel in Bewegung setzen, um die factische Gemeinschaft mit seinen Unterthanen herzustellen.

Die Lage der Herzogthümer ist augenblicklich nicht so günstig als im Frühjahr 1848. Keine That würde legitimer sein als ihre sofortige Erhebung für ihren rechtmäßigen Herzog, als die sofortige Vertreibung der dänischen Beamten und Truppen, welche heute nur noch die Organe eines Usurpators sind. Aber diese Bewegung ist ohne deutschen Beistand im Moment kaum durchzuführen. Die holsteinschen Bataillone sind auf die Inseln verlegt, Rendsburg und Friedrichsstadt, die ganze Eiderlinie ist mit dänischem Militär besetzt, dessen Gesammtzahl wir auf 15,000 Mann veranschlagen dürfen. Es fehlt an Waffen und Kriegsmaterial, an geübter Mannschaft und an Officieren; insbesondere Schleswig ist völlig in der fremden Gewalt, und es sind keine hervorragenden Führer vorhanden, um das Volk zu leiten. Soll es den Dänen nicht gelingen, vor Europa ein fait accompli zu schaffen und den Widerstand der Deutschen auf wirkungslose Protestationen und Rechtsvorbehalte herabzudrücken, so muß den Herzogthümern, insbesondere dem Bundesland Holstein Gelegenheit gegeben werden, sich zu organisiren, sich eine Regierung und eine Armee zu schaffen.

Es sind die deutschen Fürsten und Völker, welche den Herzogthümern den Weg zu ihrer Selbstvertheidigung bahnen müssen. Der Deutsche Bund hat den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 nie anerkannt, für ihn ist der Erbprinz von Augustenburg der legitime Herzog von Schleswig-Holstein. Dem entsprechend hat die Coburger Regierung ihren Gesandten in Frankfurt bereits instruirt, und wir sind gewiß, Baden, Oldenburg, Weimar u. s. w. wer-

*) Dies ist jetzt durch eine im würdigen und großen Stil gehaltene Proclamation geschehen. Noch einige andere, im Obigen nur erwartete Vorgänge sind inzwischen eingetreten. Baden hat einen Meisterzug gethan, indem es Herrn v. Mohl bevollmächtigte, den jungen Herzog von Schleswig-Holstein am Bunde zu vertreten. In Copenhagen haben Minister und Volk den König Christian IX. zur Sanctionirung des Hall'schen Grundgesetzes gezwungen und damit Preußen die günstigste Gelegenheit gegeben, wenn es will, sich aus dem Londoner Vertrag herauszuziehen.

den in gleicher Richtung vorgehen. Wir hoffen auch auf drei Mittelstaaten, insbesondere auf Bayern. Vor dem Landtage von 1859 rühmte sich Herr von der Pfordten einer patriotischen That seines Ministeriums. Er erklärte, daß Bayern durch seine Einsprache die Anerkennung des Londoner Protokolls am Bunde verhindert habe. Möge Bayern jetzt sorgen, daß die Früchte seiner Vorsorge nicht verloren gehen. Was der Bund jetzt thun muß, liegt so klar vor Augen, daß sich aller Orten der gleiche Ruf erhebt. Er muß die Besetzung von Holstein sofort in's Werk setzen, nicht als eine Maaßregel der Execution, nicht um bei der Krone Dänemark irgend welche Rechte für Holstein oder Schleswig durchzusetzen, sondern um ein Bundesland, das in die Hände eines Usurpators zu fallen in Gefahr ist, für seinen legitimen Herrn in Beschlag zu nehmen. Er muß diesen legitimen Fürsten, der nunmehr ein Mitglied des Bundes geworden ist, selbst in das Herzogthum einführen und ihm die Mittel gewähren seine Autorität herzustellen. Ein solches Vorgehen aber mit diesem erklärten Zweck ist der Krieg gegen Dänemark; und eben weil derselbe unmittelbar ausbricht, sobald auch nur ein holsteinsches Dorf für das Haus der Augustenburger in Besitz genommen wird, darum hilft es nicht die Aufgabe zu theilen und sich provisorisch auf Holstein zu beschränken, es muß durch dieselbe That auch das schleswigsche Land von den Dänen befreit werden.

Kein deutscher Staat hat ein dringenderes Interesse an der Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, als Preußen. Von jeder nationalen Pflicht und Rücksicht abgesehen, gebietet ihm seine geographische Lage, seine militärische Sicherheit die Trennung zu bewirken. In jedem großen Kriege, den es zu bestehen hat, wird Dänemark eine feindliche Flankenstellung nehmen, und so lange seine Grenze bis an die Elbe reicht, die Kräfte eines preußischen Armeecorps dem Hauptkriegsschauplatz entziehen. Preußen hat in einer Zeit der Schmach den Londoner Vertrag unterzeichnet, es hat dann bis heute gesäumt, sich der Fessel zu entledigen auf dem Wege, der mit dem oldenburgischen Antrag angedeutet war. Aber damit ist die Sache noch nicht verloren. Es kann am Bunde sich der Mehrheit fügen und thätig dahin wirken, daß die Mehrheit an dem Recht der Augustenburger festhält. Es ist als Bundesglied nicht verpflichtet, und es kann sich als Großmacht von seiner Verpflichtung losmachen. Was die Bernstorff'schen Depeschen seit langer Zeit angedroht haben, — die gegen die dänische Krone übernommenen Verbindlichkeiten zu kündigen, nachdem jene ihre Gelöbnisse gebrochen hat, — es ist nicht zu spät, dies noch jetzt in's Werk zu setzen. Wir zweifeln sehr, daß irgend eine Großmacht einen Krieg anfangen wird wegen des für das europäische Gleichgewicht ziemlich gleichgültigen Umstandes, daß künftighin statt des dänischen Königs ein deutscher Herzog in Schleswig-Holstein regieren soll. Sie haben keine Garantie für die Durchführung des Londoner Vertrags übernommen, sie haben das Einverständniß der berechtigten Agnaten mit der Erbfolge-Verfügung des verstorbenen Königs vorausgesetzt, sie haben das Recht der Augustenburger nicht bestritten, sondern nur mit Stillschweigen übergangen, sie haben endlich die Rechte des Bundes ausdrücklich vorbehalten. Sie werden der Macht vollendeter Thatsachen keinen Widerstand entgegensetzen, da sie ja der Sorge vor einer unmittelbaren Er-

weiterung des preußischen Gebiets nach dem Norden hin vollkommen überhoben sind. Aber die Wirksamkeit Preußens als Bundesglied und seine Entschließung als Großmacht wird rasch erfolgen müssen, wenn die deutsche Action nicht durch verhängnißvolle Einflüsse durchkreuzt werden soll. Schon redet die officiöse Wiener Presse, als ob das Zusammenbleiben der Herzogthümer mit der dänischen Krone eine selbstverständliche Sache wäre; diesen Einfluß wird Preußen in Frankfurt nur dann besiegen können, wenn es sich entschlossen zeigt, die Last und Gefahr des Bundeskrieges auf sich zu nehmen.

Noch einmal ist unserm Staat die Gelegenheit geboten, das Andenken an alte Versündigungen tilgen, die schwerbeschädigte Ehre wiederherstellen, den Dank und die Anerkennung der Nation sich zu erwerben. Es ist die unerläßliche Pflicht des Abgeordnetenhauses, was in seiner Macht steht, aufzuwenden, damit die preußische Politik in dieser Richtung geleitet wird. Es hat heute nicht an den Widerspruch zwischen Regierung und Volksvertretung, es hat an den Staat, der über beiden steht, zu denken. Es hat dem Staat alle Mittel zur Verfügung zu stellen, deren er zu seiner sittlichen Erhaltung bedarf. Wenn die Nothwendigkeit, einen nationalen Krieg zu unternehmen, bei der Krone den Willen hervorriefe, durch den Wechsel ihrer Rathgeber die Eintracht mit dem Lande herzustellen, — so würde der Geist unseres Volkes einen Aufschwung nehmen, der Europa in Erstaunen setzte; da aber das Abgeordnetenhaus nicht in der Lage ist, jenen Willen zu erzwingen, so darf es seine Schritte nicht so einrichten, daß der nächste Zweck vielleicht um so mehr Gefahr läuft. Dieser Zweck aber ist, ein deutsches Land zu retten, und nicht durch wen, sondern daß er erfüllt werde, ist heute die Sorge, welche das Herz jedes deutschen Mannes bewegt. Es ist möglich, daß unsere Hoffnungen Illusionen bleiben, aber das Haus sehe sich vor, daß die neue Schuld, die dann auf Preußen gehäuft wird, nicht von der Mit- und Nachwelt auf Regierung und Volk vertheilt werde.

Seit zwei Jahren hat sich in Deutschland ein patriotisches Fest an das andere gereiht. Die Turner und die Schützen sind zusammengeströmt; die großen Siege unserer Väter sind zum Gedächtniß und zum Vorbild für die Söhne gefeiert. Jetzt ist dieser überströmenden Fülle von Begeisterung ein praktisches, ein ernstes und heiliges Ziel gegeben. Den deutschen Dynastien ist es wohlbewußt, daß sie sich einer mächtigen nationalen Bewegung nicht entgegenstemmen können. Sie werden dem Druck der öffentlichen Meinung nachgeben, wenn diese gewaltig und einstimmig für die Rettung Schleswig-Holsteins sich erhebt. Hier — in unserer aller Händen liegt die letzte Entscheidung; und wenn jene Glieder von dem Leibe des deutschen Volkes abgetrennt würden, so wird die Geschichte nicht allein die Fürsten und Minister, sondern die Nation verurtheilen, die dies ertragen hat.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 17. November 1863.

In dem Augenblick einer großen europäischen Krise ist das preußische Abgeordnetenhaus zusammengetreten. Die Spannung, mit welcher man in Deutschland auf den Ausfall der Wahlen und dann auf die Fortentwickelung des parlamentarischen Kampfes blickte, sie ist gemindert worden durch das neue Programm, das von Paris aus in die Welt geschleudert ist, das die Börsen in Schrecken, die Diplomatie in starres Erstaunen versetzt hat. Wie bereits die Form und die Art der Landtagseröffnung durch diesen Wandel auf der europäischen Bühne eine Aenderung erfahren hat, so wird auch der weitere Verlauf unserer inneren Angelegenheiten unter dem Einfluß der Weltereignisse stehen, die sich an jenen Wandel anknüpfen werden. Der Blick auf unsere heimischen Zustände darf also flüchtiger sein, als es sonst bei'm Beginn einer neuen Sitzungsperiode verstattet sein würde.

Was hätten wir auch an Erfolgen und Früchten von dieser Session zu erwarten, welche Veränderung unserer Lage von ihr zu hoffen? Das Abgeordnetenhaus hat sich constituirt mit dem bestimmtesten Bewußtsein, daß es wie in diesem Frühjahr in klaffendem Widerspruch mit den Rathgebern Sr. Majestät seine Berathungen schließen wird, mit dem bestimmtesten Bewußtsein, daß auf die Bedingungen hin, welche ihm von Neuem gestellt sind, eine Milderung der entstandenen Gegensätze auch nicht im Entferntesten erwartet werden kann.

Und so hat denn der Kampf sofort bei dem ersten parlamentarischen Geschäft, bei der Prüfung der Wahlen begonnen, und wir freuen uns zu sagen, daß er gerade von der rechten Seite der Opposition mit frischer Energie aufgenommen worden ist. Eine ernste Pflicht der Volksvertretung, die schleunige Beseitigung der Preßverordnung, wird eben jetzt auf dem kürzesten zulässigen Weg erfüllt. Noch einige Tage und die heimische Presse hat aufgehört unter dem Druck der Verwarnungen zu seufzen. Der fromme Wunsch, die Verordnung so lange aufrecht zu erhalten, bis die Novelle zum Preßgesetz von beiden Häusern angenommen sei, er wird unerfüllt bleiben, es müßte denn sein, daß man offen zum reinen Absolutismus zurückkehrte und auch das Erlöschen der einseitig erlassenen Verordnungen von der Genehmigung des Regierungsfactors abhängig machte. Ist die freie Bewegung der Presse im Lande wieder hergestellt, so dürfen die Abgeordneten in Muße das Resultat der Berathungen erwarten, welche das Herrenhaus so eben über die Novelle zum Preßgesetz anstellt. Es wird wahrscheinlich finden, daß sich mit der Novelle bequemer regieren läßt, als mit dem Gesetz von 1851. Gewiß, wenn die Gerichte statt auf Concessionsverlust des Verlegers künftighin auf Unterdrückung der Zeitungen erkennen, wenn der Minister des Innern die Befugniß hat, neuerscheinende Organe zu verbieten, die ihm mit den unterdrückten in einem Zusammenhang zu stehen scheinen, wenn der Redacteur statt zu Geldstrafen nur noch zu Gefängnißstrafen verurtheilt werden kann, wenn selbst der wahrheitsgetreue Bericht der Kammerverhandlungen vor der Anklage nicht geschützt ist, — so wird ein preußischer

Minister des Innern künftighin keinen Anlaß mehr haben, seinen Collegen in Wien zu beneiden. Die Aufgabe, die Presse zu zügeln, würde dann in Preußen nicht schwerer sein, als sie es im Bereich des Habsburgischen Constitutionalismus ist. Die Verwerfung der Novelle Seitens des Abgeordnetenhauses steht nun freilich im Voraus fest, aber es ist doch von Wichtigkeit, daß sie auch thatsächlich zum Vollzug kommt. Denn sollte nach dem Schluß der Session abermals ein Nothstand eintreten, so wird es für die Regierung doch kaum thunlich sein eine Verordnung zu octroyiren, deren Inhalt von einem der Häuser ausdrücklich verworfen worden ist.

Während die Vorgänge seit dem 1. Juni Ministerium und Volksvertretung weiter als je von einander geschieden haben, sind die ursprünglichen Anlässe unseres Conflictes unbeweglich stehen geblieben. Es würde thöricht sein zu hoffen, daß der umgearbeitete Entwurf des Militärgesetzes auf die Forderungen Rücksicht nähme, welche seit drei Jahren von dem Lande ausgesprochen sind. Sofort bei der Eröffnung der Session ist dem Landtag die Aussicht auf die Sanctionirung eines jeden Staatshaushaltsetats genommen, der die Erhaltung der Militärorganisation nicht sicher stellt. Demnach kann über das letzte Ergebniß der Budgetverhandlungen schon heute kein Zweifel sein; zweifelhaft ist nur, ob bei der Schärfe der Gegensätze diese Verhandlungen überhaupt zu ihrem Abschluß kommen.

Nach der Auffassung des Ministeriums entspringt der etatslose Zustand, in welchem wir uns nun bald zwei Jahre befinden, nicht aus der Versäumniß seiner Pflichten, sondern aus der Collision der Rechte der drei Staatsfactoren. Es kündigt demnach eine Vorlage an, welche bestimmt ist, die Befugnisse der Regierung für den Fall zu regeln, daß die Collision sich fortsetzen sollte. Die ganze Grundlage, auf welcher dieser Entwurf hiernach beruht, ist für das Abgeordnetenhaus nicht vorhanden. Da dasselbe eine Lücke in der Verfassung nicht anerkennt, so kann es auch die Hand zu ihrer Ausfüllung nicht bieten; da es eine Verfügung über die Staatsfinanzen ohne die Norm eines Budgetgesetzes für rechtlich unerlaubt erklärt, so kann es keine Vorsorge für den Fall treffen, daß das Unrecht nun doch zur Thatsache werde. Bekanntlich hat schon bei der Revision der Verfassung eine Minorität in der zweiten Kammer an Vorkehrungen gedacht, die zu treffen seien, falls durch irgend einen Umstand das neue Budget nicht rechtzeitig festgestellt werde. Man hat vorgeschlagen, daß dann eine Verlängerung des alten Etats auf 4, auf 6, ja auf 12 Monate eintreten solle, damit die Regierung Zeit gewinne, sich die neue Autorisation zu beschaffen. Die liberale Mehrheit ging auf Anträge dieser Art nicht ein, weil sie der Regierung keinen Anlaß geben wollte, in der pflichtmäßigen Sorge für die rechtzeitige Berathung des Etats nachlässig und schlaff zu werden. Man sieht übrigens leicht, daß diese conservativen Vorschläge von einer Voraussetzung ausgingen, welche der Budgettheorie des heutigen Ministeriums geradezu entgegensteht. Sie wollten der Regierung zwar eine Frist gewähren, die sie unter Umständen zu einer Appellation an das Land verwenden könne, aber sie hielten die Pflicht der Staatsregierung fest, in dieser Zwischenzeit das Budget zu Stande zu bringen. Es wurden ferner in den Revisionskammern von conservativer Seite Anträge

auf Unterscheidung eines Ordinariums und Extraordinariums gestellt. Graf Alvensleben z. B. schlug vor, das Budget in eine bewegliche und eine unbewegliche Hälfte zu theilen, und eine Streichung auf dem letzteren Gebiet von der Uebereinstimmung beider Kammern abhängig zu machen. Gesetzt, daß diese Anträge durchgedrungen wären, sie würden den heutigen Conflict nicht verhindert, wohl aber das Recht, in welchem sich das Abgeordnetenhaus befindet, nur noch heller an's Licht gestellt haben. Denn jene Conservativen wollten es ja buchstäblich aussprechen, daß eine bisher nur extraordinär bewilligte Ausgabe wegfallen müsse, wenn auch nur eines der beiden Häuser die Streichung beschließe. Und eben der Wegfall einer solchen Ausgabe ist es, welche die Regierung anzuerkennen sich weigert. Unser Budgetstreit ist durch einen Zusammenstoß absolutistischer Grundsätze mit constitutionellen Einrichtungen entstanden; eine Ausgleichung giebt es hier nicht; man muß die einen aufgeben oder die anderen vernichten.

Das „conservative" System, unter welchem wir stehen, hat an Sicherheit und Selbstgefühl unleugbar gewonnen. Es begnügt sich nicht mehr, die Verfassung in seinem Sinn zu deuten; es schreitet dazu vor, seine Wünsche in Gesetzentwürfen zu formuliren; es fordert die Volksvertretung auf, die Beschränkungen constitutioneller Freiheit, welche es begehrt, zum Gegenstand ihrer Berathung zu machen. Wenn die Kammer auf dieses positive Vorgehen durch eigene Initiative antworten wollte, so würde dies am Besten durch den Antrag auf Aufhebung der Verfassungsartikel geschehen, welche das Staatsministerium ermächtigen, Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen und die Steuern unabhängig von dem Votum der Landesvertretung zu erheben. Indessen weiß Jedermann, daß das Abgeordnetenhaus heute nicht in der Lage ist, Eroberungen zu machen, daß es sich darauf beschränken muß, mit Kraft und mit Würde das zu vertheidigen, was es an verfassungsmäßigem Recht in der Hand hat. Auch das liegt nicht in seiner Macht, und wie uns scheint auch nicht in seinem Interesse, die parlamentarische Schlacht zu einer schleunigen Entscheidung zu bringen. Denn nicht daß, sondern wie und mit welchem Eindruck für das Land das Ende derselben herankommt, ist doch wohl die Hauptsache. Den liberalen Ideen droht eine Niederlage nur dann, wenn es gelänge den Keim von 30 bis 40 Feudalen bei zukünftigen Wahlen zum Wachsthum zu bringen. Dieses Wachsthum ist nicht wahrscheinlich, wenn das Abgeordnetenhaus sich kalten Blutes auf der strengen Linie seines Rechtes hält. Man lasse das Interesse wirken, welches die Gegenpartei an dem Schluß der Session hat, dies Interesse wird nach Aufhebung der Preßverordnung sich außerordentlich steigern. Und wie gering auch das äußere Ergebniß der Kammerverhandlungen sein mag, die Tribüne ist denn doch noch ein Ort, von dem aus das politische Bewußtsein und das Rechtsgefühl des Volkes lebendig erhalten werden kann.

Umsicht in der parlamentarischen Taktik, Verständigung aller Elemente der Opposition, damit alle Klassen des Volkes fortfahren, den Beschlüssen der Kammer ihre moralische Stütze zu geben — diese Anforderungen sind um so nothwendiger, als Niemand wissen kann, ob die eingetretene europäische Krise günstig oder ungünstig auf unsern Verfassungskampf wirkt. Auf der Basis der Militärfrage

entstand dieser Kampf, — wie schwankend wird diese Unterlage werden, wenn die Aera des Friedens im nächsten Frühjahr für Europa abschließt? Gegen Napoleonische Regierungsgrundsätze wurde er fortgesetzt, — welchen Einfluß wird es üben, wenn der Napoleonismus im kommenden Jahr neue Triumphe feiert? Seit fast einem Jahr lag der Druck der westmächtlichen Allianz beinahe so stark auf Preußen als auf Rußland, — welche Veränderungen werden eintreten, wenn dieser Druck jetzt nachläßt? Große europäische Gefahren pflegen die Regierungen bedürftig und zugänglich für die Wünsche ihrer Völker zu machen, aber die Ereignisse können auch eine Richtung nehmen, welche einem militärischen und absolutistischen System unerwarteten Vorschub leisten. —

Es sind die neuesten Vorgänge in Frankreich, die uns zu diesen Besorgnissen veranlassen. Die Thronrede Napoleon III. bezeichnet eine **Wendung** der französischen Politik, eine Wendung, deren Sinn man freilich nicht völlig würdigen kann, wenn man sich nur an die Form, an das Kleid hält, in welches sie sich hüllt.

Es ist nicht schwer, die Idee eines Congresses, der alle Gährungsstoffe in Europa ersticken soll, als ausnehmend abenteuerlich darzustellen. Eine solche Fürsten- oder Diplomaten-Versammlung, mit der allgemeinen Aufgabe betraut, eine Aera des Friedens und der Ordnung zu gründen, ist etwas anderes als der Congreß von Paris, der den Krimmkrieg abschloß, oder die Conferenz von Brüssel, welche die polnische Frage lösen sollte. Es mag das letzte Ziel der Napoleonischen Ideen sein, auf den Trümmern der Wiener Verträge, dem Denkmal der Niederlagen Frankreichs, eine neue Rechtsordnung für Europa zu begründen; aber es wäre ein ungewöhnlicher Beweis von Verstandesschwäche, dieses Ziel **heute** für erreichbar zu halten, heute, wo die Kriegserfolge in der Krimm und am Po durch die selbständige Constituirung des italienischen Volkes, durch mißliche Experimente in Syrien und Mexiko und endlich soeben durch eine entschiedene diplomatische Niederlage verdunkelt sind. Ist es der Einsicht Napoleon III. entgangen, daß fast jede europäische Macht Ursache hat, den Congreß zu fürchten, so lange nicht die zur Verhandlung kommenden Fragen begrenzt, die Zahl und die Befugniß der Tractanten festgestellt ist? Ist es ihm entgangen, daß — wenn auch jede einzelne fürchtet, seinen Vorschlag rund abzuweisen — sie doch aneinander eine Stütze finden können, um die Entscheidung hinauszuschleppen? Ist es ihm entgangen, daß, selbst wenn Furcht oder Hoffnung sie endlich bewegen, auf dem Congreß zu erscheinen, dieser Congreß den Krieg Aller gegen Alle weit eher zur Folge haben wird, als den ewigen Frieden? Oder haben die Noten, die Fürst Gortschakoff ihm gesandt hat, und die Reden, die Herr Thiers zu halten im Begriff ist, den französischen Kaiser so außer Fassung gebracht, daß er in der Hast einen Mißerfolg durch einen noch größeren deckt, daß er blind und besinnungslos in sein Verhängniß hineinrennt? Hält er es für verträglich mit der empfindlichen Natur seines Volkes, daß seine neueste Idee ebenso wie die Tripelallianz gegen Rußland scheitere? Meint er aus dieser größeren Verlegenheit sich abermals durch ein überraschendes Phantasma herausziehen zu können? Wir hegen keine abergläubigen Vorstellungen von den Gaben Louis Napoleon's, indessen der Mann, der fünfzehn Jahre lang Frank-

reich gezügelt und Europa das Gesetz der Bewegung vorgeschrieben hat, darf immerhin den Anspruch auf eine solche Auffassung seiner Pläne erheben, daß sie von den Einfällen eines Abenteurers unterscheidbar werden.

Diese Unterscheidung wird uns nicht schwer fallen, wenn wir uns des Zieles erinnern, welches der französische Kaiser bei seinen Transactionen mit Oesterreich und England in diesem Jahre im Auge hatte. Dieses Ziel war eine Action, war in allem Ernst ein Krieg für die Unabhängigkeit Polens. Allerdings gesteht Napoleon III. vollkommen aufrichtig ein, daß es ihm schwer wurde, die bewährte russische Freundschaft zu kündigen, und daß er auch nach der Kündigung nicht in der Lage war, isolirt zu handeln. Die geographischen Bedingungen gestatteten ihm nicht, für sich allein den Kampf mit dem Czaren aufzunehmen und er war zu vorsichtig, um Rußland in dem alliirten Preußen anzugreifen, so lange die beiden anderen Großstaaten abwartend zur Seite standen, mit der Macht und vielleicht auch mit dem Willen, sich gebietend und entscheidend zwischen die streitenden Theile zu werfen. Aber um so ernstlicher strebte er nach der österreichischen Allianz, die ihm den Weg nach Polen öffnen sollte. Unsere Leser kennen schon die Anerbietungen, die im Februar und März von ihm unter der Hand gemacht wurden. Später sind zwei Depeschen vom 20. und 21. Juni an's Licht getreten, in welchen Frankreich versprach, zur Sicherung Oesterreichs jede Verbindlichkeit und Bürgschaft zu übernehmen, falls dasselbe das gemeinschaftliche Band enger schließen wolle. Wiederholt drängte das französische Cabinet in Wien wie in London auf den Abschluß einer Convention, welche die gegenseitigen Verpflichtungen für den Fall regeln sollte, daß die friedlichen Vorstellungen bei dem Petersburger Hof ohne Wirkung blieben. Noch im Herbst stellte der Herzog von Grammont, wie wir bestimmt zu wissen glauben, in Wien Anträge auf ein Kriegsbündniß, freilich schon unter der lästigen Bedingung, daß man auf den polnischen Theil Galiziens gegen Entschädigung verzichte. Alle diese Anstrengungen blieben fruchtlos; man war in Wien wie in London entschlossen, über die Linie der diplomatischen Action nicht hinauszugehen. Zwar griffen die englischen Staatsmänner die polnische Sache mit großem Geräusch auf; sie schienen an der Spitze des Westens gegen den Osten vorrücken zu wollen, ihre rauhe Sprache, ihre unerfüllbaren Forderungen — man denke nur an die Proposition des Waffenstillstandes — sahen ganz danach aus, als sollte der Krieg provocirt werden. Indessen es war nicht so schlimm gemeint; zum Theil rechneten sie wohl auf die moralische Macht der Tripelallianz und auf die schwachen Nerven des Petersburger Hofes, zum andern Theil übten sie die etwas jesuitische Kunst zu hetzen und zu treiben, um die vielgefürchtete Freundschaft zwischen Rußland und Frankreich gründlich zu verderben. Dieser Hintergedanke machte ihnen auch die Behandlung erträglich, die Gortschakoff den drei Interpellanten zu Theil werden ließ. Sie hatten die Genugthuung, daß die diplomatischen Keulenschläge des russischen Ministers weit stärker als auf sie selbst, auf das Haupt des Mannes niederfielen, der die ehrsüchtige französische Nation regiert. Für das Wiener Cabinet war dieses Verfahren Englands der sichere Rückhalt, hinter dem es sich vor den französischen Ansprüchen versteckte. Wenn es gedrängt wurde, einen Schritt vorwärts zu

thun, so betheuerte es seine eigene Bereitwilligkeit, machte aber das Mitgehen Englands zur Bedingung, wohl wissend, daß diese Macht keinen Mann und keinen Thaler für einen polnischen Krieg hergeben werde. Die französische Diplomatie hat bei diesem Spiel ihrer beiden Alliirten viel Geduld und Ausdauer bewiesen. Es mag sein, daß die Darstellung, welche Fürst Metternich von den Ansichten seines Hofes gab, und daß der wirkliche Kampf entgegengesetzter Strömungen, der in Wien stattfand, die Hoffnungen des französischen Kaisers so lange gespannt ließen. Es mag auch sein, daß die Richtung, welche die österreichische Politik in Deutschland einschlug, diese Hoffnungen von Neuem anregte. Gestützt auf das Ansehen und die Deckung, welche ihm die französische Freundschaft gewährte, rief Franz Joseph die deutschen Fürsten nach Frankfurt, suchte er die politische und die commercielle Coalition gegen Preußen zu Stande zu bringen. Diese dreisten Angriffspläne waren sinnlos und thöricht, wenn Oesterreich nicht entschlossen war, die westmächtliche Allianz festzuhalten. Aus dem Eifer, mit welchem es die Vortheile dieser seiner Stellung auszubeuten suchte, durfte man schließen, daß es auch die Opfer dieser Stellung auf sich nehmen wolle. Aber das Wiener Cabinet hatte an diese ganz berechtigte Folgerung nicht gedacht. Statt den Einsatz einer großen Politik zu wagen, war es vielmehr, wie zur Zeit des Krimmkrieges, bemüht zu ärndten, wo es nicht gesäet hatte. Der Widerspruch zwischen seiner künstlichen diplomatischen Stellung und seinen Wünschen und Interessen als Theilungsmacht und als Besitzer Galiziens trat immer deutlicher heraus, und so war, als die Eröffnung der französischen Kammern bevorstand, die Allianz der drei Mächte zum Spott für alle Welt geworden.

In diesen Zusammenhang gestellt, wird der Zweck der französischen Thronrede uns vollkommen klar. Napoleon III. wirft die Partie um, die er bisher gespielt und die schlecht genug ging, er wechselt seine Stellung, er verläßt das Terrain und den Weg, auf dem er trotz aller Bemühung festgefahren war. Bisher hatte die polnische Frage das Verhältniß der Mächte zu einander ausschließlich bestimmt; er nimmt ihr dieses Vorrecht, indem er auf die Gährungsstoffe übergeht, „die in Europa überall in Unordnung auszubrechen drohen." Wer hatte in dem letzten Jahre an Italien und Venedig, an die Donauländer gedacht? Er aber greift über die Gegenstände, welche die diplomatische Welt momentan in Unruhe setzt, hinaus; er stellt an die Spitze seiner Einladung den Gedanken, daß den vollzogenen Umwälzungen mit „verbessernder Hand" die Weihe gegeben, daß die neuen Elemente in die europäische Rechtsordnung eingereiht werden müßten. Jedermann versteht, worauf diese Forderung zielt: die größte und mächtigste Neubildung der letzten Jahrzehnte, die im vollen Widerspruch zu den Wiener Verträgen steht, ist das Königreich Italien. Aber auch im ferneren Osten, in den rumänischen Ländern, sind Neugestaltungen versucht, die es bisher zu keiner festen Existenz gebracht haben. Längst sträubt sich Rußland gegen den Zwang, der es von der Mündung der Donau zurückgeworfen und seine Kriegsmarine vom schwarzen Meere ausgeschlossen hat. An den nordischen Meeren ist der Streit zwischen Dänemark und Deutschland bis zur Gefahr eines Krieges gesteigert und in diesem Augen-

blick bringt der Telegraph eine Todesnachricht, die das glimmende Feuer in den Herzogthümern hoffentlich zum hellen Brande anfachen wird. Indem Napoleon III. den ganzen Umfang dieser Verwicklungen beschreibt, hat er allerdings die polnische Frage nicht von der Tagesordnung verdrängt; aber es ist ihm möglich geworden, sie auf neuen Wegen zu verfolgen, sie mit anderen Interessen, vielleicht mit denen Rußlands selbst, zu verknüpfen. Mit einem Wort: der Congreß ist das Mittel, alte, unfruchtbar gewordene Verbindungen zu lösen, neue und vortheilhaftere zu suchen; und Napoleon III. scheint darauf zu rechnen, daß das mächtige Frankreich Anziehungskraft genug besitzt, um diese Gruppirung der europäischen Staaten nach seinem Nutzen zu lenken.

Es ist ziemlich erweisbar, daß dem Entschlusse des Kaisers kein Einverständniß mit irgend einer Macht vorausgegangen ist. Nur der Hof von Turin, zu welchem einer der intimsten Agenten der Napoleonischen Politik, Herr Benedetti, geschickt war, wird vielleicht eine Ausnahme machen. Die Thronrede überraschte Herrn von Budberg und sie traf den Grafen Rechberg wie ein Donnerschlag. In diesem Sinne ist es eine völlig aufrichtige Erklärung des Kaisers, daß er ohne vorgefaßtes System in die internationale Berathung des Congresses eintreten werde. Das französische Blaubuch enthält zwar die bittere Bemerkung, daß „Conflicte zwischen den Regierungen seltner durch kühne Entschlüsse, als durch Zaghaftigkeit und Entschlußlosigkeit entstehen," aber es schildert doch mit ruhiger Objectivität die diplomatischen Schicksale der drei verbündeten Mächte. Sollte der Vorschlag des Congresses die letzte Anfrage an Oesterreich sein, ob es mit oder gegen Frankreich Krieg führen wolle? Wir zweifeln daran. Er scheint uns weniger eine Anfrage als eine Auffagung zu sein. Das plötzliche Auftauchen der italiänischen Dinge und der leidenschaftliche Widerspruch der Wiener Diplomatie gegen den Congreß bestätigt unsere Ansicht.

Wenn die französische Politik auf die Verbindung mit Oesterreich verzichtet, so würde eine Wiederannäherung an Rußland davon die unvermeidliche Folge sein. Dieser Gedanke mag heute abenteuerlich klingen, indessen beide Staaten haben es verstanden, sich nach den Schlachten von Eylau und Friedland und auf den Trümmern von Sebastopol die Hand zur Allianz zu reichen. Sollte der Stand der Dinge in Polen eine ähnliche Wendung unmöglich machen? Ist der Bruch mit dem alten Verbündeten nicht dem Fürsten Gortschakoff ebenso schwer gefallen als dem Kaiser Napoleon? Giebt es keinen Weg, um dem russischen Czaren die Personalunion mit Polen erträglich zu machen? Ist an der Donau, ist gegen Oesterreich, vielleicht sogar in Polen selbst, nicht ein ausgiebiger Lohn für ein solches Zugeständniß zu finden? Alexander I. schob seine Grenzen bis Thorn und Krakau vor unter dem Vorwand, daß die polnischen Lande, die er so fast ungetheilt in Besitz bekam, unter ihm eine selbständige und nationale Existenz haben sollten. Wird es den Russen schwer fallen, das Versprechen solcher Selbständigkeit zu erneuern, wenn ihnen dafür Galizien, vielleicht auch ein Stück von Posen zugesichert wird? Werden die Aufständischen es nicht klug finden, ihren heutigen Kampf um den Preis zu vertagen, daß die jetzt noch abgetrennten Glieder der polnischen Familie sich, wenn auch zunächst nur unter

russischem Scepter, wieder vereinigen? Ein Strom von Blut, ein Abgrund des unversöhnlichsten Hasses scheint heute zwischen den Ideen Wielopolski's und der polnischen Nation zu liegen. Aber diese Ideen sollen nicht sofort zur Verwirklichung kommen. Es ist noch ein halbes Jahr Zeit gegeben, um sie diplomatisch zu formuliren, um die Leiter der polnischen Bewegung zu gewinnen, um die Gemüther in Warschau wie in Moskau darauf vorzubereiten.

Wenn der Osten und Westen Europas einander die Hand reichen, so fordert die Pflicht der Selbsterhaltung, daß die germanische Mitte, daß **Preußen, England, Oesterreich sich zusammenschließen.** Eine solche Coalition würde die Weltgeschicke in ihrer Hand halten, sie würde die Gegner schon auf halbem Wege zur Umkehr und zum Frieden zwingen. Aber es ist wenig Chance vorhanden, daß jener große Gegenzug zu Stande kommt. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte hat zwischen Oesterreich und Preußen eine Kluft aufgethan, auf die Napolen III. 1859 mit Erfolg gerechnet hat und auf die er wahrscheinlich auch fernerhin mit Erfolg rechnen kann. Es ist die Wurzel der Mißgeschicke Oesterreichs, daß dasselbe zu gleicher Zeit drei Zielpunkte festhält — Italien, den Orient, Deutschland; und daß es, so oft der Widerspruch zwischen seinen Kräften und diesen sich durchkreuzenden Aufgaben hervortritt, im letzten Moment alles eher aufgiebt, als seine deutschen Prätensionen. Der Haß gegen den norddeutschen Emporkömmling ist seit einem Jahrhundert das höchste Motiv der österreichischen Politik. Es war ein Schwindlerspiel, die deutschen Fürsten zur Reform des Bundes nach Frankfurt zu rufen, wenn und da man, wie sich jetzt herausstellt, keine andere Grundlage für diesen Angriff gegen Preußen hatte, als das ganz unbefestigte und täglich mißlicher werdende Verhältniß zu Frankreich. Es war ein Schwindlerspiel, die süddeutschen Dynastien zur Sprengung des Zollvereines zu reizen, wenn und da man weder fähig noch gewillt war, den mißleitenden Staaten einen Ersatz für den Verlust des alten Verkehrsgebietes zu geben. Aber der Genuß an der momentanen Demüthigung des Gegners stand diesen Epigonen des Fürsten Schwarzenberg höher als die Berechnung der Zukunft. Der Friede von Villafranca war ihnen erträglicher, als der militärische Oberbefehl Preußens in Deutschland; und sie zogen es vor, alle Ungeheuerlichkeiten der Bundeskriegsverfassung zu conserviren, statt auch nur den Anschluß der norddeutschen Wehrkräfte an die preußische Armee zu gestatten. Ja, bis in die Zeit, wo nun plötzlich ein europäischer Umschwung eintritt, haben sie den widrigen Streit über die abgestandene Reformacte fortgesponnen, nie verlegen um den sophistischen Mißbrauch der Ideen von Einheit und Macht, welche der Nation theuer sind. Jetzt hören wir plötzlich, daß vor den großen Ereignissen des Tages diese Differenzeu zurücktreten müßten; aber ein dauerndes, ein in ernsten Krisen Stand haltendes Verhältniß läßt sich nur begründen, wenn die Feindseligkeiten Oesterreichs auf deutschem Boden — nicht vertagt, sondern wenn sie aufgegeben werden. Die Coalition von 1792 endete elend, weil im Hintergrunde der Verbündeten ein Gebiet lag, auf welchem ihre Interessen sich bekämpften. Wie würde heute eine gleiche Coalition enden — heute, wo die streitenden Interessen sich so vervielfacht, wo dem Gegner so viel mehr Gelegenheit geboten ist, durch Versprechungen und Lockungen den Bund ausein-

ander zu reißen? Wir werden immer wieder auf die große Frage zurückgeworfen, welche unsere Diplomaten freilich als Professorendoctrin verspotten, welche sie als phantastisches Ziel einer unklaren Volksbewegung tief unter ihre Weisheit stellen. Ehe Deutschland und Oesterreich sich nicht auseinander gesetzt und auf besserer Grundlage verbunden haben, wird die Mitte des europäischen Continents vor den Stößen des Westens nicht gesichert sein.

Indeß wenn die Befürchtungen, die wir angedeutet haben, eintreffen sollten, so wäre eine auch nur vorläufige Annäherung, eine provisorische Verständigung zwischen Wien und Berlin immerhin ein Glück. Nur vermögen wir uns nicht vorzustellen, wie die beiden Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die sich seit Jahresfrist ihre Gesinnungen so offenherzig bekannt haben, jetzt Worte des Vertrauens und der Freundschaft austauschen sollen. Ohne einen Wechsel der Personen ist eine intime Beziehung der beiden Cabinette nicht denkbar. Noch weniger begreifen wir, wie ein Vertrauensverhältniß zwischen unserm Ministerium und den englischen Staatsmännern möglich sein soll, die die Maaßregeln des ersteren mit ihrem ganzen Einfluß bekämpft haben und die dafür von unserer officiösen Presse mit so ausgesuchtem Tacte behandelt worden sind. Aber mit der Personenfrage allein sind auch hier die vorhandenen Schwierigkeiten noch nicht gelöst. Die Neigungen Englands stehen auf Seiten der Dänen und da jetzt plötzlich die Entscheidungsstunde für die schleswig-holsteinische Sache geschlagen hat, so ist ohne Schaden für uns eine Verständigung mit einer Macht nicht statthaft, die den Grundsatz der Integrität der dänischen Monarchie vertheidigt. Hier muß England nachgeben, wenn ein Einvernehmen hergestellt werden soll. Schwieriger noch sind die Differenzen, welche England und Oesterreich in Italien auseinanderhalten. Die brittische Politik hat die italiänische Bewegung mit einem Eifer unterstützt, der sich keineswegs auf gute Wünsche und Rathschläge beschränkte. Mehr als einmal ist Cavour vor den Drohungen Frankreichs durch die hülfreiche Hand Englands gerettet, und kein brittischer Staatsmann würde es wagen, seiner Politik eine Richtung zu geben, welche den Umsturz des Königreichs Italien zur Folge haben könnte. So lange man in Wien nicht die Resignation hat, das Verlorne aufzugeben, um dadurch das zu retten, was man noch besitzt, wird ein Bündniß zwischen England und Oesterreich die Probe nicht bestehen. Auf der Tagesordnung des Congresses — wenn derselbe wirklich zusammentritt — wird sich auch die Anerkennung des Erwerbes von Savoyen und Nizza finden. Aber diese Frage ist verknüpft mit der Legalisirung der Annexionen, für welche Victor Emanuel jene beiden Perlen aus seiner Krone verschenkt hat. Wenn hier ein Conflict mit Oesterreich sich entspänne, so würde dieses sofort isolirt sein und England wäre völlig außer Stande dem Zuge seiner bisherigen Politik entgegenzuarbeiten.

Die dreiste Verlängnung der Wiener Verträge, die Herausforderung und Drohung, die ganz Europa entgegengeschleudert ist, wird bei Vielen unter uns Entrüstung und die Hoffnung geweckt haben, daß nun endlich die Mächte sich zusammenthun würden, um den Friedenstörer zu zermalmen. Als im Juli 1858 Cavour bei Napoleon III. in Plombieres war, sagte dieser eines Tages: „Wissen Sie, daß es in Europa nur drei Männer giebt? Uns zwei, dann

einen dritten, den ich nicht nennen werde." Hier liegt das Geheimniß der napoleonischen Macht. An der Spitze eines kriegsbereiten Heeres von einer halben Million kennt und benutzt der französische Kaiser die Schwäche, die Beschränktheit, den Egoismus, den Zwiespalt, die in dem alten Europa regieren. Und wie diese Verhältnisse ihm die Aussicht gewähren, die Vertreter aller Mächte in Paris zu versammeln, so werden sie ihm helfen die Coalition zu verhindern, deren Wucht ihn erdrücken müßte. —

Wenn das Wiener Cabinet es in diesem Sommer gewagt hätte, auf eine Allianz einzugehen, durch die es allerdings mit den Ostmächten brach und dem guten Willen Napoleons sich überlieferte, so würde für Preußen eine schwere, aber in der Zukunft nicht hoffnungslose Zeit gekommen sein. Wenn jetzt das Petersburger Cabinet sich entschließt, in die weit vorgestreckte Hand Frankreichs einzuschlagen, so wird für Preußen eine leichtere, aber für die Zukunft um so verhängnißvollere Zeit kommen — dann wenigstens, wenn die Neigung, der dritte im Bunde zu sein, bei uns den Sieg gewinnen sollte. Eine kühne und große Politik freilich wird in jeder Situation ihre selbständigen und berechtigten Zwecke geltend zu machen wissen. Wer über die volle moralische Kraft des eigenen Volks, wer über die hunderttausende von Männern verfügte, die im Norden und im Süden die Vorarbeit für die Einigung der Nation vollziehen, er könnte eine gebietende nationale Stellung auch unter den Chancen einnehmen, welche sich seit dem 5. November geöffnet haben. Aber der Partei, die uns heute beherrscht, fehlen jene Kräfte, fehlt die Einsicht, sie zu verwerthen; und so sehen wir denn, — falls das Kriegswetter, das in diesem Sommer uns zu bedrohen schien, sich künftig nach einer anderen Richtung zieht, als letzte Folge nur die weitere Zerklüftung der Nation, die Entfremdung ihrer Glieder, die Schärfung des Gegensatzes, den das Jahr 1859 begründet hat. Nicht umsonst hat die französische Einladung auch die deutschen Könige bedacht, die ihren Titel und ihre Souveränetät dem ersten Napoleon verdanken. Wenn die Ereignisse, welche vorzubereiten der Congreßvorschlag bestimmt ist, Preußen und Oesterreich in entgegengesetzte Richtungen treiben, so ist den mittelstaatlichen Dynastien der Weg angedeutet, auf dem sie eine Zuflucht finden können.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der Wiener Congreß und der zweite Pariser Frieden.

(Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814 bis 1831.)

Niemand verkennt die Fortschritte, welche die deutsche Geschichtschreibung seit dem letzten Jahrzehent gemacht hat. Wenn die geistige Bewegung, welche unsern Befreiungskämpfen vorausging und folgte, dazu geführt hatte, der Erforschung der deutschen Zustände in ihren Anfängen, im Mittelalter, einen nachhaltigen noch heute fortdauernden Anstoß zu geben, so war es vielleicht die wohlthätigste Folge des Sturmes des Jahres 1848, daß die deutsche Wissenschaft sich veranlaßt fand, dem Gange des nationalen Geistes, der Verkettung der nationalen Geschicke in dem letzten halben Jahrhundert genauer nachzugehen.

Die Ergebnisse liegen heute bereits zu Tage. Wir waren für die Kenntniß der Ursprünge und des Verlaufes der französischen Revolution, der Napoleonischen Herrschaft, in welche Deutschland eben so tief verflochten war als irgend ein anderes Volk, ausschließlich auf französische Arbeiten angewiesen; nicht einmal unsere eigene Erhebung hatte eine ihrer irgend würdige Darstellung gefunden. Heute haben uns unsere Schriftsteller nicht blos die Zustände Deutschlands im Zeitalter der Revolution, sie haben uns diese selbst wie unsere Gegenwirkungen von deutschem Standpunkte aus und dennoch mit unbefangenster Forschung und unparteiischem Urtheil kennen gelehrt. Unsere kritische Methode, die wir so ernstlich und so lange an der Geschichte des Alterthums, an den Quellenschriften des Mittelalters geübt, sie ist endlich unserm eigensten Besitz zu Gute gekommen und was wir auf diesem Felde erarbeitet haben und erarbeiten — es dient nicht nur der Wissenschaft, es gereicht auch unserer Praxis zum Frommen. Nicht blos durch die Sicherstellung unserer Erfahrungen, durch die Erhöhung unserer Selbsterkenntniß, durch die Belebung und Kräftigung unseres Nationalgefühls, sondern vor Allem durch die Klarstellung unserer politischen und nationalen Zielpunkte und der Wege, auf denen wir dieselben ohne schwere und zurückwerfende Verirrungen zu erreichen vermögen.

Wir sind erfreut, die Zahl dieser Arbeiten durch eine neue, durch Bernhardi's Geschichte Rußlands und der europäischen Politik von 1814 bis 1831 vermehrt zu sehen. Der erste Band dieses Werkes beschäftigt sich zunächst ausschließlich mit der europäischen Politik, und giebt, indem er den Kaiser Alexander, nach der glücklich beendeten Heerfahrt nach Paris, an der Spitze der europäischen Politik auf dem Wiener Congresse, in den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens zeigt, indem er den Feldzug von 1815 in den Kreis seiner Darstellung zieht, die werthvollsten Aufklärungen zur preußischen, zur deutschen Geschichte.

Der Verfasser ist kein Neuling auf diesem Felde. Seine Denkwürdigkeiten des General Grafen Toll haben uns in die inneren Zusammenhänge der Feldzüge von 1813 und 1814 tiefer blicken lassen als irgend eine frühere Darstellung. Klarer als zuvor zeigte es sich in diesem Buche, wie die Entschlüsse der preußischen Führer, Blücher's und Gneisenau's, durch den Uebergang über die Elbe im Jahre 1813, wie durch den Marsch an die Marne und den Wechsel der Basis für die schlesische Armee im Jahre 1814 die entscheidenden Wendungen herbeigeführt und wem die Ehre des Marsches auf Paris gebühre. Unser Verfasser zuerst hat außer Zweifel gestellt, wer die böhmische Armee auf dem Rückzuge von Dresden und an dem Tage von Wachau gerettet, in welchem Sinne Napoleon die Schlacht von Leipzig am 18. October wieder aufgenommen, und von welchem Hintergedanken aus er an diesem Tage den Widerstand bis zu vollkommenster Erschöpfung seiner Truppen fortgesetzt hat.

Wir kannten die Leistungen Bernhardi's auf dem Felde der Kriegsgeschichte; er hat jetzt auch unter den Darstellern der politischen Geschichte seinen Platz eingenommen.

Wenn die Franzosen vor Allem von dem Historiker verlangen, daß er Herr seines Gegenstandes sei, so ist dies im eminenten Maaße bei Bernhardi der Fall. Dies zeigt sich sofort in der glücklichen Auswahl des Stoffes, in der wirksamen Gruppirung, in der scharfen Hervorhebung und treffenden Entgegenstellung der entscheidenden Momente. Der schwer übersehbare weitschichtige Gang des Wiener Congresses entwirrt sich in dem hellen Licht, welches die entscheidenden Personen und Motive, welches die Peripetien der Hauptfragen erhalten. Der Feldzug von 1815 zerlegt sich deutlich in die entscheidenden Momente, und den Ausgang der Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden sehen wir bereits im Voraus entschieden. Es ist diese Sicherheit in der Wahl des Stoffes, das richtige Maaß desselben, welches den Leser nie überbürdet, es ist die wirksame Gruppirung, die ihn der einfachen, jeden Schmuck verschmähenden Erzählung mit gespanntem Interesse folgen läßt, es ist die maaßvolle

Objectivität des Urtheils, welche den Leser mehr veranlaßt selbst Gericht zu halten als ihn bevormundet, endlich die feine, mehr andeutende als ausführende Zeichnung der Charaktere, die den Reiz dieser Darstellung ausmachen und ihre Wirkung verbürgen.

Von neueren Quellen konnte der Verfasser die jüngst veröffentlichten Berichte Talleyrand's an König Ludwig XVIII. und die Berichte des Grafen Goltz an den Fürsten Hardenberg benutzen. Für die Ereignisse des Feldzuges von 1815 war er so glücklich, die zahlreich vorhandenen Materialien durch die Mittheilungen eines nahe betheiligten Augenzeugen controlliren zu können.

Die Interessen der großen Mächte, welche das neue Staatensystem Europas zu Wien feststellen sollten, waren divergenter Natur. Der Frieden mit Frankreich war geschlossen. Das besiegte Frankreich hatte freilich den größten Theil seiner Colonien verloren, aber es hatte, verglichen mit den Grenzen von 1792, immer noch einen erheblichen Zuwachs bewahrt. Von dem Congresse hatte es für sich zunächst weder zu fürchten noch zu hoffen; es sei denn, daß es seiner Diplomatie gelang, ihm, dem eben besiegten Staat, Platz und Einfluß im Rathe der Sieger zu verschaffen. England stand am Ziel. Es hatte den Preis seines vieljährigen Kampfes gegen Frankreich mit dem Pariser Frieden in Besitz genommen: die vormaligen Colonien Frankreichs und einen guten Theil der holländischen. Es kam mit keiner anderen Sorge auf den Congreß, als daß Holland für die Abtretung dieser Colonien auf dem Festlande, wenn es sein müßte auch auf Kosten Deutschlands, entschädigt werde, daß das Stammland der Könige Großbritanniens in Deutschland Zuwachs erhalte, daß die Sanctionirung der Uebermacht Rußlands auf dem Continent verhindert werde. Oesterreich hatte sich frühzeitig vertragsmäßig den Besitz der Entschädigungen gesichert, welche seinen alten Staat nicht blos wiederherstellen sondern erweitern sollten. Das neue Oesterreich war nicht blos im Kopfe des Fürsten Metternich fertig, als der Congreß begann; man hatte die Länder, deren man begehrte, deren Oesterreich zu seiner Consolidirung und Concentrirung bedurfte, bereits in Besitz. Dazu gaben die Verträge, welche Metternich mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen hatte, eine ausreichende Gewähr, daß Oesterreich in Deutschland nicht von der Uebermacht Preußens zu fürchten haben werde.

Anders stand Rußland. Rußland hatte nicht frühere Verluste zu ersetzen, aber es wollte den Marsch von Moskau nach Paris nicht blos zur Befreiung Europas gemacht haben, es suchte Vergrößerungen, es wollte das alte, so lange festgehaltene Ziel der Einverleibung Polens endlich vollständig erreichen. Das Herzogthum Warschau hatte mit dem Kaiser Napoleon ge-

kämpft, es war besiegt und erobert worden. Die Erhebung der Polen im Rücken Napoleon's, auf welche Kaiser Alexander in den letzten Monaten des Jahres 1812 einen Augenblick gehofft, die er gewünscht hatte, wie seine Briefe an den Fürsten Czartoryski beweisen, war nicht erfolgt. Nun sollte Rußland mit der Annectirung des Herzogthums Warschau für immer Fuß im Westen fassen, und der Kaiser Alexander hoffte diese Politik der Eroberung mit den Interessen Polens selbst in den besten Einklang setzen zu können. Das Herzogthum Warschau war bereits seit mehr als anderthalb Jahren in den Händen Rußlands.

Preußen suchte keine Vergrößerung. Es handelte sich für diesen Staat nur um seine Wiederherstellung, und es stand ihm, nachdem er das Zeichen zu dem Kampfe gegeben, der siegreich geendet und in welchem er das Beste gethan, sicherlich nicht blos ein vertragsmäßiger Anspruch zu, wenigstens in seinem früheren Umfange hergestellt zu werden. Fürst Hardenberg hatte zwar in den Verträgen von Kalisch und Reichenbach die Herstellung Preußens in dem Umfange von 1805 ausbedungen, aber er hatte keine bestimmten Entschädigungsländer in Anspruch genommen. Er hatte den größten Theil des ehemals preußischen Polen, er hatte Ostfriesland, er hatte Ansbach und Baireuth abgetreten, aber er hatte keine bestimmten Aequivalente dafür stipulirt. Niemand wird heute dem Fürsten Hardenberg darüber Vorwürfe machen, daß er zu Kalisch auf das vormalige preußische Polen verzichtet und sich nur die unerläßliche Verbindung zwischen Schlesien und Ostpreußen gesichert hatte. Aber wenn er Ostfriesland abtrat, so fragt es sich auch heute noch, ob trotz der dringenden Nothwendigkeit, die möglichst ausgiebige Unterstützung Englands zu gewinnen, der Zwang der Verhältnisse der Art war, daß diese Cession unvermeidlich, und wenn sie unvermeidlich, daß kein bestimmtes Aequivalent festgestellt werden konnte. Preußen war somit auf dem Congreß von vornherein am schlechtesten gestellt. Es hatte Ansprüche geltend zu machen, und zwar Ansprüche von nur allgemeiner Natur und es war nicht vorauszusetzen, daß es in der Geltendmachung dieser Ansprüche die warme Unterstützung irgend einer Macht finden würde. Was von Oesterreich zu erwarten war, hatten die Verträge Metternich's mit den süddeutschen Fürsten ausreichend gezeigt. Rußland konnte nicht wünschen, Preußen so stark zu sehen, daß es der Anlehnung an Rußland entbehren könne. Die einzige Macht, welche ihrer Stellung und ihrem Interesse gemäß zur Unterstützung Preußens geneigt sein mußte, war England. Aber England hatte gerade den schwierigsten Moment des Kampfes benutzt, um Preußen Ostfriesland als Preis seiner Hülfe zu entreißen, und wenn der Prinz Regent für die deutschen Dinge dem Rathe des Grafen Münster unbedingt folgte, so machte die

Unkenntniß derselben auch den Vertreter Englands in Wien vollkommen von dessen Einfluß abhängig. Preußen hatte keinen eifrigeren Gegner als den Grafen Münster, dessen einziger Gesichtspunkt war, Preußen in Nord-Deutschland durch den zwischen Rhein und Elbe zu errichtenden Nordsee-staat Hannover ein ausreichendes Gegengewicht zu geben. War Preußen aber Englands und Oesterreichs loyaler und kräftiger Unterstützung nicht sicher für seine Ansprüche, dann durfte es sich nicht mit Rußland überwerfen, dann bedurfte Preußen Rußlands für die Geltendmachung seiner Forderungen. In keinem Falle durfte man dann zu weit gegen Rußland vorgehen, wenn man auch andererseits wieder in der Lage war, die Vergrößerung Rußlands, die Vorschiebung der Grenzen Rußlands zwischen die preußischen Provinzen fürchten zu müssen.

Der Gedanke, die Wiederherstellung Preußens durch Einverleibung des eroberten Sachsen zu suchen, lag auf der Hand. Preußen hätte damit eine consolidirte Macht und feste Grenzen im Osten gewonnen; im Westen wäre es in den Besitz seiner zerstreuten Gebietstheile in Westphalen und am Rhein, freilich ohne Ostfriesland, zurückgetreten. Erst vier Wochen nach Eröffnung des Congresses am 27. September willigte Rußland darin, Sachsen aus der gemeinsamen Verwaltung Preußens und Rußlands in die alleinige Verwaltung Preußens übergehen zu lassen.

Die verschiedene Stellung der Mächte, welche wir angedeutet, mußte für den Gang der Dinge entscheidend werden, wenn die Politik Englands, als des unmittelbar auf dem Continent unbetheiligten Staates, nicht in einem großen Sinne und mit wohl überlegten Mitteln für diejenige Machtvertheilung eintrat, welche den Interessen Europas und damit den continentalen Interessen Englands am besten entsprach. Geschah dies nicht, so konnte ein scharfsichtiger Beobachter schon damals voraussehen, daß diejenigen Mächte, welche bereits in vertragsmäßigem Besitz waren, sich gegen die vereinigen würden, welche Ansprüche machten. Man konnte voraussehen, daß der Congreß sich in einen Areopag derjenigen Mächte, welche situirt und abgefunden waren, gegen diejenigen verwandeln würde, welche gerechte Ansprüche hatten oder ungerechte erhoben, mochten dies immerhin die Mächte sein, welche den Kampf auf dem Continent unternommen und entschieden hatten. Daß dieser Areopag dann nicht nur aus den Bundesgenossen im Kampfe sich bildete, sondern auch der besiegten Macht eine Stimme gewährte, hatte Frankreich nicht nur dem unleugbaren Geschick Talleyrand's, sondern auch der Politik Englands und Oesterreichs zu danken, welche sehr bald dazu gelangten, keine Stütze gegen Rußland und Preußen zu verschmähen.

Rußland hatte an der Spitze der Coalition gestanden, die den

Kampf entschieden, England hatte denselben am längsten und ausdauerndsten unterhalten. Seine Politik, die es in Wien durchzuführen gedachte, ging von dem vollkommen richtigen Gedanken aus, daß, nachdem die Uebermacht Frankreichs gebrochen sei, die Uebermacht Rußlands auf dem Continente nicht an deren Stelle treten dürfe, daß, um diese zu verhindern, eine solide mittlere Machtgruppe durch England, Preußen und Oesterreich geschaffen werden müßte, welche im Stande sei, Rußland wie Frankreich im Zaum zu halten. Es war vollkommen in der Ordnung, daß England nach der Stellung, welche es in dem Kampfe eingenommen, nach seiner geographischen Lage den Nachbarn Rußlands die Einleitung dieser Politik nicht überlassen konnte, daß es dieselbe in die Hand nahm und die Initiative ergriff. Aber der Weg, welchen Lord Castlereagh einschlug, um zu seinem Ziele zu gelangen, konnte nicht übler gewählt sein. England hatte keinerlei Aussicht mit diesem Plane durchzudringen, wenn es nicht zuvor die Wiederherstellung Preußens zu Stande und Oesterreich zur Anerkennung derselben brachte. So lange Preußen für seine Ansprüche auf das Mißwollen Oesterreichs und die Unterstützung Rußlands angewiesen war, so lange Oesterreich Preußen niederzuhalten strebte, war England ohne genügende Basis für die antirussische Politik, die es beabsichtigte. War Preußen hergestellt, war es mit Oesterreich auseinandergesetzt, so konnte England auf diese beiden Staaten gestützt den Vergrößerungsplänen Rußlands einen unübersteiglichen Damm entgegenstellen. Statt dessen nahm Lord Castlereagh die polnische Frage in die Hand, ehe die sächsische, d. h. die Frage der Wiederherstellung Preußens, zwischen Preußen, England und Oesterreich festgestellt war. Dies hieß nichts weniger, als von vorn herein jeden Erfolg aus der Hand geben.

Die polnische Frage hat heute wieder einen europäischen Charakter angenommen. Noch mehr. Der Neffe Napoleon's hat die Souveräne und die leitenden Minister Europas nach Paris berufen, um die „Wiener Verträge, welche aufgehört haben zu existiren," unter dem Supremat Frankreichs durch eine neue Ordnung Europas zu ersetzen. Es ist darum heut von doppeltem Interesse sich zu vergegenwärtigen, welchen Gang die Dinge damals genommen haben.

Wenn England und Frankreich heutiges Tages so oft auf die Wiederherstellung der Verfügungen gedrungen haben, welche der Wiener Congreß für Polen getroffen, wenn England und Frankreich eine nationale Verwaltung für Polen, die Wiederherstellung der in den Verträgen von 1815 Polen zuerkannten Verfassung verlangt haben und Graf Russel in seiner letzten Depesche nach Petersburg Rußland daran erinnert hat, daß diese Verfassung die Bedingung seines Besitzes des Königreichs sei — so

waren damals es nicht die Westmächte, welche den Polen jene nationale Verwaltung, jene Verfassung verschafften; es waren dies Concessionen, welche Rußland den Polen wider den Willen der Westmächte machte, welche nicht die Westmächte Rußland, sondern welche Rußland den Westmächten abgedrungen hat. Nicht die Herstellung Polens war es, die Lord Castlereagh von Talleyrand unterstützt von Rußland verlangte, sondern dessen Theilung. Während Rußland das Herzogthum Warschau in Anspruch nimmt, um es mit Litthauen und Volhynien vereinigt in nationalem Sinne unter seiner Herrschaft wiederherzustellen, ist es England, welches Alexander erwidert, daß er sich zu Reichenbach und Teplitz gegen Oesterreich verpflichtet habe, Polen zu theilen. Frankreich, für welches Polen noch so eben geblutet, verlangt wie England die vierte Theilung Polens und Talleyrand, der Minister des Directoriums, der Schmeichler und Diener Napoleon's, hat die Stirn, in Hinblick auf eine etwaige Unterlassung dieser neuen Theilung Polens, vor dem Kaiser Alexander die Scene von dem „unglücklichen Europa" zu spielen, wenn diese auch nicht genau so verlaufen sein wird, wie Talleyrand dieselbe König Ludwig XVIII. zu schildern für gut findet. Talleyrand hoffte durch diese neue Theilung Polens, Preußen nach Osten schieben und Sachsen retten zu können, ein Gedanke, der auch dem Fürsten Metternich nicht fremd war.

Noch bedenklicher als die Nichttheilung des Herzogthums Warschau sind den Westmächten die Absichten Alexander's, dasselbe mit Litthauen wieder zu vereinigen, am bedenklichsten aber die Verleihung der Constitution. Lord Castlereagh protestirt dagegen in sehr energischer Weise und legt dem Kaiser an's Herz, „daß er seiner oberherrlichen Gewalt über Polen keine Schranken ziehen dürfe."

Gewiß die Westmächte wahren bei diesem Vorgehen den Anstand, sie decken sich, indem sie im Vorbeigehen die Herstellung eines völlig unabhängigen Polens als das an sich Wünschenswertheste bezeichnen. Ihre thatsächliche Forderung aber ist die Theilung. Rußlands Westgrenze soll die Weichsel sein, das polnische Land diesseits der Weichsel soll zwischen Oesterreich und Preußen getheilt werden.

Mit Frankreichs Hülfe gegen Rußland durchzudringen konnte Lord Castlereagh nicht hoffen; nur wenn er Oesterreich und Preußen fest auf seine Seite stellte, öffnete sich diese Aussicht. Aber er konnte Preußen nur haben, wenn dies seiner Wiederherstellung durch den Besitz Sachsens nicht blos von Seiten Englands, sondern auch von Seiten Oesterreichs sicher war. Es reichte nicht aus, daß Lord Castlereagh am 11. October, einen Tag, bevor er den officiellen Kampf gegen Rußland begann, Preußen den Besitz Sachsens im Namen Englands zusicherte unter der Bedingung, daß

Preußen sich den Ansprüchen Rußlands widersetze und nicht darein willige, sich mit schutzlosen Grenzen in eine offenbare Abhängigkeit von Rußland zu begeben. Denn viel fehlte, daß Oesterreich denselben Standpunkt eingenommen hätte, und Lord Castlereagh that nichts, Oesterreich denselben einnehmen zu machen. In Besitz der Zustimmung Englands hatte Hardenberg bereits am 15. October den Fürsten Metternich aufgefordert, sich über die sächsische und polnische Frage zu erklären und sich in Gemeinschaft mit Preußen den Ansprüchen Rußlands zu widersetzen. Das war die Bedingung, welche Castlereagh der Cession Sachsens hinzugefügt und sie entsprach den eigenen Anschauungen des Staatskanzlers. Oesterreich nahm in seiner Antwort vom 22. October eine mittlere möglichst wenig bindende Stellung ein, welche indeß die Absicht, sowohl den Uebergang des Herzogthums Warschau an Rußland, als den Sachsens an Preußen zu verhindern, wenigstens den letzteren nur gegen bedeutende Zugeständnisse Preußens im Süden und Westen Deutschlands zu gewähren, nur durchsichtig verhüllte. Oesterreichs oberstes Interesse war, die Consolidirung Preußens, eine dominirende Stellung Preußens in Nord-Deutschland zu verhindern und seinem Einfluß in Gesammtdeutschland möglichst sichere Schranken entgegenzustellen. Wenn Friedrich II. für die Erhaltung Bayerns gegen Oesterreich Krieg geführt, wenn er gegen die Versuche der Herstellung des kaiserlichen Einflusses in Deutschland, die Joseph II. machte, den Fürstenbund zum Schutze der deutschen Freiheit geschlossen, so waren seit 1813 die Rollen vertauscht. Oesterreich hatte es durch die Verträge mit Bayern und Würtemberg übernommen, die Selbständigkeit der deutschen Staaten, welche Preußens Aufschwung und Erfolge bedrohten, zu schützen. Es lag Oesterreich am Herzen, diese Politik in der polnischen Frage fortzusetzen, und indem man die Consolidirung Preußens durch den Gewinn Sachsens hinderte, zugleich an einem eminenten Fall zu zeigen, daß jede deutsche Souveränetät auf den Schutz Oesterreichs zu rechnen habe. Mit diesen Absichten gegen Preußen war Oesterreich gezwungen, keine schroffe Stellung Rußland gegenüber einzunehmen. Metternich hütete sich wohl, wie Castlereagh gethan, die Zurückschiebung Rußlands an die Weichsel als Basis aufzustellen; er begnügte sich Hardenberg zu sagen, daß die Absichten Rußlands auf Polen gewiß beunruhigend seien; und indem er andeutete, daß Oesterreichs Verhalten bezüglich seiner Zustimmung zur Erwerbung Sachsens von Preußens Stellung gegen die polnischen Ansprüche Rußlands abhängen werde, sagte er zugleich sehr bestimmt, daß Oesterreich die Einverleibung Sachsens in Preußen nur mit Bedauern sehen könne, daß ein Theil des Königreichs an der Grenze Böhmens erhalten werden müsse. Er hob hervor, daß, wenn die Umstände die Vereinigung Sach-

sens mit Preußen unvermeidlich machen sollten, sich Preußen nicht über den Rhein hinaus, am wenigsten südwärts der Mosel, ausdehnen dürfe, daß es außerdem Mainz sammt der Mainlinie der Machtsphäre Oesterreichs überlassen müsse.

Wenn diese Stellung Oesterreichs Preußen wenig Hoffnung geben konnte, wenn sie Preußens Ansprüche in die Luft stellte, so kam dazu, daß Fürst Metternich den Kaiser Alexander versicherte, die österreichische Regierung werde Rußland in Polen nachgeben, wenn Rußland bereit sei, Sachsen nicht an Preußen kommen zu lassen. Es war offenbar, Oesterreich wollte Preußen durch dessen Widerspruch gegen Rußlands polnische Vergrößerungen dem Kaiser Alexander gegenüber compromittiren, und Oesterreich war schließlich bereit, eher Polen den Russen zuzugestehen als Sachsen den Preußen.

Noch bestimmter und weit eifriger widersprach Frankreich der Einverleibung Sachsens in Preußen. Nicht blos um dem Gegner, der so schwere Schläge gegen Frankreich geführt hatte, den Preis des Sieges zu verkürzen. Wenn Frankreich die verbündeten Polen geopfert hatte, so wollte es wenigstens seinem treuesten Verbündeten in Deutschland den Dank nicht schuldig bleiben, so wollte es zeigen, daß die deutschen Fürsten nicht nur auf Oesterreichs, sondern auch auf Frankreichs Schutz rechnen könnten, auch nachdem die Macht Napoleons gefallen. Und wenn Talleyrand, nachdem die Restauration in Frankreich vollzogen war, mit seltener Keckheit den Congreß belehrte, daß die Herstellung der Legitimität seine einzige Aufgabe und alles Andere nur Intrigue sei, so durfte er sich nicht entgehen lassen, diese Lehre an einem Falle zu bewähren, an welchem Frankreich ein so nahe liegendes Interesse hatte. Es kam dazu, daß wie Frankreich sich den Weg im Congreß gebahnt hatte, indem es in der polnischen Frage auf den Standpunkt Englands trat, so auch ein Verhältniß mit Oesterreich gewonnen werden konnte, indem Frankreich durch keine Rücksicht gegen Preußen gebunden die Rolle des Vorkämpfers für Sachsen übernahm. Schon am 22. October hatte ein Artikel des Moniteur verkündet, daß Frankreich wieder die Stütze der Schwachen und der Vertheidiger der Unterdrückten sein werde. Und die Apologie des Verhaltens des Königs von Sachsen, welche in der zweiten Hälfte des October in Wien in Umlauf gesetzt wurde, war von Dalberg und Talleyrand's Secretär Labesnadière verfaßt.

Nachdem Kaiser Alexander den Widerstand des Fürsten Metternich gegen den Uebergang des Herzogthums Warschau an Rußland vergebens bekämpft hatte, — Metternich mußte dem Kaiser stark in der polnischen Frage widersprechen, um ihn in der sächsischen Frage nachgiebig zu ma-

chen — nachdem ein Versuch, die Frage mit dem Kaiser Franz persönlich zu arrangiren, gescheitert war, gelang der Angriff, den Alexander auf den König von Preußen am 6. November machte, um so besser. Fürst Hardenberg erhielt den Befehl, den Ansprüchen Rußlands auf das Herzogthum Warschau nicht länger zu widerstreben. Es war zu spät, daß Metternich am 7. November erklärte, daß er Rußland nicht das Herzogthum Warschau geboten, wenn Rußland Preußen den Besitz Sachsens weigern wolle, daß der Kaiserliche Hof in den Uebergang Sachsens an Preußen willige; er widersprach überdies dieser Note bereits am 11. November, als er dem Fürsten Hardenberg sagte, mindestens Dresden und eine halbe Million Einwohner müßten dem König von Sachsen bleiben, und Kaiser Franz machte kein Hehl daraus, daß diese Theilung Sachsens dazu bestimmt sei, so unmögliche Verhältnisse für Preußen zu schaffen, daß ganz Sachsen bald wieder vereinigt sein werde.

Oesterreich war offenbar nicht willig, Sachsen an Preußen übergehen zu lassen, Frankreich war entschieden dagegen. Hielt Preußen die Stellung gegen Rußlands Ansprüche auf Polen fest, kam das diesseits der Weichsel belegene Land wirklich an Oesterreich und Preußen, so erhielt Preußen einer Seits eine zu große Zahl polnischer Bewohner, und mußte anderer Seits erwarten, daß gerade diese Vergrößerung Oesterreich bestimmte, Sachsens Einverleibung im Hinweis auf diese Entschädigung entschieden zu verweigern. Preußen hatte die Wahl, ob ihm für die Unterstützung seiner Ansprüche auf Sachsen Rußland oder England eine größere Gewähr gab. Aber wenn Preußen das Einverständniß aufgab, welches England für diesen Punkt unter der Bedingung, den Ansprüchen Rußlands entgegenzutreten, ausgesprochen hatte, wenn es auf die Seite Rußlands hinübertrat, so hatte der Fürst Hardenberg die Pflicht, die Gegenleistung Rußlands in bestimmter und bündigster Form zu stipuliren. Daß er diese Gegenleistung nicht einmal in der unbestimmten Form, in der er über die Herstellung Preußens zu Kalisch und Reichenbach abgeschlossen hatte, sondern überhaupt nichts ausbedang, dafür möchte es schwer sein, eine Entschuldigung zu finden. Bereits am 13. und am 14. November zeigte sich Kaiser Alexander in seinen Unterhaltungen mit dem Fürsten Schwarzenberg und Talleyrand durchaus nicht abgeneigt, das Verlangen Oesterreichs und Frankreichs nach der Theilung des Herzogthums Warschau damit zu beschwichtigen, daß er sie von der Besorgniß befreite, ganz Sachsen an Preußen übergehen zu sehen. Am 23. November verlangte Fürst Metternich für Oesterreich nur noch die Bergwerke von Wieliczka, Krakau und den Kreis Zamosk bis zur Nida ostwärts der Weichsel, womit die europäischen Gefahren der westlichen Vorschiebung Rußlands in keiner Weise be-

seitigt waren. Anfangs December ließ er auch Zamosk und Krakau fallen, und erklärte sich einverstanden mit der Vereinigung des Herzogthums Warschau mit Rußland, um auf der Theilung Sachsens bestehen zu können. „Was Sachsen anbetrifft," sagte Metternich zu Gagern, „so stellt sich Oesterreich an die Spitze der Mächte, die sich weigern, zunächst um diese Rolle nicht Frankreich zu überlassen." Jeden Falls hat die Mißgunst gegen Preußen stärker auf ihn gewirkt, als die Besorgniß, von Frankreich überboten zu werden. Man hatte durch Rußlands festes Beharren auf dem Herzogthum Warschau die Hoffnung aufgeben müssen, zugleich Rußlands Vergrößerung zu hindern und Preußen an der Weichsel abzufinden, jetzt kam Alles darauf an, Preußens Consolidirung zu hintertreiben und der Kaiser Alexander hatte ausreichend angedeutet, daß er in der sächsischen Frage nicht unerschütterlich sein werde. So erklärte Metternich denn am 10. December formell, daß die Vereinigung Sachsens mit Preußen unzulässig sei, daß Preußens Entschädigungen in Polen und auf beiden Ufern des Rheins zu suchen sein würden; er denuncirte am 14. bei'm Kaiser Alexander die Absichten, die Hardenberg dem österreichischen Cabinet von dem früheren Standpunkte aus zur Verhütung einer bedrohlichen Vergrößerung Rußlands ausgesprochen hatte, und Kaiser Franz sagte in den nächsten Tagen laut: „der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich."

Talleyrand's Stern auf dem Wiener Congreß trat mit dieser Wendung Oesterreichs in den Zenith. Bereits war Frankreich in die Reihe der beschließenden und entscheidenden Mächte ebenbürtig aufgenommen. Es hatte in der polnischen Frage mit England gestimmt, jetzt hatte Oesterreich seinen Standpunkt in der sächsischen Frage vollständig adoptirt. Es ließ sich hoffen, Preußen, dessen Erhebung den Anstoß zu den Niederlagen Frankreichs gegeben, niederzuhalten, es auf den Osten zu beschränken, wie Oesterreich sich nach Osten zurückgezogen hatte, und zwischen ihnen und Frankreich eine Conföderation der kleineren deutschen Staaten zu schaffen, die dem Bourbonischen Frankreich das Protectorat über den Rheinbund erhielt. Was solche Hoffnungen am meisten unterstützen mußte, war die Haltung Lord Castlereagh's. Die Absichten, mit denen er auf den Congreß gekommen, waren gescheitert. Preußen hatte zuerst den Widerstand gegen den Uebergang des Herzogthums Warschau an Rußland aufgegeben, danach Oesterreich und in noch weiterem Umfange. Statt einzusehen, daß dieser Mißerfolg eine nothwendige Folge des fehlerhaften Ganges war, den er selbst den Unterhandlungen von vorn herein gegeben, ließ Castlereagh sich von seinem Unmuthe hinreißen, dieses Fehlschlagen Preußen entgelten zu lassen. Auch er ließ die Opposition gegen

den Uebergang Warschaus an Rußland völlig fallen, um in der sächsischen Frage auf die Seite Oesterreichs und Frankreichs zu treten. Da sein Standpunkt Rußland gegenüber stets der gewesen war, nachzuweisen, daß das Vorschieben der russischen Grenze über die Weichsel hinaus Oesterreich und Preußen gefährde, so folgte daraus wie aus dem ohnehin klar vorliegenden Interesse Englands, daß Preußen nun nach der anderen Seite desto stärker wiederhergestellt werden müsse. Lord Castlereagh's und seines erleuchteten Bruders Weisheit fand den gegentheiligen Schluß. Wahrscheinlich hatte Fürst Metternich dem edlen Lord die Meinung beigebracht, daß ohne Preußens Abfall Alles von Rußland zu erreichen gewesen sein würde, und Graf Münster ihn belehrt, daß, wenn Preußen mit Rußland gehe, England sich fest mit Oesterreich vereinigen müsse. Daß Preußen, je schwächer man es herstellte, sich um so mehr an Rußland anlehnen müsse, scheint dabei vollständig übersehen worden zu sein. Diese englisch-hannoverschen antipreußischen Intentionen wußte Talleyrand durch einen kecken Griff zu benutzen.

Es war jenen Insinuationen Metternich's nicht gelungen Preußen und Rußland zu trennen, Rußland unterstützte die Forderung Preußens auf Sachsen unumwunden, und Hardenberg erklärte in der Conferenz vom 29. December, „Preußen werde sein Recht wahren." Es war im Besitz von Sachsen. Da belehrte Talleyrand den Lord, daß man unter diesen Umständen nicht zum Ziele kommen werde, wenn England, Oesterreich und Frankreich nicht eine Convention abschlössen. Schon am 3. Januar 1815 wurde das Bündniß gezeichnet, „zur Abwehr neuerdings kundgegebener Ansprüche." Die drei Theilnehmer verpflichteten sich, jeder 150,000 Mann in's Feld zu stellen, und gemeinsam Bayern, Hannover und das Königreich der Niederlande zum Beitritt aufzufordern. Es war der größte Erfolg, welchen die französische Diplomatie jemals errungen. Sie hatte den erbittertsten und hartnäckigsten Gegner, England, auf Frankreichs Seite gestellt; sie hatte dazu den Bund, den Frankreich und Oesterreich einst gegen Preußen geschlossen, um ihm Schlesien wieder zu entreißen, erneuert, um Preußen Sachsen wieder abzunehmen. Der Feldzugsplan wurde sofort unter den Militärs der vereinigten Mächte festgestellt. Die Truppen Oesterreichs, welche bereits an der Nordgrenze Böhmens zusammengezogen wurden, sollten mit den Bayern vereint in Sachsen einbrechen; die Engländer, Hannoveraner und Niederländer sollten vom Niederrhein gegen die Elbe, die Franzosen vom Mittelrhein durch Franken vordringend in den Marken mit ihnen zusammentreffen. Der Krieg, der die Herrschaft des Napoleonischen Frankreich über Europa niedergeworfen, sollte in einen zweiten Krieg umschlagen, der unter Leitung des eben

besiegten Frankreichs gegen den Staat geführt wurde, der dessen Niederlagen entschieden hatte; er sollte das Bourbonische Frankreich an die Spitze des erneuten Rheinbundes stellen und es von Neuem in den Besitz des linken Rheinufers setzen.

Aber es blieb bei dem Anlaufe. Lord Castlereagh's blinder Eifer sah sich bald durch das englische Ministerium, durch die öffentliche Meinung Englands, welche nach so langem Kriege den Frieden und nichts als den Frieden wollte, gehemmt. Die Bemühungen Talleyrand's, Metternich's, ja des Kaiser Franz selbst, England zu energischer Durchführung des Bündnisses vom 3. Januar zu bewegen, waren vergebens, und Oesterreich konnte ohne Englands Geld nicht daran denken Krieg zu führen. So mußte sich Metternich zum Einlenken entschließen. Da nicht ganz Sachsen zu retten war, schlug er am 28. Januar die Theilung Sachsens sammt weiteren Entschädigungen für Preußen am Rhein vor. Anderer Seits waren die Absichten Rußlands in Bezug auf Polen erreicht; warum sollte es sich jetzt noch in einen Krieg für Preußen stürzen? Kaiser Alexander sagte laut, daß Rußland erschöpft sei und sich nicht in Kriege verwickeln könne, um Preußen einige Quadratmeilen mehr zu verschaffen.

Damit war Preußen vollständig isolirt und darauf angewiesen seinen Anspruch auf ganz Sachsen allein gegen Oesterreich und England durchzufechten. Man mußte sich fügen, man mußte auf die oft wiederholten Zusagen verzichten, die Preußen „ein zusammenhängendes wohlabgerundetes Gebiet" verheißen hatten, während Oesterreich besser arrondirt als jemals aus dieser Umbildung des europäischen Staatensystems hervorging.

England, Rußland und Oesterreich hatten für sich erreicht, was sie begehrten, Preußen nur zur Hälfte. Gewiß hatte das preußische Selbstgefühl das Recht, diese Kränkung zu empfinden, und man durfte sich dazu nicht verhehlen und verhehlte sich nicht, daß die Entscheidung des Congresses, die man hatte annehmen müssen, von feindseliger Absicht gegen Preußen dictirt, daß sie von feindseligen Hintergedanken gegen Preußen erfüllt war. Sie zerriß den Staat in eine größere und eine kleinere Hälfte, sie gab dem protestantischen Staate in den neuen westlichen Landestheilen Elemente, die von seiner alten Bevölkerung in Sinn und Art wie im Bekenntniß abwichen, sie „compromittirte, nach Metternich's Ausdruck, Preußen gegen Frankreich," indem sie ihn zum Grenznachbar dieses Staates machte. Dennoch wäre der Ausgang für Preußen unglücklicher gewesen, wenn es gelungen wäre, Rußland jenseit der Weichsel zu halten, und seine Entschädigung zum großen Theil in polnischem Lande ihm zugefallen wäre; unglücklicher für Deutschland, wenn der König von Sachsen die altkatholischen Stiftslande von Trier, Aachen und Cöln zum Er-

satz Sachsens erhalten hätte. Und wenn es feindliche Absichten gegen Preußen waren, welche diesen Ausgang herbeiführten, so wurde Preußen damit eine Aufgabe für sich zugewiesen, deren Lösung seine moralische Kraft wie den inneren Reichthum seines Lebens gesteigert hat, und eine Aufgabe für Deutschland, deren Lösung es nicht abweisen kann. Es ist zweifelhaft, ob man in Oesterreich noch heute der Meinung ist, daß Metternich auf dem Wiener Congresse wirklich Preußen die beabsichtigten Nachtheile zugefügt hat. Eher läßt sich darüber streiten, ob die preußischen Staatsmänner Recht hatten, Sachsen als ausschließliches Entschädigungsobject so lange festzuhalten als sie es thaten. Es steht dahin, ob nicht in einer rechtzeitigen Wendung dieser Frage, indem man sich freiwillig bereit erklärte, die Wacht am Rhein und dazu die Aufgabe zu übernehmen, andersgeartete deutsche Stämme zu assimiliren, bessere Bedingungen für die Entschädigung und eine sichrere Etablirung für Preußen im Westen hätte gefunden werden können. Man konnte dann mit Fug das linke Rheinufer ausschließlich für Preußen ohne Betheiligung Bayerns und Hessen-Darmstadts und die Erstreckung des westlichen Gebietes bis zum Meere, d. h. die Zurückerstattung Ostfrieslands, fordern; nur unter diesen Bedingungen bot die rheinische Entschädigung eine ausreichende Abrundung und Sicherheit. Aber es ist leicht, aus dem Standpunkte unserer Tage, dem inzwischen die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts zu Gute gekommen sind, zu kritisiren. Nur waren solche Erfahrungen nicht nothwendig, um für die neue Rheinprovinz gegen die Niederlande einen Grenzzug abzulehnen, der die dortigen altpreußischen Gebietstheile von Geldern, die bis über die Maas hinaus gereicht hatten, auch von dem diesseitigen Ufer der Maas abschnitt, und damit Preußen nicht blos statt einer guten natürlichen Grenze die an sich schlechteste Grenze gab, sondern auch jenen Gebieten den Nachtheil auflegte, sie von dem Verkehr auf der Maas vollkommen abzusperren; ein Nachtheil der schwer auf ihren Wohlstand und ihre wirthschaftliche Entwickelung gedrückt hat und heute noch nicht vollständig überwunden ist.

Die Ereignisse des Feldzugs von 1815 haben in der Darstellung Bernhardi's eine so helle Beleuchtung erfahren, daß weder die Widersprüche der Ordres des Kaisers Napoleon I. selbst, noch die Lügen von St. Helena, noch irgend eine der beliebten französischen Selbsttäuschungen sie wieder zu verdunkeln im Stande sein werden. Unwiderleglich ist bewiesen, daß die verschiedenen Befehle, welche die Flügelcorps erhielten, Ney am 16. wie Grouchy am 18. Juni, der Zeit und dem Raume sehr geringe Rechnung trugen, daß insbesondere der Befehl an Grouchy, auf dem Schlachtfelde von Waterloo einzugreifen, dessen Corps nicht vor dem anderen

Morgen heranführen konnte, auch in dem Falle, daß ihm kein Feind gegenüberstand. Der Verfasser hat nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß der Verlust der Schlacht bei Ligny keinesweges durch das Nichteintreffen des Bülow'schen Corps verursacht worden ist, daß die Stellung auch ohne dies Eintreffen zu behaupten war, wenn die Wucht des Kampfes nicht über die Leistungsfähigkeit der neugebildeten westphälischen und rheinischen Landwehren hinausgegangen wäre, die auch nach der Schlacht nicht vor Lüttich wieder gesammelt werden konnten. Endlich war es das ziellose Umherirren der Brigade Henckel von Donnersmark, welche dem Feldmarschall im entscheidenden Moment zehn Bataillone raubte, die ausgereicht hätten, das Durchbrechen der Stellung zu verhüten, wenn sie zur Hand waren. Auch Bernhardi hat es nicht vermocht, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden. Dem Verdienste Gneisenau's und Grolmann's, welche im Getümmel des Gefechts, im Dunkel des Abends und der Verwirrung die Richtung des Rückzugs auf Wavre, d. h. auf die englische Armee, befahlen, obwohl man Wellington's Absichten zu vertrauen wenig Ursache hatte, — diesem großen Entschluß, welcher zudem die preußische Operationsbasis, den Rückzug auf die eigene Reservearmee aufgab, um sich möglicher Weise in den englischen Rückzug nach Antwerpen verwickeln zu lassen, wird die verdiente Gerechtigkeit zu Theil. Wellington wollte nichts als eine Defensivschlacht vor Brüssel schlagen und verlangte, um diese liefern zu können, die Unterstützung eines preußischen Armeecorps. Gneisenau machte diese Defensivschlacht durch seine Disposition für das Eingreifen der preußischen Truppen zu einer Vernichtungsschlacht.

Das Verfahren des Herzogs von Wellington, seine diplomatisch-militärische Haltung, die Beweggründe, von welchen er in dieser wie in jener Beziehung geleitet worden ist, hat der Verfasser zum ersten Mal in's Licht gestellt. Es war der Gedanke des Herzogs von vorn herein, den Kriegszweck ausschließlich gegen Napoleon gerichtet zu halten, die Bourbonen dadurch für immer zu verpflichten, daß sie ihre zweite Herstellung England zu verdanken hätten. In diesem Sinne hielt er die erste Erklärung der Mächte fest, daß der Krieg nicht Frankreich, sondern nur dem Friedensstörer Europas gelten solle; aus diesem Grunde suchte er Ludwig XVIII. als fortwährend im Besitz der Herrschaft Frankreichs hinzustellen und zu behandeln, förderte er den Aufstand der Vendée, damit wenigstens ein Flecken Frankreichs in Ludwig's Hand sei. Der Verfasser weist nach, wie es dieser Gesichtspunkt war, der den Herzog, der überdies von Fouché getäuscht war, so spät die Befehle zur Sammlung seiner Armee geben und die Sammelpunkte so wenig vorwärts von Brüssel bestimmen ließ. Er weist nach, daß es die Rücksicht war, den Hof von

Gent und dessen Haustruppen zu sichern, die den Herzog bewog, über 10,000 Mann bei Ath aufzustellen und dadurch mit 70,000 statt mit 80,000 Mann bei Waterloo zu schlagen. Aehnlichen Gedanken, aber freilich auch der übertriebenen Sorge um den eigenen Feldherrnruhm entsprang das Bestreben, der englisch-deutschen Armee den Tag von Waterloo möglichst ausschließlich zu vindiciren. Diese Sorge gab Wellington den Befehl ein, seine Linie zugleich mit der Wegnahme von Plancenoit und dem Vorbrechen der preußischen Reiterei noch ein paar hundert Schritte vorrücken zu lassen und bewog, ihn in seinem Schlachtbericht wohl von dem Flankenmarsche des Bülow'schen Corps, aber kein Wort von dessen Schlacht zu sagen. Der Verfasser hat nachgewiesen, daß nicht blos der große Reiterangriff Napoleon's verfrüht befohlen wurde, weil Napoleon bereits zwei Stunden nach dem Beginn der Schlacht den Anmarsch der Preußen selbst gewahrte; daß nicht blos ein Drittheil der französischen Infanterie durch Bülow's Angriff in Anspruch genommen wurde, sondern auch, daß das Gefecht Bülow's bei weitem hartnäckiger geführt worden ist, als das Gefecht in der Front der französischen Armee. Während die Armee Wellington's während der achtstündigen Dauer der Schlacht den fünften Mann an Todten und Verwundeten verlor, verloren die preußischen Truppen in der nur vierstündigen Dauer ihrer Schlacht ebenfalls den fünften Mann. Der Verfasser giebt die Gesammtsumme des preußischen Verlustes auf 6700 Mann, frühere Angaben zählen 6999 Mann, von 35,000 Mann, die preußischer Seits in's Gefecht kamen. Einige Behauptungen des Generals v. Müffling über den Einfluß, welchen er auf die Leitung beider Armeen geübt, wie über sein persönliches Eingreifen in den Gang derselben, treten durch die eingehende Kritik des Verfassers in ein eigenthümliches Licht.

Wellington beharrte bei dem Vormarsche in Frankreich darauf, die Herstellung der Bourbons für die einmüthige Absicht der Verbündeten auszugeben, er beharrte darauf, dieselbe als bestehende Thatsache zu behandeln, er nahm von den festen Plätzen nicht nur im Namen Ludwig's XVIII. Besitz, er versuchte sogar, die Requisitionen der preußischen Truppen zu hindern, indem er dieselben nur durch königliche Commissäre für ausführbar erklärte. Eben darum war ihm der schnelle Vormarsch Blücher's unbequem und er suchte, soviel er vermochte, zu hindern, daß die preußische Armee in Paris einzog. Der Verfasser hat auch für die militärische und politische Lage von Paris dankenswerthe Aufklärungen gegeben, indem er die Illusionen der Franzosen, die in diesem Punkte auch von dem Oberst Charras getheilt werden, widerlegt, daß die nach Paris geretteten Trümmer der Napoleonischen Armee mit den dortigen Depots und der Bewaffnung der Vorstädte vereinigt im Stande gewesen wären, der preußischen

Armee einen nachhaltigen Widerstand zu leisten und die Capitulation zu verhindern.

Mit außerordentlicher Schärfe hat der Verfasser die Intriguen Fouché's während der hundert Tage, das Treiben am Hofe zu Gent, die Absichten Wellington's klar gestellt, die Bourbons durch Schutz und Wiederherstellung an England zu ketten, den Einfluß des Grafen von Artois wie den des Günstlings, des Herzogs von Blacas, durch Talleyrand und durch Fouché zu paralysiren und damit Englands Einfluß in Frankreich zum vorherrschenden zu erheben.

Dieselbe Stellung nahm England dann auch bei den Friedensverhandlungen ein. Die englische Diplomatie verbesserte die Fehler, die sie auf dem Wiener Congresse gemacht hatte, zu Paris in keiner Weise. Sie hatte in Wien ihrem Unmuth, daß man Rußlands Ansprüche nicht hatte zurückweisen können, gegen Preußen Luft gemacht, sie hatte noch nicht begriffen, daß sowohl die Uebermacht Rußlands als die Frankreichs auf dem Continente nur durch die Stärkung und Sicherung Deutschlands gehemmt werden könne. Statt dessen suchte England die Sicherheit Europas in der Herstellung der Bourbonen und der Schonung Frankreichs. Man war im Voraus entschlossen, der „Armuth und der Habgier" Preußens entgegenzutreten. Europa hatte nach Wellington's und Castlereagh's Auffassung nichts gethan, als sich die Ehren eines Kreuzzuges im Dienste der Legitimität verdient. Selbst als das Princip des reinen Legitimitätskrieges nicht aufrecht erhalten werden konnte, unterließ man es dennoch, aus dem Gesichtspunkt der Großmuth für das sonst so reichlich von England gepflegte Königreich der Niederlande mehr zu verlangen, als Marienburg und Philippeville, denn man war zum Voraus entschlossen, sich diesmal von Rußland in der Großmuth gegen Frankreich nicht überbieten zu lassen. Man wurde englischer Seits nicht müde, hervorzuheben, daß die Bourbonische Herrschaft auf schwachen Füßen stände, daß Frankreichs Grenzen mindern die Herrschaft der Bourbons in Frankreich unmöglich machen hieße. Europa und insbesondere der Continent, vor Allem aber Deutschland sollten ihre Sicherheit in der Herrschaft der Bourbons, nicht in ihrer eigenen Stärke finden. Wenn Rußland in dieser Weise operirte, so war dies begreiflich. Ihm lag daran, daß Deutschland Frankreich gegenüber von Rußlands Unterstützung abhängig blieb, ihm mußte ferner daran liegen, sich durch eine milde Behandlung Frankreichs das Einverständniß mit diesem Staat gegen England nicht unmöglich zu machen. Die russischen Staatsmänner wußten sehr wohl, daß sie der Unterstützung Frankreichs für die orientalischen Absichten Rußlands bedürfen könnten und Capo d'Istria leitete russischer Seits in bewußtem Hinblick auf

die Befreiung seines Vaterlandes die Verhandlungen des Friedens für Rußland.

Preußens Stellung war einfach. Man war der Meinung, daß man sich so wenig wie möglich darum zu kümmern habe, welche Regierung sich Frankreich geben wolle, daß man allein auf die Sicherung der deutschen Grenzen Bedacht nehmen müsse. Auch hier hatte Preußen für sich höchstens die Festung Luxemburg zur Vervollständigung seiner Vertheidigungslinie zu fordern. Den Elsaß, die deutschen Gebiete Lothringens, die Festungen an der oberen Maas begehrte Preußen für Deutschland, nicht für sich. Man war nicht abgeneigt zuzugeben, daß Oesterreich aus diesen Gebieten eine Secundogenitur für den Erzherzog Karl bildete. Wilhelm v. Humboldt wies überzeugend nach, daß die Erklärung des Wiener Congresses: die Verbündeten würden nur gegen Napoleon Krieg führen, zu einer Zeit erlassen sei, da die Herrschaft Ludwig's XVIII. noch thatsächlich bestanden und es sich darum gehandelt habe, eine anerkannte Regierung zu unterstützen. Als aber Frankreich sich für Napoleon erklärt, als die Vertretung Frankreichs ihn anerkannt, hätten die Verbündeten nur festgestellt und erklärt, daß sie nicht Krieg führen wollten, um Frankreich eine bestimmte Regierung aufzulegen. Die Eroberung Frankreichs hätte thatsächlich stattgefunden und Frankreichs Verhalten während der hundert Tage lege den Mächten die Pflicht auf, eine dauernde Sicherstellung Europas gegen ähnliche Vorfälle herbeizuführen. Hardenberg forderte für Belgien die nächste Reihe der französischen Festungen, für Deutschland den Elsaß und Lothringen bis zur Maas.

Preußen stand wiederum allein. Metternich's Forderungen blieben von vorn herein weit hinter denen Preußens zurück. In Bezug auf die belgischen Festungen war er einverstanden; im Uebrigen forderte er nur Landau und die Schleifung der Festungswerke von Straßburg. Andererseits waren England und Rußland entschlossen, Preußens Extravaganzen nicht zuzugeben und der Kaiser Alexander äußerst erbittert auf die preußischen Heerführer, daß sie den Krieg entschieden hätten, ohne auf die russischen Truppen zu warten, obwohl der Kaiser diese doch die anstrengendsten Märsche hatte machen lassen.

Von Rußland und England gedrängt, von Oesterreich nicht unterstützt, ermäßigte Hardenberg gegen den Willen des Königs, Humboldt's und Gneisenau's die ursprünglichen Forderungen. Es war ebenso vergebens, als das persönliche Andringen König Friedrich Wilhelm's bei Kaiser Alexander. Ebenso scheiterte auch Hardenberg's dritter und letzter Versuch, welcher die Hauptforderung auf den unteren Elsaß, d. h. die elsassischen Gebiete nordwärts von Straßburg beschränkte.

Die Franzosen sind gewohnt, die Verträge von 1815 insbesondere den zweiten Pariser Frieden als das höchste Maaß der Unbill, welches Frankreich hätte angethan werden können, zu perhorresciren. Der Verfasser sagt mit Recht, der Fall, daß ein so vollständig besiegter Feind, der so viele Frevel zu sühnen hatte, mit solcher Schonung behandelt worden, wäre zuvor wohl nur einmal vorgekommen, nämlich im Jahre 1814.

England hatte die Bourbons auf den Thron zurückgeführt. Sie hatten diese zweite Herstellung ausschließlich der klugen Voraussicht und der zähen Ausdauer des Herzogs von Wellington zu danken. Er hatte, um Englands Einfluß in Paris festzustellen und den Rußlands auszuschließen, von Frankreich fast jede Schädigung der Grenzen abgehalten und aus diesem Grunde die Stärkung Deutschlands, die Deutschland dadurch nicht blos gegen Frankreich sondern auch gegen Rußland erfahren haben würde, verhindert; er war in einem besonderen Maaße feindselig gegen Preußen aufgetreten. Die gerechte Ahndung einer so verkehrten Politik blieb in Paris so wenig aus, als sie in Wien ausgeblieben war. Noch während dieser Friedensverhandlung stürzte der Einfluß Alexander's das Ministerium, auf welches Wellington seine Hoffnung gestellt hatte, das Ministerium Fouché-Talleyrand. Der Einfluß Rußlands triumphirte und behauptete sich mit dem Ministerium Richelieu; es kam dann der weitere Triumph, der europäische Triumph der russischen Politik in der Stiftung der heiligen Allianz. England hatte dessen Folgen im nächsten Jahrzehnt zu empfinden. Es wird zweckmäßig und belehrend für Deutschland sein, die Thatsache zu constatiren, daß seine Verstärkung gegen Rußland im Jahre 1814 durch eine solide Etablirung Preußens, wie seine Verstärkung gegen Frankreich im Jahre 1815 durch Abtretung der Maasfestungen und des Elsaß durch England gehindert worden ist. Niemals ist die eigene zähe Ausdauer im Kampfe, niemals sind größere militärische Erfolge kurzsichtiger und ungeschickter verwerthet worden, zwar nicht für die maritime Herrschaft Englands, wohl aber für Englands continentalen Einfluß und die Sicherung Europas gegen Frankreich und Rußland, — als es damals durch den Herzog von Wellington und durch Lord Castlereagh geschah.

Unsere Aufgaben und Pflichten für Schleswig-Holstein.

Im August dieses Jahres, zur Zeit der Fürstenversammlung in Frankfurt, versuchten wir in diesen Blättern die Blicke der Gesinnungsgenossen über die Verwirrungen und die trostlosen Schwankungen der inneren Zustände Deutschlands hinweg nach den Grenzlanden im Norden zu lenken, die seit anderthalb Jahrzehnten das Zeichen der Erniedrigung und der Hoffnung des ganzen großen Vaterlandes sind. Damals lag keine Aussicht vor uns, als die ungewisse Aussicht auf eine zögernd beschlossene, langsam sich vorbereitende Bundesexecution in Holstein; die „Frage nach dem rechten Weg zur Lösung, nach den bestimmten militärischen und politischen Zielen" schien uns „für den Augenblick noch nicht praktisch." Doch wagten wir es die Lösung selbst, die einzige, die es giebt, in's Auge zu fassen, die Lösung durch die Waffen. Wir wiesen damals nach, daß Deutschland die Kraft habe, die Herzogthümer zu erobern und zu behaupten, Dänemark zum Frieden zu zwingen, und im Nothfall auch das Ausland zu bestehen; mit einem Worte, daß die Lösung nicht etwa durch die Natur der Dinge gehindert sei, daß sie nur von der Macht unseres einigen Willens abhänge. Heute sind wir plötzlich mitten in die Entscheidung gestellt; derselbe Gott, der dem Leben König Friedrich's VII. in der Kraft seiner Jahre ein Ziel setzte, hat uns in eine große Prüfungsstunde hineingeführt. Es ist nicht mehr an uns, zwischen den Wegen zu wählen, die zum Ziele führen könnten oder uns über die beste Zeit zu besinnen: die beste Zeit ist jetzt, der Weg liegt im Rechte des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und des Volkes der Herzogthümer. Entweder dies Recht wird durchgeführt und mit ihm das Recht und die Ehre Deutschlands, oder es sinkt beides für lange Zeit unwiederbringlich dahin. Jene Lösung durch die Waffen steht nicht mehr als entfernte Wahl, sie steht als nahe Wirklichkeit vor unseren Augen; wir haben gesehen, daß sie möglich ist; jetzt gilt es, daß sie geschehe. In einem anderen Sinne also wiederholen wir jetzt: was gehört zur Lösung der schleswig-holstein'schen Frage? Es gilt den deutschen Regierungen, es gilt dem deutschen Volk; es gilt auch dem jungen Fürsten, dem eine so schöne und große Aufgabe zugefallen ist.

Von den deutschen Regierungen haben wir leider wenig gutes zu sagen. Schon in den ersten acht Tagen nach dem verhängnißvollen Ereig-

niß auf dem Schlosse zu Glücksburg war es entschieden, daß Antrieb und Nachdruck in der Sache für's erste vom Volk ausgehen müssen. Oder was war der erste Eindruck jener Nachricht, was waren die ersten Worte darüber? Die Regierungen, wenigstens die größeren, die einen Beruf zur Führung hätten, sprachen allein von den diplomatischen Verwicklungen und Pflichten; das Volk, und mit ihm eine Reihe kleinerer Regierungen, sprach von dem Recht und der Ehre der Herzogthümer und Deutschlands. Aus der gesammten Geschichte unserer deutschen Verhältnisse ist die traurige Erscheinung nur zu erklärlich, daß die Männer, die unsere meisten deutschen Fürsten nach der hergebrachten Regel umgeben, einen starken Sinn und ein kräftiges Herz für Deutschlands Recht und Ehre nicht haben. Diese Männer sind aufgewachsen in einem fünfzigjährigen fast ununterbrochenen Frieden, in der Luft der Höfe, in der Schule einer Diplomatie und Staatskunst, deren Meisterschaft es war Alles zu vertuschen und zu vermitteln und die zuletzt keinen Ausgang und kein Ziel hatte, als das Auge und das Wohlgefallen des Herrn, dem sie gerade diente. Es sind eine Menge persönlich ehrenwerther Leute unter diesen Männern, auch solche, denen das Vaterland nicht eben eine gleichgültige Sache ist; aber im Ganzen und Großen eine wahrhafte Begeisterung für die Sache Schleswig-Holsteins unter ihnen suchen, das hieße in der That, Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen wollen. Und dazu kommt noch etwas Anderes. Oder ist es nicht natürlich, daß Oesterreichs Staatsmänner in dieser Sache zuerst an die Verpflichtung denken, die ihnen in Gemeinschaft mit England, Frankreich, Rußland das Londoner Protokoll auferlegt? Welches unmittelbare Interesse an dieser deutschen Sache kann man billigerweise dem entfernten Oststaate zumuthen? Ist es ferner zu verwundern, daß die Dynastien, die Minister der Mittelstaaten den Muth nicht finden, im Widerspruch gegen die beiden Großstaaten einen großen nationalen Entschluß zu fassen, die Anerkennung des Herzogs Friedrich sofort am Bunde durchzusetzen? Daß sie sich begnügen, zu einem Theil dem Drängen der Nation, zum anderen Theil dem Druck der mächtigsten Bundesgenossen Rechnung zu tragen? Nur Eins ist in der Reihe dieser Erscheinungen unnatürlich; daß es in Preußen eine Regierung geben kann, welche in dieser Sache österreichische Politik treibt, welche in der heutigen deutschen, in der heutigen europäischen Situation sich noch an den Londoner Vertrag, wenn auch nur bedingt, gebunden erklären kann! Und doch: es giebt ja auch unter der Opposition in Preußen eine Partei, welche der glücklichsten Möglichkeit, das innere Zerwürfniß zu heilen, der Möglichkeit eines gemeinsamen versöhnenden Waffenganges nach außen, immer wieder das abstrakte Verlangen, vorher den Staatsbau mustergültig herzustellen,

verneinend entgegenhält; es giebt weit verbreitete Blätter in Preußen, die sich der Predigt nicht schämen, als sollten wir in dieser Sache beim Ausland betteln gehen; es giebt andere Blätter, die sich fast auf eine bevorstehende Schmach zu freuen scheinen, in der Hoffnung, daß sie dann in der allgemeinen Versunkenheit und Verzweiflung traurige Ernte halten könnten. Von der Natur dieser Erscheinungen haben wir am Schluß dieses Aufsatzes doch noch ein paar Worte zu reden.

Zunächst bleiben wir bei dem Ergebniß, daß die geordneten Organe Deutschlands zu derjenigen Auffassung und Lenkung der großen Angelegenheit, die allein zum Ziele führen kann, aus eigenem Antrieb und Entschluß nicht gelangen werden. Wir können uns diese Erkenntniß nicht kalt und nüchtern genug vergegenwärtigen, wenn wir wirklich zu einer Lösung der schleswig-holsteinschen Frage gelangen wollen. Heißt das aber nun, daß wir erst an die Organe unseres inneren Staatsbaues die Hand anlegen müssen, um dann erst den äußeren aufzurichten? Wir würden in diesem Falle genau dem Thoren gleichen, der den Spiegel zertrümmerte, weil er ihm sein Bild nicht, wie er es wollte, zurückwarf. Die gemeinsame Behörde Deutschlands und die einzelnen Regierungen sind unser Bild: werden wir selbst andere Männer, sie werden wahrlich auch anders werden. Das ist zum Glück auch erkannt; wenigstens soweit, daß es mitten in der wachsenden Bewegung des Volks keine nennenswerthe Partei giebt, die jetzt daran denkt, erst die Verfassung Deutschlands zu ändern und dann die Rechnung mit Dänemark abzumachen; oder um es treffender zu sagen, erst unsere Waffen zu zerschlagen, um dann den Kampf mit dem Feind aufzunehmen. Denn der deutsche Bund und die deutschen Staaten tragen neben manchen schlimmen auch sehr echte Züge von unserem Wesen. Dahin rechnen wir vor Allem jenen Zug von deutscher Kraft, die halbe Million von Streitern, die sie für Deutschland zur Verfügung haben. Auch in diesem Zug ist ohne Zweifel noch viel Falsches und Krankes, noch manches Zeichen innerer Verkehrtheit und Verderbniß ausgeprägt; allein wir würden unser Wesen selbst vernichten, wenn wir erst durch seine Zerstörung zu seiner reineren Herstellung hindurchdringen wollten. Mit einem Wort: wir dürfen, wir können nur in diesen Kampf gehen mit den Heeren Deutschlands, wie sie sind, mit der Verfassung, wie sie ist. Es steht jetzt so, daß wir entschieden wünschen müssen: es möge der deutsche Bund so schleunig wie möglich nach dem Antrag Sachsens wenigstens das ganze Bundesland Holstein einstweilen unter seine Gewalt und Verwaltung nehmen*); es mögen 20 bis 30,000 deutsche Solda-

*) Inzwischen ist der verhängnißvolle Bundesbeschluß vom 7. dieses Monats erfolgt.

ten Holstein bis an die Nordgrenze besetzen, und es mögen, so rasch es geschehen kann, 50,000 andere deutsche Soldaten in Bereitschaft gesetzt werden, sie zu unterstützen. Es wäre das nur ein kleiner Anfang, doch es wäre ein Anfang; es wäre das Geringste und doch das Einzige, was für den Augenblick geschehen kann. Auf dem gewöhnlichen Wege freilich würde aus diesem Anfang nichts werden; darum sind wir auch nicht der Meinung, von diesem Wege, von dem schrittweisen Verrücken der diplomatischen Verhandlungen oder von dem geregelten Gang der ferneren Bundesanordnungen weiter zu sprechen. Wir wollen von dem Wege reden, auf dem allein aus jenem Anfang ein rechtes Ende werden kann; wir wollen von der Aufgabe reden, welche das Volk dabei zu erfüllen hat. Wir sagen: mit der deutschen Verfassung, mit den deutschen Heeren, doch durch das Volk. Das Volk muß sorgen: daß die deutsche Verfassung, was sie noch nie gethan hat, in einer nationalen Sache ihren Dienst thue: das Volk muß sorgen: daß die deutschen Heere durchführen, was sie bis heute noch nicht haben durchführen können, deutsches Recht und deutsches Wort.

Niemals ist an ein Volk eine schönere und größere, aber auch niemals eine schwerere Aufgabe herangetreten. Was bis jetzt dafür geschehen ist, das darf wohl als ein gutes Zeichen begrüßt werden; doch ist es nur wie ein Anlauf zu dem großen Ziel. Es gilt, durch die Macht der Bewegung die deutschen Regierungen erst in die rechte Strömung hineinzutragen, die durch die diplomatischen Dämme und Schleußen hindurchbricht und dann in der Strömung zu erhalten; es gilt zugleich, durch die Erhebung des Volkes dem Ausland Achtung für unsere Sache und unser Recht abzunöthigen. Das kann nicht durch Worte, es kann nur durch einträchtige großartige Leistungen geschehen. Zum großen Glück ist das Erste, die Eintracht der Parteien, kein bloßer frommer Wunsch mehr; sie hat sich bereits an vielen Orten vollzogen, und auch das ist ein Zeichen, daß wir die Sache nicht mit der Frage um die inneren Zustände beginnen, daß wir diese vielmehr ganz bei Seite lassen müssen. Ist eine einzelne Partei nirgends im Vaterlande stark und mächtig genug auch nur in einer einzigen bedeutenden inneren Frage ihre Ansichten rein und vollständig durchzuführen; wie sollte es ihr gelingen können in einer zehnfach schwereren äußeren Frage zugleich die widerstrebende Schwerkraft der be-

und damit die Grundlage, auf welcher die folgenden Ideen und alle unsere Hoffnungen beruhen, schwer erschüttert worden. Noch aber ist auch jetzt die nationale Sache nicht verloren; noch ist die Aussicht offen, daß die Execution wider den Willen ihrer Urheber in den Krieg umschlagen und so den Herzogthümern Raum gegeben werden wird, ihre Sache selbst in die Hand zu nehmen.

stehenden inneren Ordnungen und die feindselige Stimmung des Auslandes zu überwinden? Nein, Männer von den verschiedensten Richtungen und Lebensstellungen können und sollen in dieser Sache zusammengehen, sofern sie nur ein Herz für das Vaterland haben. In diesem Sinne verlangen wir drei Dinge: 1) Organisation der Volksbewegung durch ganz Deutschland; 2) Geld; 3) Männer in Waffen. Von allen drei Forderungen wollen wir reden.

Ueber die Organisation der Volksbewegung bedarf es nicht vieler Worte, da sie in der Natur der Dinge liegt und praktisches Geschick dafür durch die Parteibewegungen und Parteikämpfe der letzten Jahre glücklich vorhanden ist. Neu ist diesmal nur das Zusammenwirken aller Parteien; es wird gelingen, wo man von der großen Sache recht durchdrungen ist. An der herrschenden Partei ist es dabei naturgemäß immer zuerst, die entgegenkommenden Schritte zu thun; wie dies bereits in einer ganzen Reihe von Mittel- und Kleinstaaten sowohl von Groß- als von Kleindeutschen mit glücklichem Takt und Erfolg begonnen ist. In Preußen, wo es fast keine großdeutsche Partei giebt, verändert sich die Forderung dahin, daß vorerst alle liberalen Parteien fest zusammenhalten; sodann, daß diese, die fast überall im Uebergewicht sind, die gesunden und tüchtigen Elemente der Conservativen zu sich herüberziehen; es sind der Männer viele in diesem Lager, die es werth sind. In dieser Weise müßten sich durch ganz Deutschland überall leitende Ausschüsse bilden, welche der Bewegung Zusammenhalt, Ziel und Weg geben, und ihre Leistungen verwerthen. Wichtig aber ist es auch, daß sich ein gemeinsamer Ausschuß für ganz Deutschland bilde. Der Gedanke ist schon angeregt worden, doch nicht mit dem Nachdruck, wie es die Zeit verlangt. Er würde am besten vom deutschen Abgeordnetentage in's Leben gerufen, der bereits seine Organisation, seinen Ausschuß hat. Der letztere hätte sich zunächst durch Cooptation von Mitgliedern deutscher Kammern schleunig zu verstärken, so daß die hauptsächlichen Parteischattirungen der verschiedenen Kammern möglichst treu darin vertreten wären. Sodann wäre, am besten nach Frankfurt an den Sitz des Bundestages, ein Tag zu berufen, zu dem die Mitglieder aller deutschen Kammern zu zahlreicher persönlicher Betheiligung eingeladen würden; mit der ausschließlichen Tagesordnung: schleswig-holsteinsche Frage. Es ist kaum zweifelhaft, daß aus einer solchen Versammlung ein Centralausschuß hervorgehen würde, der zur obersten Leitung der Volksbewegung in dieser Sache durch die Namen seiner Mitglieder und durch das Vertrauen von ganz Deutschland vollgültig berufen wäre. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Ausschuß in keiner Weise als eine Gefahr für die bestehende Ord-

nung, als eine Art revolutionärer Executivbehörde erscheinen würde: das Zusammenwirken von Parteien, die in den wichtigsten inneren Angelegenheiten auf entgegengesetzten Standpunkten stehen, würde den Bund und die Einzelstaaten vor jeder Besorgniß der Art vollständig sicher stellen, und wiederum ist ein Zusammenwirken der Parteien nur in der Beschränkung auf die eine Sache denkbar. Der Ausschuß würde wesentlich nur die moralische Bedeutung haben, daß er die Kraft der Volksbewegung mit vollem Nachdruck zum versammelten Ausdruck brächte. Eben darum aber müßten sich ihm auch die Einzelausschüsse aller Orten freiwillig anschließen und unterordnen; nicht sowohl um von ihm Befehle über die Art und Weise der örtlichen Betreibung der großen Angelegenheit zu empfangen, als um die Ergebnisse ihres Wirkens in diesen einen Mittelpunkt zu leiten; daß dabei für die eigentliche Thätigkeit der Einzelausschüsse, wie groß oder wie klein die Kreise seien, die sie umfassen, die freieste Bewegung bliebe, ergiebt sich von selbst. Die Organisation hat sicherlich auf dem angedeuteten Wege weit geringere Schwierigkeiten, als wenn sie von unten auf durch allmähliches Zusammenwirken der Einzelausschüsse sich vollziehen sollte; dazu kommt der große Vorzug, daß sie schnell zu Stande kommen könnte. Hierauf ist vorzugsweise Gewicht zu legen; wir halten es für dringend wünschenswerth, daß der Central-Ausschuß noch im Laufe des December zu Stande kommt. Es würde dafür allerdings einer sehr energischen einleitenden Thätigkeit bedürfen, Post, Eisenbahn und Telegraph müßten das Mögliche thun. Wie glücklich aber wäre auch die Vorbedeutung, wie entscheidend der Eindruck und die Wirkung, wenn gleich von Anfang die Diplomatie in ihren gewohnten Wegen von der einfachen freien Bewegung des Volkes überholt würde.

Das Ziel für die Thätigkeit des Centralausschusses wie der ganzen Volksbewegung läßt sich in einen einzigen Satz zusammendrängen: Einsetzung des Herzogs Friedrich's III. in sein volles ungeschmälertes Recht, in die Herzogthümer Holstein und Schleswig. Dies Recht hat den großen Vorzug vollkommen einfach, allgemein verständlich und unanfechtbar zu sein. Wenn Blätter wie die Kreuzzeitung von einer Verwirrung reden, die den bedeutendsten Gelehrten des Staatsrechts zu schaffen machen könne, so beweist dies nur auf's neue die Herzlosigkeit, womit die Wortführer der Partei in dieser wie in allen Fragen Recht und Ehre des Vaterlandes ansehen; nur eine elende Sophistik kann die Verwirrung, welche über einen kleinen Gebietstheil bestehen mag, auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein übertragen. Für diese steht den Ansprüchen des Herzogs Friedrich nichts, auch gar nichts gegenüber, als

der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852. Für jenen spricht das alte geschichtliche Recht, spricht, seitdem die Frage im Streit liegt, mit unverändertem Gewicht die Stimme der betheiligten Herzogthümer, spricht im Namen Deutschlands seit 1846 der deutsche Bund. Für dieses sprach zur Zeit seiner Entstehung nichts als eine sogenannte europäische Convenienz, und selbst diese Convenienz, entsprungen aus der tiefsten Zerrüttung Europas und der Zertretung und Erniedrigung Deutschlands, hat heute den größten Theil ihrer Bedeutung verloren. Es zeigt, wie tief wir gesunken waren, da unsere Großmächte und mit ihnen andere deutsche Staaten jemals einem solchen Vertrag ihre Unterschrift geben konnten; allein, wie bereitwillig wir auch für uns selbst, für das ganze deutsche Volk den mittelbaren Antheil an dieser Schmach anerkennen wollen, dieser Vertrag, die Besiegelung unserer Erniedrigung, kann uns nicht die Hände binden, in dem Augenblick, wo wir uns aus dieser Erniedrigung wieder aufraffen wollen; die blutige Sühne für unsere Schuld wird darum wahrlich nicht ausbleiben. Wir wissen, daß der Vertrag eine bindende, völkerrechtliche Geltung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein niemals haben konnte, weil für diese die Erbfolge, welcher er die Anerkennung leiht, niemals Recht geworden ist; denn sie hat weder die Zustimmung der gesetzlichen Vertretung der Herzogthümer, noch des deutschen Bundes, noch des betheiligten Fürstenhauses erlangt. Schon das genügt uns; und überdies hat Dänemark die Verpflichtungen, welche es unseren Großmächten gegenüber als Vorbedingung für die Unterzeichnung des Vertrags übernommen hat, durch einen Gewaltact nach dem anderen gebrochen. Wir müssen es hiernach den deutschen Unterzeichnern des Protocolls überlassen, auf welche Weise sie von ihrer Verpflichtung zurücktreten wollen; für uns steht es zweifellos fest: Deutschland ist frei davon. Allein Deutschland hat nur eine einseitige, nur eine höchst unvollkommen eingerichtete Vertretung für sein Recht und seinen Willen; das deutsche Volk, auch in seiner gesetzlichen Vertretung hat keinen gemeinsamen Mund. Darum ist es doppelt nothwendig, daß aus seiner Vertretung heraus jener Centralausschuß entstehe und die Sache verwalte, die jede geordnete Vertretung des Volkes, wie immer entstanden und zusammengesetzt, ohne allen Zweifel im Sinne des Rechtes und der Ehre Deutschlands verwalten würde. Wir haben die Stimmungen und die Haltungen der Regierungen durchgegangen; wir haben gesehen, wie Noth es thut, daß das Volk daneben sein Wort habe und führe. Die Gefahr ist groß, daß mindestens ein guter Theil des Rechtes von Deutschland und den Herzogthümern preisgegeben werde. Die Eider namentlich ist die gefährliche Linie, wo die eifrige Vermittelung Europas dem Recht eine Grenze setzen könnte. Bis zur Eider

ist der deutsche Bund im eigenen Lande; auch dieser Bundestag wird es der fremden Gewalt nicht so leicht überlassen; jenseits der Eider dagegen besteht nur das Recht des Herzogs Friedrich und das alte Recht Holsteins auf Zusammengehörigkeit mit Schleswig. Das Letztere giebt dem deutschen Bunde doppelten Anlaß, die gerechten Ansprüche seines Mitgliedes auch auf Schleswig mit den Waffen zu unterstützen; er kann es, er soll es; allein ein Recht, ein zwingender Grund wird sich weder aus der Bundesacte noch sonst so ableiten lassen, daß die deutschen Regierungen leicht dazu fortzureißen wären. Hier ist die Stelle, wo das Ausland, wo vor allem England seine abschwächende Vermittelung einlegen wird. Wäre nicht die hochfliegende, durch die glänzenden Erfolge von zwei Jahrzehnten befestigte Stimmung in Dänemark selbst, wir müßten fürchten, daß die Eider die Grenzlinie für die deutsche Erhebung würde. Doch auch so muß sich gerade hier die ganze wachsame Energie des deutschen Volkes herausgefordert fühlen. Weit entfernt, daß wir eine Uebereilung, einen Uebergriff zu besorgen hätten, wie es 1848 die Aufnahme Schleswigs in den Bund war, sind die stärksten Gründe zur Besorgniß vorhanden, daß der Streit wieder an einem Punkte abgebrochen werde, wo er nur halb geschlichtet ist, wo nicht blos die Ehre Deutschlands auf's neue geschädigt, sondern das ganze Uebel nur vertuscht wird. Wer den Streit auf diesen Ausgang hinlenken könnte, das wäre nur das vermittelungssüchtige Ausland, wären nur die getheilten Herzen deutscher Diplomaten; das Volk würde von der einen, wie von der anderen Seite nimmermehr ein aufrichtiges Ja dazu sagen. Es ist nicht anders: soll ein wirklicher dauernder Friede zu Stande kommen, so muß der Kampf als guter ehrlicher Krieg vollständig ausgekämpft werden. Hierauf sind alle Anstrengungen zu richten, die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit muß zur durchdringenden herrschenden Ueberzeugung, zum Glauben des Volkes erhoben, sie muß gleichzeitig mit dem Nachdruck, der in einem solchen Glauben liegt, der Diplomatie gegenüber geltend gemacht werden. Der Centralausschuß wäre vorzugsweise gerade dafür da. Wie das anfangen, ist seine Sache; an Werkzeugen und Wegen dafür kann es ihm nicht fehlen; er hat die Presse, er hat die Stimme der Vereine. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß wir, wenn überhaupt, dann auf elementare Weise in den Krieg hineintreiben, daß die Gewalt der Umstände dem Bunde, den Regierungen jeden Schritt abringen muß. Um so häufiger werden gefährliche Augenblicke, Zeitpunkte des Schwankens, des Zurückweichens eintreten, wo der Preis aller Anstrengungen auf dem Spiele steht. Die gemeinsamen Werke Europas und der höheren deutschen Politik haben wir in jenem Londoner Protokoll vor Augen. Unter des Kaisers Nicolaus

Führung, des verehrten „Vaters" aller deutschen Kreuzritter der Legitimität ist das legitime Recht der Erbfolge in den Herzogthümern umgestürzt worden; unter der triumphirenden Reaction ist die Revolution der Straße in Kopenhagen mit Sieg gekrönt worden. Sollen wir ein solches naturwidriges Zerrbild von Frieden nicht zum zweitenmal erleben, so muß unsere Ueberzeugung, unser Entschluß Krieg sein, Krieg, der bis zum Ende durchgefochten wird.

Wir kommen zu den Mitteln, welche die Volksbewegung aufzubringen hat. Ueber das erste, das Geld, dürfen wir kurz sein. Vor allen Dingen kommt es darauf an, daß wir uns vornehmen das Größte zu leisten; alles, was bisher durch öffentliche Sammlungen aufgebracht wurde, auch die für Schleswig-Holstein und für die Flotte aufgebrachten Beiträge müßten dagegen verschwinden. Es handelt sich um die Mittel zur selbständigen Kriegsführung für den Herzog von Schleswig-Holstein; denn wir wissen, daß ein wirklicher, ein ehrenvoller Austrag der Sache undenkbar ist, so lange nicht Herzog Friedrich mit eigenen Mitteln in den Krieg eingreifen kann. Dazu gehört ein Heer; also eine Summe von 15 bis 20 Mill. Thlr. Es ist klar, daß wir diese durch freiwillige Gaben nicht entfernt erreichen; wir dürfen sehr stolz sein, wenn die Sammlungen sich auf den fünften Theil belaufen. Dennoch hängt es von den Sammlungen ab, ob die Summe überhaupt aufgebracht wird; denn in ihnen drückt sich jene Kraft und Eintracht des Volkswillens aus, durch die auch auf diesem Gebiet die anderen Mittel allein in Bewegung zu bringen sind. Es entstehen dabei die Fragen, wie die Sammlungen in's Werk zu setzen, an wen die Summen abzuliefern sind. Die erste Frage beantwortet sich leicht. Es ist mit der öffentlichen Aufforderung nicht genug, es muß von Haus zu Haus gesammelt werden, und zwar nicht durch bezahlte Sammler, sondern durch die Mitglieder der Ausschüsse selbst. Es müssen auch nicht blos große einmalige, sondern kleinere fortlaufende Beiträge, mindestens alle Monate zu erheben, in Fluß gebracht werden; es ist, nach dem Muster mancher kirchlicher Vereine, die Einrichtung so zu treffen, daß auch die kleinsten Gaben regelmäßig eingezogen werden können. Man erkennt sofort auch hier wieder, wie wichtig das Zusammengehen der Parteien ist, denn bei weitem die Mehrzahl des Volkes steht noch unentschieden zwischen ihnen und wird sich nur dann zum Geben kräftig angeregt fühlen, wenn sie das große Beispiel eines solchen Zusammenwirkens vor Augen hat. Die andere Frage ist durch die Errichtung einer schleswig-holsteinischen Hauptkasse an der Privatbank zu Gotha vorläufig beantwortet. Vielleicht würde es sich empfehlen, wenn Herzog Friedrich neben einer, einfach organisirten, aus wenigen Beamten bestehenden Finanzbehörde eine

Controllbehörde beriefe, aus hervorragenden Männern verschiedener Parteien gebildet.

Allerdings bleiben noch andere Maaßregeln nöthig, denn die große Masse der Menschen bedarf einer zwingenden Ordnung und Regel, wo sich's um Geldspenden handelt; die Erfahrung lehrt, daß auch in Zeiten der Begeisterung die Selbstbesteuerung in ihren Ergebnissen immer weit hinter den vorgeschriebenen Steuerzahlungen zurückblieb; wir schelten's nicht geradezu Geiz, es ist nur das Gesetz der Trägheit bei der Menge zu groß, namentlich unser Volk steckt noch zu tief in der Gewohnheit, alle Leistungen für das Allgemeine vom Staat befehlen zu sehen. Es muß also auch auf diesem Wege etwas Wesentliches geschehen, und hier scheint sich ein Vorschlag zu empfehlen, der unseres Wissens zuerst von Freiburg im Breisgau ausgegangen ist. Hiernach sollen die Regierungen Anlehen für den Herzog von Holstein aufnehmen, die sich bis auf etwa ½ Thlr. auf den Kopf der Bevölkerung zu belaufen hätten. Es ist keine Regierung damit an die andere gebunden; die willigsten können vorangehen; die anderen, durch die Macht der Bewegung gezwungen, werden allmählich folgen. Von den deutschen Ständekammern wird keine einzige ihre Zustimmung verweigern, auch wenn sie sonst in der entschiedensten Opposition zur Regierung stände. Es wäre zugleich ein starkes Band mehr, welches Regierungen und Völker an die gute Sache und ihre siegreiche Durchführung knüpfen würde. Die Schwierigkeit freilich würde in den Bedingungen für Annahme und Rückzahlung von Seiten des Herzogs liegen. Für den Fall eines unglücklichen Ausganges bliebe kaum etwas anderes übrig, als daß Regierungen und Stände das Darlehen als Staatsschuld auf das Land zu übernehmen hätten; allein selbst für den wahrscheinlicheren günstigen Ausgang dürfte Herzog Friedrich seinem Lande um so weniger eine Staatsschuld von 15 bis 20 Mill. Thlrn. mitbringen, als er nicht einmal die gesetzlichen Vertreter vorher zu fragen im Stande ist. Es bliebe nichts anderes übrig, als daß nur der kleinere Theil von den Herzogthümern, der größere als Nationalschuld von ganz Deutschland übernommen werden müßte. Man erkennt, daß von der Ausführung der ganzen Maaßregel doch schwerlich ernstlich die Rede sein wird, ehe nicht ein größerer siegverheißender Zug in die Bewegung gekommen sein wird. Zuerst also auch hier wieder die freiwillige Bewegung im Volk; die nationale Sammlung ist die Vorbedingung, daß auch die dann noch nöthigen größeren Mittel herbeigeschafft werden; und darum möge uns zur Anfeuerung noch ein Beispiel, nicht aus England, sondern aus Frankreich, dem wir uns doch wohl in freiwilligen Leistungen ebenbürtig erweisen könnten, hier seine Stelle finden. Wir meinen die Flottensammlung von 1803,

als sich der erste Consul mit dem Plan einer Landung in England trug. Der Staat hatte nur 50 Linienschiffe, was der englischen Flotte gegenüber viel zu wenig war; er hatte gar keine Transportschiffe und keinerlei zureichende Mittel für die ungeheure Rüstung. Da kam ihm, erzählt uns Thiers in seiner Geschichte des Kaiserreichs, eine mächtige Bewegung des Volkes zu Hülfe. Das Departement l'Orient ging voran, indem es sich mit 300,000 Francs zur Erbauung einer Fregatte von 30 Geschützen besteuerte. Die anderen Departements, die Städte, die Landgemeinden, die Corporationen, die Einzelnen folgten. Die vorgeschlagenen Transportschiffe sollten nach der Größe 8000 bis 30,000 Francs kosten; hiernach vermochten sich die verschiedenen Gemeinschaften je nach Vermögen zu betheiligen. Die größeren Städte gaben Linienschiffe von 70 bis zu 120 Kanonen; Fabrik- und Industriebezirke gaben Segeltuch und Geschütze; daneben gingen bedeutende Summen ohne nähere Bezeichnung für die Verwendung ein; es war, sagt Thiers, als hätte ein elektrischer Schlag alle Gemüther mit einem Willen, einer Bewegung durchdrungen. Er schätzt die Summe, welche auf diese Weise zusammen kam', auf 40 Millionen Francs, also etwa 10½ Mill. Thlr. Und das war das Frankreich, welches damals ein Landheer von 300,000 Mann in vollständiger Kriegsbereitschaft unterhielt, welches wenige Jahre vorher einen Staatsbankerot durchgemacht hatte, welches durch inneren Umsturz und eine Reihe blutiger Kriege erschüttert und erschöpft war. Wir haben freilich keinen Napoleon Bonaparte, der uns zum voraus den Sieg verheißt; allein wir haben eine gerechte Sache und eine Frage, wobei sich's um unsere Ehre, unser Dasein handelt. Das ist klar: die Flottensammlung von 1848 und 49, die sich auf 110,000 Thlr. belief und auch diejenige von 1861, die es auf 4 bis 500,000 Thlr. brachte, müssen wir diesmal bedeutend übertreffen, wenn etwas daraus werden soll. Und wir dächten, diese Geldgaben wären doch das Geringste, was wir den Herzogthümern, die so viel für uns gelitten haben, schuldig sind.

Und damit sind wir beim Besten, was wir der guten Sache darbringen können, bei den Männern in Waffen. Es ist seltsam, wie verworren sich gerade hierin die Ansichten und Wünsche kreuzen; aus dem Geräusch der Stimmen, die nach allen Seiten hin, Dinge bekämpfen, welche noch gar nicht beabsichtigt sind, läßt sich noch nicht erkennen, ob irgendwo ein klarer Gedanke vorhanden ist. Wir versuchen darum den Umriß dessen, was uns Noth scheint, hinzuzeichnen. Wir nehmen es an, wenn man diesmal auch von liberaler Seite aus sehr achtungswerthen Gründen sagt: keine Freischaaren; dagegen müssen wir auf Freiwil-

lige bestehen. Wir fassen Alles in das eine Wort zusammen: ein Heer für den Herzog Friedrich.

Die Nothwendigkeit der Forderung kann für den keinen Augenblick zweifelhaft sein, der das ganze politische Ziel will, wie wir es oben bezeichnet haben: das ganze Recht des Herzogs und der Herzogthümer. Herr v. Hügel, der Minister des Aeußeren in Würtemberg, hat zwar auf Anwendung des Artikel 47 der Wiener Schlußakte Hoffnung gemacht: sei der Herzog vom Bunde erst in Holstein anerkannt; so müsse von diesem Artikel aus der Bundeskrieg auch für seine Einsetzung in Schleswig beschlossen werden. Daß das geschehen kann, ist allerdings kein Zweifel. Der genannte Artikel setzt wirklich den Fall der Hülfeleistung für einen Bundesstaat, der in seinen außer dem Bunde belegenen Besitzungen bedroht oder angegriffen wird; sie kann in der engeren Versammlung durch Stimmenmehrheit beschlossen werden, sofern diese Gefahr für das Bundesgebiet erkennt. Allein die Berufung auf den Artikel zeigt doch nur eine entfernte Möglichkeit. Die beiden Großmächte haben sich im Bunde noch offen zum Standpunkt des Londoner Protokolles bekannt; England wird die äußerste Anstrengung machen, sie darauf zu erhalten und gleichzeitig Dänemark zu den Zugeständnissen zu nöthigen, die jene als Voraussetzung der Ausführung gefordert haben: Aufhebung des neuen Grundgesetzes, Erfüllung der Versprechungen von 1851 und 52. Allein wenn es auch noch gelänge, wenigstens Preußen zum Rücktritt von dem schmählichen Vertrag zu bewegen; so wird der Streit darum doch an der Eider den Stillstand finden, den wir oben als eine der größten Gefahren auch für den Fall eines noch so glücklichen Anfanges bezeichnet haben. Man sage nicht: dieselbe Strömung, die mächtig genug wäre, das Staatsschiff des Herrn v. Bismark über die Klippe des Londoner Protokolles hinwegzutragen, würde es auch mit in die hohe Fluth des Krieges hineinreißen. Die Erfahrungen von 1848 und 49 haben uns ganz anders belehrt: zuerst ein Entschluß, ja ein königliches Wort, die das volle ganze Recht der Herzogthümer durchzuführen verhießen, und dann ein halber Krieg, ein Zurückweichen Schritt um Schritt von der Einlösung des Wortes. Nein, unsere ganze Darstellung lehrt es, und wir rufen die Geschichte dafür zum Zeugen auf: sobald die Sache dem Bund und den Regierungen allein überlassen bleibt, so entsteht an jedem entscheidenden Punkte immer auf's neue die Gefahr, daß sie in rückläufiger Bewegung in Nachgiebigkeit und Schmach endigt. Gerade der Krieg also muß in die Hände gelegt sein, die ihn nicht als eine aufgedrängte oder halb politische Angelegenheit, sondern durchaus als eine Sache der eigenen Ehre und des eigenen Daseins betrachten. In der ganzen Bewegung ist das eigentliche, das wich-

tigste Ziel: daß sie dem Herzog Friedrich die Waffen in die Hand gebe, die ihn allein aus der Stellung eines bloßen Werkzeuges seiner Bundesgenossen herausheben können, die ihm eine letzte Stimme, einen unwiderstehlichen Grund bei der Entscheidung verleihen, welche sein und Deutschlands Recht in sich trägt.

Schon damit fällt die oft gehörte Rede: ohne die regelmäßigen Streitkräfte des Bundes geht es nicht, sie allein reichen aus, also nichts weiter daneben, vollständig zusammen. Auch wir haben gesagt, und wiederholen es, daß die bestehenden geordneten Heertheile Deutschlands dabei sein müssen. Allein man braucht sich nur an die früheren Kriege zu erinnern, um zu erkennen, wie sehr auch die concreten militärischen Eindrücke die angedeutete politische Betrachtung unterstützen. Was war die Schlacht bei Schleswig (23. April 1848), als ein Treffen, das sich ohne irgend einen bestimmten Gedanken und Willen des Feldherrn, rein aus den Entschlüssen der einzelnen Führer entwickelte und darum bei aller Bravheit der Truppen nur zum halben Sieg führen konnte? Was waren die Gefechte auf den Düppeler Höhen in jenem ersten Kriegsjahre anders, als halbe Thaten, aus halben Entschlüssen hervorgegangen? Und welches muthige Anstürmen mußten im zweiten Jahre die Düppeler Höhen sehen, um dann wieder Zeugen eines unerhörten Zurückweichens zu sein? Was war jene Verfolgung in Jütland, die das befreundete Heer in's Verderben stürzte? Erst ganz neuerdings haben die Dänen selbst in einer Schrift, die den Rückzug des Generals Rye schildert, das schärfste Urtheil darüber gesprochen. Wenn man von wirklichen Kämpfen im Geiste dieses Krieges und jedes ernsten Krieges wissen will, so muß man aus dem ersten Jahre an das kleine Gefecht von der Tann's und seiner Freischaaren bei Hoptrup, aus dem zweiten Jahre an Jungmann's That von Eckernförde, an Bonin's und des schleswig-holsteinschen Heeres Kämpfe bei Kolding und Fridericia denken. Nur da war Erfolg, war Sieg oder doch entschieden durchgeführter Kampf, wo die Generale die Führer und die Soldaten nur um die Sache, nur um die Ehre, nicht nach höheren Befehlen und Rücksichten kämpften. Warum sollte es diesmal anders sein? Was bisher geschehen ist, zeigt nur zu deutlich, in welchem Geiste, selbst wenn der Bund zum Kriege schreiten sollte, der Feldherr des Bundes gewählt und angewiesen werden würde. Wir haben als Ergebniß der langen Friedenszeit ohnedem weitaus der Mehrzahl nach nur Generale, die zu sehr in williger Unterwerfung unter jeden Wink von oben aufgewachsen sind, als daß sie die Selbständigkeit des Mannes, den Muth der Verantwortung bewahrt haben sollten, woraus im Kriege allein ganze Thaten hervorgehen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß an die Spitze des Bundesheeres ein mittel-

mäßiger General kommen wird, ein solcher, der die Soldaten schonen und den Stier nicht bei den Hörnern packen will, der auf Manövres und Unterhandlungen bedacht ist, wo es auf Schlachten ankommt. Es ist nicht anders: nur der Herzog Friedrich selbst an der Spitze eines eigenen Heeres kann den Geist in den Krieg hinein tragen, der zur wirklichen Entscheidung führt. Er wird die Generale, die Führer berufen, die ihm die Sache hinausführen; und am besten, er stellt sich selbst an die Spitze, auch wenn er nicht der eigentliche Feldherr sein kann; er kann dann um so freier von jeder Rücksicht den Mann wählen, dem er die Führung vertrauen will, und das Heer wird doppelt gern unter dem Fürsten in den Kampf gehen, dessen eigener Sache es gilt.

Wie aber soll sich im Laufe weniger Monate dieses Heer bilden? Fehlt doch, außer den Männern, Alles dazu, die Organisation, die Ueberlieferung, die Vorschriften, die Waffen, das Geld; ist doch zur Stunde und vielleicht in langer Zeit noch nicht einmal die Stätte da, wo es vereinigt, geordnet, geübt werden könnte. Gewiß, es liegt hier das schwerste Stück in der ganzen Aufgabe: um so rascher und entschiedener muß es angegriffen werden. Es sind Soldaten vorhanden, wie sie so leicht keinem Heere sich darbieten; es fehlt auch an Officieren nicht, wenn man sie zu suchen weiß, es werden sich auch Waffen und Ausrüstung finden, so gut als sie sonst irgend ein Heer besitzen mag. Halten wir die Aufgaben auseinander, damit jeder Theil die seinige kennen lernt: die Organisation des Heeres und namentlich der höheren Heereskörper fällt unmittelbar dem Herzog zu, die Errichtung und Einübung der Niederen kann sogleich aller Orten aus der freiwilligen Bewegung des Volks heraus beginnen.

Wir stellen die Forderung an die Spitze: ein kleines, aber ausgezeichnetes Heer; 20 bis 30,000, vielleicht nur 15 bis 20,000 Mann. Sie liegt zu sehr in der Natur der Dinge, um einer Begründung zu bedürfen; alle Elemente sind weit eher in vorzüglicher Beschaffenheit, als in großer Menge zu haben; die Mittel zur Errichtung, zur Ausrüstung, zum Unterhalt sind beschränkt; der Feind ist nicht sehr zahlreich, die Natur des Kriegsschauplatzes, der nothwendige Charakter der Kriegführung verlangen nicht große Massen, sondern gewandte und zuverlässige Truppen, zu raschen Bewegungen und kühnem entscheidendem Schlagen geschickt. Gehen wir von einem praktischen Beispiel aus, von der schleswig-holsteinschen Armee von 1850, als das Land allein um sein Recht kämpfte, kaum noch von der Theilnahme des deutschen Volks unterstützt. Sie zählte beim Ausbruch des Krieges 5 Brigaden zu je 3 Bataillone, 1 Jägercorps, 1 (die Avantgardebrigade 2) Schwadron, 1 6pfündige oder 12pfün-

dige Batterie zu 8 Geschützen (die zweite Brigade 2 Batterien), 6 Schwadronen Reservereiterei und 6 Batterien Reserveartillerie, worunter 14 6pfünder, 8 12pfünder und 8 24pfünder; ½ Compagnie Pioniere war der Avantgardebrigade zugetheilt; die Zahl war in runder Summe 34,000 Mann, worunter 529 Officiere und 316 Mann Train. Die Zusammensetzung der höheren Körper, d. h. der Brigaden und der Reservewaffen, war gut und kann im allgemeinen noch jetzt zur Anlehnung dienen, in der Formation der Bataillone waren Fehler geschehen, die wir unten berühren werden. Es ist namentlich zu loben, daß die Gliederung sogleich vom Bataillon zum gemischten Truppenkörper, zur Brigade, und von dieser zum Armeecorps aufstieg, mit Ueberspringung der unnöthigen Zwischenstufen des Regiments und der Division. Das Regiment kann noch als geschichtliche Körperschaft seinen Werth haben, sonst sind die beiden Zwischenglieder ohne allen Nutzen im Krieg; auch das Jahr 1813 kannte wenigstens die Division nicht; bei einer Armee, die sich in allem auf das Nothwendige beschränken muß, verbietet sich dergleichen im Grunde von selbst. Der Grundsatz wäre auch heute streng festzuhalten; die rechten Officiere werden ohnedem nicht im Ueberfluß zu haben sein. Wir sagen also: 3 bis 5 Brigaden zu je 1 Jäger- und 3 bis 5 Infanteriebataillonen, 1 Schwadron und 3 Batterien Artillerie zu je 4 Geschützen; sodann 3 bis 6 Schwadronen Reservereiterei und 4 bis 6 Batterien Reserveartillerie. Die Zahlen sind natürlich nicht absolut, je nach den Verhältnissen mögen sie einige Aenderung erleiden, doch müßten sie möglichst festgehalten werden. Spielraum ist ohnedem schon in ihnen vorhanden und wir werden ihn auch noch in den unteren Gliedern gewähren; müssen aber ausdrücklich bemerken, daß dann die schriftlichen Stärkeübersichten (Rapporte) eine sehr viel einfachere Einrichtung erhalten müßten, als sie bei fast allen bestehenden Armeen haben; ein wahres Unkraut, das nur aus einer falschen Sucht zu controlliren entspringt. Die Brigade wird von einem Generalmajor, einem Oberst oder Oberstlieutenant commandirt; ein Major oder Hauptmann ist Adjutant und Generalstabsofficier bei ihm; ein zweiter Officier für diesen Dienst, Hauptmann oder Lieutenant, ist wünschenswerth, doch nicht durchaus nöthig. An der Spitze des Ganzen steht der Herzog oder sein Generallieutenant; der Stab des Commandirenden muß nicht nach dem Luxus, den die Etats unserer deutschen Armeen aufweisen, sondern nach der Nothwendigkeit bemessen werden, 2 bis 3 Stabsofficiere und 2 bis 4 Hauptmänner oder Lieutenants müssen genügen. Die frühere schleswig-holsteinsche Armee kann in der Einrichtung, wenn auch nicht durchaus in der Art, wie dieser höhere Dienst geschah, Vorbild sein. Es kommt nicht darauf an, daß man, wie zum Theil in unseren stehenden Heeren, auf immer neue

Dienstzweige und neue Stellen kommt; sondern daß man Männer findet, die einen ganzen Wirkungskreis mit vielseitiger Thätigkeit ausfüllen. Die Führung eines Armeecorps und selbst einer Brigade schließt so viel Bedürfnisse in sich, daß es in dieser Richtung gar keine Grenze giebt; der einzige Grundsatz der zum Ziel führt ist: die strengste Oeconomie und die größte Tüchtigkeit im Personal; und als Ergänzung dazu eine Praxis, welche nur das Nothwendige kurz und einfach befiehlt und dafür jeder Stelle ihre volle Selbständigkeit und Verantwortung zuweist. Soll mit so kleinen Mitteln Großes geleistet werden, so muß gerade das, was in unseren deutschen Heeren zu ihrem Schaden fast vergessen ist, und was doch so sehr von der Natur des Krieges selbst gefordert wird, der erste Gesichtspunkt bei der Organisation sein: daß Stellung und Wirkungskreis den Mann herausfordern, seine volle Kraft und seinen vollen Werth einzusetzen.

Die Organisation der taktischen Körper der einzelnen Waffengattungen müßte den Grundsätzen folgen, die wir jetzt für das Bataillon darlegen. Die frühere schleswig-holsteinsche Armee war darin zu künstlich, die Bataillone waren zu stark und schwerfällig, hatten eine andere Eintheilung für das Gefecht, eine andere für innere Disciplin und Verwaltung, die Wirkungskreise flossen in einander über, kreuzten und verwirrten sich. Wir sagen: klare einfache Gliederung; jede Waffengattung muß ihre Einheit haben, die in ihrer eigenthümlichen Bestimmung für das Gefecht alle anderen Thätigkeiten einschließt, kurz, die ein abgeschlossener selbständiger kleiner Organismus ist. So werden die moralischen Kräfte am besten in Bewegung gebracht, es ist der höchste Anspruch an die selbständige Thätigkeit, an die Verantwortung da, die Reibungen werden vermindert. Diese Einheit ist für die Infanterie die Compagnie. Sie zählt in 4 bis 6 Zügen 100 bis 140 Mann. Sie wird von einem Hauptmann befehligt, dem ein Lieutenant zur Seite steht. Wir sagen absichtlich, nur ein Lieutenant, folgen damit einer für dieses Heer besonders nothwendigen Forderung der gegebenen Verhältnisse und verbessern zugleich einen Fehler, der in unseren deutschen Heeren besteht. Wirkliche Officiere zu finden, von männlicher Reife und Tüchtigkeit, die selbständigen, zum Theil aus sehr selbstbewußten Männern zusammengesetzten Compagnien nach allen Richtungen vorstehen können, das wird dem neuen Heer besonders schwer werden; dagegen drängen sich jedenfalls eine Menge von gebildeten, jugendlich begeisterten jungen Männern herzu, die sehr rasch die Fähigkeit erlangen werden, eine Abtheilung von 20 bis 30 Mann in allen Gefechtslagen zu führen. In ihnen suchen wir das Element, das man sonst verkehrter Weise durch zahlreiche allzu junge Officiere sich schaffen

will, das Element des feurigen Muthes, des Beispiels, das die Mannschaft unmittelbar mit fortreißt. Wir geben ihnen die Stelle an der Spitze der Unterofficiere und möchten sie „Fähndrich" heißen, um mancher Erinnerung willen, namentlich an den Fähndrich „von Preußen," der bei Eckernförde beim Retten der Feinde umkam, nachdem er im Kampfe seine Pflicht gethan. Diese Stelle ist eine Schule und eine Prüfung für die jungen Männer, in ihr bereiten sie sich zum Officier vor. Natürlich aber, daß die Stelle auch tüchtigen Unterofficieren zugänglich sein muß; denn wir sehen zwar die Ueberlegenheit der Bildung als ein wesentliches Erforderniß des Officiercorps an; allein wir sagen zugleich, daß im Kriege am wenigsten jener Trieb eines kräftigen Ehrgeizes unterbunden werden darf, der den Mann zur höchsten Leistung spornt; es muß auch im Soldaten jedes kräftige Vorwärtsstreben vollen Raum haben. Die Compagnie also erhält 4 bis 6 Fähndriche; jeder befehligt einen Zug und hat zu diesem Zweck 1 bis 2 Unterofficiere zur Seite. Der Zug bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze im Gefecht, im Marsch, im Quartier, sein Commandant bleibt für ihn durchaus verantwortlich. Die Eintheilung der Mannschaft in die Züge bestimmt der Hauptmann; fügt sich's, daß Mitglieder einer Genossenschaft, z. B. von Schützen, von Turnern, in einen Zug zusammengestellt zu sein wünschen, so kann dies geschehen, es wird den Wetteifer spornen. Das Bataillon besteht aus 4 bis 6 solcher Compagnien. An seiner Spitze steht ein Major mit einem Lieutenant als Adjutant. An der Mannschaft für die Infanterie wird es in keiner Weise fehlen; sie aufzubringen, einzutheilen, zu üben, ist ganz besonders Sache der freiwilligen Bewegung, namentlich in den Städten.

Die Schwadronen und Batterien bilden sich nach denselben Grundsätzen. Die ersteren sind mit 80 bis 100 Pferden, mit Rittmeister, Lieutenant, 2 Fähndrichen, 4 bis 6 Unterofficieren stark genug: die für die ganze Armee geltende Forderung, wenig und gut, wiederholt sich bei der Reiterei in besonderer Weise. Es dürfen vorerst nur geübte Reiter eingestellt werden, wo möglich solche, die ihre eigenen Pferde mitbringen. Es muß eine gewandte Reiterei sein, zu allen Diensten brauchbar, jeder vollständig Herr seines Pferdes, massenhafte Verwendung verbietet ohnedem die Bodengestaltung. Norddeutschland hauptsächlich wird den Stoff dazu liefern; um so besser, wenn sich gleich aus der Organisation ein aristokratischer, eigenthümlicher Reitergeist entwickelt. — Die Batterie haben wir nur aus 4 Geschützen zusammengesetzt, obwohl sie in den meisten deutschen Armeen 6, in einigen noch 8 hat. Das letztere ist als zu schwerfällig für den taktischen Gebrauch und die Verwaltung fast allgemein verworfen; 4 Geschütze von einerlei Art ist jedenfalls das einfachste,

namentlich, wo es auf eine neue Organisation ankommt. Die Batterie hat 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 2 Fähndriche, 4 bis 6 Unterofficiere; die 3 Batterien in jeder Brigade kann ein Major oder Hauptmann befehligen. Bezüglich der Geschützarten wird keine große Wahl sein; man wird sie nehmen müssen, wie sie zu haben sind; die 3 Batterien der Brigade sollten wo möglich jede von besonderer Art sein. Wünschenswerth wäre es, daß je eine darunter aus preußischen gezogenen 6 oder 4pfündern bestände; außerdem empfehlen sich glatte 6 oder 12pfünder oder kurze Haubitzen; lange Haubitzen (Granatkanonen) wären nur zu nehmen, wo die gezogene Batterie fehlt. Bei der Artillerie besonders müßten die deutschen Regierungen eintreten, die der Sache geneigt sind. Das Material erst aus den Fabriken zu beziehen, zusammenzustellen, zu bespannen, ist in der drängenden Zeit kaum ausführbar. Dagegen wäre es für Preußen eine Kleinigkeit 6 bis 8 bespannte Batterien abzugeben, für Bayern 2 bis 3, für alle übrigen Mittelstaaten je eine. Dabei versteht es sich von selbst, daß für jede Batterie mindestens 1 Officier, 2 bis 4 Unterofficiere und 12 bis 16 Mann in den neuen Dienst übergehen müßten.

Auf die nähere Ausführung dieser Organisation können wir hier natürlich nicht eingehen. Die Hauptsache bleibt: ein tüchtiges Officiercorps; es können die Einleitungen dafür nicht früh, nicht sorgfältig, nicht umfassend genug geschehen. Um Anmeldungen wird man nicht in Verlegenheit sein, so wenig wie 1850: es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, es habe damals hauptsächlich an der Zahl der Officiere gefehlt; es war die rechte Auswahl nicht möglich gewesen; es fehlte vielfach an dem rechten Band der Bekanntschaft, der Kameradschaft, an dem einen gemeinsamen Geist. Wir denken uns das Verfahren jetzt etwa so, daß der Herzog vor allen Dingen die Männer um sich versammelt, die er bei der oberen Leitung und Verwaltung der Armee verwenden will, sowie die Commandeure der Brigaden und ihre Adjutanten. Es ist das freilich eine recht schwere Aufgabe; die Namen, auf die das allgemeine Urtheil sich sofort vereinigt, wie von der Tann und Baudissin, sind leider nicht mehr zahlreich; die Eigenschaften, auf die es hier ankommt, praktische, militärische Tüchtigkeit, Selbständigkeit des Charakters, hohe und vielseitige Bildung werden nicht oft vereinigt gefunden. Eine Regel läßt sich hier nicht geben; es müssen alle Mittel, namentlich die zuverlässigen, persönlichen Verbindungen in Bewegung gesetzt werden. Hat der Herzog auf diese Weise seinen militärischen Rath und die höheren Commandeure, so wird er daraus eine Behörde für die Organisation bilden müssen, die ihm namentlich für die Besetzung der Officierstellen die Vorschläge vorlegt. Dann wird es darauf ankommen, nicht die Anmeldungen abzuwarten, sondern selbst aus-

zusuchen. Es bieten sich dafür die activen und die zur Disposition stehenden Officiere der deutschen Armeen, die Officiere der ehemaligen schleswig-holsteinschen Armee sowie deutsche Officiere dar, die im gegenwärtigen americanischen Kriege erprobt sind. Das Verfahren bei der Auswahl wird am besten darin bestehen, daß man zunächst im Bereich eines jeden deutschen Staates je nach seiner Größe einen oder mehrere erprobte Officiere zu gewinnen sucht, welche die Werbung übernehmen; so zwar, daß dabei die strengste Sorgfalt anbefohlen wird. Daneben sind natürlich die Anmeldungen unmittelbar bei der vom Herzog niedergesetzten Commission nicht auszuschließen, doch ist auch hier mit Strenge auf den Nachweis einer ehrenvollen Laufbahn zu halten. Wer einige Erfahrung darin hat, wie wenig zuverlässig selbst officielle Zeugnisse oft sind; wer z. B. manche deutsche Officiere kennen gelernt hat, wie sie sich mit solchen Zeugnissen bei der Werbung zur englischen Fremdenlegion für den Krimmkrieg vorstellen durften, der weiß auch, wie in solchen Dingen die rechte Gewähr nur aus zuverlässiger persönlicher Orientirung hervorgehen kann. Die Männer für den Betrieb der Werbung müßten so viel wie möglich im activen Dienst der deutschen Armeen gefunden werden; und es giebt fast in jedem deutschen Heertheile solche, die das Herz und die Tüchtigkeit dafür haben. Was die Officiere der ehemaligen schleswig-holsteinschen Armee angeht, so lebt auch neben den genannten beiden angesehenen Generalen noch eine hinreichende Anzahl tüchtiger Männer aus derselben, um ein sicheres Urtheil bei der Auswahl finden zu können. Die Thätigkeit in diesen verschiedenen Richtungen kann indessen nicht früh genug beginnen, denn es werden, wenn man wirklich mit der angedeuteten Sorgfalt verfahren will, viele Wochen erfordert; dabei ist sie ihrer Natur nach schon sofort möglich; die Stämme an Officieren können und sollen das erste sein, was von der neuen Armee fertig wird.

Wir denken uns, daß jede Officiersernennung vom Herzog vollzogen wird. Daß der Vorschlag für Alle durch die besonders niedergesetzte Behörde hindurchgehen muß, giebt die Gewähr gleicher Gerechtigkeit und entfernt das Vorwalten rein persönlicher Einflüsse. Das schließt jedoch ein bestimmtes Recht des Vorschlages nicht aus. Es soll z. B. General v. Tann eine Brigade aus Bayern aufbringen: München, Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Würzburg stellen je ein Bataillon; das Jägercorps geht aus den Schützenvereinen des ganzen Landes hervor. In diesem Falle müßte der General die Bataillonscommandeure, die Hauptmänner und Lieutenants vorschlagen können; er würde sogar selbst zum Theil gebunden sein, denn mit der Bildung der Bataillone und Compagnien haben natürlich auch sofort die Officiere den ersten Anspruch, die sie errichten

und einüben helfen. In ähnlicher Weise scheint uns in der That die Bildung der militärischen Körper geschehen zu müssen; die Landsmannschaft, welche dabei hervortritt, bietet den großen moralischen Vortheil des Zusammenhaltes und des gegenseitigen Wetteifers. Wir kommen unten darauf zurück. Natürlich übrigens, daß auf diese Weise nur in wenigen Fällen die Körper zum vollständigen Abschluß ihrer Formation gelangen würden; das Fehlende müßte aus dem Mittelpunkt der Armee, von der Organisationsbehörde ergänzt werden, zu diesem Zweck darf es ihr namentlich an Officieren nicht fehlen, über welche sie unmittelbar verfügt. Eine besondere Garantie für die eintretenden Officiere kann nur für den Fall des glücklichen Ausganges gegeben werden. Sie bleiben dann Officiere der Herzogthümer, sofern sie nicht zurücktreten wollen; die mäßige Zahl der Officiere, die wir angenommen haben, wird sich auch hierin vortheilhaft erweisen. Zu hoffen bleibt, daß eine Anzahl deutscher Regierungen ihren Officieren den Uebertritt zur schleswig-holsteinschen Armee mit dem Vorbehalt des Rücktrittes in einheimische Dienste gestattet, und zwar ohne sie bezüglich des letzteren zu binden, damit nicht, wie 1850 durch die Rückberufung der preußischen Officiere, im Augenblick der Noth die empfindlichsten Lücken entstehen. Auf eine Garantie auch für den unglücklichen Ausgang kann sich der Herzog nicht einlassen; auch sind in dieser Sache nur die Männer die rechten, die den Muth und die Kraft in sich fühlen ihre Lebensstellung daran zu setzen.

Es handelt sich freilich noch um eine ganze Reihe von anderen Dingen: Waffen, Ausrüstung, Kleidung, Verpflegung, ärztliches Personal, Lazarethwesen; sodann Dienst- und Exercierschriften, Strafgesetze und Strafverfahren. Wir unterschätzen dieselben nicht, können indessen hier natürlich nicht näher davon reden. Von den Geschützen haben wir schon eine Andeutung gegeben; als Waffen der Infanterie würden wir vorschlagen: für die Jäger das Schweizer Jägergewehr, für die Linie das preußische Zündnadelgewehr. Die erstere Waffe ist nicht blos anerkannt die beste ihrer Art, sondern es würde sie auch die Mehrzahl der Jäger mitbringen, da sie die Waffe der deutschen Schützenvereine ist. Sonst vor allem keine Aengstlichkeit; es bedarf vor allem guter Waffen in ausreichender Zahl; geht es nicht anders, so muß man z. B. die Kalibereinheit darangeben. Ebenso mag bezüglich Ausrüstung und Kleidung nur das Gesetz der höchsten Einfachheit und der möglichsten Erleichterung des Gepäcks vorgeschrieben werden, doch so, daß der Soldat das Nöthige immer mitführt: das andere kann man füglich zum großen Theil den Freiwilligen selbst überlassen; wir vermuthen mit Grund, es wird dabei unsere Industrie besser benutzt und es kommen

praktischere Dinge zum Vorschein, als wir es jetzt bei unseren meisten deutschen Armeen wissen. — Bei der Verpflegung wird man die Einrichtungen der Armee von 1850 zu Grunde legen können; nur mit einiger Erhöhung der Geldansätze; auch beim Medicinalwesen kann man sich nach jenem Vorbild richten; an tüchtigen Aerzten, die sich sofort dieser Sache widmen wollen, wird es heute wahrlich nicht fehlen. — An Dienst- und Uebungsschriften wird der Generalstab des Herzogs das Nöthigste in gedrängter Ausarbeitung zusammenstellen müssen; auf durchgreifende Einheit muß man vorerst verzichten, da die Heereskörper nicht vorwiegend die Ueberlieferungen einer Armee mitbringen werden, wie 1849 und 50, wo die preußischen Vorschriften durch die Masse der herübergetretenen Officiere dieses Staates naturgemäß vorherrschten. Auch ist diese Einheit lange nicht so wichtig, als man oft hören muß; wir betrachten es z. B. als gar kein Unglück, wenn die eine Brigade nach preußischem, die andere nach bayrischem Reglement ihre Bewegungen ausführt. Nur die Hauptsachen müssen von oben für Alle festgestellt sein: die angedeutete Eintheilung und Zusammensetzung der Compagnien und Bataillone; die zweigliedrige Aufstellung, schon der Einfachheit wegen; die Selbständigkeit der Compagnie. Im Uebrigen — und auch hierfür erweist sich die Zusammensetzung der Körper nach Landsmannschaften nützlich — ist es besser, wenn jeder Körper die Ueberlieferungen und Gewohnheiten, die er aus der Heimath mitbringt, bewahrt, als wenn Alles mit Gewalt unter einen Schnitt gebracht wird. — Die Strafgesetze können aus der früheren schleswig-holsteinschen Armee herübergenommen werden; das Strafverfahren nicht, obwohl es seiner Zeit die Sanction der Landesversammlung hatte; es ist nicht auf die rasche Justiz berechnet, die eine Armee im Felde nöthig hat. In diesem Punkte wird sich bei einer Armee, die vorwiegend aus Freiwilligen und zum Theil aus sehr gebildeten Freiwilligen besteht, Manches eigenthümlich gestalten müssen; es hängt dabei die Hauptsache vom Takt der Officiere ab; man erkennt wiederholt, wie wichtig jene sorgfältige Auswahl ist, die vorzugsweise reife, tüchtige Männer in die Armee bringt.

Der freiwilligen Bewegung im Volke wird hiernach hauptsächlich die Aufbringung der Mannschaften für die Jäger und die Linieninfanterie, die erste Bildung und Einübung der Compagnien und zum Theil selbst der Bataillone zufallen. Der Anfang hat schon an vielen Orten begonnen; er besteht in Einziehung der Freiwilligen; hauptsächlich solcher, die auch zuverlässig mitgehen. Der zweite Schritt ist die Bitte an die Regierungen um Ueberlassung von Officieren, welche die Formation und die Einübung besorgen. Können unter diesen gleich möglichst viele sein, die mit an der Spitze ihrer Freiwilligen in die

Dienste des Herzogs übertreten und sie in den Kampf führen wollen, so ist's um so besser; es versteht sich, daß diese Officiere sofort einen bestimmten Anspruch haben, auch wirklich vom Herzog angestellt zu werden. Die Sache wird sich praktisch mit dem oben angedeuteten Verfahren in den meisten Fällen leicht vereinigen. Formation und Einübung müssen dann sofort beginnen. Hierbei vor allen Dingen keine Pedanterie; auf gleich starke Compagnien, Züge u. dgl. kommt es im ersten Augenblick nicht an. Melden sich z. B. in einer Stadt 20 Freiwillige aus einem Schützenverein, 50 aus einem Turnverein und 30 andere, so hält man die Gemeinschaften möglichst fest: die ersteren und letzteren bilden je einen, die Turner zwei Züge, das Ganze eine Compagnie. Für jede Compagnie ist mindestens ein Officier nöthig, besser sind zwei. Durch diese wird am besten die Auswahl der Unterofficiere aus dem regelmäßigen Heer vermittelt; es müssen nur wenige, tüchtige sein, etwa zwei für die Compagnie; die bravsten Unterofficiere, die im Friedensdienst alt geworden sind, taugen in der Regel für diesen besonderen Dienst nicht. Die weiteren Unterofficiere muß der Compagniecommandant aus seinen Freiwilligen, im Einverständniß mit ihnen zu gewinnen suchen, namentlich auch die Fähnriche. Freiwilligen von besonderer Befähigung, die sich bald die Achtung ihrer Kameraden zu gewinnen wissen, muß die Aussicht auf rasche Beförderung zum Officier eröffnet werden. Bei der Einübung muß man diejenige des Einzelnen und der taktischen Körper unterscheiden. Die erstere bleibt den Einzelnen überlassen: die Mitglieder der Schützenvereine schießen, die Turner turnen u. s. w. Der Compagniecommandant indessen hat das Recht der oberen Leitung; er wird also dafür sorgen, daß das Schießen nach den praktischen Forderungen des Krieges so häufig als möglich geschieht; er wird dafür Sorge tragen, daß seine Freiwilligen jede Gelegenheit zur Ausbildung im Fechten, namentlich im Gewehrfechten fleißig benutzen. Die Uebungen der taktischen Körper nimmt er sofort mit seinen Unterofficieren in die Hand, zwei- bis viermal in der Woche, wie sich Zeit und Gelegenheit findet. Die Hauptsache ist hierbei keine Schule des Exercierplatzes, sondern ein frischer, lebendiger, mannichfaltiger Betrieb, der die Lust an der Sache belebt und erhält. Also nur die einfachsten Handgriffe und Schulbewegungen; dann sofort kleine Märsche, Gefechtsübungen, Vorpostendienst. Dabei hält sich der Officier einfach an sein gewohntes Reglement; wir haben eben darum oben gegen die übermäßige Einerleiheit uns ausgesprochen; überdies sind in einer Truppe, die einmal gut eingeschult ist, nothwendige kleine Aenderungen in der Formation und Commandosprache leicht durchgeführt. Bilden sich mehrere Compagnien an einem Ort, so werden sie natürlich bald möglichst unter dem Befehl des

ältesten anwesenden Officiers zu gemeinsamen Uebungen vereinigt. Bei dem vorzüglichen Geschick, welches die große Mehrzahl der Freiwilligen mitbringen wird, sagen wir mit Bestimmtheit, daß bei zweckmäßiger Leitung 10 bis 15 Uebungstage hinreichen werden, um der Truppe einige Sicherheit in den verschiedenen Uebungsarten und ein ganz gutes militärisches Ansehen zu geben. Die Waffen müssen vorerst aus den alten Beständen, die an jedem Garnisonsort reichlich vorhanden sind, leihweise erbeten werden, ähnlich die Ausrüstung. Die Schützen mögen von Anfang ihre eigenen Waffen führen. Weiterhin wird es sehr zweckmäßig sein, wenn von jedem Bataillon sofort ein Ausschuß unter der Leitung von einem oder zwei Officieren über Bewaffnung, Ausrüstung und Kleidung sofort in Berathung tritt. Wenigstens die letzteren beiden Dinge sollte sich jedes Bataillon selbst stellen, indem die Reicheren die Mittel geben. Die Verschiedenheit, die dabei herauskommen mag, wird der Armee nicht schaden, und die Bestimmung für die Kriegspraxis wird an den meisten Orten schärfer und besser hervortreten, als es einer gemeinsamen Anordnung von oben gelingen könnte; unsere stehenden Heere werden hierin ohne Zweifel bald weit zurückgelassen sein. Auch dagegen, daß ein Bataillon seine Waffen stellt, ist nichts zu erinnern; nur wäre dabei Verständigung mit der Militärbehörde des Herzogs wünschenswerth.

Wir dächten, es wäre ein schönes und dankbares Stück Arbeit, welches auf diese Weise für die freiwillige Bewegung im Volke sich ergiebt; es kann sich schon einigermaaßen daran erproben, ob die Begeisterung nachhalten wird. Viel Takt wird namentlich von Seiten der Officiere nöthig sein; darum sagten wir: reife, erfahrene, vielseitig gebildete Männer. Daß die Freiwilligen guten Willen, Ernst und Eifer mitbringen, wird man von der Mehrzahl erwarten dürfen; ohne Reibungen und Störungen wird es nicht abgehen, doch sind sie zu überwinden. Es ist höchst wichtig, daß gleich hier bei der ersten Formation und Ausbildung ein tüchtiger Grund gelegt, daß das strengere militärische Element und das ungebundenere in den Freiwilligen gründlich durcheinander gearbeitet werde. Daß dann die Arbeit der Verschmelzung dieser Körper in das schleswigholsteinsche Heer mit der größten Rücksicht und Schonung für diese Körper geschehen muß, versteht sich von selbst. Eben darum ist es höchst erwünscht, daß der Herzog möglichst rasch für jedes Land die Officiere findet, welche eine fortwährende lebendige Vermittelung zwischen seiner Organisationsbehörde und diesen Freiwilligenkörpern unterhalten. Ganz unverändert werden die letzteren nur in den selteneren Fällen bleiben können, wo sie wirklich zu einem selbständigen, fertigen Ganzen geworden sind. Für diese Fälle muß die allgemein vorgeschriebene Organisation nachzuge-

ben wissen: wir würden z. B. durchaus keinen Anstand dabei finden, wenn in einer Brigade jedes Bataillon mit einer Jägercompagnie erschiene und dafür das besondere Jägercorps ganz oder theilweise wegfiele. Die äußeren Formen können doch der Mannichfaltigkeit der Kriegsereignisse niemals genügend angepaßt werden; in ihnen also liegt nicht die Hauptsache, sondern in den moralischen Motiven und Antrieben: das Gewohnte, Geschlossene, Eingeübte muß zusammengehalten, und doch muß zugleich Wetteifer und Streben angeregt werden. Daß dem Herzog Freiwillige auch aus seinen Landen zuströmen werden, ist sicherlich zu erwarten, sobald er in Hamburg oder Lübeck dafür darf organisiren lassen. Ist ihm dagegen erst die Möglichkeit gegeben, wieder aus der Masse seiner treuen kernfesten Bauern und Bürger Bataillone zu errichten, so beginnt eine besondere Arbeit, die gegenüber jenen Freiwilligenbataillonen aus ganz Deutschland zu einem Bilde von nicht geringerer Tüchtigkeit, doch von ganz anderer Art führen wird. Kurz, die kleine Armee wird, gerade wenn der rechte Geist in dem Werke ihrer Organisation waltet, ein ziemlich buntes Bild eines Kriegerlebens gewähren, das wohl an längst vergangene Zeiten erinnern mag und der Einförmigkeit unserer neueren Heere spottet. Aber weit entfernt, darin einen Schaden zu finden, will uns das als Vorzug erscheinen. Die Entwickelung unseres deutschen Heerwesens war in den letzten Jahrzehnten ohne allen Zweifel eine einseitige, sowohl in der äußeren Erscheinung, als in der Entfaltung und Verwerthung der inneren Kräfte; es thut ihr ein starker Zusatz von Ursprünglichkeit und Volksthümlichkeit Noth. Ein solches Heer, frei aus dem Volksboden hervorgewachsen und zugleich von den tüchtigsten militärischen Elementen getragen und durchdrungen, wird eine wohlthätige reformirende Wirkung üben. Wie am Kampf um diese große Sache sich manche innere Schäden allmählich schließen werden, so ist er auch vor allen das Feld, wo die in so viel zersetzendem Streit der Worte ungelöste Frage zwischen stehendem Heer und Volksheer, den Anfang ihrer praktischen Lösung finden muß.

Wir haben bisher von dem Heere für Herzog Friedrich gesprochen, wir möchten auch der Flotte erwähnen; doch ist sie eine besondere Frage, deren sich ein sachverständiger Mann gründlich annehmen müßte; darum hier nur zwei Worte darüber. Die schleswig-holsteinsche Marine zählte im Frühjahr 1850 3 Dampfer, wovon 2 je 4, einer 3 Geschütze führten, 1 Schooner von 6 Kanonen, 12 Kanonenboote von je 2 Kanonen; zusammen 16 Schiffe mit 41 Geschützen und über 800 Mann, einschließlich der Officiere. Die Flotte war klein, doch in wenig mehr als einem Jahre rein aus Mitteln der Herzogthümer entstanden, bewies sie immer, was sich leisten läßt. Heute ist die Zeit noch knapper zugemessen; doch ist auch

in der Entwickelung von Seetaktik und Schiffsbau die rasche Anschaffung einer Flotte wesentlich erleichtert, und die Mittel werden hoffentlich namhaft reicher fließen. Eine wesentlich stärkere Marine, als die damalige, scheint der Herzog für's erste nicht zu bedürfen. Seine Operationen werden an der Grenze von Schleswig beginnen müssen; Küsten hat er dann kaum zu schützen; Holstein ist hinter ihm von Bundestruppen besetzt; es kann sich nur darum handeln, daß seine Schiffe die Westsee zwischen den friesischen Inseln beherrschen, an der freieren Ostküste werden sie sich mehr auf die reine Vertheidigung beschränken müssen. Die Schiffe freilich dürften nicht, wie damals zum Theil, Segelschiffe sein; sondern Schraubendampfer. 6 bis 10 Kanonenboote mit je 2 bis 3 Geschützen nach dem Muster der preußischen würden genügen, außerdem vielleicht noch 8 bis 10 Ruderkanonenboote mit je 1 bis 2 Geschützen für das seichte Fahrwasser der Westsee. Der Ankauf würde wohl in England, oder noch besser in America geschehen: der Union wird sehr bald, wahrscheinlich schon zu Anfang des nächsten Jahres, ein Theil ihrer Flotte entbehrlich werden; ihre Regierung hat sich bisher der schleswig-holsteinschen Sache in den Instructionen an den americanischen Gesandten in Kopenhagen stets günstig erwiesen, und überdies kommt es hier darauf an, daß man bei Zeiten auf dem Markt ist und Geld hat. Durch Vermittelung der Deutschen, die an Ort und Stelle sind und zum Theil im Marinedepartement ihre unmittelbaren Verbindungen haben, würden sich die nöthigen Ankäufe wohl ohne große Schwierigkeit ausführen lassen; möglich, daß in einzelnen Fällen selbst ein Theil der Officiere und der Mannschaft zu gewinnen wäre. Wir machen darauf aufmerksam, die Gelegenheit zu benutzen und die Verbindungen zeitig einzuleiten, denn wir vermuthen, daß ein entscheidendes Ereigniß, wie der Fall von Charleston, nicht mehr sehr ferne ist. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der Schwerpunkt vorerst im Heere und nicht in den Schiffen gesucht werden muß; wenigstens soweit es den Herzog von Holstein allein angeht. Etwas ganz anderes ist die Frage: welches die Wege und Ziele einer deutschen Flottenbewegung sein müßten, die allerdings aus diesem Krieg hervorwachsen sollte; und wieder etwas anderes wäre die weitere Frage einer Landung auf den dänischen Inseln. Beide Fragen gehören ohne Zweifel in den Bereich der Sache, um die sich's hier handelt; allein sie sind viel zu weit aussehend und schwierig, als daß man sie obenhin berühren dürfte. Dazu tritt hierbei die Bedeutung der preußischen Flotte geradezu in den Vordergrund, und es ist leider die Zeit noch nicht zu bestimmen, wo diese Flotte mit voller Kraft in den Kampf mit eintreten wird.

Das sind die Thaten, die jetzt von dem deutschen Volke gefordert wer-

den; es ist eine schwere Arbeit, so willig sie im ersten Aufschwung übernommen wurde. Eintracht der Parteien, Waffenstillstand in allem inneren Hader; ein gemeinsames Organ, das der Mund des ganzen deutschen Volkes sei; ausdauerndes Wachen über dem unverkürzten Rechte Deutschlands und der Herzogthümer, unablässiges Drängen auf die Durchführung dieses Rechtes aus dem gemeinsamen Mittelpunkt der nationalen Vertretung und von allen Orten des weiten Vaterlandes her; endlich über alle Worte hinaus: Geld und Männer in Waffen. Es gilt, daß wir uns mit dem vollen Ernst der Aufgabe durchdringen; es thut zugleich die größte Eile und Ausdauer Noth; es muß eine stetig wachsende Wucht der Bewegung werden, der in Deutschland zuletzt nichts mehr zu widerstehen vermag. Aber wie, wenn sie an dem norddeutschen Großstaat ihre Hemmung findet, wenn sie Preußen nicht fortzureißen vermag? Nicht, als ob dieses Deutschland, auch ohne Preußen nicht Dänemarks Herr werden könnte; es muß auch für diesen äußersten Fall sich rüsten, denn hier ziemt es, den letzten Entschluß gegen alle Zweifel zu befestigen. Aber Preußen ist mit dem eigenen Dasein ebenso, ja näher noch in die Sache verflochten, als das übrige Deutschland; an seinen Widerstand wird sich alles andere Widerstreben anschließen, es wird dem Neid und der Feindschaft von Außen, der Niedrigkeit und Gemeinheit im Innern bald genug zu sagen erlaubt sein, daß die Sache doch nicht um Deutschlands Recht, Ehre und Dasein gehen müsse, wenn sich Preußen ihr zu entziehen vermag.

Ja, Preußen ist gegen die beste deutsche Sache, gegen die eigene Ehre nicht blos, nein gegen den nächsten eigenen Vortheil im Bunde mit Oesterreich. Warum nicht gleich mit Rußland, Frankreich, England, ja mit Dänemark selbst? Hat doch bereits Rußland wohlwollend erklärt, es stehe auf dem Standpunkt der beiden deutschen Großmächte; warum sollte Preußen nicht heute wieder der Handlanger der nämlichen Mächte werden, vor denen sich's vor funfzehn Jahren in Olmütz und Warschau gedemüthigt hat? Wir nannten das Schauspiel im Eingang unnatürlich; wir täuschten uns: es ist nur zu natürlich. Es giebt eine Natur im Gang der Dinge, wogegen unsere arme Logik verstummen muß. Wir glaubten bisher das Preußen des großen Friedrich und der Befreiungskriege wäre das wahre Preußen; wir haben geirrt: das Preußen des Friedens von Basel, das Preußen, das sich in den Friedensschlüssen eines Haugwitz die Unterwerfung unter die Gnade Napoleon's und den Treubruch an einem alten Bundesgenossen dictiren ließ, das Preußen von Bronzel, Olmütz und Warschau ist das wahre Preußen. Dieselbe Politik; die das Protokoll von London besiegelte, hat auch heute das Heft in der Hand; und wie damals durch ihren Herrn Pernice und Genossen, so

untersucht sie auch heute wieder das Recht des Feindes mit einer Gewissenhaftigkeit, von der sie niemals eine Ahnung hatte, wo sich's um die Prüfung des Rechtes im eigenen Volk und Lande gehandelt hat. Ihr steht als würdige Bundesgenossin die Partei zur Seite, deren Ehre und Recht lebendig werden, wenn Ehre und Recht des ganzen übrigen Volkes begraben ist. Ja selbst in die Vertretung des Volkes ist der Zweifel gedrungen; sie hat wochenlang erwägend vor der That gestanden, in der sie doch alle bedrohten Rechte und Güter auf einmal retten könnte, sie schien dem höhnenden Ausland den Beweis liefern zu wollen, daß wir immer noch das Volk sind, das um Sein und Nichtsein wohl feine Gedanken aufzubringen, aber nicht zu kämpfen versteht. Das Alles aber geschieht funfzig Jahre nach der großen Befreiung, die König und Volk in Preußen gemeinsam vollbracht haben und hundert Jahre nach der Besiegelung der neu aufgehenden preußischen Macht durch den großen Ahnen des jetzigen Königs.

Soll das übrige Deutschland diesmal Preußen erretten, wie Preußen vor funfzig Jahren Deutschland gerettet hat? Das deutsche Volk wenigstens soll sich aufmachen, als wenn es so sein müßte. Nicht umsonst ist Gottes Ruf noch im Laufe dieses Jahres an uns ergangen. Es ist derselbe Kampf, wie in jenen Tagen; es gilt, wie damals, auf lange Zeit hinaus Ehre und Freiheit oder Knechtschaft und Schmach. Es sollten sich's Alle sagen; selbst die, deren Leben bisher nur auf den engen Raum des Hauses und seine Pflichten gestellt war, denn auch das Haus des Einzelnen wird mit dem großen Haus des Staates in die Niederlage mit hineingerissen werden, die uns jetzt bedroht. Darum ist das ganze Volk zur That aufgerufen. Es ist wie an dem größten deutschen Kampfes- und Siegestag, dessen Gedächtniß wir vor kurzem gefeiert haben. Nur eine langdauernde, einmüthige äußerste Anstrengung kann uns retten.

Bayrisches Verfassungsleben während der Jahre 1859 bis 1863.

I.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist erinnerlich, wie in zwei Artikeln des dritten Bandes derselben der Versuch gemacht wurde, die Geschichte des constitutionellen Lebens in Bayern bis zum Beginn des ersten Landtages von 1859 zu skizziren. Es ist ihnen erinnerlich, wie es der traurige Inhalt dieser Geschichte war, den fortschreitenden Abfall des Ministeriums von der Pfordten von seinem eigenen gut constitutionellen Programm und die in Folge dessen sich immer erweiternde Kluft zwischen dem Landtage und der Regierung darzustellen, — erinnerlich endlich, wie sich dieser Streit an der Berathung des Strafgesetzbuches verdichtete und wie es die Zwangsversetzung des in dieser Angelegenheit zum Referenten des Gesetzgebungsausschusses ernannten Dr. Weis war, wodurch es zu einer schweren Krisis kam. Die Erwählung des genannten Abgeordneten zum zweiten Präsidenten der Abgeordnetenkammer im Herbst 1858 gab das Signal zur sofortigen Auflösung des Landtages. Nun ein Kampf in der Presse, bei welchem die unconstitutionellen Tendenzen des Ministeriums in einigen famosen Artikeln der Neuen Münchener Zeitung zu offenem Ausdruck gelangten, ein durchaus oppositionelles Ergebniß der neuen Landtagswahlen und die Wiederwahl des Dr. Weis zum zweiten Präsidenten als das erste Lebenszeichen der am 15. Januar 1859 zusammengetretenen Kammer.

An diesem Punkte nehmen wir unsere Darstellung wieder auf, um sie für diesmal bis zu der vor wenig Wochen erfolgten Vertagung des Landtages von 1863 fortzuführen — nehmen sie auf in demselben Sinne, der uns vor fünf Jahren leitete, in der Absicht, an den Kämpfen und Erfolgen in einem einzelnen Staate die Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland überhaupt in einem lehrreichen Bilde anschaulich zu machen. Nur in Einem Punkte stehen wir heut zu unserer Aufgabe in einem anderen Verhältniß. Wir konnten uns damals durch die in Preußen angebrochene Morgenröthe in der Hoffnung bestärken, daß auch in dem kleineren Staate Recht, Gesetz und Freiheit sich zum Siege durcharbeiten würden, — eine Hoffnung, die nicht getrogen hat. Die dichten Schatten, welche heut über dem Verfassungsleben des größten deutschen Staates lagern, geben der Geschichte der verfassungsmäßigen Entwicklung

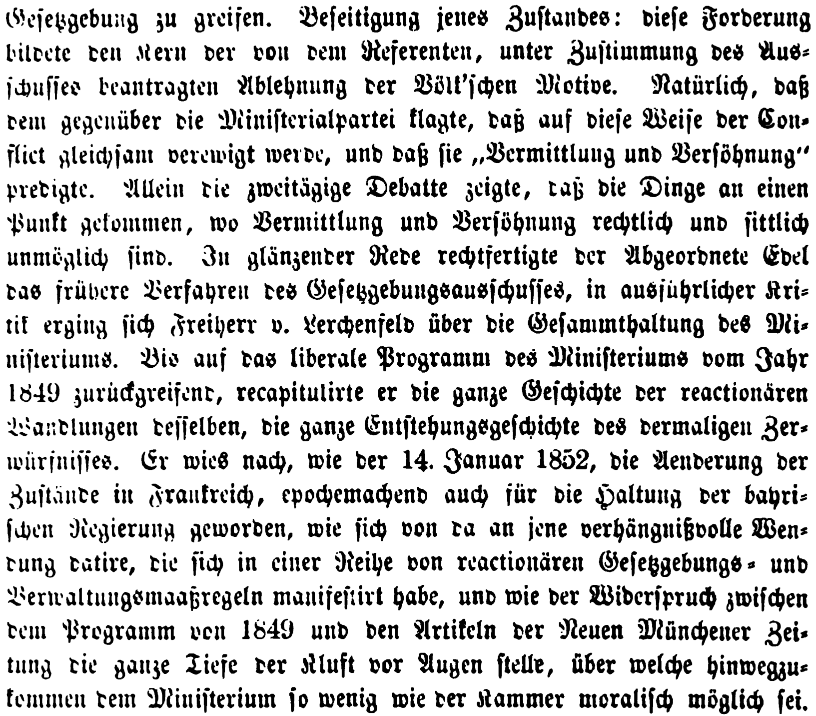
in Bayern eine fast entgegengesetzte Bedeutung. Wir verschmähen es, durch die Kunst willkürlicher Parallelen und versteckter Anspielungen gegen Zustände zu polemisiren, die laut und offen von der öffentlichen Meinung von Europa gerichtet sind: aber es steht nicht in unserer Macht, zu verhindern, daß die Thatsachen, die wir erzählen werden, durch ihr eigenes Licht einen Schein auf die Hergänge in Preußen werfen. Zu belehren, das ist die Natur aller Geschichte, und wir sind stets der Meinung gewesen, daß sie, am schlichtesten erzählt, am eindringlichsten belehrt. —

Der auf den 15. Januar 1859 einberufene Landtag war eröffnet; die Minister hatten die Wiederwahl des Abgeordneten Weis zum zweiten Präsidenten ruhig hingenommen; eine Adreßdebatte war dadurch, daß der König den Landtag nicht in Person eröffnet hatte, vermieden worden; es war im Voraus beschlossen, die Thätigkeit des Landtages nicht über die gesetzliche Zeit von zwei Monaten hinaus zu verlängern; Vorlagen von irgend welcher Erheblichkeit hatte man demselben nicht gemacht: — so hoffte die Regierung glücklich über die Session hinüberzukommen und das Regiment in alter Weise bis zum nächsten Budgetlandtage, dem Landtage von 1861 fortführen zu können.

Man hatte sich gröblich in dieser Hoffnung verrechnet. Das Maaß des Herrn von der Pfordten und von Reigersberg war zum Ueberlaufen voll, und die Abgeordneten kannten ihre Schuldigkeit, ihre Pflicht gegen das Land und dessen Verfassung.

Am 29. Januar hatte die Kammer der Abgeordneten ihre erste Sitzung gehalten: am 14. Februar wurde der Kampf gegen das Ministerium eröffnet.

Ein anscheinend unschuldiger Antrag des Abgeordneten Dr. Völk auf Abänderung gewisser, längst als zu streng empfundener strafrechtlicher Bestimmungen über die Widersetzung gegen die Obrigkeit im Strafgesetzbuch von 1813 lieferte den Anlaß. Es handelte sich also darum, ob es angemessen sei, nachdem durch den Conflict des Ministeriums mit dem Gesetzgebungsausschusse der Kammer die Aussicht auf das Zustandekommen eines neuen Strafgesetzbuches geschwunden, der Regierung mit Anträgen auf fragmentarische Gesetze im Gebiete des materiellen Strafrechtes entgegenzukommen. Eben diese Frage nun verneinte der zum Referenten über den Antrag bestellte Abgeordnete, Dr. Barth. Mit Eins stand die ganze Verwickelung, der ganze Gegensatz zwischen der Kammer und der Regierung im Mittelpunkt der Debatte. Unmöglich, führte der Referent aus, könne der dermalige Zustand, den er sofort nach seiner Entstehung und seinen einzelnen Momenten in Erinnerung brachte, so lange währen, um wegen seiner Dauer und für diese Dauer noch zu interimistischer, fragmentarischer


Gesetzgebung zu greifen. Beseitigung jenes Zustandes: diese Forderung bildete den Kern der von dem Referenten, unter Zustimmung des Ausschusses beantragten Ablehnung der Völk'schen Motive. Natürlich, daß dem gegenüber die Ministerialpartei klagte, daß auf diese Weise der Conflict gleichsam verewigt werde, und daß sie „Vermittlung und Versöhnung" predigte. Allein die zweitägige Debatte zeigte, daß die Dinge an einen Punkt gekommen, wo Vermittlung und Versöhnung rechtlich und sittlich unmöglich sind. In glänzender Rede rechtfertigte der Abgeordnete Edel das frühere Verfahren des Gesetzgebungsausschusses, in ausführlicher Kritik erging sich Freiherr v. Lerchenfeld über die Gesammthaltung des Ministeriums. Bis auf das liberale Programm des Ministeriums vom Jahr 1849 zurückgreifend, recapitulirte er die ganze Geschichte der reactionären Wandlungen desselben, die ganze Entstehungsgeschichte des dermaligen Zerwürfnisses. Er wies nach, wie der 14. Januar 1852, die Aenderung der Zustände in Frankreich, epochemachend auch für die Haltung der bayrischen Regierung geworden, wie sich von da an jene verhängnißvolle Wendung datire, die sich in einer Reihe von reactionären Gesetzgebungs- und Verwaltungsmaaßregeln manifestirt habe, und wie der Widerspruch zwischen dem Programm von 1849 und den Artikeln der Neuen Münchener Zeitung die ganze Tiefe der Kluft vor Augen stelle, über welche hinwegzukommen dem Ministerium so wenig wie der Kammer moralisch möglich sei.

Wir würden fürchten, die Leser zu ermüden, wenn wir sie in das weitere Detail der Debatten einführten. Treffend schilderte Dr. Völk das Verhältniß des Justizministers Ringelmann zu seinem Collegen Graf von Reigersberg, indem er bemerkte, die mit mehr Heftigkeit und Energie als Einsicht gehandhabte Polizeigewalt habe die etwas schwache, ihrer Aufgabe sich nicht vollbewußte Justizgewalt sich dienstbar gemacht. Im Uebrigen drehte sich der Kampf um die alten Fragen über das Recht oder Unrecht des Gesetzgebungsausschusses, über die Gründe, weshalb das Ministerium dessen Sitzungen aufgehoben, welche Rolle dabei das vom Ausschuß vertretene System der mildernden Umstände gespielt habe, über den büreaukratisch reactionären Geist des von dem Ministerium vorgelegten Polizeistrafgesetzbuches u. s. w. Die schwache Vertheidigung, welche die angegriffenen Minister, nicht ohne sich untereinander selbst zu widersprechen, dem gegen sie erhobenen Sturme entgegensetzten, fand die schlagfertigste Erwiderung durch die Abgeordneten Barth und Brater; die ganze Heillosigkeit aber der Anschauungen und der ganze anticonstitutionelle Geist der Regierung verrieth sich in den Aeußerungen des Ministerpräsidenten. Ein Abgeordneter hatte die Minister aufgefordert, einen Systemwechsel vorzunehmen. Dem hatte der Abgeordnete Barth entgegnet, ein Systemwechsel

sei nur möglich, wenn ein Wechsel der Grundsätze statt finde, ein solcher jedoch sei keinem Manne anzumuthen; dem Mann von Grundsätzen bleibe, wenn er sich von der öffentlichen Meinung verlassen sehe, nur übrig, seine Grundsätze zu behaupten, aber seinen Platz zu verlassen. Darauf hin entwickelte Herr von der Pfordten seine Theorie von Ministerpflichten. Die Stellung der Minister in Bayern, setzte er auseinander, sei nicht ein Recht, worauf sie nach ihrem Ermessen verzichten könnten, sie sei ein amtlicher Beruf und eine Pflicht, von welcher zu entbinden nur Ein Wille die Berechtigung habe. So lange dieser Wille die Minister ihrer Pflicht nicht entbinde, würden sie in gewissenhafter Erfüllung derselben ausharren, eingedenk des Eides, den sie geleistet, und an dessen Spitze stehe „Treue dem Könige." War diese Aeußerung ein seltsamer Contrast mit Artikel 3 des Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit, wonach ein Staatsminister zu jeder Zeit um Enthebung von seiner Stelle bitten kann und ihm diese sogar mit Erlassung seines Standesgehaltes bewilligt werden muß, wenn sie aus dem Grunde erbeten wurde, weil der König in wichtigen Regierungs-Angelegenheiten die Rathschläge seines Ministers nicht annehmen zu können glaubt, so zeigte die übrige Behandlung des Gegenstandes durch den Ministerpräsidenten, wie wenig er sich mit dem, was um ihn vorging, vertraut gemacht und wie leichtfertig er den Conflict behandelt hatte. Während der Justizminister dagegen protestirt hatte, daß die Regierung das System der mildernden Umstände als den Mittelpunkt des Streites mit dem Gesetzgebungsausschuß vorgeschoben habe, behauptete der Ministerpräsident geradezu, der Meinung des Ministeriums nach sei die Vereinigung nur an dem System der mildernden Umstände gescheitert! Aus seiner Feder aber, wohlgemerkt, waren die berüchtigten officiösen Artikel in der neuen Münchener Zeitung geflossen, und so konnte man sich jetzt jene Vorschiebung erklären, gegen deren Unterstellung der Justizminister so eifrig sich verwahrte —: sie hatte in der Oberflächlichkeit des mehr genialen als gründlichen Staatsmannes, der die Vertretung der Regierung in der Presse übernommen hatte, ihren Grund. Freilich hatte er, auch was die inneren Angelegenheiten betraf, längst aufgehört, die Seele der Regierung zu sein; hier entschied Graf von Reigersberg allein, und alle Minister, der Präsident nicht ausgenommen, beugten sich vor seiner Präponderanz.

Die Rede des Ministerpräsidenten hatte den Schluß der Debatte gebildet. Es war der erste Schlag, der das Ministerium traf, als nach Verwerfung eines Präjudicialantrages der ministeriellen Partei der Ausschußantrag mit großer Majorität zum Beschluß der Kammer erhoben wurde.



Noch zwar mochte das Ministerium sich der Hoffnung hingeben, es habe sich nur darum gehandelt, das Verfahren des Gesetzgebungsausschusses zu rechtfertigen und die Verhandlungen würden demnächst einen ruhigeren Gang nehmen: — bald sollte es sich überzeugen, daß es diesmal auf einen Kampf um seine Existenz abgesehen sei.

Es war eine Wahlreclamation aus der Stadt Wemding, an welche sich, nur zehn Tage später, die nächste Scene dieses Kampfes — eine Beleuchtung der Umtriebe des Ministers des Inneren bei den letzten Landtagswahlen knüpfte. Wir haben dieser Beeinflussungsversuche schon am Schlusse unserer früheren Artikel erwähnen müssen und haben schon dort einige charakteristische Wendungen aus dem Rundschreiben mitgetheilt, welches Graf von Reigersberg unter'm 18. November 1856 an die Präsidenten der Kreisregierungen erlassen hatte, um die Beamten als Wahlagitatoren zu verwenden. Dem Abgeordneten Völk war dieses Schreiben in Abschrift zugänglich geworden, er verlas es in öffentlicher Sitzung und paraphrasirte es treffend in folgender Weise: „Wir, welche wir die derzeitige Verwaltung des Königreichs bilden, halten uns für diejenigen Personen, welche allein geeignet sind, des Landes Wohl zu fördern und das monarchische Princip zu vertreten; Ihr habt nicht zu glauben, daß, wenn ein Kampf gegen unsere Amtsführung entbrannt ist, dieser Kampf gegen uns gerichtet ist, sondern ihr habt zu glauben, daß derselbe weiter hinauf, daß er gegen die Krone geht, und deswegen seid Ihr durch euren Eid verpflichtet, nicht diejenigen zu wählen oder wählen zu lassen, welche uns und unserer Haltung bisher Opposition gemacht haben, das heißt die regierungsfeindlichen Parteien."

Doch es hieße Eulen nach Athen tragen, den Lesern dieser Blätter, zumal den preußischen Lesern die Ausführungen zu wiederholen, mit denen der genannte Abgeordnete sofort das ganze Wahlbeeinflussungssystem der Regierung in seiner Widerrechtlichkeit, Unsittlichkeit und Zwecklosigkeit darlegte. Dasselbe System, und in erster Linie der Kunstgriff, die Krone zum deckenden Schilde für die Minister zu benutzen, ist seitdem in viel dreisterer und umfassenderer Weise anderwärts aufgetreten und mit denselben Gründen verurtheilt worden. Die schlagende Kritik des Abgeordneten Völk blieb so gut wie ohne Erwiderung: der angegriffene Minister wußte nichts dagegen zu erinnern, als daß er augenblicklich nicht im Stande sei zu sagen ob das von ihm allerdings erlassene Circularschreiben wörtlich mit der Abschrift, welche der Abgeordnete nur durch die Pflichtverletzung eines Beamten erhalten haben könne, übereinstimme und daß jedenfalls der Redner auf ein Gebiet gekommen sei, welches mit der heutigen Tagesordnung nichts zu schaffen habe!!

Zu dem Apparat, mit welchem reactionäre Regierungen vorzugsweise zu operiren pflegen, gehört aber weiter die Unterdrückung der Presse. Auf die Thätigkeit des bayrischen Ministeriums in dieser Richtung warf die Verhandlung ein Schlaglicht, welche am 14. März über die Beschwerde des Redacteurs des Münchener Volksboten, Ernst Zander, wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte in der Abgeordnetenkammer gepflogen wurde.

Die Beschwerde — denn auch angesichts neuerer, kühnerer Angriffe auf die Preßfreiheit, ja vielleicht gerade zur Vergleichung mit diesen werden die folgenden Details nicht ohne Interesse sein — die Beschwerde constatirte folgende Thatsachen. Blätter des Volksboten waren von der Polizei mit Beschlag belegt und, obgleich eine gerichtliche Untersuchung nicht eingeleitet worden, dennoch theilweise 45 Tage lang zurückbehalten worden. Auch in solchen Fällen, in welchen eine richterliche Untersuchung zwar eingeleitet, aber sofort wieder eingestellt wurde, hatte die Polizei unter völlig nichtigen Vorwänden die in Beschlag genommenen Blätter an sich behalten. Wenn die Redaction einen von der richterlichen Behörde freigegebenen Artikel in einer nachfolgenden Nummer ihres Blattes wieder abgedruckt hatte, so confiscirte die Polizei denselben zum zweiten Male, mit Berufung auf dieselben Artikel des Gesetzes, deren Nichtübertretung bereits richterlich anerkannt war. Das Ministerium des Inneren hatte endlich eine Circularverfügung an alle Behörden des Königreichs erlassen, in welcher sämmtliche : Bayern erscheinende Zeitungen in zwei Klassen, nämlich in „regierungs- dliche" und in solche, welche „sich zu amtlichen Insertionen eignen," ngetheilt waren, mit dem Zusatze, daß, wer den Blättern der erstgenannten Kategorie ein amtliches Inserat zuwende, sofort in eine Ordnungsstrafe verfallen solle. Nach Mittheilungen, welche der Abgeordnete Brater als Ausschußmitglied aus den Acten machte, war der Volksbote in sieben Jahren nicht weniger als 88 Male confiscirt worden, nur 14 Male hatte die Beschlagnahme gerichtliche Unterdrückung des verfolgten Blattes zur Folge gehabt, nur zwei Mal in diesen 88 Fällen war der Herausgeber vor Gericht gestellt, keinmal gerichtlich verurtheilt worden. Schlimmer noch war es dem Redacteur des Nürnberger Couriers, Dr. Feust, einem ausgezeichneten Publicisten, gegangen, von dem seine Freunde behaupteten, er sei von der bayrischen Preßpolizei zu Tode gequält worden. Sein Blatt war in drei Jahren 130 bis 140 Mal mit Beschlag belegt, der Herausgeber nur ein Mal vor Gericht gestellt und auch bei diesem Einen Mal nicht verurtheilt, ja von den rechtsgelehrten Richtern auch nicht einmal die Unterdrückung der incriminirten Nummer des Blattes ausgesprochen worden. Im Laufe eines Vierteljahres, vom 4. Juni bis 11. April 1853, waren 53 Beschlagnahmen, durchschnittlich vier in jeder Woche, er-

folgt. Brater berechnete, daß seit der Publication des Preßgesetzes im Jahre 1850 bis zum Schlusse des Jahres $18^{56}/_{57}$, also während eines siebenjährigen Zeitraums in Bayern diesseits des Rheins 420 gerichtliche Unterdrückungen verfügt worden seien, daß auf je eine Unterdrückung durchschnittlich sechs Beschlagnahmen trafen, daß also im Laufe dieser Zeit 2520 Beschlagnahmen im diesseitigen Bayern von den Polizeibehörden verhängt wurden, darunter 2100 Fälle, in welchen nach Ansicht der Gerichte ohne allen gesetzlichen Grund durch die Beschlagnahme in die Freiheit der Presse eingegriffen wurde.

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß nach der Auslegung, welche dem Preßgesetze freilich ganz gegen die ursprüngliche Intention gegeben worden, die Unterdrückung einer incriminirten Zeitungsnummer durch die Gerichte auch dann ausgesprochen werden konnte, wenn keine Verurtheilung des Verfassers oder Redakteurs erfolgt, ja wenn ihm auch nicht einmal der Proceß gemacht, sondern die Untersuchung eingestellt worden war, und zwar ohne Unterschied, ob die betreffende Person greifbar war oder nicht. Dieser Ausweg wurde sehr häufig ergriffen, wenn man keine Aussicht hatte, eine Verurtheilung durch die Geschwornen zu erzielen, und doch die Gerichte den Inhalt des Blattes für objectiv strafbar erkannten. Daher standen die Unterdrückungen zu den höchst seltenen Verurtheilungen in einem noch größeren Mißverhältnisse, als selbst die Beschlagnahmen zu ihnen.

Die Zahl der Beschlagnahmen wäre übrigens, wie Brater weiter ausführte, noch viel größer geworden, wenn man nicht von Zeit zu Zeit eine ganze Kategorie von Zeitungsartikeln in der Geburt erstickt hätte. Als im Jahre $18^{56}/_{57}$ ein Streit in der protestantischen Kirche Bayerns entbrannt war, wurde zu Anfang 1857 eines Tages den Nürnberger Zeitungsredactionen ein Rescript des Ministeriums des Innern eröffnet, des Inhalts: Die Veröffentlichung von Zeitungsartikeln „liberal-radicalen" Inhalts über die kirchliche Frage sei nicht länger zu dulden und die Behörden seien angewiesen, solche Artikel standhaft in Beschlag zu nehmen, ohne Rücksicht auf die Entscheidungen der Gerichte, ohne Rücksicht, ob von diesen Untersuchung eingeleitet werde oder nicht. Die Presse im Gefühl ihrer Hülflosigkeit und Rechtlosigkeit schwieg; von dem Augenblicke an war die Discussion über die ganze Kirchenfrage wie abgeschnitten. Man sieht, hier keimte bereits das System der Verwarnungen, das neuerdings eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Die Preßpolizei hatte sich vollständig über ihre verfassungsmäßige Stellung hinweggesetzt und eine selbständige Gewalt usurpirt, die freie Meinungsäußerung nach Gutdünken zu unterdrücken.

Die Debatte über diesen Gegenstand wurde von der Abgeordneten-kammer mit aller Schärfe geführt —: der Antrag des Ausschusses, die Kammer wolle die Vorlage der Zander'schen Beschwerde an den König beschließen und zugleich die Bitte anreihen, der König möge befehlen, daß dem Preßgesetze durch die Organe der Polizeigewalt nicht eine Anwendung gegeben werde, welche die durch das Gesetz gewährleistete Freiheit der Presse illusorisch mache, dieser Antrag wurde mit allen gegen Eine Stimme, die des Abgeordneten Eduard Lang, eines ehemaligen Radicalen aus der Pfalz, angenommen. Und so hatte also in dieser Frage selbst die Minorität das Ministerium verlassen, das sie übrigens seit der Niederlage des 15. Februar zwar nicht mehr durch Eingreifen in die Debatte, aber wenigstens noch durch ihre Abstimmungen zu unterstützen pflegte.

Wiederholten Anlaß zur Beleuchtung der Haltung des Ministeriums nach verschiedenen Richtungen gab nun aber ferner die Prüfung der Rechnungsnachweisungen für die Jahre 1853—54 und 1854—55, welche neben der Erledigung der, wie gesagt, unbedeutenden Gesetzes-vorlagen die Kammer vorzugsweise beschäftigte.

Bei Gelegenheit der Ausgaben für Pensionen im Justizressort zunächst, machte der Abgeordnete Dr. Lauck, selbst Mitglied des obersten Gerichtshofes und eines der geachtetsten, darauf aufmerksam, wie nicht selten Bevorzugungen in der Beförderung auch bei den Richtern nach rein politischer Rücksicht, ohne alles Verdienst auf der Richterbank und ebenso dem entsprechende Zurücksetzungen vorgekommen seien. Mit Recht hob er neben dem finanziell Bedenklichen eines solchen Verfahrens, das dem ungerecht Zurückgesetzten den Wunsch nahe lege, den Dienst möglichst bald zu verlassen, einen noch höheren Gesichtspunkt hervor. Er geißelte das verderbliche Hereinziehen der Politik in die Gerichtssäle; er sprach von jenen politischen Expectorationen, welche im Anfange des Geschäftsjahres in der Pfalz an den dortigen Gerichtshof gerichtet zu werden pflegten, jene sogenannten Rentréereden, die der dortige Generalstaatsanwalt sich zum Tummelplatz für seine reactionären Diatriben ausersehen hatte. Sodann, übergehend auf die Thätigkeit der Staatsanwälte, sprach er seine Mißbilligung aus über Verfolgungen wie die gegen den ehrwürdigen Arndt und den Grafen Giech. Mit solchen Verfolgungen, wahrlich, hebe man das Ansehn der Gesetze nicht; hier finde das Wort Hamlet's Anwendung: „O stellt es ganz und gar ab!"

In der That, es standen mannichfache und wunderliche Posten in dem Schuldbuche dieses Ministeriums. Bei den Ausgaben für die Hof- und Staatsbibliothek deckte der Abgeordnete Ruland einen Act des Vandalismus auf, der seines Gleichen kaum hat. Im verwichenen Jahre war

ein Verzeichniß erschienen, unter dem Titel: „Katalog einer kostbaren Sammlung von xylographischen und typographischen Seltenheiten, welche am Montag den 3. Mai 1858 und den folgenden Tagen bei Fidelis Butsch in Augsburg öffentlich versteigert werden." Alle Welt staunte damals über die Reichhaltigkeit dieses Katalogs und über die kostbaren Seltenheiten, die er aufwies. Aber das Staunen wuchs, als man erfuhr, daß der Inhalt dieses Katalogs, daß wenigstens die 720 Nummern zählenden Raritäten desselben Eigenthum der Hof- und Staatsbibliothek in München seien, und für diese veräußert werden sollten. Es befanden sich Werke darunter wie die erste lateinische Bibel von Guttenberg und Faust, um 1450—1455 in zwei Bänden gedruckt, das Catholicon des Johannes de Janua, ein Druck Guttenberg's vom Jahre 1460 auf wunderfeinem Pergament u. s. w. Damit noch nicht genug: mehrere der zum Verkaufe ausgesetzten Piecen hatte man sogar dadurch erst verkäuflich gemacht, daß man sie aus alten werthvollen und schönen Bänden herausschnitt. Aus der ganzen Versteigerung wurden für die Hof- und Staatsbibliothek 27,000 Gulden erlöst, wovon 9000 Gulden der Antiquar als Provision bezog. Doch noch mehr. Nachdem in Paris die Bibliothek Quatremère für die bayersche Hof- und Staatsbibliothek erworben worden war, wurde im Februar 1859 daselbst derjenige Theil, welcher der letzteren nicht einverleibt werden sollte, verauctionirt, und bei dieser Gelegenheit wurden abermals große Kostbarkeiten der Münchener Bibliothek mitversteigert. Es sei unnöthig, hieß es in der Vorrede zu dem Versteigerungskataloge, die Bücherfreunde auf eine Reihe von Nummern (461) aufmerksam zu machen, welche alte Drucke (Incunabeln), seltene und merkwürdige Bücher, Drucke auf Pergament, ja selbst ein Xylographen enthalte. Man glaube behaupten zu dürfen, daß seit langer Zeit kein Katalog erschienen sei, der eine solche Quantität alter Drucke als Seltenheiten erster Classe enthielte. Diese seien größtentheils der Münchener Bibliothek entnommen. Die Ankündigung sagte nicht zu viel, denn es fanden sich in diesem Kataloge abermals neun kostbare Pergamentdrucke, darunter das Rationale divinorum officiorum von Durand in Mainz 1459, und die Institutionen des Justinian 1468 ebendaselbst gedruckt, überhaupt nahezu 300 Incunabeln aus der Zeit von 1467—1500, jedes Jahr vollkommen vertreten, nebst einer ganz vollständigen sogenannten Armenbibel in Holzdruck, eine der ersten Kostbarkeiten für jede Bibliothek. So wurde ein Theil der Schätze, die man in Bayern seit Jahrhunderten sorgsam bewahrt hatte, mit Einem Male vertrödelt!!

Vergebens berief sich das Ministerium darauf, daß es nur Doubletten gewesen, welche verkauft worden, und daß man Geld gebraucht habe, um die Lücken der Staatsbibliothek in der neueren Literatur auszufüllen.

Von solchen höchst seltenen Incunabeln, wurde ihm entgegnet, seien auch Doubletten nicht wegzugeben. Uebrigens war namentlich Guttenberg's Bibel nicht einmal eine wirkliche Doublette gewesen, und die Nothwendigkeit, sich Geld zu schaffen, war nur dadurch entstanden, daß man die Quatremère-Bibliothek in Paris um 340,000 Franken gekauft hatte, ohne daß ein Credit hierzu eröffnet war.

Ueber den Zustand des Finanzwesens im Allgemeinen erstattete Freiherr von Lerchenfeld, in dieser Branche eine stets anerkannte Autorität, der Kammer Bericht. Jener Zustand war — wie er nachwies, im Vergleich zu früheren Zeiten wenig befriedigend. Ueberall zeigten sich Spuren von dem Nachlassen der Ordnung und Sparsamkeit; unter mancherlei Gestalten stieß man auf Ueberschreitungen, bald Etatüberschreitungen, bald ungerechtfertigte Ausgaben aus dem Reichsreservefonds. Die Passiva einzelner Kosten schleppten sich durch mehrere Jahre, während deren die Kammer von ihrem Bestande nichts erfuhr, bis sie auf einmal vor Passivresten stand, welche gedeckt werden sollten. Die Regierung begnügte sich dann mit der Entschuldigung: man habe nicht ausreichen können; oder auch nur: die Ausgabe aus dem Reichsreservefonds sei mit allerhöchster Genehmigung geschehen. So zeigte sich die Wirkung der ministeriellen Theorien auf die Verwaltungspraxis. Man berief sich auf die Kronrechte, um die Verantwortung für das abzuschütteln, was der König auf die Darstellung und durch das Organ der Minister hatte vollziehen lassen.

Unter diesen Umständen fand es die Kammer der Abgeordneten für nöthig, gegen verschiedene Verwendungen aus dem Reichsreservefonds, z. B. zur Herstellung eines zootomisch-physiologischen Instituts, zur Erweiterung der Anatomie, zur Vergrößerung der Gensdarmeriekaserne, ferner gegen die Ueberschreitung des Etatsansatzes für Orden, gegen den übermäßigen Aufwand für die gouvernementale Presse u. s. w. Verwahrung einzulegen. Wir dürfen indeß der Unparteilichkeit willen nicht unerwähnt lassen, daß diese Posten zusammengenommen in den beiden Jahren, um die es sich handelte, die Summe von 320,000 Fl. nicht überschritten. Von größerem Betrag waren denn noch die Etatüberschreitungen bei den Militärpensionen im Betrage von 315,948 Fl. für das Jahr $18^{53}/_{54}$ und von 314,050 Fl. für das Jahr $18^{54}/_{55}$; sie wurde, ebenso wie die gesetzwidrige Verabfolgung eines Vorschusses von 277,667 Fl. an die Bergwerkskasse Anlaß zu weiteren Beanstandungen.

Reactionäre Regierungen suchen durch Pflege der materiellen Interessen die Massen für sich zu gewinnen. Auch dem Ministerium von der Pfordten kann man zugestehen, daß es auf jenem Gebiet die wenigsten Blößen gegeben hat. Seine Anhänger in der Kammer priesen denn auch

seine Verdienste um die Hebung von Handel und Verkehr in Bayern, nur vermochten sie nicht recht nachzuweisen, wie viel von den unbestreitbaren Fortschritten auf die Thätigkeit der Regierung, wie viel auf andere Gründe, auf die segensreiche Wirkung des Zollvereins, auf den allgemeinen nationalökonomischen Aufschwung fielen. Jedenfalls lag es völlig außerhalb des Gesichtskreises dieses Ministeriums, Industrie und Gewerbe durch die Befreiung der gebundenen Kräfte zu fördern. Eine Regierung, in welcher Graf Reigersberg saß, war außer Stande, die Ansäßigmachung und Verehelichung zu erleichtern, oder zur Einführung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit den Grund zu legen.

Noch ein Verdienst heben wir hervor, dessen Herr von der Pfordten sich damals rühmte, als die Kammer seine innere, seine auswärtige Politik vor ihr Gericht zog. Es ist ein wirkliches Verdienst, und seine Tragweite wird um so größer sein, wenn Bayern sich jetzt entschließt, das vor elf Jahren gewahrte Recht nun auch mit voller Kraft zu vertheidigen. „Es ist Ihnen bekannt, sagte der heutige bayersche Bundestagsgesandte in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 16. März, „daß im Jahre 1852 die fünf europäischen Großmächte in London eine Convention geschlossen haben, deren Mitwirkung auf die Herzogthümer neulich in diesem Hause geschildert wurde. Ich muß anerkennen, daß diese Convention der schwerste Schlag ist, der die Rechte der Herzogthümer getroffen hat, denn sie ändert die Erbfolgeordnung in diesen Herzogthümern, sie hebt die bis dahin allgemein als zu Recht bestehend anerkannte Erbfolgeordnung deutscher Fürstengeschlechter in diesen Herzogthümern auf und setzt eine Erbfolgeordnung ein, in Folge deren die Herzogthümer für alle Zukunft mit der Krone Dänemark in Einer Person ihren Souverän finden. Es ist damit eigentlich die Selbständigkeit der Herzogthümer in Frage gestellt. Nachdem die fünf europäischen Großmächte diese Convention geschlossen hatten, theilten sie dieselbe den deutschen Regierungen mit dem Wunsche mit, sie möchten derselben ihre Zustimmung ertheilen. Diesem Wunsche wurde vielfach entsprochen. Eine deutsche Regierung unter den größeren trat ihm entschieden entgegen und ihrer Stimme schlossen sich denn noch einige andere an. Diese Eine deutsche Regierung erklärte zunächst, sie halte sich nicht für berechtigt, über diese Frage außerhalb der Bundesversammlung ein Ja oder Nein abzugeben, denn die Wahrung der Erbrechte deutscher Fürsten und der Selbständigkeit der zum deutschen Bunde gehörigen Lande sei nach den Bundesgesetzen eine Pflicht und ein Recht der Bundesversammlung. Und als man dann in diese Regierung drang, wenigstens zu erklären, daß sie in der Bundesversammlung jener Convention zustimmen wolle, antwortete sie: sie werde das nur

unter der Voraussetzung thun, daß man ihr die vollgiltigen Verzichte der erbberechtigten deutschen Fürsten vorlege. Die Folge davon war, daß die Londoner Convention niemals an die Bundesversammlung gebracht wurde, daß der Bund sie bis zur Stunde nicht anerkannt hat. Wenn ich vorhin gesagt habe, daß in der Convention von London die Zukunft der Herzogthümer in Frage gestellt sei, so sage ich jetzt, durch diese negative Thatsache ist die Zukunft der Herzogthümer gewahrt. Diese Eine deutsche Regierung war die bayerische und ich habe die Ehre gehabt, ihr Organ zu sein." — —

Diese vereinzelte Thatsache, einer früheren und relativ besseren Zeit des Pfordten'schen Regimes angehörig, konnte natürlich die Sünden nicht bedecken, die es zumal auf dem Gebiet der inneren Verwaltung auf sich geladen hatte. Das gewaltthätige Wesen dieses Ministeriums trat recht klar durch die Verhandlung vom 23. März über eine aus Unterfranken eingelaufene Beschwerde hervor. Die Gemeindewahlordnung vom Jahre 1818 macht die Magistratswahlen in den Städten, und die Wahlen der Gemeindevorsteher und Gemeindepfleger auf dem Lande von der Bestätigung der Regierung abhängig. Bis gegen das Jahr 1840 war es jedoch dieser nicht eingefallen, das Bestätigungsrecht in willkürlicher Weise zu üben und dadurch der gesetzlich garantirten Wahlfreiheit entgegenzutreten. Erst unter dem Ministerium Abel fing man an, da und dort auch aus anderen, als in den im Gesetze selbst bezeichneten Hinderungsgründen die Bestätigung zu versagen, und diese Praxis war jetzt durch den Grafen Reigersberg zu voller Blüthe gebracht. Alle diejenigen, welche der Regierung politisch mißliebig waren, alle, die sich in dem Jahre 1848 an der Bewegung, wenn auch noch so sehr in den Grenzen des Gesetzes betheiligt hatten, wurden als nicht geeignet zu Gemeindeämtern erklärt und principmäßig ausgeschlossen. Eine Reihe von Männern, welche den Gemeinden und Collegien zum Stolze und zur Zierde gereicht hätten, wurden auf diese Weise brach gelegt, und als Ersatzmänner für die nicht bestätigten die ihnen an Stimmenzahl nächsten zum Gemeindeamte berufen. Es kam nicht selten vor, daß Jemand mit 10 Stimmen Gemeindevorstand wurde, weil der von den übrigen, vielleicht 70—100 Stimmen Gewählte die Bestätigung nicht erhalten hatte. Und dabei sollte das Gemeindeleben gedeihen und die Vorsteher der Gemeinden Ansehen und Achtung in ihrem Kreise genießen!

Mitten in diesen Kampf zwischen Regierung und Abgeordneten fiel nun die europäische Krise vom Frühjahr 1859. Die steigende Kriegsgefahr nöthigte das Ministerium den Landtag um einen außerordentlichen Kredit für die Bedürfnisse des Heeres zu ersuchen. Das

Verfahren, welches die Kammer der Abgeordneten hierauf einschlug, verdient wohl beachtet zu werden. Sie benutzte die europäische Lage nach ihren Kräften, um die Existenz des Ministeriums vollends zu erschüttern, allein sie vergaß über dem inneren Conflikt keinen Augenblick, daß die Pflicht gegen das Vaterland am höchsten steht. In einer geheimen Sitzung vom 15. März bewilligte sie einen sofortigen Kredit von sieben und einen eventuellen von etwa drei Millionen. Sie beschloß dann aber mit dieser Bewilligung eine Adresse an die Krone zu verbinden, welche die Stellung des Landes zu dem Ministerium unumwunden darstellte. Wir möchten wenigstens den Anfang dieses bedeutsamen Actenstückes, in welchem der entschiedene Freimuth der Opposition mit dem warmen Ausdruck der Vaterlandsliebe sich auf das glücklichste verband, hier nicht übergehen. Er lautete: „An die näher heranziehende Kriegsgefahr mahnend, haben Euer Königliche Majestät die für den Landesschutz nöthigen Geldmittel gefordert, die Kammer der Abgeordneten hat bewilligt. Sie wird nie ein Opfer scheuen, dessen das Vaterland bedarf. Wie die Geschicke der Völker fallen mögen, in unlösbarer Bundeseinheit mit allen deutschen Bruderstämmen wird Bayern unter dem Panier der Wittelsbacher den Anforderungen entsprechen, welche die Geschichte seiner glorreichen Vergangenheit und der Ernst der Gegenwart an dasselbe erheben."

„Eines mangelt Bayern, was stark macht in den Tagen der Gefahr, der Segen der Eintracht. Gegenüber einem Staatsministerium, welches uneingedenk des königlichen Wahlspruches: „Freiheit und Gesetzmäßigkeit!" unersetzliche Jahre des Weltfriedens und der inneren Ruhe ohne ernste Inangriffnahme der verheißenen Reformen verloren gehen ließ, welches durch Wort und That den Glauben an die lautere und unverfälschte Auffassung der Staatsverfassung erschüttert und die Macht der öffentlichen Meinung gegen sich in den Kampf gerufen hat, war es für die Volksvertretung keine leichte Aufgabe, die zur Rüstung gegen den Landesfeind aus dem Volksvermögen geforderten Millionen zu gewähren."

„Indem die Kammer der Abgeordneten ihre Zustimmung ertheilte, hielt sie es für unerläßliche Pflicht, die Beweggründe ihres Beschlusses offen darzulegen."

„Nichts lag ihr so ferne, als die Absicht, irgend eine Billigung des bisher befolgten ministeriellen Systems oder auch nur eine Minderung ihres Mißtrauens gegen die Träger dieses Systemes auszudrücken."

„Die Kammer hat bewilligt, weil ihr das Vaterland über Alles geht, weil jede andere Rücksicht verstummen muß, wenn seine heiligen Interessen, seine Ehre und sein Recht nothwendige Opfer fordern."

Die Adresse wurde von dem Könige nicht entgegengenommen. Man

hatte, einen plötzlichen Schluß der Session fürchtend, sie in der öffentlichen Sitzung des folgenden Tages verlesen; dieser Vorgang diente jetzt als Grund um der Adreß-Deputation den Empfang bei Hofe zu verweigern. Auch wurde der Landtag am 26. März nicht, wie sonst üblich, durch einen Prinzen des königlichen Hauses geschlossen. Gleichwohl erhielt sich bei denen, welche den Charakter des Königs kannten, die Hoffnung, daß der Schritt der Abgeordnetenkammer nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Einen Monat später wurde diese Hoffnung erfüllt. Am 29. April meldete das Regierungsblatt den Rücktritt sämmtlicher Minister, mit alleiniger Ausnahme des Cultusministers von Zwehl. An ihre Stelle trat für das Auswärtige und das Ministerium des königlichen Hauses der bisherige Bundestagsgesandte Freiherr von Schrenk — zugleich mit der Verwaltung des Handelsdepartements betraut —; für das Innere Herr von Neumayr, bisher Ministerresident am Würtembergischen Hofe; für den Krieg der Generallieutenant von Lüder; für die Justiz der Appellationsgerichtsdirector Freiherr von Mulzer. Hierzu kam am 1. Juli die Ernennung des bisherigen Ministerialrathes von Pfeiffer zum Finanzminister; und als im Herbste 1859 der unter dem früheren Regime gemaaßregelte Appellationsgerichtsrath Dr. Weis von der Stadt Würzburg zu ihrem ersten Bürgermeister gewählt worden war, und es sich um die Bestätigung dieser Wahl handelte, sprach der König das berühmt gewordene Wort: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!"

So endete ein Kampf, der durch den Uebermuth und die Hartnäckigkeit auf der einen, wie durch die Mäßigung und Ausdauer auf der anderen Seite gleich merkwürdig bleiben wird. Er hatte schließlich dahin geführt, das constitutionelle System in Bayern zu kräftigen und das Band zwischen König und Volk fester zu knüpfen. — —

Schon im Juli 1859 forderten die Zeitverhältnisse die Wiedereinberufung des Landtages. Die parlamentarische Scene war völlig verändert. An die Stelle des Kampfes und des Haders war Eintracht und Friede getreten. Zwar es durften sich mancherlei Bedenken an die politischen Persönlichkeiten einzelner Minister knüpfen. Baron von Schrenk war unter Abel Mitglied des sogenannten Ministeriums des Glaubens und zur Zeit der Gewaltthaten in Kurhessen Bundestagsgesandter gewesen. Der Kriegsminister von Lüder hatte schon einmal dieses Portefeuille besessen und war zurückgetreten, weil Niemand seinen maaßlosen Geldforderungen gerecht werden konnte. Endlich waren die Talente des neuen Finanzministers noch nicht erprobt. Dennoch athmete das Land auf unter der gesetzmäßigen und freisinnigen Verwaltung des neuen Ministers des Innern, und erwartete von ihm und seinem Collegen für die Justiz, daß sie die längst

angestrebten Reformen in der Gesetzgebung rasch und unverkürzt im Geiste des Grundlagegesetzes vom Jahre 1848 durchführen würden. Die Ausarbeitung der Vorlagen hierfür bedurfte jedoch der Zeit, und so beschränkte sich die Thätigkeit der Kammern für diesmal auf die Wahl der neuen Gesetzgebungsausschüsse und auf die Berathung eines weiteren außerordentlichen Postulats für militärische Zwecke, welches die Thronrede angekündigt hatte. Natürlich lenkte jenes Postulat die Blicke der Landesvertretung auf die politischen Verhältnisse, durch welche es begründet wurde.

Der Friede von Villafranca war so eben geschlossen, die Lombardei für Oesterreich verloren gegangen. Je stärker die Sympathien für den Kaiserstaat in Süddeutschland hervorgetreten waren, desto größer war jetzt die Verstimmung ja die Erbitterung gegen Preußen, dem man vorwarf, den rechten Moment zum raschen Eingreifen versäumt zu haben. Diese Bewegung der Gemüther fand in der Berathung, welche am 25. Juli über die Antwort auf die Thronrede gehalten wurde, einen starken Wiederhall. Die innere Zerrissenheit der deutschen Stimmungen in jenem Sommer wird unsern Lesern noch so lebendig vor Augen stehen, daß wir kurz über die Debatte hinweggehen dürfen. Besser als es durch die Zornausbrüche Lassaulx's geschah, bezeichnete Herr von Lerchenfeld die Gesinnung der Kammer durch die Worte: Deutschland mußte sich einig und kräftig in einem Kampfe erheben, dessen wesentliches Ziel die Schwächung Deutschlands war! Die Frage, welche man sich stellen mußte, erklärte der Abgeordnete Lauck, betraf das steigende Uebergewicht des 2. Decembers. Dr. Barth sprach im versöhnlichen Sinne, er mahnte dafür zu sorgen, daß die Zukunft besser werde als die Gegenwart; er erinnerte daran, daß wenn man anklagen wolle, man nach allen Seiten hin anklagen könne.

Die Frucht dieser etwas enragirten Debatte pflückte zunächst die Regierung. Denn in dem Adreßentwurfe, welcher angenommen wurde, erkannte die Kammer die Nothwendigkeit an, den gemachten Anstrengungen neue folgen zu lassen; und erklärte sich im Voraus bereit, die Mittel zur Verfügung zu stellen, welche die Lage erheische. Herr von Lüder beeilte sich, diese Stimmung zu benutzen; er richtete alsbald an die Kammer die Forderung von nicht weniger als 26½ Millionen Gulden. Dieser enorme Anspruch war geeignet, auch die opfermüthigste Versammlung abzukühlen, und so glaubte denn der Finanzausschuß den Pflichten des Patriotismus genug zu thun, indem er vorschlug nicht ganz die Hälfte jener Summe, nahezu 13 Millionen zu bewilligen, von denen 12 Millionen durch ein Anleben gedeckt werden sollten. Manche Klage über den steigenden Aufwand im Militärdepartement wurde bei dieser Verhandlung laut. Der Ausschußreferent, Herr von Lerchenfeld, hob hervor, wie trotz des wahr-

lich nicht geringen Kriegsbudgets doch bei jeder außerordentlichen Gelegenheit die Mittel zur Ausrüstung der Armee fehlten; er fand die Wurzel dieses Uebels darin, daß in Bayern, im Unterschied von anderen constitutionellen Ländern, das Kriegsministerium allein die Formation und Stärke der Armee und die Zahl der auszuhebenden Conscribirten bestimme. Es gebe keinen anderen Staat in Europa, dessen Armee in Friedenszeiten 2 Procent der Bevölkerung in Anspruch nehme. Dieses Uebermaaß habe denn die Folge, daß die vorhandenen Mittel vorzugsweise für die präsente Truppenzahl ausgegeben werden müßten, und daß für die Anschaffungen von Waffen, für militärische Gebäude u. s. w. wenig übrig bleibe. Dr. Barth berechnete die Steigerung des Kriegsbudgets. In den ersten fünf Finanzperioden stellte sich mit Einschluß aller Nebenposten eine Durchschnittssumme von jährlich 7,200,000 Fl. heraus; diese war für die Etatsjahre von $18^{47}/_{48}$ — $18^{56}/_{57}$ auf 12,800,000 Fl. gewachsen; ja wenn man den Mehraufwand für Militärpensionen und die besonderen Credite hinzurechnete, deren Bewilligung im laufenden Jahr theils schon geschehen war, theils noch bevorstand, so erreichte der Durchschnittsbetrag für die vierzehn Jahre von $18^{47}/_{48}$ — $18^{60}/_{61}$ die Summe von 13,760,000 Fl. Gewiß kein geringer Aufwand bei einem Gesammtbudget von 40 Millionen Gulden! Mit Einschluß der Anleihe, die eben jetzt contrahirt werden sollte, waren seit 1848 für die Armee 43½ Millionen Schulden gemacht; die Staatskasse war also seitdem mit einer Verzinsung von beinahe zwei Millionen belastet. Gestützt auf diese Darstellung beantragte Dr. Barth noch weitergreifende Reductionen, indessen die Kammer bewilligte die vom Ausschuß vorgeschlagene Summe und die Reichsrathskammer trat ihrem Beschlusse bei.

Ein besonderes Interesse erhielt die Debatte über dieses Finanzgesetz noch durch einen Antrag des Abgeordneten Völk. Man verhandelte über die Mittel zur Vertheidigung des Staates; diese Berathung mußte den Blick hinaus auf den Zustand des Gesammtvaterlandes richten. Zum ersten Male seit langen Jahren erschien, zum nicht geringen Schrecken vieler Abgeordneter, die deutsche Frage wieder auf der Tagesordnung der Kammer. Völk beantragte, den gefaßten Beschlüssen den Wunsch beizufügen, es möge dem Könige gefallen, „durch die Staatsregierung dahin wirken zu lassen, daß die Reformen der deutschen Bundesverfassung wieder aufgenommen und durch Schaffung einer starken Centralgewalt mit Vertretung der deutschen Nation bei derselben bethätigt werde.“ Der Zusammenhang dieses Antrages mit dem Finanzgesetz war klar. Völk begründete ihn, indem er auf die Unzulänglichkeit aller der geforderten Summen für die Sicherheit des Staates hinwies. Hatte doch aller Aufwand für die

Armee nicht ausgereicht, um im Jahre 1848 die Pfalz gegen den Aufstand zu halten; war diese Provinz doch auch jetzt im Fall eines großen Krieges dem Ansturm des Feindes preis gegeben. Die Sicherung des Vaterlandes liegt allein in der Vereinigung der deutschen Stämme, in der Reform des Bundes! Der Redner griff zurück auf die Geschichte der deutschen Bewegung; auf die, nach dem Scheitern derselben, von allen Regierungen gemachten Versprechungen, daß man nicht zu den früheren Zuständen zurückkehren, sondern eine Neugestaltung des Bundes, dem Bedürfniß der Zeit entsprechend erstreben wolle. Er gedachte jenes Schreibens vom 18. Januar 1851, worin der greise König von Würtemberg den Fürsten Schwarzenberg auf das Mittel verwies, durch welches allein die Revolution in Deutschland zum Stillstand gebracht werden könne. Die Rede hatte den Erfolg, welcher bezweckt war. Die Kammer lehnte es zwar ab, die deutsche Frage gleichzeitig mit dem Entwurf über den Armeecredit zu berathen, aber sie verwies den Antrag an den Justizausschuß und so kam er in der Sitzung vom 12. August zur Verhandlung.

Wer heute auf den Gang dieser Debatte zurückblickt, wird mit Genugthuung inne werden, welchen Fortschritt der öffentliche Geist in dem Zeitraume von vier Jahren gemacht, welches Interesse, welche Theilnahme die nationale Idee seitdem allen Parteien abgezwungen hat. Damals erschienen die deutschen Angelegenheiten noch als ein Noli me tangere, und mit offenbarem Unbehagen wurde ein Antrag aufgenommen, der nur in den allgemeinsten Umrissen das Ziel jeder Bundesreform hinstellte, der in der loyalsten Weise die Wirksamkeit der Staatsregierung dafür in Anspruch nahm. Der Justizausschuß schwächte den Antrag wenigstens nach einer Seite hin ab; er ließ die „Centralgewalt" weg und schlug nur die Bitte an die Krone vor, dahin wirken zu lassen, daß die Reform der Bundesverfassung von den deutschen Regierungen wieder zum Gegenstand der Berathung gemacht werde. Aber diese Modification genügte Vielen noch nicht; Dr. Weis brachte statt dessen eine motivirte Tagesordnung ein. Es ist die erste Pflicht eines Abgeordneten, dies war seine Deduction, nicht Hoffnungen zu nähren, welche nicht erfüllt werden können. Eine deutsche Centralgewalt zu schaffen, ist unmöglich, weil dieselbe die Unterordnung beider Großmächte oder doch die der einen Großmacht unter die andere voraussetzt, und weil der andere Weg, die Ausscheidung Oesterreichs, die Hegemonie Preußens den Wünschen der Nation und namentlich des bayerschen Volkes entgegen ist. Ohne eine Centralgewalt aber ist auch eine deutsche Volksvertretung nicht möglich; mit einer Gesandtenconferenz läßt sie sich nicht vereinigt denken. Die constitutionelle Staatsform setzt eben einen Staat voraus, eine Spitze, in welcher die Rechte der Staats-

gewalt vereinigt sind. Freiherr von Lerchenfeld nahm einen ähnlichen Ideengang. Er fand, daß es keine Mittel gebe, den Dualismus zwischen den beiden Großstaaten zu beseitigen. Wer könne den einen von ihnen zum Ausscheiden zwingen, wenn er nicht ausscheiden wolle? Der andere Großstaat aber sei der schwächste in Europa, und selbst wenn alle übrigen Theile Deutschlands mit ihm vereinigt seien, werde er es bleiben, werde er nicht die Kraft gewinnen, eine selbständige Politik zu treiben. Nur ein günstiger Zufall, den Niemand voraussehen kann, oder ein großes Nationalunglück vermag die Einigung Deutschlands herbeizuführen! Dr. Edel warnte in einem Augenblick, wo eine unverkennbare Verstimmung zwischen Oesterreich und Preußen bestehe, den Erisapfel zwischen die Streitenden zu werfen, das Signal zu einem Bürgerkrieg und was noch schlimmer wäre, zur Intervention des Auslandes zu geben! Die Arbeit der Nationalversammlung, die Bestrebungen der preußisch-deutschen Union, das diplomatische Werk der Mittelstaaten, die todtgeborene Münchener Uebereinkunft, — sie haben ihr Ziel nicht erreicht, weil die Einigung Deutschlands nicht durch parlamentarische Reden und diplomatische Noten, weil sie nur durch große Thaten geschaffen, durch das Herzblut der Nation zusammengekittet werden kann.

Man sieht, die Ansichten dieser drei Herren haben sich seitdem erheblich geändert. Sie interessiren sich heute sehr lebendig für die Sache der Reformvereine, und hoffen ohne Bluttaufe und Nationalunglück die Einigung fertig zu bringen, von welcher 1859 in der Bayerschen Kammer nicht einmal gesprochen werden sollte. Dr. Edel scheint die Reform-Acte Kaiser Franz Joseph's für etwas wirksameres zu halten, als die diplomatischen Verhandlungen der Union und die Münchener Uebereinkunft. Insbesondere liegt ihm die Besorgniß fern, daß jene Acte die Spannung der beiden Großmächte zu einem gefährlichen Grade entwickeln könne. Dr. Weis betrachtet das sechsköpfige Gesandten-Directorium als wirkliche Centralgewalt, oder er ist vielleicht der Meinung, daß die Delegirten-Versammlung nicht als Volksvertretung angesehen werden könne. Endlich hat Freiherr von Lerchenfeld in der österreichischen Bundesreform das bisher vermißte Mittel gefunden, den Dualismus in Deutschland zu bannen.

Dr. Völk bestritt seinen Gegnern nicht die Schwierigkeiten, welche sie aufgedeckt hatten, aber er bestritt, daß man ein Werk, weil es groß und schwer sei, überhaupt nicht anfassen, daß eine deutsche Kammer sich in dieser Sache zu einem apathischen Stillschweigen entschließen dürfe. Vielmehr es ist die Pflicht der Volksvertretungen aller einzelnen deutschen Staaten, diese Frage immer und immer wieder in die Hand zu nehmen, und so oft sich die Gelegenheit bietet, zu versuchen, ob sie nicht auf fried-

lichem Wege ihrer Lösung näher gebracht werden kann. Wer die Regierung auffordert, für eine größere Sicherung nach außen zu sorgen, der weckt nicht verderbliche Träume; vielmehr er stellt die Zustände dar, wie sie sind; er handelt conservativer, als die, welche die Besserung von einem Nationalunglück erwarten, denn er will diesem Unglück vorbeugen. Wie schonend, wie gemäßigt war die Völk'sche Darstellung unserer Zustände im Vergleich mit den drastischen Schilderungen von dem Chaos der Bundesverfassung, mit welcher Graf Rechberg zu Anfang August die deutschen Regierungen überraschte! So viel weiter sind wir gekommen wenigstens in der Einsicht von der Unhaltbarkeit dessen, was besteht! Damals verwarf die Kammer selbst noch den Antrag ihres Justizausschusses; sie entschied sich mit 87 gegen 45 Stimmen für die motivirte Tagesordnung des Dr. Weis. Hiermit schloß die Session, mittelst königlicher Botschaft wurde die Vertagung des Landtages angekündet. —

Das Beisammensein der Abgeordneten im Sommer 1859 war zu kurz gewesen, um zu einer Umbildung der Parteien zu führen, aber es hatte hingereicht, um die Keime zu dieser Umbildung zu legen. Die compacte Majorität, welche bisher dem Ministerium von der Pfordten gegenübergestanden, hatte nach dem Sturze desselben das Band verloren, welches sie zusammenhielt. Mit dem Ende des Kampfes gegen den gemeinsamen Gegner begann der Prozeß ihrer Zersetzung. Es trat an den Tag, daß sich innerhalb jener Partei eine Anzahl Männer befinde, welche in den inneren und ganz besonders in den deutschen Angelegenheiten einer mehr progreßistischen Richtung angehörten, als der größte Theil ihrer bisherigen politischen Freunde. Beide Richtungen, dies war vorauszusehen, konnten nicht mehr lange eine gemeinsame Partei darstellen.

In den Gesetzgebungsausschuß hatte die Kammer die alten Männer sämmtlich wieder gewählt. Es geschah dies in Anerkennung der Dienste, welche im Kampfe gegen das zurückgetretene Ministerium von ihnen geleistet waren, und ihrer sonstigen Befähigung. Im Anfang Juni 1860 berief die Regierung die Ausschüsse beider Kammern ein, um über die revidirten Entwürfe des Strafgesetzbuches, des Polizeistrafgesetzbuches, so wie über ein Einführungsgesetz für beide zu berathen. Wenn auch die Vorlagen, insbesondere die zwei letztgenannten, vielfacher Nachhülfe bedurften, so gewährten sie doch eine geeignete Grundlage für die Berathung. Unter dem freundlichen Zusammenwirken der Regierungsorgane mit den Ausschüssen, so wie dieser unter einander, wurde das schwierige Werk so rasch gefördert, daß es im Wesentlichen als vollendet gelten durfte, als der Landtag zu Neujahr 1861 wieder zusammentrat. Es war der Beweis geliefert, daß der constitutionelle Mechanismus das Zustandebringen ganzer

Gesetzbücher nicht erschwert und die Einheit des legislativen Systems nicht gefährdet, sobald die Factoren mit gegenseitigem guten Willen zusammenwirken.

Eine Anekdote aus der österreichischen Geschichte vom Jahre 1800.

Die nachfolgende Erzählung — auch ein „Bild aus der Vergangenheit des deutschen Lebens," und insofern wohl geeignet, in dieser Zeitschrift veröffentlicht zu werden — verdanken wir der Familien-Erinnerung an einen Mann, dessen Wirksamkeit seiner Zeit überhaupt zu ausgezeichnet und weitgreifend war, als daß er vergessen werden könnte. Victor Heinrich Riecke, geboren in Stuttgart, kam unmittelbar nach Beendigung seiner theologischen Studien in Tübingen 1783 nach Brünn, wo er nicht nur der erste Seelsorger, sondern Stifter der evangelischen Gemeinde ward, indem er durch Erwärmung des nächsten Kreises, und durch Reisen und Correspondenzen in weiteren, die Mittel für Bethaus, Schule, Gemeindezwecke zusammenbrachte. In dieser Kirche hat ihm die Gemeinde, als er 1803 in sein Vaterland zurückkehrte, ein marmornes Denkmal gesetzt, mit der Unterschrift: Uns war er Lehrer und Freund. Als Waisenhauspfarrer und Schulinspector nach Stuttgart zurückgerufen, erwarb er sich nachhaltige Verdienste durch umfassende pädagogische Thätigkeit und Bildung von Lehrern. Diese fruchtbaren Bestrebungen setzte er, zugleich mit ökonomisch-gemeinnützigen, musterhaft auf der Pfarre zu Lustnau bei Tübingen fort, von 1811, wo er dieselbe bezog, bis zu seinem Tode am 14. Januar 1830. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages war am 17. Mai 1859 im Kursaale zu Cannstadt bei Stuttgart eine große Zahl von Kindern, Enkeln und nahen Verwandten versammelt und hier theilte aus dem reichen Leben des Vollendeten der älteste Sohn desselben, Obermedicinalrath Dr. Leopold Riecke, die Episode mit, die wir hier, denkwürdig, wie sie ist, in dieser Form der Jugenderinnerung mit den Worten des Genannten wiedergeben.

Es war in den letzten Tagen des April 1796, als Abends der alte Hausfreund des Vaters, Hauptmann Knitlmayer zu uns in's Zimmer trat. „Schlechte Nachrichten von unserer italienischen Armee. Wir sind bei Millesimo von einem bis jetzt noch nie genannten General geschlagen, er soll ein Korse und erst 27 Jahr alt sein, und Bonaparte heißen!" So hörte ich als Knabe von 5¼ Jahren den Namen zum erstenmal, welchen ich in den 63 Jahren von da bis heute fast täglich wieder hören, lesen, denken sollte. Nach der triumphirenden Beendigung des Feldzuges, den diese Schlacht eröffnete, im Herbst desselben Jahres, und den glänzenden Eindrücken von der Eroberung Aegyptens durch denselben Helden im Sommer des folgenden Jahres, fiel nun auch von der Coalition, die

während dieser romantischen Siege Bonaparte's sich gegen Frankreich zwischen Oesterreich, England und Rußland bildete, bald ein lebendiger Eindruck in meinen Knaben-Gesichtskreis. Im Januar 1799 erschien Feldmarschall Suwarow mit einer Armee von 45,000 Mann in Brünn, von wo er dann langsam nach Italien zog und in den Mai-Tagen, wo Bonaparte Jean d'Acre in Syrien vergeblich stürmte, mit Verona's Besetzung den erneuten Krieg anhob. Vom Durchzuge der Russen ist mir die Erinnerung frisch geblieben. In Brünn waren bisher noch keine russischen Truppen gesehen worden, und sie machten damals noch viel mehr als etwa heute den Eindruck durchaus fremdartiger, asiatischer Barbaren, besonders ihr höchst barocker Feldmarschall. Der ganze kaiserlich-königliche Hof war von Wien nach Brünn gekommen, um die Armee bei einer großen Revüe zu sehen. Es war ein heiterer, schneereicher Tag des Januars; eine Viertelstunde vor den Thoren der Stadt war auf den Feldern das ganze Corps in Schlachtordnung aufgestellt. Der Vater nahm mich Achtjährigen an der Hand, um sich und mir das seltsame Schauspiel zu zeigen. Auf einer mäßigen Anhöhe standen die kaiserlichen Hofwagen. Kaiser Franz saß neben seiner Gemahlin, neben ihnen hielt der russische Feldherr. Wir standen auf einem Flügel, wo große Kosakenmassen angehäuft waren. Auf einen Pfiff setzten sie sich in Galopp und breiteten sich dabei so unvermuthet weit aus, daß wir überritten worden wären, wenn wir nicht unter einem nahestehenden Wagen Schutz gefunden hätten. Artilleriesalven und ein allgemeines, so nie wieder gehörtes Heckenfeuer der Infanterie endete das Manöver. Ich habe später viele Truppen gesehen, aber schwerlich je wieder 45,000 Mann in so gedrängter, übersichtlicher Ordnung. Von den Erfolgen Suwarow's in Italien und Erzherzogs Karl am Oberrhein im Sommer 1799, von Bonaparte's Heimkehr und Zügel-Ergreifung als erster Consul im Spätjahr, wurden wir Entfernten mitbewegt, jedoch hiervon, so wie im nächsten Frühling von Kray's Unglück gegen Moreau nicht so lebhaft, als es die Nachrichten vom Uebergange des Consuls über die Alpen im Mai und von der Schlacht bei Marengo im Anfang Juni 1800 thaten. Völlig erinnere ich mich noch des unermeßlichen Eindruckes, den die Nachricht von diesem Hannibalischen Zuge auf uns Knaben machte, und von der Schlacht bei Marengo, in deren Folge alle Eroberungen der Oesterreicher vom vorigen Sommer verloren gingen. Die Bestürzung war in Wien grenzenlos. Nur der Waffenstillstand hinderte die Franzosen, sogleich vor Wien zu erscheinen, das seit 117 Jahren — 1683 belagerten es die Türken — keinen Feind mehr vor seinen Mauern gesehen hatte. Die ganze Unfähigkeit des Hofkriegsraths und die perfide Politik Thugut's war nun aller Welt klar geworden. Die militärischen Hülfsmittel der Regierung waren völlig erschöpft und allgemein die Abneigung gegen den Kriegsdienst unter so schlechter Leitung. Nach Kray's Abtreten erhielt der neunzehnjährige Erzherzog Johann den Oberbefehl in Bayern. Die unglückliche Schlacht bei Hohenlinden (3. December 1800) gegen Moreau nöthigte in den letzten Tagen des Jahrs zu den harten Bedingungen des Friedens von Lüneville.

In den Spätsommer des Jahres 1800 fällt nun die Begebenheit, die ich erzählen will.

Die Nothwendigkeit, die zu Grunde gegangene Armee in möglichster Eile wieder herzustellen, nöthigte die Regierung, nicht nur die Recrutirungen mit schonungsloser Härte auszudehnen, es wurden auch für diesen Zweck bis jetzt noch nie dagewesene Maaßregeln ergriffen. Dazu gehörte die Errichtung der sogenannten Mährischen Legionen. Jeder der acht Kreise Mährens hatte eine solche Legion von 1200 Mann zu stellen, und zwar wurden dazu lauter schon gediente, mit Abschied entlassene, verheirathete Familienväter von 30 bis 45 Jahren ausgehoben. Um den vorausgesehenen Widerstand gegen diese harte Maßregel etwas zu dämpfen, wurde ihnen das feierliche Versprechen des Kaisers mitgetheilt, daß sie nur bis zum Frieden und zwar nur innerhalb der Grenzen Mährens zu dienen hätten. Dennoch fehlte es an Unzufriedenen und Raisonnirenden unter ihnen nicht.

Die Legion des Hradischen Kreises bestand aus Hannaken, und ich erinnere mich gar wohl der stattlichen Veteranen in ihren eigenthümlichen braunen und rothen Uniformen, die täglich am Fuß des Spielbergs vor unserem Fenster ihre Exercitien vornahmen. Man beeilte diese Dressur so sehr, daß man es ganz vergaß, sie auch den Fahneneid schwören zu lassen und sie so gesetzmäßig unter die Militärjustiz zu stellen. Plötzlich kam der Befehl von Wien, die Legion habe sogleich aufzubrechen und zur Armee nach Italien zu marschiren. Das war für diese Bauern ein Donnerschlag! Unmöglich schien es ihnen, daß der Kaiser sein Wort gegen sie breche; sie konnten nur an subalternen Betrug glauben. Schon auf der ersten Haltstation, kaum zwei Stunden von Brünn, kam es zu förmlicher Meuterei. Alle Vorstellungen und Warnungen der Officiere waren vergebens. Die wenigen Getreuen waren gegen die mit scharfen Patronen reichlich versehenen Meuterer völlig ohnmächtig. Ueber 1000 Mann stellten ihre Gewehre in Pyramiden auf und liefen, ohne irgend einen Exceß zu begehen, einfach nach ihren Dörfern zu ihren Familien zurück.

Die Nachricht des Vorgefallenen setzte ganz Brünn in Schrecken. Die fahnenflüchtigen Legionäre waren natürlich gar bald eingefangen und sämmtlich auf den Spielberg gebracht worden. Ein Kriegsgericht untersuchte den Vorfall mit aller Strenge und es war leicht, die Rädelsführer von den minder Gravirten und von den blos Verführten zu sortiren. Kaiser Franz hatte zwar den Ruf der Gutmüthigkeit, aber wo es sich um politische Verbrechen, um Rebelliren, politische Conspirationen u. s. w. handelte, da hatte er oft bewiesen (wie bei der Martinowiz'schen Verschwörung in Ungarn), daß er auch sehr hart sein konnte. Man fürchtete für die armen Bauern das Schlimmste. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß sechs der Rädelsführer zum Tod durch das Schwert verurtheilt seien. An allgemeinem, unthätig zuschauendem, wohlfeilem Mitleiden fehlte es den armen Verurtheilten eben nicht, aber wenigstens in eines Mannes Brust erregte dieses grausame harte Urtheil die tiefste moralische Empörung, in ihm zuerst erwachte der Gedanke, ob dieser Justizmord nicht zu verhüten sei? und dieser Mann war der lutherische Pastor, unser Vater.

Das Unternehmen konnte in der Hand eines armen Pastors fast abenteuerlich aussehen, denn vana est sine viribus ira, und so viel war dem Vater klar, daß er nur in tiefster Stille, nur mittelbar wirken dürfe, daß sein Hervortreten als

Vertheidiger der Armen tödtlich für sie wirken würde. Aber der Vater hatte hochstehende, mächtige, reiche, ihm geistesverwandte, intimste Freunde; aus ihnen schnell und still eine Coalition zu bilden und so viribus unitis eine Begnadigung zu erzielen, — das war der Plan, der meinem Vater vorschwebte.

Woher stammten denn dem Manne solche mächtige Freunde, die ihm solche Dinge möglich machten? Ich muß mir hier erlauben, auf Verhältnisse des Vaters ausführlicher einzugehen, die in seinem Leben, die überhaupt in jener Zeit eine wichtige Rolle spielten.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Freimaurerorden in Frankreich und Deutschland mehr und mehr in die wunderlichsten Verirrungen und Ausartungen gerathen. Es waren besonders die ihrer Aufhebung zueilenden Jesuiten und später die Reaction der Exjesuiten, aber auch protestantische Schwarmgeister und eine Reihe offenbarer Betrüger, wie Sct. Germain, Cagliostro, Schröpfer, Stark u. s. w., die durch Stiftung immer höherer mystischer Grade, durch die Behauptung des Zusammenhangs zwischen dem Tempelherrnorden und der Freimaurerei, durch Verbindung mit Alchymisten, welche den Stein der Weisen und das Lebenselixir suchten, mit Rosenkreuzern und zuletzt mit den Illuminaten, durch Mißbrauch der Logen zu geheimen politischen und klerikalen Zwecken die ursprüngliche Reinheit der Freimaurerei bis zur völligen Unkenntlichkeit verunstalteten. Die Gährung der Geister in Deutschland war in jenen der französischen Revolution vorangehenden Decennien in diesen Kreisen der Gesellschaft unermeßlich. Aus ihr ging eine durchgreifende Reformation und Läuterung der deutschen Freimaurerei auf dem Convent zu Wilhelmsbad im Jahre des Lichts 5783 hervor: das rectificirte Wilhelmsbader Freimaurersystem.

Maria Theresia hatte 1764 die Verbindungen der Maurer verboten. Aber 20 Jahre später hatte Joseph 1784 die Gründung von Logen nicht nur erlaubt, er hat sie offen begünstigt. So bildeten sich schnell nach der Ankunft des Vaters in Oesterreich in den Hauptstädten der Monarchie und so auch in Brünn Logen nach diesem rectificirten System.

Kaiser Franz, von Furcht und Mißtrauen vor Jacobinerclubs gequält, haßte jede Art von Gesellschaft und vollends geheime Gesellschaften, und so erfolgte die Aufhebung aller Logen der Monarchie (1794) nach zehnjähriger Dauer. Die Brünner Loge eilte sich, freiwillig zu decken, d. h. ehe das Verbot erschien. Stifter dieser Loge waren ein Domherr und Graf Belcredi, Herr von Ingrowitz. Sie bestand aus etwa funfzig Mitgliedern, größtentheils Katholiken, zum Theil dem hohen Adel angehörig, vornehmen Officieren und Beamten. Der Vater trat sehr früh dieser Gesellschaft bei und blieb ihr bis zu ihrem Ende mit Enthusiasmus ergeben. Er gehörte unter die Dignitäre der Loge als Bruder Redner. Mir bekannte, hervorragende Mitglieder waren: Graf Mittrowsky, später Gouverneur von Mähren, Graf Canal, Graf Dietrichstein, Gubernialrath Martin, Hauptmann Knitlmayer, Protomedicus Gärtlgruber, Dr. Linz, Dr. Rincolini, Hopf, Schöll u. s. w.

Es war eine „gerechte, vollkommene, gesetzmäßige Sanct Johannisloge“ mit dem symbolischen Namen: zur Sonne der vereinigten Freunde im Orient

zu Brünn. Eine Verbrüderung „wahrer vereinter Freunde" zu gemeinschaftlicher Anhänglichkeit und Hülfe in der Noth, frei von den Banden des Staats und der Kirche, von den Trennungen der Menschen durch Stand, Reichthum und Bildungsstufen, — die ein freies kosmopolitisches Vernunftreich als Urbild der Menschheit zu realisiren strebt, — die die ideale Ausbildung der Menschheit zur Sittlichkeit als einzigen Zweck und Weg zum Glück auf Erden ansieht, — die Werkmeister am Bau des heiligen Tempels Salomonis unter dem Patronat des Apostels der Liebe, des Johannes, zu sein behauptet, — die den ewigen Kampf gegen Finsterniß und Obscurantismus führen will, — die ihren Anfang von der Erschaffung der Welt datirt, — eine solche Gemeinschaft konnte auf die wärmste Sympathie meines Vaters rechnen!

Mit der Auflösung der Loge jedoch im Jahre 1794 hatten die freundschaftlichen Verbindungen unter den Brüdern nicht aufgehört. Unter den Ausgezeichnetsten dauerte diese intime Freundschaft bis zum Tode, und im Jahr 1800, wo unsere Begebenheit spielt, waren es besonders mehrere dieser maurerischen Freunde, auf deren mächtige Unterstützung der Vater zählen konnte.

Sehr bald nach der Auflösung der Loge war Graf Leopold v. **Berchthold**, Herr auf Buchtau in Mähren, von seinen Weltreisen nach Brünn zurückgekommen. Der berühmte Graf hatte aus dem Studium der Milderung des menschlichen Elends seine Lebensaufgabe und Wissenschaft gemacht. Bald stellte sich zwischen ihm und dem Vater ein intimes Freundschaftsverhältniß ein, und so nahm der Vater an der durch den Grafen in Brünn gestifteten „Humanitäts-Gesellschaft" den thätigsten Antheil. Die Aufgabe war hier eine viel bescheidenere; ihr Zweck war, nach Kräften in den nächsten Umkreisen menschliches Elend zu mildern. Oeffentlich und ohne alle symbolische Einhüllung hielt sie in Beisein eines K. K. Polizei-Commissars alle vier Wochen ihre Sitzungen, — aber auch diese Verbindung hatte wieder die Folge, den Vater mit vielen wichtigen Männern in nahe Freundschafts-Verbindungen zu bringen. Unter diese Männer gehörte auch namentlich der Altgraf Hugo zu Salm-Reifferscheid.

Beachten wir ferner, daß der von seiner Gemeinde so hoch verehrte Mann auf die Unterstützung durch die Mitglieder derselben mit Geld und ihren kaufmännischen Verbindungen unbedingt rechnen konnte, daß endlich ein kleiner Kreis von vertrauten Hausfreunden sich wöchentlich an einem Abend bei einer höchst bescheidenen Collation im Hause des armen Pastors zur Unterhaltung über die Angelegenheiten des Tages oder etwa zu einem Schachspiel versammelte, deren Hülfe und Rath ebenfalls zu Gebot stand, — so muß man gestehen, daß der Vater in einem großen Kreis von Männern lebte, die er für seinen Zweck in Bewegung zu setzen vermochte.

Die Zeit war sparsam zugemessen; es eilte gewaltig, die noch zerstreuten Kräfte zu sammeln, zu organisiren, den Operationsplan festzustellen. Vor Allem war es nöthig, sich die vollständige Acten-Einsicht zu verschaffen. Ein Hausfreund des Vaters, der Appellationsrath von Traubenburg, wußte sich in aller Stille die sämmtlichen Protokolle und Actenstücke über Nacht in's Haus zu verschaffen. Der Vater brachte die Nacht bei ihm zu, um sämmtliche Acten zu studiren und zu excerpiren. Er verfaßte mit dem ihm angebornen juridischen

Sinn eine Denkschrift, in welcher der klar vorliegende Bruch des kaiserlichen Worts, der formale Mangel des Fahneneids und die unwissende Naivetät, mit der die Legionäre fast bona fide gehandelt hatten, bewiesen und so die grausame Härte des Urtheils vom Kriegsgericht und die Nothwendigkeit der Begnadigung klar demonstrirt wurde.

Das Einfachste und Gerathenste schien es, unmittelbar durch seine Umgebungen auf den Kaiser Franz einzuwirken. Der Vater schrieb an den maurerischen Bruder Martin, der damals geheimer Secretär des Kaisers war, und Graf Salm that dasselbe bei dem Adjutanten des Kaisers, Grafen Kaunitz. Ja, eine der Lieblingsfrauen der Kaiserin, eine dem Herrn von Hering nahestehende Person, wurde dafür gewonnen, der Kaiserin beim Frisiren den Jammer der unglücklichen Bauernfamilien auf's Gräßlichste vorzustellen, so daß die Kaiserin endlich sagte: „aber jetzt hör' einmal auf, mir wirds noch ganz übel, ich will's meinem Mann sagen." Aber auf alle diese Bitten antwortete der Kaiser: „ich habe die ganze Militärjustiz meinem Bruder Karl als Generalissimus übertragen, ich darf mich hier nicht einmischen." So war kostbare Zeit verloren gegangen, der Erzherzog war bei der Armee in Italien!

Während man so vergebliche Schritte in Wien that, war das kriegsgerichtliche Urtheil zur Bestätigung in das Hauptquartier des Erzherzogs geschickt worden, und dieser, mit kriegerischen Bewegungen gerade überhäuft, hatte die Urtheile einfach bestätiget. Als ein Paar Tage später die Begnadigungsgesuche dort anlangten, war der Erzherzog schwer erkrankt und der stellvertretende General wagte nicht eigenmächtig zu handeln. Während daher der Vater noch auf Erfolg seiner Schriften dort hoffte, war bereits die Bestätigung des Urtheils in Brünn angekommen und die Execution sollte in den nächsten Tagen Statt finden. Hier aber trat ein Allen ganz unerwartetes Hinderniß ein, das Zeit und damit neue Hoffnungen gewinnen ließ.

Kaiser Joseph hatte bei seinem Regierungsantritt (1780) die Todesstrafe abgeschafft, und obgleich seine Nachfolger sie wieder hergestellt hatten, so waren doch nunmehr zwanzig volle Jahre verflossen, daß in Mähren keine Hinrichtung mit dem Schwerdte mehr vorgekommen war. Als man sich nunmehr nach Scharfrichtern umsah, welche die sechs Verurtheilten köpfen sollten, so zeigte sich, daß in ganz Mähren sich keiner mehr fand, der je diese Hinrichtungsart vorgenommen hatte und sie vorzunehmen bereit war. Man mußte in Böhmen zwei Scharfrichter dazu suchen. Da der Vater von der Krankheit des Erzherzogs nichts wußte, stündlich auf Erfolge seines Begnadigungsgesuchs von dorther noch wartete, so war jede Verzögerung der Hinrichtung von höchster Wichtigkeit.

Eines der Gemeinde-Mitglieder, Großhändler Herzogenrath, beschäftigte sich, wie es damals Mode war, mit elektrischen Spielereien. Dieser war auf Ersuchen des Vaters bereit, den einen Scharfrichter zu sich einzuladen; es wurden ihm elektrische Versuche gezeigt und er glauben gemacht, man beabsichtige, wie es damals öfters geschah, an den Geköpften derartige Versuche zu machen, der Apparat sei aber noch nicht fertig, er möchte also unter dem Vorwand, er sei krank, die Hinrichtung auf einige Tage hinausschieben. Ein Dutzend Ducaten verstärkten die Bitte und brachten den Scharfrichter zur Einwilligung.

So wurden wirklich zwei Tage gewonnen. Da aber der zweite Scharfrichter erklärte, er sei bereit, alle sechs Köpfe allein abzuschlagen, so war auch dieses Mittel nunmehr erschöpft. Nun erst erfuhr man auch, daß aus dem Hauptquartier keine Begnadigung zu erwarten sei, und nun waren es nur noch etwa zweimal 24 Stunden bis zur definitiv angesetzten Hinrichtung.

Ich erinnere mich noch lebhaft, in welcher Aufregung und Agitation durch Sorge und Hoffnungen der Vater damals war. Er war den ganzen Tag auf den Füßen, um Nachrichten zu holen und zu bringen, Rath und Beschlüsse zu erfragen und zu ertheilen, Briefe zu schreiben u. s. w. Schweißtriefend sehe ich ihn noch zu spät zum Mittagsessen kommen und unmittelbar darauf wieder wegeilen, und das Alles mußte still und mit Vorsicht betrieben werden.

In dieser höchsten Noth veranlaßte der Vater den edlen Grafen Berchthold zu einem kühnen Schritt. Mit der damals durch überall vorausbestellte Postpferde und große Trinkgelder an die Postillone höchsten erreichbaren Geschwindigkeit eines Curiers eilte der Graf in 16 Stunden — Eisenbahn und Telegraphen kannte jene Zeit noch nicht — nach Wien. Er fuhr Nachts um 2 Uhr unmittelbar vor der kaiserlichen Burg an. Er ertheilte den Befehl, den Wagen stehen zu lassen und sogleich neue Postpferde für die Rückreise einzuspannen. Ein so hoch angesehener Magnat und K. K. Kammerherr konnte es wagen, den Kaiser durch den dienstthuenden Kammerherrn wecken zu lassen und um eine Audienz zu so außerordentlicher Zeit zu bitten. Kaiser Franz ließ ihn vor sein Bett kommen. Mit herzerschütternden Worten, die dem edlen Grafen im höchsten Grade zu Gebot standen, bewies er dem Kaiser das schreiende Unrecht der hier gefällten Todesurtheile, benachrichtigte ihn von den Schritten, die bei dem Generalissimus geschehen seien, und wie bei der Krankheit des Erzherzogs eine Verhandlung mit ihm unmöglich sei, endlich wie sehr die Hülfe eile. Der Kaiser war überwunden, — er dictirte dem Grafen das begnadigende Handbillet an den commandirenden General von Mähren und unterzeichnete es. Nun flog der Graf zurück und kam noch zwei Stunden vor der angesetzten Hinrichtung n Brünn an, aber durch die körperliche und geistige Anstrengung fast tödtlich erschöpft.

Die Freude des Vaters über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen war eine ganz unermeßliche und ebenso sein Dank gegen Gott, der ihn zum Werkzeug dieser Rettung gebrauchte, und doch durfte nur insgeheim und unter vertrauten Freunden gejubelt werden. Den offenen Siegeskranz überließ der Vater neidlos dem Grafen Berchthold.

Die übrigen Schuldigen entgingen freilich ihrem Schicksale nicht. Ein Dutzend mußte Spießruthen laufen und unter die Uebrigen wurden etwa 20,000 Prügel ausgetheilt. Diese Executionen dauerten zwei Tage lang am Fuße des Spielbergs vor der Kaserne und fast vor dem evangelischen Bethaus und unserer Wohnung, wie ich mich wohl erinnere es gesehen zu haben. —

Höchst wahrscheinlich bin ich der einzige noch lebende Augenzeuge dieser Begebenheit, wenn man einen kaum zehnjährigen Knaben so nennen kann. Als der Vater nach Stuttgart zurückgekehrt war (1803), erzählte er einigen Freunden dieses Erlebniß, und einige Bruchstücke erlauschte ich damals davon. Erst jetzt,

am Schlusse meines Lebens, komme ich dazu, diese Jugenderinnerungen so weit und so treu, als es mir möglich war, zu reproduciren, und sie als ein den verklärten Vater hochehrendes Denkmal, zugleich als einen Beitrag zur Sittengeschichte vergangener Tage hinzustellen.

Die schleswig-holsteinsche Flotille von 1849 und 1850.

Unter den Anstrengungen, welche die Elbherzogthümer im letzten Krieg gegen die Dänen zu ihrer Selbstvertheidigung machten, nimmt die Gründung einer Flotille eine nicht unrühmliche Stelle ein. Sie mußten die Mittel zu derselben allein und zu einer Zeit herbeischaffen, wo der Landkrieg und die Organisation einer eigenen Armee ihnen die bedeutendsten Opfer auferlegte. Die Flotille, welche allmählich entstand, galt zwar als ein Zweig der Reichsflotte, aber sie wurde von der letzteren nicht im Mindesten unterstützt. Und doch gelang es diesen Anfängen einer Seewehr, den Feind auf seinem eigenen Element ruhmvoll zu bestehen, ihm manchen empfindlichen Schaden zuzufügen und einen erheblichen Theil der Küsten des Landes gegen ihn zu decken. Ja diese Flotille war der einzige Theil der deutschen Marine, welcher damals thatsächlich gekämpft, und so weit es in der Möglichkeit lag, die Ehre der deutschen Flagge gewahrt hat. Wenn der deutsche Bund — und bis zum letzten Moment wollen wir die Hoffnung hierauf nicht aufgeben — den Schleswig-Holsteinern heute die Arme wieder frei macht, so wird das gleiche Bedürfniß wie 1849, sie zur schleunigen Herstellung einer Küstenwehr zwingen. Die Verhältnisse sind ihnen dabei weit günstiger, als im letzten Krieg; vor allem deshalb, weil es jetzt eine preußische Kriegsmarine giebt, welche im Stande ist, den größten Theil der dänischen maritimen Streitkräfte zu neutralisiren.

Wir verfolgen die Leistungen der holsteinschen Seewehr in den Jahren 1849 bis 1850 hier etwas näher, und knüpfen an diese Darstellung unsere Ansicht über das, was in der jetzigen Lage zur maritimen Vertheidigung der Herzogthümer eingeleitet werden müßte.

Als im Frühjahr 1848 der Krieg begann, machten es sich die Dänen zur See sehr bequem und blokirten gleichzeitig Kiel und Eckernförde vermittelst einer einzigen alten Corvette, der „Galathea.“ So konnte es nicht bleiben; deshalb ordnete die provisorische Regierung den Bau von Fahrzeugen an und forderte zu Geldsammlungen auf, da Anfangs die nöthigen Mittel in anderer Weise nicht zu beschaffen waren. Im Laufe des Sommers wurden 5 Ruder-Kanonenschaluppen erbaut, eine bei Rendsburg aus Gaben der Frauen, und 4 in Kiel aus den vom Kieler Ausschuß gesammelten Beiträgen; außerdem kaufte man einen alten gebrechlichen Raddampfer, den einzigen verfügbaren, an. Ausgerüstet konnte vorläufig keins dieser Fahrzeuge werden, weil es an allem nöthigen Materiale fehlte; erst im Winter ging man mit vollem Eifer hieran und an den Bau von noch 6 Ruder-Kanonenschaluppen, sowie zweier Raddampfer, von denen der eine, „Bonin,“ 180 Pferdekraft und 4 Bombenkanonen, der an-

dere, „Löwe," 60 Pferdekraft und 1 langen 18pfünder erhielt. Die Ruderschaluppen wurden mit je zwei 60pfündigen Bombenkanonen armirt. Außerdem ward ein kleiner Schooner, „Elbe," als Uebungsschiff für Cadetten und Schiffsjungen gebaut und mit 8 der leichtesten Geschütze bewaffnet, weswegen er nicht als Kriegsschiff zu rechnen ist, auch nie ins Gefecht kam. Bis zum Frühjahr 1850 kam noch der kleine Schraubendampfer, „v. d. Tann," mit 60 Pferdekraft und 2 Bombenkanonen hinzu, und im Verlauf desselben Jahres wurde der Bau von weiteren 7 Ruder-Kanonenschaluppen angeordnet, durch den Gang der Ereignisse jedoch von selbst unterbrochen. Im Frühjahr 1849 hatte Schleswig-Holstein mithin 11 Ruder-Kanonenschaluppen und 2 Kriegs- sowie 1 Schleppdampfer im Kieler Hafen beisammen. Diese Flotille wurde folgendermaaßen verwendet. Am 19. April 1849 gingen 4 Kanonenschaluppen unter Lieutenant Kjär durch den Kanal nach Husum, woselbst sie schon am 20. eintrafen; von hier segelten sie, durch eine fünfte Schaluppe verstärkt, am 25. nach der Insel Föhr und beschossen die dänische Strandbatterie bei Wyck; die Batterie war jedoch so angelegt, daß jeder auf sie gerichtete Schuß auch den deutschen Flecken treffen mußte, deshalb brachen die Schaluppen das Gefecht ab und machten auf die zahlreichen, leicht bewaffneten dänischen Jollen Jagd, welche in den friesischen Gewässern umherschwärmten und die sich jetzt sofort eilig aus dem Staube machten. Nun ging das Geschwader nach Hoyer, um Landungstruppen einzunehmen, und da die letzteren ausblieben, so bewerkstelligten die Matrosen der Schaluppen allnächtliche Landungen auf Sylt und Föhr. Die dänischen Besatzungen wurden hierdurch so geängstigt, daß sie sich in einer dunkeln Nacht heimlich davon machten, ein schweres Geschütz, einen vollen Munitionskarren und 1000 Tonnen Steinkohlen zurücklassend. Die schleswig-holsteinschen Schaluppen blieben bis zum Herbste 1849 an der Westküste, die sie von der Königsau bis zur Eider beherrschten.

In der Ostsee ging es ebenfalls munter her. 2 Kanonen-Schaluppen unter dem Auxiliar-Officier Köhler waren nach der Schleimündung geschickt, um diese zu decken, hier wurden sie bald nach ihrem Eintreffen von der dänischen Fregatte „Havfruen" angegriffen, der sie, trotz ihres Feuers aus 44 Geschützen, so zusetzten, daß sie das Gefecht abbrach und sich weiter seewärts legte.

Das Kieler Geschwader, nämlich die Dampfer „Bonin," „Löwe" und „Kiel," sowie die vier übrig bleibenden Kanonenschaluppen segelten am 11. Mai drei Meilen weit in die See hinaus, um die Fregatte „Havfruen," die Kutterbrigg „Dernen" und den Dampfer „Hekla" anzugreifen (der „Hekla" hatte 200 Pferdekraft, ein 60pfünder Bomben-, zwei 30pfünder und zwei 18pfünder Kugelkanonen). Drei Stunden lang wechselte man Bomben und Vollkugeln, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte und das schleswig-holsteinsche Geschwader sich unverfolgt nach Kiel zurückbegab. Einige Tage später stieß der „Bonin" bei einer Recognoscirung nach Eckernförde wieder auf den „Hekla" und jagte ihn mit Hülfe der herbeigeeilten Kanonenschaluppen in die Flucht. — Anfangs Juni erschienen das Linienschiff „Skjold," die Fregatte „Thetis" und der schwer bewaffnete Dampfer „Geiser" vor Kiel, gerade als der „Bonin" den Schooner „Elbe" nach Eckernförde schleppte. Sofort nahmen der „Löwe" und die vier

Kanonenschaluppen unter dem Lieutenant Hensch den Kampf mit der Uebermacht an und setzten besonders dem Dampfschiffe hart zu, um es von den Segelschiffen zu trennen. Doch brauchte dieses seine zwei 60pfünder Bomben und sechs 18pfünder Kugelkanonen sowie seine 200 Pferdekraft so eifrig und geschickt, daß die Schleswig-Holsteiner schließlich von ihrem Vorhaben abstehen mußten und in den Kieler Hafen zurückkehrten.

Das Jahr 1850 erlaubte den Dänen, ihre ganze Aufmerksamkeit den Schleswig-Holsteinern allein zuzuwenden, deshalb wurde auch deren Stand zur See jetzt schwerer. Die Letzteren trafen folgende Anordnungen: der Dampfer „Kiel" ging mit 3 Ruder-Kanonenschaluppen durch den Eiderkanal nach der Insel Föhr; 2 andere Kanonenschaluppen unter Lieutenant Söndergard legten sich bei Heiligenhafen in den Fehmarn-Sund; der ganz neue Schraubendampfer „v. d. Tann," unter dem Auxiliar-Officier Lange ging nach Neustadt (Travebucht), während der „Bonin" und „Löwe" sowie 6 Kanonenschaluppen in Kiel blieben. Nach der Schlacht bei Idstedt wollte man noch 2 dieser Kanonenschaluppen zur Verstärkung nach der Nordsee schicken, doch die Dänen hatten das unbeachtete Friedrichsstadt schon besetzt und zur Festung gemacht, die beiden Schaluppen mußten deshalb unverrichteter Sache wieder umkehren.

Den Kampf eröffnete Lieutenant Söndergard am 19. Juli 1850, indem er mit seinen 2 Schaluppen die 4 bei Fehmarn stationirten dänischen Kanonenboote angriff und sie unter das Feuer der Heiligenhafener Strandbatterie zu locken suchte. Dies gelang ihm zwar nicht, doch schoß er nach 1¼ Stunden das eine der Boote so leck, daß es den Kampfplatz verlassen mußte, worauf bald die anderen drei ein Gleiches thaten und bei dem in der Nähe kreuzenden „Hekla" Schutz suchten. — Ebenso rühmlich focht vor Kiel der Lieutenant Schau mit dem „Bonin," „Löwe" und drei Kanonenschaluppen gegen den „Holger Danske" von 260 Pferdekraft, einer 60pfünder Bomben- und sechs 30pfünder Kugelkanonen. Nach 1½stündigem Kampfe mußte der gewaltige Dampfer fliehen und bei dem heransegelnden Linienschiffe „Skjold" sowie einer Fregatte Schutz suchen. Dies geschah am 21. Juli Vormittags. Am Abend desselben Tages traf die junge Marine jedoch in der Neustädter Bucht ein schwerer Schlag. Der „v. d. Tann" hatte Vormittags ein dänisches Kauffahrteischiff aufgebracht und da er hierbei von dem Dampfer „Hekla" überrascht wurde, lief er mit seiner Prise in die Trave ein, doch der Lübecker Senat zwang ihn, die Prise fahren zu lassen und sich selbst zu entwaffnen oder den Hafen zu verlassen. Er wählte das letztere und fuhr in der Dunkelheit dicht am Ufer entlang, um dem „Hekla" auszuweichen und in den Neustädter Hafen zu schlüpfen. Hierbei gerieth er dicht bei der Stelle, wo der „Hekla" lauerte, auf den Grund, mußte allen Dampf gehen lassen und verrieth dadurch seine Stellung dem Feinde. Nun begann ein sehr ungleicher Kampf, dreiviertel Stunden lang schossen die 2 Geschütze eines bewegungslosen Schiffes gegen die 5 eines manövrirfähigen und schließlich fand sich noch eine feindliche Segelkorvette ein. Jetzt glaubte Lieutenant Lange nichts anderes thun zu können, als den „v. d. Tann" in Brand zu stecken und mit der Mannschaft in Booten an's Land zu eilen. So geschah es zum großen Jubel der Feinde, die wegen der vielen mörderischen Treffer des

kleinen Gegners schon Willens waren, das Gefecht bis zum Tagesanbruch abzubrechen. — Am 5. September trat Lieutenant Söndergard mit seinen zwei Schaluppen den Rückweg nach Kiel an, was der „Hekla" und drei dänische Kanonenboote zu verhindern suchten; doch die Schleswig-Holsteiner schlugen sich durch und gelangten glücklich an den Ort ihrer Bestimmung. — Gleich nach der Schlacht bei Idstedt hatten die Dänen 6 Kanonenboote, mehrere leichte Transportfahrzeuge mit Truppen und den Schleppdampfer „Vildanden" nach den friesischen Gewässern geschickt. Diese Expedition bewegte sich sehr langsam und kam erst am 9. September in der Listertiefe bei Sylt an; am 17. griff sie die Insel Föhr an, während der „Geiser" von Südwesten herandampfte, um das kleine schleswig-holsteinsche Geschwader abzuschneiden. Im Heverstrom, am 17. September Vormittags 10 Uhr, trafen beide zusammen und es entspann sich ein heftiger Kampf, der dem „Geiser" 2 Todte und 10 Schwerverwundete sowie eine Menge Schüsse durch Rumpf und Räder eintrug. In seiner Noth griff der dänische Capitän Wulff zu dem verzweifelten Mittel, den Schaluppen dicht auf den Leib zu rücken und sie mit Kartätschen zu beschießen; dies benutzte die Schaluppe Nr. 11, um durch sichere Schüsse die eine Bombenkanone und den einen Achtzehnpfünder des Feindes zu demontiren. Nun ergriff der „Geiser" die Flucht, wobei er eine Menge Pulver ohne zu zielen verschoß und dadurch eine Segelkorvette sowie die „Vildanden" mit den 6 Kanonenbooten herbeilockte. Während ihres siegreichen Gefechtes hatten die Schleswig-Holsteiner mehrere flüchtige Pfarrersfamilien an Bord gehabt, die sie nun in aller Gemächlichkeit am Festlande ausschifften. Sie blieben dann bis zum Eintritt der Herbststürme in den westlichen Gewässern; bei dem hierauf angetretenen Rückzuge nach Glückstadt kenterte leider eine der Schaluppen im furchtbaren Nordweststurm und die tapfere Bemannung derselben ertrank. — Am 29. September und 4. October betheiligten sich der „Bonin," „Löwe" und 2 der Kieler Schaluppen wirksam an der Beschießung Friedrichsstadts und thaten den Werken des Feindes durch ihre schweren Geschütze bedeutenden Schaden. — Am 16. October 1850 fand das letzte Gefecht unter schwarzroth-goldener Flagge statt und hierbei zeigte sich schon die überall eingerissene Unsicherheit in der Leitung des Landes. Wegen eingetretener Windstille segelte um 6¼ Uhr Abends der „Löwe" mit 4 Kanonenschaluppen aus dem Kieler Hafen und suchte sich dem Linienschiffe „Skjold" zu nähern, doch wurde dies vom „Hekla" verhindert, der hierbei 11 Schüsse in den Rumpf bekam und mehrere Verwundete hatte. Um 7 Uhr kam der „Bonin" mit 2 Schaluppen hinzu, ohne sich am Kampfe zu betheiligen, worauf eine halbe Stunde später das Gefecht abgebrochen wurde.

Das ist die Kriegsgeschichte der schleswig-holsteinschen Flotille.

Was können nun die Elbherzogthümer heute, wenn sie Raum zu ihrer Selbstvertheidigung gewinnen, für ihre Seewehr thun? — Unserer Meinung nach werden sie sich darauf beschränken müssen, eine Flotille zu schaffen, welche dem augenblicklichen Bedürfnisse genügt und in 3 bis spätestens 5 Monaten herstellbar ist. Es darf, trotz der angewandten Mittel, nicht darauf ankommen, ob sämmtliche Fahrzeuge nach erfülltem Zweck zerschlagen werden müs-

sen, wie die Unzahl Schraubenboote, welche England während des Krimmkriegs und nur für diesen baute. Die betreffende Flotte muß wesentlich aus einer Küstenvertheidigungs und einer Kaperflotille, d. h. aus kleineren Fahrzeugen bestehen, weil größere eine zu lange Zeit zur Herstellung und Ausrüstung erfordern, weil sie ferner schwer zu commandiren, zu bedienen und zu regieren sind, überhaupt eine Kriegführung bedingen, in welcher der Feind an Tactik und Macht überlegen ist. Die alte Flotille erforderte 800 Mann Besatzung, die neue würde etwa 3500 beanspruchen, um die Ost- wie die Westküste vollständig zu decken und den Feind auf offener See zu beschäftigen. Wir glauben, eine folgendermaaßen zusammengesetzte Flotte würde dies erreichen: sechs Schraubenboote von je 80 Pferdekraft, zwei glatten 68pfündigen Kanonen und zusammen 300 Mann Besatzung; 4 Schraubenboote (Kaperschiffe) von je 60 Pferdekraft, einem gezogenen 24pfünder und zwei dergleichen 2pfündigen Falkonets, zusammen mit 170 Mann Besatzung; 55 Kanonenschaluppen mit je einem glatten 48- und einem gezogenen 24pfünder, 50 Mann Besatzung, zur Hälfte Matrosen und zur Hälfte Strandbewohner, Fischer 2c. Sie sind, wie früher, zum Segeln und Rudern einzurichten; 10 Ruderkanonenjollen mit je einem gezogenen 24pfünder und 30 Mann Besatzung aus denselben Elementen wie die vorhergehenden.

Das wären 136 schwere Geschütze und 3520 Mann in 75 Fahrzeugen vertheilt. Eine Flotte, die gut bezahlt, für 1,300,000 Thaler herstellbar ist; die 65 Ruderfahrzeuge kosten 550,000 Thaler, also nicht soviel wie eine Glattdeck-Corvette von 17 Geschützen, nach Art der preußischen „Nymphe." 12 bis 14 wirkliche Seeofficiere sind zum Commando derselben erforderlich, die übrigen Commandeurs werden aus Steuerleuten und Capitänen der Handelsmarine genommen, an denen kein Mangel ist und die Landartillerie giebt eine Anzahl tüchtiger Feuerwerker als Geschützcommandeure ab. Die Schraubendampfer sind als unschuldige Packetschiffe in englischen und deutschen (nur nicht hamburgischen und lübeckischen) Häfen für Geld in 3—4 Monaten und die sämmtlichen Ruderfahrzeuge in deutschen Häfen in 8—10 Wochen herstellbar. Die Letzteren sind vor ihrer Armirung nur solide Lichterschiffe oder Fährprame, niemals Kriegscontrebande. — So viel über Kosten und Bau der Flotte.

Die Anwendung derselben könnte folgende sein. Die 4 Kaper treten genau in die Fußstapfen des „Sumter" und der „Florida;" kapern alles weg, was unter dem Danebrog fährt, und thun dem Feinde so viel Abbruch als möglich. Die Folgen würden für Kopenhagen und die Inseldänen äußerst empfindlich sein. Jedenfalls würden diesen Kapern ein halbes Dutzend starker, dänischer Kriegsschiffe nachgeschickt werden müssen, die alsdann den Dänen in Ost- und Nordsee fehlten.

Unter der Voraussetzung, daß deutsche Bundestruppen den Schleswig-Holsteinern ihr ganzes Gebiet bis vielleicht auf die Insel Alsen ausliefern, würde die Küstenvertheidigungsflotte sich in eine westliche und eine östliche theilen, die in Verbindung mit schwer bewaffneten Strandbatterien (geschlossenen Schanzen) zu wirken hätte. Die westliche Flotille bestände aus 2 Schraubendampfern, 15 Schaluppen und 10 Jollen; diese vertheilten sich: 4 Jollen bei

der Jüvrer Tiefe (nördlich von Röm) — 4 Schaluppen und 1 Dampfer in der Lister Tiefe (zwischen Sylt und Röm) — 3 Schaluppen in der Fahrtrapper Tiefe (südlich von Sylt) — 4 Schaluppen und 1 Dampfer in der Rutyter Tiefe (südlich von Amrom) — 3 Schaluppen in der Pellwormer Tiefe und dem neuen Heverstrom (nördlich vom Eiderstedtischen Festland) — 3 Jollen zwischen Hoyer und Husum in beständiger Bewegung, theils als Wache, theils als Rückhalt — 1 Schaluppe und 3 Jollen in den dithmarscher Gründen sowie dem Norder und Süder Piep.

Diese Flotille ist so lange Herr der schleswigschen Westküste, als sie Munition und Kohlen an derselben findet; Lebensmittel, Mannschaften und Lootsen liefert ihr die friesische Bevölkerung; kein Feind, welcher nicht die doppelte Zahl der erwähnten Ruderfahrzeuge dorthin bringen kann, vermag sie zu verdrängen, denn das Fahrwasser ist während der Ebbe so seicht, daß jedes größere Schiff, welches von derselben am unrechten Ort überrascht würde, sitzen bliebe und von den flotten Ruderfahrzeugen mit leichter Mühe vernichtet werden könnte. Einige Rinnen bleiben allerdings tief genug, doch ihre Zeichen kann man wegnehmen, und sie sind überdies so schmal, daß sie von den seichten Gründen aus vollständig durch Schaluppen und Jollen beherrscht werden können. Dänemark hat jetzt keine 15, geschweige denn 25 brauchbare Ruderfahrzeuge unter seiner Masse von 70 Stück, und dieser wenigen guten bedarf es sehr nöthig auf der Ostseite. Die Westseite würde zugleich der Schlupfwinkel einiger Kaperschiffe und der genommenen Prisen werden. Schon aus diesem Grunde und damit nicht die schleswig-holsteinschen Vertheidigungsdampfer ebenfalls in der Nordsee kaperten, müßte Dänemark dorthin ein bedeutendes Blokade- und Observationsgeschwader senden.

Die Ostseeflotille vertheilte sich von der Königsau bis zur Trave folgendermaaßen: 4 Schaluppen und 1 Dampfer in der Neustädter Bucht — 4 Schaluppen im Fehmarnsund — 4 Schaluppen und 1 Dampfer bei Kiel — 6 Schaluppen bei Eckernförde — 4 Schaluppen bei Schleimünde — 8 Schaluppen und 1 Dampfer in der Geltinger Bucht, Flensburger Föhrde und im Wenningbund — 7 Schaluppen und 1 Dampfer in der Alsener und Apenrader Föhrde sowie in der Gjenner Bucht — 3 Schaluppen in der Haderslebener Föhrde und im Aarösund.

Eine derart vertheilte und von Strandbatterien unterstützte Ostseeflotille würde den Rest der dänischen Seemacht absorbiren, denn diese müßte jede der aufgeführten Stationen mit Segel- und Dampfschiffen stark blokiren, da ein Lockerlassen von einer Stelle sofort einen Ausfall und doppelten Angriff auf das Blokadegeschwader einer anderen Station zur Folge hätte. Greifen die starken dänischen Schiffe an, dann weichen die Ruderfahrzeuge auf die Untiefen zurück und locken den Feind unter die Strandbatterien; wollen sie angreifen, dann schwärmen sie plötzlich mit ihrem Dampfer hervor, und sind im Stande, dem Feinde mörderische Schüsse zwischen Wind und Wasser beizubringen, während sie selbst ein winziges, schwer zu treffendes Object sind, das sich schlimmsten Falles schnell wieder zurückzieht, um wenige Tage darauf vollkommen reparirt, wieder auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Man wird vielleicht einwenden, diese flachgehenden Ruderfahrzeuge könnten doch unmöglich gegen Panzerschiffe bestehen, aber hierauf läßt sich mit Fug und Recht darauf hinweisen, daß erstens die Dänen bis jetzt nur 3 solcher Schiffe besitzen und bei dem bald sehr schlecht werdenden Stande ihrer Finanzen und ihres Credites es schwerlich bis zu einem halben Dutzend bringen werden; und daß zweitens die Wände von zweien dieser Panzerschiffe, vom „Esbern Snare" und „Absalon," nur granatenfest, nicht aber gegen massive Eisenbolzen gezogener 24pfünder gesichert sind. Die Wände des einzigen Kuppelschiffes „Rolf Krake" und die Zukunftspanzerfregatte „Danebrog" werden kaum den glatten 68pfündern der 6 Dampfer widerstehen können und thun sie es dennoch, so bewaffnet man die Dampfer statt mit zwei 68pfündern nur mit einem glatten 84- oder gar 100pfünder, der zerschmettert die Panzerplatten gewiß und das starke Schlingern, welches er seinem Schiffe vielleicht verursachen möchte, ließe sich ertragen, da die betreffenden Dampfer ja keine weite Seefahrten unternehmen sollen.

Begleitet eine solche Flotte von 136 Geschützen die Operation einer schleswig-holsteinischen Landarmee von 40,000 Mann — und beides kann geschehen durch die befreiende, helfende Hand Deutschlands — dann dürfen die Elbherzogthümer die letzte Entscheidung des Kampfes ruhigen Muthes auf sich selbst nehmen. Und durch Beschaffung derselben Mittel — Ruderfahrzeuge und flinke, nicht zu große Dampfer, — welche für ihre Seewehr genügen, werden auch die anderen kleinen deutschen Küstenstaaten sich die Sicherung geben können, an die sie bisher trotz aller Mahnungen leider nicht gedacht haben.

Briefe aus Schwaben.

I.

December.

Es ist ein eigenthümlicher Zeitpunkt, in welchem ich diese Correspondenzen aus Schwaben für die Leser der Preußischen Jahrbücher aufnehme. Wären es die Eindrücke des Augenblickes, welche ich wiedergeben sollte, so hätte ich von einer politischen Regsamkeit, von einer lebendigen Theilnahme an den öffentlichen Dingen zu berichten, welche, wenigstens was die Allgemeinheit dieses Interesses betrifft, nur mit der Bewegung des Jahres 1848 sich vergleichen ließe. Die plötzliche Wendung, welche die Sache der nordalbingischen Herzogthümer nahm, hat hier einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht. Man begriff sofort das ernste Dilemma, zu welchem sich diese Frage mit einem Mal zuspitzte. Jetzt oder nie — flog die Losung von Mund zu Mund. Waren die Sympathien für die leidenden Brüder nördlich von der Elbe unter uns immer warm und thätig geblieben auch in den traurigsten und hoffnungslosesten Zeiten, so drängten sie jetzt alles andere in den Hintergrund. Und ebenso packte die allgemeine Bedeutung, welche die Entscheidung dieser einzelnen Frage für die ganze Nation und ihre Geschicke haben muß, im Augenblick alle Gemüther. Man

fühlte instinktiv, daß wie diese Entscheidung auch ausfalle, die Rückwirkung davon auf die nationale Sache eine unermeßliche sein müsse. Ein großer Aufschwung oder die erniedrigendste Schmach — dies war die Wahl; die größten Opfer aber auch die Aussicht herrlichen Sieges, dieser Gedanke beherrschte Alles. Zum ersten Mal wagte man wieder eine Hoffnung zu fassen. Und wenn auch die Hoffnung keine ungetrübte, die Schwierigkeiten augenscheinlich, die Gefahren ernst genug waren, so schien doch der Entschluß gereift, bei der großen Gelegenheit auch das Größte zu wagen und vor keinem Opfer zurückzuscheuen.

Diese Stimmung sie hält sich nicht nur auf ihrer bisherigen Höhe, sie ist bis jetzt noch im Wachsen. Es werden Versammlungen gehalten, Adressen berathen, die Presse verharrt in ihrer agitatorischen Haltung. Eben jetzt ist der Anfang gemacht, die betheuerten Sympathien durch praktische Hülfleistung zu bethätigen. Die Geldsammlungen sind eröffnet, die Jugend beginnt sich in den Waffen zu üben. Der einstimmige Beschluß der beiden Häuser des Landtages hat der ganzen Bewegung gleichsam eine legitime Sanction ertheilt, welche allein sie über den Parteien halten würde, wenn nicht schon von Anfang an die Parteien in unerwarteter Weise sich über der im eminenten Sinn nationalen Frage die Hand gegeben hätten. Die Regierung selbst, obwohl anfangs widerwillig, rathlos, unschlüssig, ist doch durch den Druck dieser Bewegung schon ziemlich aus ihrer bisher angenommenen Haltung gedrängt worden, und die fast täglichen Interpellationen beweisen zwar, wie nöthig eine solche Nachhülfe ist, aber auch, wie entschlossen die Volksvertretung ist, so weit es in ihrer Macht liegt wenigstens Alles zu thun, daß die Sache nicht verschleppt, nicht abermals heillos verrathen werde.

Möchte es überall so sein! Verzeihen Sie mir diesen nach Selbstgerechtigkeit schmeckenden Ausruf, und verzeihen Sie mir weiter, wenn ich ein Wort des Unmuthes gerade in Ihren zu Berlin erscheinenden Blättern nicht unterdrücke. Wenn wir freudig hofften, so geschah es in der zuversichtlichen Erwartung, daß überall im ganzen deutschen Volk, auf allen Landtagen die Sache der Herzogthümer ebenso empfunden, ebenso scharf und schneidig angefaßt werde. Wenn sich der Hoffnung inzwischen Zweifel und bitterer Unmuth beigemischt hat, so geschah es, weil uns die Erwartung betrog und gerade da betrog, wo es am wenigsten vorhergesehen wurde und die Täuschung am verhängnißvollsten ist, — im preußischen Abgeordnetenhaus. Verwechseln Sie das, was man erwartete, nicht mit dem unverständigen Drängen, das während des italienischen Krieges in Süddeutschland laut wurde, als man fortwährend von der preußischen Kammer verlangte, sie solle sprechen, um dann, nachdem sie gesprochen, über ihr im voraus unzweifelhaftes Votum herzufallen. Nein! man hatte Vertrauen zum preußischen Volkshaus, das eben in seiner jetzigen Zusammensetzung für die süddeutschen Meinungen etwas Sympathisches hat. Man war erfreut, daß es gerade in dieser großen Krise versammelt war, man wartete ungeduldig, bis es sein entscheidendes Votum in die Waagschale legen werde, man wartete und wartete Wochen lang vergebens. Die süddeutsche Presse wird das Zeugniß verdienen, daß sie dieser Ungeduld nicht in rücksichtsloser Weise Luft gemacht hat, ihr Mahnruf richtete sich in begreiflichem Eifer vorwiegend nach Wien.

Und abgesehen davon verkannte man nicht, daß auf dem Votum der preußischen Volksvertretung eine ganz andere Verantwortung liege, als auf dem der badischen oder würtembergischen, und daß für jene wegen des Conflictes mit der Regierung die Lage weit schwieriger war als anderswo. Allein andererseits sagten wir uns auch: Hier gilt es ein reines, unbedingtes, absolutes Interesse, das keine Rücksichten duldet, keinen Partikularinteressen untergeordnet werden darf! Wie der Fall selbst klar, unzweifelhaft ist, so muß er auch voll und mit ganzen Kräften angefaßt werden, dies erfordert schon die Sache selbst, die eine im höchsten Sinne nationale ist und eine über Alles übergreifende Bedeutung hat. Für das preußische Abgeordnetenhaus aber tritt ganz besonders die Pflicht heran, in vorderster Reihe eine Kundgebung zu erlassen, welche den preußischen Staat für das Recht der Herzogthümer engagirt. Denn es gilt die Führung einer Bewegung, welche einerseits ihr nächstes Ziel ohne solche Führung nur sehr schwer erreichen kann, deren weitere Folgen aber für die gesammte nationale Sache noch gar nicht sich berechnen lassen. In diesem concreten Fall lag die Führung Deutschlands eingeschlossen. In dem Augenblick, in welchem diese Frage praktisch wurde, hatte die Preßnovelle, die Militärorganisation, der Budgetconflict und was sonst Regierung und Volk in Preußen trennt, nur noch die Bedeutung eines Privatstreites, der in zweite Linie zurücktreten mußte. Es gab nur noch Eine Frage in ganz Deutschland und wer sie am wirksamsten anfaßte, beherrschte die Lage. Selbst wenn die Gefahr war, so meinten wir weiter, das Ministerium momentan zu befestigen, war dennoch kein Zweifel, kein Zögern erlaubt. Aber der Fall lag gerade umgekehrt. Die Bewegung mit dem Zuwachs von Kraft, den ihr die Initiative des preußischen Volkshauses gegeben hätte, mußte aller Berechnung nach der Lösung des preußischen Conflictes selbst zu Gut kommen. Ja wovon anders könnte, so lange die jetzige Lage der dort im Streit befindlichen Mächte dauert, überhaupt eine Lösung gehofft werden, als von einer über die bisherigen Objecte des Streites hinausgreifenden, ebenso den preußischen Staat direkt berührenden, als das preußische Volk in seiner Tiefe erfassenden Bewegung, einer Bewegung, in welcher zugleich das gesammte deutsche Volk sich einig mit dem preußischen weiß, und demjenigen freudig zu folgen bereit ist, der es zur ersehnten That führt? Alle Gründe, so schien es uns, sprachen für die sofortige Initiative des preußischen Abgeordnetenhauses, nur ein kurzsichtiger Particularismus konnte sie verkennen.

Alles dies sagte man sich zwar endlich auch in Berlin, und das Votum des Hauses ist schließlich ungefähr so ausgefallen, wie man es erwartete. Aber um die Wirkung war es geschehen. Welchen anderen Eindruck hätte es gemacht, wenn ohne die langen Zögerungen, durch die eine kostbare Zeit verloren ging, ohne die unglücklichen Vorverhandlungen, welche der Feudalpartei Zeit ließen, ihre Stellung zu befestigen, ohne die langen Debatten, welche nur constatirten, daß im Unterschied vom ganzen übrigen Deutschland eine particularistische Partei rechts und eine andere links sich von der nationalen Sache lossagte, — wenn gleich in den ersten Tagen ohne Widerspruch und Debatte eine einmüthige Kundgebung erfolgt wäre, die gleichsam das Signal für die ganze Nation gegeben hätte! Wir

schätzen das Votum des preußischen Abgeordnetenhauses auf alle Fälle nicht gering. Aber seine Wirkung kann jetzt nur eine beschränkte sein. Sie ist es zunächst für die Sache selbst. Denn anstatt der nationalen Bewegung für die Herzogthümer eine neue energische Kraft zuzuführen, hinkt das Votum der Berliner Kammer den Kundgebungen an den anderen Orten nach; anstatt daß das Vertrauen der Nation dadurch gekräftigt wäre, sieht sich dasselbe erheblich erschüttert durch die Wahrnehmung, daß ein Theil der Fortschrittspartei eine innere Landesfrage höher stellt als eine allgemeine nationale Angelegenheit; es fehlt der Bewegung der natürliche Führer und sie muß nun bei den Mittelstaaten um die Führung betteln gehen. Daß endlich bei der schwunglosen geschäftsmäßigen Art, wie schließlich jene Kundgebung erfolgte, auch in der Richtung auf den inneren Conflict ihr vollständig die Spitze abgebrochen ist, wird man bei Ihnen am besten übersehen können.

Wir fürchten, es ist in Preußen abermals eine Gelegenheit versäumt worden und zwar diesmal zugleich vom Abgeordnetenhaus, eine Gelegenheit, die vielleicht nur dann wiederkehrt, wenn die Herzogthümer-Frage zum großen Kriege treibt. —

Ich wollte Ihnen von schwäbischen Zuständen schreiben. Aber es ist unmöglich an dem vorüberzugehen, was Aller Herzen bewegt. Es ist schwer, inmitten einer Bewegung, die wie gesagt ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat, sich in einen Zustand der Geister zurückzuversetzen, mit dem der jetzige nichts mehr gemein hat. Und doch ist es, um allgemeine Zustände und Stimmungen zu zeichnen, wichtiger dasjenige zu beleuchten, was unter relativ normalen Verhältnissen die Physiognomie eines längeren Zeitraums war und unter ähnlichen Verhältnissen vielleicht wiederum sein wird, als dasjenige zum Ausgangspunkt und Maaßstab zu nehmen, was ein unvermuthetes Ereigniß und die Wendung einer Allen verständlichen, Allen theuren Sache plötzlich an ihr änderte. Wird sich doch selbst behaupten lassen, daß gerade die Energie des gegenwärtigen Aufschwunges und der laute Ausdruck, den er in Süddeutschland gefunden, zum guten Theil auf dem Gegensatz beruht, den er zu der bisherigen Abgespanntheit der Gemüther bildet. Aber dem sei wie ihm wolle. Sehen wir von der Aufregung der jüngsten Wochen ab, so hat das Jahr, welches zur Neige geht, in Bezug auf unser öffentliches Leben weder einzelne hervorragende Momente aufzuweisen, die als natürlicher Gradmesser der Stimmungen und Bestrebungen dienen könnten, noch haben sich während desselben in der öffentlichen Meinung überhaupt starke bestimmte Strömungen und Gegenströmungen bemerklich gemacht, die auf ein allgemeines Interesse Anspruch hätten. Der Eindruck, den etwa ein im Lande lebender Fremder von unserem politischen Leben erhalten mußte, war der einer allgemeinen Stagnation. Fragen, die anderwärts mit leidenschaftlichem Eifer, mit agitatorischer Anstrengung behandelt wurden, bildeten wohl auch den Gegenstand der Besprechung, der Verhandlung, aber doch nur in kleineren Kreisen, so daß wenig davon an die Oberfläche trat. Die große Menge schien nicht sehr davon berührt. Die Resultate entsprachen weder der aufgewandten Mühe, noch den Erwartungen, die man etwa auswärts haben mochte. Selbst die Nähe des Landtages, der nach langer Unterbrechung

in diesen Tagen wieder zu einer längeren Session zusammengetreten ist, machte sich nirgends fühlbar. Eine Nachwahl, die noch eben vor der Eröffnung stattfand, wurde unter größter Theilnahmlosigkeit vorgenommen. Obwohl voraussichtlich reich an wichtigen Gegenständen der Berathung, vermochte er weder die Gemüther noch die Presse in lebhaftere Bewegung zu bringen. Nirgends eine erwartungsvolle, gehobene Stimmung.

Die Gründe für diese Erscheinung sind verschiedener Art, es sind theils politische, theils nichtpolitische. Eine Hauptursache liegt unstreitig in den augenblicklich befriedigenden inneren Zuständen des Landes. Das letzte Decennium mit seiner ununterbrochenen Reihe glücklicher Ernten hat den Volkswohlstand in ungeahnten Proportionen erhöht. Noch in den vierziger Jahren durfte man Württemberg ein armes Land nennen, das von Ackerbau und Weinbau, wesentlich in Form der Zwergwirthschaft, lebte und gänzlich von dem guten oder schlechten Ertrag des Bodens abhing. Das Gewerbe hatte einen engen kleinbürgerlichen Zuschnitt, die Fabrikthätigkeit hatte kaum erst begonnen. Die zahlreichen Städte, die ehemals reichsunmittelbaren nicht ausgenommen, glichen mehr dichtgebauten Dörfern; die Hauptstadt selbst hatte mit Ausnahme einiger Bauten und Anlagen seiner Fürsten einen durchaus kleinstädtischen Charakter. Dies Alles hat sich in kurzer Zeit wesentlich verändert. Den Wendepunkt bildeten die ungünstigen Jahre zu Anfang des letzten Decenniums. Noch einmal zeigten sich die Uebel der bisherigen Wirthschaftsverhältnisse in voller Schärfe. Die Krankheit der Kartoffel, des Hauptnahrungszweiges in vielen Gegenden, erzeugte in Verbindung mit den mehrjährigen Mißernten eine Massenarmuth, ganze Spalten der Zeitungen waren mit den Bankerottlisten angefüllt, die Güterwerthe sanken außerordentlich, die Abnahmen der Ehen und die starken Auswanderungen führten einen namhaften Rückgang der Bevölkerungszahl herbei. Aber eben diese Momente wirkten andererseits bald wieder als die sichersten Heilmittel. Das Capital, das bisher fast ausschließlich auf Grund und Boden ausgeliehen wurde, wandte sich nun, durch Schaden klug geworden, industriellen Unternehmungen zu. Hier fanden auch die überzähligen Landbauer Beschäftigung, und je mehr Arbeitskräfte verloren gegangen waren, um so größer die Nachfrage, um so höher der Lohn. Auswärtiges, namentlich schweizerisches Capital, strömte in das Land, ihm eiferte das inländische nach. In die Wette nahm die große Industrie Besitz von dem Wasserreichthum des Landes, in die kleinsten Thäler der Alb drang die Maschine, und um die Städte, die Residenz voran, rauchte bald ein Kranz von Schloten. Das Eisenbahnnetz, wie unvollkommen es noch ist, näherte die einzelnen Landestheile einander, beförderte den Absatz der Produkte und erweiterte zugleich den Blick über die Landesgrenzen hinaus. Zähe Vorurtheile begannen zu schwinden, das Land dem Weltverkehr sich zu erschließen. Die Gewerbefreiheit, obwohl erst in diesem Jahre eingeführt, war doch durch eine vernünftige Gesetzgebung, welche schon seit 1828 den Handel und die Fabrikthätigkeit für unzünftig erklärt hatte, sowie durch eine laxere Handhabung der Verordnungen vorbereitet. Die Ergebnisse der Weltausstellungen wurden durch einsichtsvolle Bemühungen, besonders der im Jahre 1848 gegründeten Centralstelle für Handel und Gewerbe, populär gemacht. Die Verbesserungen

im Landbau und in der Weincultur begegneten dem jetzt wieder constanten Segen der Ernten. Die Ablösungsgesetze von 1848 und 1849 mit ihren für die Pflichtigen so außerordentlich günstigen Bestimmungen wirkten mit, den Werth des Grundeigenthums außerordentlich zu steigern. Und wenn auch durch die natürlich gleicherweise steigenden Preise der Lebensmittel und der Miethen der Theil der Bevölkerung, der auf festes Einkommen angewiesen ist, zu leiden hatte, so war dies nur ein Bruchtheil, während das Aufblühen von Gewerbe und Handel mittelbar wieder Allen zu Gute kam. Seit Jahren schließen die Abrechnungen des Staatshaushaltes mit Ueberschüssen über die Voranschläge, welche an die Restverwaltung überwiesen werden können. Wie die Einkünfte aus dem Kammergut wachsen, so heben sich auch die Steuerkräfte des Landes in stärkerem Grade als die Anforderungen an sie wachsen, und die Erträgnisse wären, ohne zu drücken, noch viel bedeutender, wenn die Steuergesetzgebung gleichen Schritt mit der volkswirthschaftlichen Bewegung gehalten hätte.

Ein Volk, das mitten in einem Unschwung seiner materiellen Verhältnisse begriffen ist, wird, wo nicht außerordentliche Ereignisse sich ihm aufdrängen, wenig Zeit und Sinn für idealere Bestrebungen haben. Ein Volk, das sich eines wachsenden Wohlstandes erfreut, entbehrt eines wesentlichen Momentes der Unzufriedenheit, und Unzufriedenheit ist die Mutter des politischen Fortschrittes. Gleichwohl genügt es nicht, die Schwäche des politischen Interesses, wie sie bis vor kurzem in Schwaben bemerklich war, auf diese Factoren zurückzuführen. Es muß anerkannt werden, daß in der Politik unserer Regierung, so weit sie das Innere betrifft, in den letzten Jahren eine erfreuliche Wendung eingetreten ist.

Die Reaction hat bei uns gehaust, wie überall. Aber als sie ihrem Werk die Krone aufsetzen wollte, durch das Concordat mit Rom und durch die Wiederaufhebung der Ablösungsgesetze von 1848 und 1849, hatte sie den Bogen überspannt, und das Werkzeug zerbrach in ihren Händen. An dem Widerstand gegen diese beiden Maaßregeln kräftigte sich zum ersten Male wieder die Opposition: es war vor der neuen Aera und vor dem italienischen Krieg. Ein frischerer Luftzug ging wieder durch das Land, eine Agitation ward in's Werk gesetzt, in der sich die ganze Zähigkeit des schwäbischen Stammes bewährte. Das Volk war an seinen zwei empfindlichsten Seiten berührt, am religiösen Glauben und am Geldbeutel. Die Kammerdebatten, obwohl die Majoritäten noch aus der Reactionszeit waren, machten den Sieg vollständig und die Regierung entschloß sich zum Nachgeben, allerdings nun bereits unter dem Eindruck der Ereignisse von 1859. Hier wie anderwärts empfand man jetzt das Bedürfniß, große innere Streitfragen aus dem Weg zu räumen, wenn man auch über den „Frieden des Königs mit seinem Volk" nicht so viele Worte machte als anderswo. Der Gang den die Ereignisse nahmen, konnte nur auf diesem Wege bestärken, und in der That genoß Württemberg von da an, was man nennt ein freisinniges, verfassungsmäßiges Regiment. Die Presse ist frei, Beschlagnahmen selten, das Vereinsrecht geachtet. Die Regierung hütet sich vor auffallenden Eingriffen der Administration, sie kommt entgegen mit Gesetzesentwürfen im Sinne des Fortschrittes. Kurz es ist leidlich so, wie es sein soll.

Selbst dem Nationalverein ist kein Hinderniß in den Weg gelegt und nur dafür gesorgt worden, daß Staatsdiener es vorziehen, sich der Theilnahme zu enthalten.

Ein rechtes Vertrauen hat freilich Niemand in ein liberales Regiment, das von solchen Staatsmännern geführt wird. Erwägt man, daß mit Ausnahme des Cultusministers, der seinem Concordat nachfolgte, das Ministerium dasselbe blieb, daß Herr v. Linden, der die Reactionsperiode einleitete, noch immer im Ministerium, Herr v. Neurath noch immer im Geheimen Rath dominirt, so kann man über die eigentliche Bedeutung jenes Umschwunges nicht im Zweifel sein. Nicht, daß man etwa den Hintergedanken hätte, bei gelegener Zeit seine Zugeständnisse wieder zurückzunehmen, aber man wollte die Opposition von dieser Seite zum Schweigen bringen, weil ganz andere Fragen jetzt die wichtigeren waren, in denen es von Nutzen war, eine Stütze am eigenen Volk zu besitzen und wofern dies nicht gelang, doch wenigstens den Rücken frei zu haben. Die Regierung begriff vollkommen, daß das constitutionelle Leben der Einzelstaaten unter den heutigen Verhältnissen eine ganz andere Stellung hat als früher, daß es nur noch eine sekundäre Bedeutung hat und eintretenden Falls höheren Rücksichten untergeordnet werden muß. Sie berechnete daß, was sie für den Augenblick hier verlor, ihr auf einem anderen wichtigeren Felde zu statten kommen müsse.

Nach Einer Seite hin hat sich diese Berechnung auch als richtig erwiesen. Die Regierung hat die Kraft der Opposition unstreitig gelähmt, und diese selbst empfindet es sehr wohl, daß mit dem Concordat und mit dem „Siebzigmillionengesetz" die populärsten Agitationsmittel ihr aus der Hand gewunden sind. Sie hat, so lange diese Streitfragen schwebten, mit einer ungünstiger zusammengesetzten Kammer mehr ausrichten können, als jetzt mit einer liberaleren. Allerdings giebt es der Punkte noch genug, wo die Opposition vermöge ihrer Grundsätze angriffsweise verfahren sollte und zum Theil auch zum Angriff entschlossen ist. Aber es sind Punkte, wo sie nicht mehr die überwältigende Stimme des ganzen Landes und nöthigenfalls dessen agitatorische Unterstützung für sich in den Kampf rufen kann, theilweise auch Punkte, welche ihre eigene Einigkeit auf eine bedenkliche Probe setzen würde. Das Programm, welches die Fortschrittspartei vor zwei Jahren angesichts der Wahlen aufgestellt hat, dringt außer anderen Punkten besonders auf eine Reform des Wahlg[illegible], welches einseitig auf den Grundbesitz basirt ist und die Intellige[illegible] [illegible]schließt; auf eine Reform der Zusammensetzung der zweiten [illegible] einen namhaften Bruchtheil Privilegirter enthält; es bean[illegible] Grund der Zusicherungen von 1849 eine constituirende [illegible]nahme von Verfassungs-Abänderungen. Letztere Forder[illegible] wohl formell berechtigt, zur Zeit müßig. Aber eine Abä[illegible]bestimmungen über die Wahlen und über die Zusamme[illegible]kammer im Sinne des constitutionellen Fortschri[illegible] Allein liberale Partei täuscht sich nicht darüber [illegible] nächigen Kampf kosten werden und vielleich[illegible] gar nicht durchzusetzen sind. Eine solche [illegible] fassungsabänderungen durchzusetzen, ist [illegible]

Privilegirten willen, welche eben beseitigt werden sollen. Zudem ist für Anordnungen der Verfassung die Masse des Volkes weit weniger zu erwärmen, als wo es gilt, Angriffe auf sie abzuwehren. Es ist schwer dem Volke verständlich zu machen, daß es sich auch hier um direkte Interessen desselben handelt. Es fühlt sich von solchen rein politischen Fragen zu wenig unmittelbar berührt, als daß man daran denken könnte, seine Unterstützung hier ebenso aufzurufen, wie dies bei'm Sturm gegen das Concordat und gegen die Adelsentschädigungen der Fall gewesen ist.

Unter diesen Umständen befindet sich aber die Opposition überhaupt, auch für andere Fragen in einer ungünstigeren Lage. Sie besitzt nicht den festen Rückhalt an der Gesammtheit der Bevölkerung, der für den Sieg ihrer Bestrebungen nothwendig wäre. Sie ist das Organ des politisch-rührigeren, ja man kann sagen des einzig politisch-thätigen Theiles der Bevölkerung, aber doch nur eines Theiles. Im gegenwärtigen Augenblicke, da jene großen das Land bewegenden Streitfragen beseitigt sind, tritt dies besonders hervor. Aber diese Erscheinung ist keineswegs der einzige Grund für die zu Tage tretende Schwäche der Opposition, sie hängt vielmehr wieder mit gewissen Uebeln zusammen, welche innerhalb dieser selbst liegen. Wir sprachen bisher von der Opposition, von der liberalen Partei, aber eine solche existirt nicht mehr. Die alten Parteien sind in der Auflösung begriffen, auch die Unterscheidung der altliberalen und demokratischen Partei, obwohl sie an sich ziemlich tiefgreifend ist, reicht nicht mehr aus. Zahlreiche Fractionen, die selbst wieder keine bestimmte Abgrenzung haben, sind an die Stelle der alten Parteibildung getreten, die Abstimmungen sind nicht mehr mit Sicherheit zu berechnen.

In diesen Parteiverhältnissen liegt nun allerdings zunächst ein weiterer Gewinn der Regierung. Allein doch nur ein sehr prekärer Gewinn. Nicht blos die Regierung weiß, daß das Hauptgewicht nicht mehr auf den constitutionellen Fragen der Einzelstaaten ruht, die Ueberzeugung ist vielmehr allgemein, daß auch die letzteren ihre Entscheidung nur finden können im Zusammenhang mit den weit wichtigeren Angelegenheiten des Gesammtvaterlandes. Ebendaher auf der einen Seite die anscheinende Gleichgültigkeit, die natürlich nicht entschuldigt werden soll, aber zum großen Theil nichts anderes ist als das Bewußtsein, daß die wichtigsten Angelegenheiten nicht im Ständehaus zu Stuttgart, nicht durch die Organe des Einzelstaates zur Entscheidung gebracht werden. Und ebendaher andererseits die Zersetzung der alten Parteien, welche in demselben Maaße zugenommen hat, als die nationalen Ideen sich eindrängten in das ursprünglich auf ganz andern Gesichtspunkten beruhende Parteiwesen. Alle die Streitigkeiten, Spaltungen, Verhandlungen, welche hieraus erfolgten, haben ihre sehr leidige Seite. Sie nahmen bei dem ausgebildeten Individualismus, der den schwäbischen Stamm charakterisirt, einen besonders schroffen Charakter an. Aber sie sind auf der anderen Seite zugleich ein Symptom für das unwiderstehliche Eindringen des nationalen Gedankens, ein Durchgangsstadium, das alle unbehaglichen Eigenschaften eines solchen hat, und doch für die Ueberwindung des sonderstaatlichen Lebens unumgänglich nothwendig ist; sie bezeichnen eine schmerzhafte und doch

heilsame Krise und bilden gleichsam den Gradmesser für die Zunahme oder Abnahme der nationalen Gesinnung, welche die Bevölkerung eines bisher vielleicht mehr, als irgend ein anderer, abgeschlossenen, durch sein Stammesbewußtsein ganz besonders charakterisirten Einzelstaates zu durchdringen begonnen hat. Von diesem Gesichtspunkt aus ist eben die Zersetzung der alten Parteien die interessanteste Seite, welche unsere öffentlichen Zustände in den letzten Jahren dargeboten haben.

Vorbereitet war sie allerdings bereits durch andere Umstände. Der allmähliche Zerfall der altliberalen Partei insbesondere beruht fast mehr auf persönlichen Gründen als auf politischen. Die Häupter des vormärzlichen Liberalismus verschwinden nach und nach vom öffentlichen Schauplatz, und die jüngeren Kräfte fehlen, welche in die entstandenen Lücken eintreten sollten. Die Zeit von 48 und 49, in welcher die Altliberalen die Regierungspartei bildeten, war zugleich der Wendepunkt, von dem sich ihr Auflösungsproceß rasch entwickelte. Schon damals konnte man sich kaum verhehlen, daß im Grunde nur die persönliche Autorität und Energie Römer's dem Andrängen der demokratischen Partei, der alle jüngeren Kräfte zufielen, Widerstand geleistet hatte. Die Reactionszeit, welche die Gegensätze schärfte, versetzte die Altliberalen in eine ungünstige Stellung. In einzelnen, namentlich großen principiellen Fragen, stritten sie in den vordersten Reihen der Opposition. Allein die populäre Agitation, welche gerade dann die Kammer zu unterstützen pflegte, war doch wesentlich von den demokratischen Führern geleitet. An eine wirkliche Vereinigung mit der demokratischen Partei zu einer geschlossenen liberalen Opposition war nicht mehr zu denken. Den Kampf, den die Altliberalen während der Revolutionszeit mit der Demokratie zu bestehen hatten, und namentlich die Auflösung der deutschen Nationalversammlung in Stuttgart, welche bittere persönliche Erinnerungen zurückließ, hatte den Riß unheilbar gemacht, wenn es auch im Lauf der Jahre gelang wenigstens ein äußerlich besseres Verhältniß wieder herzustellen. Für Römer selbst wurde eine würdige, gewissermaaßen neutrale Stellung zwischen den Parteien dadurch gefunden, daß er zum Kammerpräsidenten gewählt wurde, welche Stellung er seitdem inne hatte. Aber er verdankte sie nicht dem absoluten Gewicht seiner Partei, sondern seinen persönlichen Verdiensten und dem Umstand, daß die Rechte und die Linke sich am ehesten auf den Führer der zwischen ihnen stehenden Partei vereinigten. Als der italienische Krieg dem öffentlichen Leben auf einmal einen erneuten Anstoß gab und das Volk seine Führer musterte, zeigte sich, daß von den Altliberalen als Partei nur noch Trümmer übrig waren. Es waren nur Einzelne, die noch thätig auf dem politischen Schauplatz standen, und die Wenigsten waren geneigt, den neuen Ideen zu folgen, welche sich seit jenem Aufschwung des öffentlichen Geistes in den Vordergrund drängten. Insofern waren es allerdings nicht blos persönliche Momente, welche das allmälige Zurücktreten der Partei entschieden. Es war nicht zufällig, daß gerade die in den alten parlamentarischen Kämpfen des Stuttgarter Halbmondsaales mit Ehren alt gewordenen Führer sich nicht mehr getrauten, an einer Bewegung Theil zu nehmen, welche mit den constitutionellen Debatten der dreißiger und vierziger Jahre wenig gemein hatte, und die zudem in einer agitato-

rischen Form auftrat, für welche ihnen die nöthige Frische und die Gewöhnung an die Luft der Oeffentlichkeit fehlte. Der Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, zu welchem Römer sich vor der gegenwärtigen Session aus Gesundheitsrücksichten entschließen mußte, ist in sofern nicht ein isolirter Vorgang, es spricht sich darin gewissermaaßen die Lage seiner Partei aus. Seit langer Zeit ist aus demselben Grund Paul Pfizer zur politischen Unthätigkeit genöthigt. Murschel, der Freund Römer's, der als vieljähriger Vorstand des Stuttgarter Bürgermuseums nicht unbedeutenden, wenn auch nach außen weniger hervortretenden Einfluß besaß, ist von dieser Stelle zurückgetreten, wie er in der jetzigen Kammer keinen Sitz mehr hat. Eine Reihe Namen, die sonst als Stützen der Partei galten, tauchen nur noch höchst selten im öffentlichen Leben auf. Goppelt hat sich nach längerer Zurückgezogenheit erst jetzt wieder bestimmen lassen, einen Sitz in der Kammer einzunehmen. Noch fehlt es in derselben nicht an einzelnen verdienstvollen Männern aus dem März und Vormärz. Insbesondere mußte Duvernoy's Fleiß und charaktervolle Gewissenhaftigkeit sehr schmerzlich vermißt werden. Aber dieselbe Pietät, mit welcher er auf dem Feld der parlamentarischen Opposition ausharren wird, bannt ihn auch gewissermaaßen in diese engere Sphäre. Allen Anforderungen, an der nationalen Agitation der letzten Jahre sich zu betheiligen, wich er ängstlich aus, obwohl er wenigstens nach seiner Vergangenheit als Märzminister der bundesstaatlichen Idee weit näher steht, als z. B. Römer. Er scheint seine Thätigkeit nun ausschließlich dem inneren Verfassungsleben seiner Heimath gewidmet zu haben. Und hier wird auch Moritz Mohl, den man freilich im Grunde keiner Partei zurechnen kann, wegen seiner Arbeitskraft und seiner Ueberzeugungstreue immer einen verdienstvollen Platz behaupten, so sehr er dann wieder durch seine schroffen Einseitigkeiten bald die Rechte bald die Linke, bald die Regierung bald seine Collegen zur Verzweiflung bringt. Daß er bisher die Zoll- und Gewerbefragen als seine Domäne betrachten durfte, war entschieden ein Unglück: es wird sich zeigen, in wiefern die jetzige Kammer sich von seiner Autorität zu emancipiren weiß. Andere Altliberale sind im Lauf des letzten Decenniums ganz zur Rechten hinübergeschwankt. Nur wenige, wie Reyscher, haben sich rückhaltlos und activ den nationalen Bestrebungen angeschlossen.

Man wird den Zerfall einer Partei, die eine so rühmliche und verdienstvolle Vergangenheit hat, nicht ohne Bedauern constatiren können. Er macht sich um so fühlbarer, als das was an die Stelle der alten Parteigruppirung treten soll, doch erst in der Bildung begriffen ist. Noch sieht ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung auf jene alten bewährten Männer als auf ihre Führer, und wie wenig derselbe auch politisch thätig ist, so fehlt doch seine moralische Unterstützung den jetzt im Vordergrund befindlichen Parteien. Auch läßt sich nicht verkennen, daß eben diese vorwärts drängenden Elemente zuweilen, wenn der Weltlauf allzulange ihrem Kopfe zu folgen sich weigert, jener zähen Geduld zu entbehren scheinen, an welche freilich diejenigen ganz anders gewöhnt sind, welche in langjährigen parlamentarischen Kämpfen nur mäßiger, schrittweis erstrittener Erfolge sich rühmen konnten. Allein wie bedauerlich immer, dieser Zerfall ist durch unabwendbare Umstände herbeigeführt. Er ist nicht die Schuld von Personen, sondern

das Werk der Zeit, welche die politischen Aufgaben verändert hat. Haben jene Männer treu auf ihrem Posten ausgehalten, als es galt auf dem Boden der Einzelverfassungen den Kampf gegen eine übermächtige Reaction zu führen, so ist es jetzt an neuen Kräften, den neuen Aufgaben, welche die fortschreitende Entwickelung der Nation heraufgeführt hat, gerecht zu werden. Es ist Thatsache: nur die Democratie ist im Stande, in Schwaben den Eingang und Sieg der nationalen Ideen zu vermitteln, hier ist der einzige Punkt, wo dieselben wirksam anknüpfen können, und man muß dies zum Verständniß unserer politischen Zustände im Auge behalten.

Wie dies versucht worden ist und mit welchem Erfolg, wie die demokratische Partei dadurch selbst in sich gespalten wurde, und welche Formen der nationale Gedanke unter diesen Umständen bei uns angenommen hat, versuche ich Ihnen ein anderes Mal zu schildern.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 14. December 1863.

Mit den bittersten Empfindungen, mit den schwersten Sorgen um die Zukunft Preußens und Deutschlands beginnen wir diesmal unseren Bericht. Die große Frage, die ein Gott mitten hineinwarf in die Wirren unseres heimathlichen, in die Gegensätze unseres nationalen Lebens, damit wir uns sammelten zur heilenden und erhebenden That, — ihr ist ein Verlauf gegeben, wie ihn die schwarzsichtigste Phantasie, die blasirteste Menschenverachtung sich kaum schlimmer vorstellen konnte. Zwei kostbare Länder, unser Schutz im Norden, unsere Grenzwacht an den Meeren, mit uns verknüpft durch die heiligsten Bande, — das Schicksal spricht sie plötzlich los von der Gemeinschaft mit einem feindlichen Volk, das ihre Nationalität, ihre Freiheit mit Füßen trat; sie fallen einem deutschen Fürsten anheim, dessen Recht so untadelhaft ist, wie das irgend einer Dynastie auf deutschen Thronen; seiner Succession steht nichts entgegen, als der Vertrag vom 8. Mai 1852, der an sich hinfällig ist, weil er die Rechte Dritter: des Bundes, der schleswigschen und holsteinischen Stände, und der erbberechtigten Agnaten verletzt; keine der contrahirenden Mächte hat eine Garantie für die Durchführung des Vertrages übernommen; jede hat lediglich und allein mit Dänemark contrahirt; die deutschen Unterzeichner insbesondere haben ihre Zustimmung an Gegengelöbnisse der dänischen Krone geknüpft, die seitdem längst gebrochen und bis heute verleugnet sind; — und obwohl dies alles so ist, sind die Herzogthümer Schleswig-Holstein noch in der Gewalt des Reichsfeindes, und die Anstalten sind so getroffen, daß es ihm bei einiger Besonnenheit und Selbstbeherrschung nicht mehr schwer sein kann, sie für immer an den dänischen Gesammtstaat anzuschmieden.

Und die Schuld, daß die Dinge so gekommen sind, trifft vor allem den Staat, der mit dem vollen Gefühle der Schmach den Londoner Vertrag unter-

zeichnete, und der durch die Gebote der Ehre und der Klugheit verpflichtet war, den ersten Anlaß zu seiner Zerreißung zu benutzen. Ja noch heute, wo der Hergang, von dem wir reden, eine vollendete Thatsache ist, läßt es sich kaum verstehen, wie es so werden konnte. Als die Nachricht von dem Tode des dänischen Königs zu uns drang, zweifelte in den politischen Kreisen unserer Hauptstadt kaum Einer daran, daß die Regierung diese wunderbare Gelegenheit zu einer raschen und großen Action nicht vorübergehen lassen werde. Die Radicalsten waren consternirt und fürchteten eine plötzliche Durchkreuzung unseres inneren Zersetzungsprocesses; die Conservativsten wurden ergriffen von dem alten preußischen Geist der Bravheit und der Pflicht; ja selbst die Kreuzzeitung, sie ward aus ihrer dänenfreundlichen Haltung für einige Tage herausgeworfen. In der Armee flammte der kriegerische Geist auf; ein so extremes Organ, wie die militärischen Blätter, gab noch kürzlich uns kund, welche Bitterkeit die Politik der Buße und Umkehr in preußischen Soldatenherzen aufgesammelt hat, welch brennendes Verlangen das Heer beseelt, die Scharten von Olmütz und Bronzell auszuwetzen, die in Schleswig verpfändete Soldatenehre einzulösen. Bis in die obersten Kreise drang diese Stimmung siegreich vor, und ein empfänglicher Wille kam ihr von höchster Stelle entgegen. Galt es doch hier das Wort wahr zu machen, daß es Preußens Beruf ist, das Recht zu schützen, jeden Zoll breit vaterländischen Bodens vor dem Feinde zu schirmen, das Wort: daß die Interessen der Nation mit den seinigen zusammenfallen!

Und wahrlich die europäische Situation hinderte nicht, daß der gute, der gerechte Wille zur That werde. Wer in ganz Europa war geneigt, für den Schutz des Londoner Vertrages die Waffen zu ergreifen? An Englands Widerspruch war schon 1852 das russische Verlangen gescheitert, dem Vertrage die Garantie der Großmächte hinzuzufügen. Seine Staatsmänner versicherten jedem, der es hören wollte, daß sie nicht daran dächten, zur Durchführung des Traktates Zwangsmittel gegen Deutschland anzuwenden. Die Depesche vom 23. November, in welcher Lord John Russel sich auf die Anzeige in Berlin beschränkte, daß England zur Anerkennung Christian IX. sich verpflichtet fühle, bezeichnete die vorläufige Linie in dem Verhalten des Londoner Cabinets. Von ihm war nichts zu besorgen, als Mahnungen, Warnungen im Interesse des allgemeinen Friedens, — eine diplomatische Rührigkeit, die sofort ihre Richtung und ihr Ziel gewechselt hätte, sobald es eine Thatsache war, daß der bereits gebrochene Frieden nur durch Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark wieder hergestellt werden könne. Nur wenn unser Handeln verrieth, daß wir selbst dem Kriege ausweichen wollten, so war vorauszusetzen, daß England seinen Druck beharrlich auf uns richten und daß die Dreistigkeit seiner Schritte sich steigern werde. Es ist die schärfste Kritik des Executionsbeschlusses und ein Gradmesser des Respectes, welchen wir England eingeflößt haben, daß der Botschafter Sir A. Buchanan es in diesen Tagen wagte, die Sistirung des Executionsbeschlusses auf Grund der Aufhebung der dänischen März-Ordonnanzen zu verlangen. — Oder war von Rußland Gefahr zu befürchten, von Rußland, dessen Kraft an der Weichsel absorbirt ist und dem wir in der polnischen Frage als Deckung dienen? Die Russen begreifen die Lage ihres Reiches zu gut, als

daß sie in der Sache, bei der allerdings nächst den Dänen sie allein etwas zu verlieren haben, sich unvorsichtig avanciren sollten. Sie stecken sich hinter den Friedenseifer der Engländer, sie suchen diese nach Kräften zu allarmiren, sie loben und preisen das Verfahren der Herren v. Bismark und Graf Rechberg und drängen in Kopenhagen auf einen Wechsel des Systems — das ist die Summe ihrer Leistungsfähigkeit! — Oder waren wir Oesterreichs nicht sicher; konnte es, wenn wir die Initiative ergriffen, sich uns und dem Bunde entgegenstemmen? Der Sturm des Unwillens, des Hohnes, der Erbitterung, welcher heute in Süddeutschland gegen jene heuchlerische Politik losgebrochen ist, welche im August Deutschland einig und groß machen wollte und im December seine Interessen verräth, — jener Sturm beweist, was Oesterreich ohne die Stütze Preußens an diesem Punkte vermochte oder nicht vermochte. Es war in die Wahl gestellt, entweder den Zusammenhang mit Deutschland zu verlieren oder sich wie früher in Kurhessen, durch die preußische Führung fortschleifen zu lassen. Das wußte auch Graf Rechberg sehr wohl, und wir glauben verbürgen zu können, daß er sorgenvoll fragte: was wird Preußen thun, und daß die Befriedigung und Schadenfreude nicht gering war, als die drohende Gefahr so unerwartet vor seinem Haupte vorüberzog. — Und Frankreich? Ja Napoleon III. ist der Knecht Ruprecht geworden, mit welchem die politischen Kinder in Schrecken gesetzt werden. Wenn das Schlimmste entschuldigt, wenn das Unerträglichste der deutschen Geduld zugemuthet werden soll, so deutet man auf den Rhein und der Beweis gilt als geführt, daß wir uns nicht rühren dürfen. Aber Frankreich ist im Februar, als die Meinung ganz Europas, als die Stimme des eigenen Volkes unsere Politik verurtheilte, davon abgestanden, uns anzugreifen; sollte heute unsere gute Sache, sollte die Bewegung der Nation, die alle deutschen Regierungen sofort auf unsere Seite reißen würde, ihm größere Lust zur Intervention machen? Es giebt doch eine Logik in jeder Politik und dieses Gesetz seines bisherigen Handelns verbietet Napoleon III. in einen Kampf zu gehen, wo wir ihm die großen Principien der Nationalität, der Selbstbestimmung und Befreiung unterdrückter Volksstämme entgegenzuwerfen hätten. Es ist wahr, Preußen ist ohne Allianzen in Europa, ist isolirt, aber auch die Bande zwischen den anderen Mächten sind zerrissen; und niemals war es schwerer, als gerade jetzt, eine europäische Coalition gegen das deutsche Recht zu Stande zu bringen. Die Congreßfrage hat zwischen Paris und London eine Kluft aufgerissen, die eine Wiederholung der Londoner Conferenz, einen europäischen Act, der die dänische Frage *isolirt* zu ordnen suchte, noch für lange unmöglich macht. Die Feindseligkeit der englischen Presse war für die Pariser Organe ein Grund, sich der deutschen Sache mit ungewohnter Sympathie anzunehmen. Keine Spur eines Uebelwollens hat die französische Diplomatie bisher gegen uns verrathen, ja man rühmt sich hier der Freundschaft Frankreichs, welche durch die Aufnahme des Congreßvorschlages gesteigert ist; und jene Freundschaft steht nicht außer Beziehung zu den Besorgnissen in Wien, zu den Rüstungen, welche in Italien gemacht werden. Wo also lag das Hinderniß, mit rascher Entschlossenheit ein fait accompli zu schaffen, und es mit Berufung auf die zu jeder Abwehr gewaffnete Nation Europa entgegenzuhalten?

Die Spitzfindigkeit und der üble Wille sind nie um Ausreden verlegen, und so muß die freundliche Haltung unseres westlichen Nachbars nun als Maske gelten, durch die er uns zu täuschen und in die Action zu treiben suche. Und wenn denn wirklich ein Conflict mit Frankreich zu befürchten stände, ist der Verein deutscher Fürsten und Völker nicht dazu geschlossen, um den vaterländischen Boden vor dem Ausland zu schirmen? Ist nicht gerade nach der Auffassung, welche Preußen seit vier Jahren vertreten hat, der Schutz der Unabhängigkeit nach Außen der wesentliche, der alleinige Zweck des Bundes? Er verfügt über mehr als eine halbe Million Streiter; wenn wir trotz dieser Heeresmassen zwei kostbare Länder, eine Bevölkerung von 800,000 Deutschen einem Usurpator preisgäben, lediglich aus Furcht vor einem möglichen europäischen Kriege, wodurch unterschiede sich dann unser heutiger Zustand von der Versunkenheit des alten deutschen Reiches? Wäre unsere Wehrlosigkeit nicht vor Europa constatirt, wäre nicht für jeden lüsternen Gegner der Beweis geführt, daß es so schwer nicht ist, dieser durch den Egoismus und die Zwietracht entnervten deutschen Staatengesammtheit ein Stück nach dem anderen zu entreißen? Und da solche Lage für das Volk, das diesen deutschen Boden bewohnt, nicht zu ertragen ist, würde es nicht mit einer Einstimmigkeit, wie nie zuvor, an den Ordnungen rütteln, die seine Sicherheit bedrohen, sein Nationalgefühl kränken, seine Stellung unter den Völkern herabwürdigen? Ja diese schleswig-holsteinische Sache — das mußte jeder Staatsmann sich sagen, der eine Ahnung davon hat, daß die deutsche Nation ein in sich zusammenhängender Organismus geworden ist — läßt sich nicht ohne alle Rückwirkungen todtschlagen, läßt sich nicht nach dem Plaisir einiger Diplomaten arrangiren, vielmehr sie hat die moralische Macht, ganz Deutschland in ihre Geschicke hineinzuziehen. Je nachdem ihr Ausgang heilvoll oder unheilvoll sich gestaltet, wird sie den Bestand unserer Dinge befestigen oder ihn an den Wurzeln untergraben. In den Gemüthern von Hunderttausenden braver, loyaler Männer gilt diese Zeit als die letzte Probe für das, was die bestehenden Gewalten zur Wahrung deutschen Rechtes leisten können. Der Blick auf diese Gefahr sollte jede Regierung, sollte gerade die conservativen Elemente zum ernstesten Eifer antreiben. Niemals war es dringender als heute, sich der Wahrheit zu erinnern, daß man dem Umsturz nur dann den Boden entzieht, wenn man die berechtigten Impulse der Völker befriedigt. Und Preußen insbesondere ist es nicht in den Augen Deutschlands und der Welt, und setzen wir hinzu vor seinem eigenen Gewissen, für diese Sache engagirt? Sein König, seine Volksvertretung, seine Armee sie sind dafür verpflichtet; seine Niederlage war es, durch welche das alte Recht der Herzogthümer verloren ging, und von ihm geschlossen waren die neuen Verträge, die dann von den Dänen gebrochen sind. Auch der nackteste neupreußische Egoismus, der die nationale Idee als Schwärmerei verlacht, der preußisches Gut und Blut nur für preußische Zwecke darangeben will, er kann doch nicht verkennen, daß die Autorität eines Staates von der Festigkeit abhängt, mit der er über die, gegen ihn selbst eingegangenen Verpflichtungen zu wachen weiß; er kann doch nicht verkennen, daß jene Länder, unter dem Scepter eines deutschen Herzogs eine bessere militärische Deckung, ein empfänglicheres Object des politischen

Einflusses für Preußen sein werden als unter der dänischen Krone. Und zu allen diesen Motiven kamen die Erwägungen unserer inneren Lage hinzu. In den Mißerfolgen unserer auswärtigen Politik seit Jahrzehnden liegt der tiefste Grund der Krankheit unseres Staates. Hier war der mächtigste Impuls gegeben aus der Hamletnatur uns aufzuraffen, die uns mit dem Untergang bedroht; die bei uns bereits die Basis jedes Volkslebens, die Frische unserer Entschlußkraft, die Richtigkeit und Stärke unserer Instincte, die Fähigkeit der leidenschaftlichen Hingebung an ein einfaches großes Ziel in einem Maaße angefressen hat, daß es zweifelhaft wird, ob in unseren Adern noch das Blut jenes eisernen Geschlechtes rollt, welches die Existenz und den Ruhm dieses Preußen einer Welt abgerungen hat. Ein Staat wird nur erhalten durch dieselben sittlichen Factoren, die ihn geschaffen haben; und ihm so wenig, wie einem Einzelwesen ist die Zukunft verbürgt, wenn er den Bedingungen seines Daseins untreu wird. Es war die Folge solcher Untreue, daß zwischen dem militärischen und dem constitutionellen Preußen jener Conflict ausbrach, der unsere Kraft verzehrt; er wäre nicht entstanden, hätte nicht die Armee das Schicksal gehabt, seit Decennien entweder von den Schlachtfeldern hinweg und vor den Augen des Feindes, oder noch ehe sie den Feind sah, zum Rückzug commandirt zu werden. Aber der Conflict war da, und Thron und Volk riß er aus einander; und jetzt plötzlich kam der Moment, wo die neue militärische Organisation die Probe bestehen; wo die Sorge, die im Frieden an den Krieg denkt, eine gerechte Beurtheilung finden konnte. Ein Feld war geöffnet, auf dem alle großen Principien sich vereinigten, die Legitimität des auf dem Rechte von Gottes Gnaden stehenden Fürsten und das legitime Recht der von Gott geschaffenen Nationalität; ein Feld, wo die Begeisterung der Nation zusammenwirkte mit dem kriegerischen Sinne des Heeres, mit der dankbaren Hingebung der vom Joche erlösten Stammesgenossen; ein Feld, wo das Volk wieder eine Freude fand an seiner sieggekrönten Armee, wo die Armee wieder das Gefühl gewann, daß sie volksthümlich sei, der starke Arm eines starken Staates, die wuchtige Waffe einer ehrliebenden Politik!

Es ist bis heute nicht so gekommen; alle Gunst der Situation, alle Gründe, alle Erwägungen haben nichts verschlagen. Wohl ziehen unsere Bataillone dahin; mit freudigem Eifer haben sich die Reserven gestellt, von Urlaubsgesuchen, von den unzähligen Petitionen, mit denen sonst die militärischen Behörden bei jeder Mobilmachung gequält werden, ist fast nichts vorgekommen. Aber bei der falschen politischen Basis, auf welcher die militärischen Maaßregeln ergriffen worden sind, kann Niemand voraussagen, ob unsere Truppen nicht verurtheilt sein werden, wie 1851 die Deutschen den Dänen auszuliefern.

Jene falsche politische Basis, — dies ist heute aller Welt bekannt — sie ist gelegt und festgehalten worden durch den überragenden Einfluß der Persönlichkeit, welche an der Spitze des jetzigen Ministeriums steht. Die Motive, welche Herrn v. Bismark zu dem Einschlagen seines Weges bewogen haben, sie sind schwer zu enträthseln. Man wird sich erinnern müssen, daß seine politische Laufbahn mit der Zeit von Olmütz begann, daß er die Erhebung der Herzogthümer verurtheilte, daß er ferner in die Verhandlungen des Herrn v. Man-

teuffel mit dem Herzog v. Augustenburg persönlich verflochten war. Jedenfalls hielt er es damals für geboten durch das Interesse Preußens, die Sache der Herzogthümer bei Seite zu lassen, und wir müssen daraus schließen, daß es ihm heute als ein unpraktischer Idealismus erscheint, für einen Erbprinzen von Augustenburg zu Felde zu ziehen. Man muß sich ferner erinnern, daß es sein ursprünglicher Gedanke als Bundestagsgesandter war, Hand in Hand mit Oesterreich den Bund zu leiten; nach der Buße und der Umkehr Preußens von selbständigen nationalen Zielen, erschien dies möglich. Die trüben Erfahrungen, welche die Verwirklichung dieses Gedankens verhinderten, scheinen jetzt zurückgetreten zu sein, und mit Begierde hat Oesterreich die Hand Preußens ergriffen — so lange nämlich, als dieses an einem einzelnen Punkt den Wünschen und Interessen des Kaiserstaates dient. Endlich darf man nicht vergessen, daß, wie anfänglich das Abgeordnetenhaus, so auch das Ministerium von der Rücksicht auf den inneren Conflict beherrscht war. Beide haben nicht erkannt, daß hier der den Preis davontrug, der am ersten sich zum rechten Entschluß ermannte; und wie die Abgeordneten besorgten, durch ein Engagement für den Krieg das Ministerium zu stärken, so hat Herr von Bismark gefürchtet, daß ein gleiches Engagement das Ministerium abhängig machen werde von der Geldbewilligung der Volksvertretung, daß mit dem Eintritt in den Kampf auch unser inneres System über Bord gehen werde.

Genug, Preußen beharrte dabei, für seine Stellung zur Sache den Londoner Vertrag als maaßgebend zu betrachten. Aber diese Position blieb nicht unerschüttert; die vorherrschende Richtung wurde durch Gegenströmungen modificirt, und so kam denn als Resultat ein Verfahren heraus, das in sich selbst voller Widersprüche ist und für das man vergeblich nach ausreichenden Gründen, seien es *Rechtsgründe* oder Motive der politischen *Zweckmäßigkeit* sucht. Die preußische Regierung erklärte in der Bundestagssitzung vom 21. Nov., daß die Sanction des Hall'schen Grundgesetzes „einen *förmlichen Bruch* der zwischen dem deutschen Bunde und Dänemark getroffenen Stipulationen constatire." Sie erklärte ferner in der Bundestagssitzung vom 28. November und vor dem Abgeordnetenhause am 1. December, daß sie „die Gesammtheit der Verabredungen von $18^{51}/_{52}$ als ein untrennbares Ganzes auffasse, welches durch den Londoner Vertrag seinen Abschluß erhalten hat, daß jene „Zusagen Dänemarks und jener Vertrag sich gegenseitig bedingen, so daß sie miteinander *stehen und fallen.*" Aber die ersteren waren bereits nach dem eigenen preußischen Zeugniß durch den Vorgang vom 18. November gefallen, mithin konnte auch nicht mehr von „Vertragstreue," von „Geboten der Ehre und der Klugheit" die Rede sein; es existirte kein *Rechtsgrund* mehr, diese angeblichen Gebote zu erfüllen. Um nun gleichwohl ein Motiv für sein Zögern zu behalten, unterschied Herr v. Bismark im Widerspruch mit dem Protest vom 18. November in der Kammer zwischen dem *Beschluß* und der *Vollziehung* der Incorporation Schleswigs. Das Gesetz ist zwar sanctionirt, aber es tritt erst mit dem 1. Januar in Kraft; nicht die Sanction, sondern erst dieses Inkrafttreten constatirt den Bruch der Verträge. Diese Unterscheidung ist rechtlich gar nicht zu halten. Kein Contrahent ist verbunden, seine Verpflichtung auch dann noch ein-

zuhalten, wenn der Wille des anderen Theiles, seine Gegenpflicht zu brechen, erweisbar vorliegt, wenn nicht die That, sondern nur die schädlichen Wirkungen der That noch nicht perfect geworden sind. Es blieben also nur politische Zweckmäßigkeitsgründe für die Zögerung übrig. Den Einwand, daß wenn wir die Stipulationen von 1852 beseitigen, es uns in Betreff Schleswigs an vertragsmäßigen Rechten fehle, welchen die Anerkennung der europäischen Großmächte zur Seite steht, können wir billig übergehen. Es ist aller Welt bekannt, daß eben jene Stipulationen das Princip des dänischen Gesammtstaates aufstellen und daß die armseligen Bestimmungen von der Nichtincorporation, der Selbständigkeit und Gleichberechtigung Schleswigs, die sie nebenher enthalten, nach dem Sinn der Verträge selbst und nach der Auslegung der Großmächte, niemals dahin entwickelt werden dürfen, daß sie das oberste Princip, die Realisirung des Gesammtstaates unmöglich machen. Dieses Princip werden uns die Großmächte entgegenstellen, wenn wir auf der Vertragsbasis, welche das Siegel unserer Niederlage war, nähere Forderungen stellen; und dann werden wir in unseren eigenen Worten gefangen sein. Davon also genug; für die Rechte der Herzogthümer ist die auch nur „einstweilige" Aufrechterhaltung der Stipulationen von 1852 das Unzweckmäßigste, was unternommen werden kann, ganz abgesehen von dem wichtigsten Theile jener Rechte, von der Erbordnung. Und wenn wir dann von jener Basis und von dem Londoner Protocoll herunter müssen und angeblich auch herunter wollen, wie ist es zu entschuldigen, daß man damit bis zum 1. Januar oder vielleicht noch länger zögert, statt sofort, statt schon vor Wochen die Entscheidung zu treffen? Wenn irgend eine Großmacht Lust hat, diesen unseren Entschluß als casus belli anzusehen, wird sie am 1. Januar dazu weniger im Stande sein? Entweder sie faßt unsere Unterzeichnung des Londoner Protocolls als eine unbedingte oder als bedingte auf, — in dem einen Fall mußten ihr die Gründe unserer Lossagung am 18. November so vollgültig sein, als am 1. Januar; in dem anderen Fall wird sie sie auch später nicht acceptiren. Wenn sie ein so großes Interesse an der Integrität der deutschen Monarchie hat, daß sie den Krieg dafür wagen will, was wird es sie dann kümmern, ob formell Dänemark oder ob wir den ersten Schlag thun, was wird es uns in ihren Augen helfen, daß wir Christian IX. noch einen Termin gestellt haben? Wir sollen dem Feinde den casus belli zuschieben, wir sollen als die Angegriffenen dastehen und nicht als die Angreifer; aber wenn er sich nun vor unserer Execution zurückzieht, wenn er den ungeheuren Vortheil ergreift, den wir ihm in die Hand gespielt haben? „Wir sind zur Ausführung des (Londoner) Vertrages bereit, wenn die Krone Dänemark ihrerseits die vorgängigen Verabredungen ausführt," „wir sehen in König Christian vorläufig — den Erben des Rechts und des Unrechts seiner Vorgänger" — was sind diese Erklärungen anders als ein Rettungsseil, das man dem sinkenden Feinde zuwirft? Und der Executionsbeschluß, der, man sophistire was man wolle, auf der Grundlage der Verträge von 1852 erfolgt, mithin auch die vorläufige Anerkennung Christian's IX. zur Voraussetzung hat, was ist er anders als ein Appell an die Klugheit und den Verstand des Gegners? Der Kammerherr v. Irminger ist von Berlin und Wien ohne Audienz fortgereist, aber

ob er nicht in wenig Wochen wird empfangen werden müssen, — wir haben die Entscheidung darüber aus der Hand gegeben.

Mit einem Worte: die Politik, welche man hier macht, würde vollständig unbegreiflich sein, wenn die Zerreißung des Londoner Protocolls und die Abtrennung der Herzogthümer von Dänemark wirklich ihr letztes Ziel wäre; sie ist aber vollständig klar, wenn man sich den Zweck denkt: Vermeidung des Krieges, Anerkennung des Protocollprinzen auch für die deutschen Lande und ein Arrangement für die Verfassungsverhältnisse von Schleswig und Holstein auf der Basis von 1852 oder etwa nach den Vorschlägen von Lord John Russell. —

Es gab für Preußen, wenn es nicht sofort mit den Waffen gegen den Londoner Vertrag auftreten wollte, noch einen Ausweg. Nach Artikel 6 der Wiener Schlußacte kann selbst die freiwillige Abtretung der auf einem Bundesland haftenden Souveränitätsrechte an einen fremden Monarchen nicht ohne Zustimmung des Bundes geschehen. Nach seinen Grundgesetzen war der Bund vollkommen competent, die Erbfolge des Herzogs Friedrich sofort anzuerkennen, nach Artikel 39 das Bundesland Holstein vom Feinde zu säubern und nach Artikel 46 ihm zum Wiedergewinn seiner außer dem Bunde gelegenen Besitzungen Hülfe zu leisten. Preußen konnte sich der Majorität fügen und kraft seiner deutschen Bundespflichten von dem Vertrage loslösen, der nunmehr unvollziehbar und in sich selbst hinfällig geworden war. Eine solche Position hinter dem Rücken des Bundes war nicht eben großartig und kühn, sie war auch nur für die erste Einleitung des Conflictes festzuhalten, aber sie nahm während dieser Einleitung jedenfalls etwaigen Gegnern die Handhabe, speciell Preußen zum Gegenstand ihres Vorgehens zu machen. Und wer in Deutschland und in Europa hätte in solcher Fügsamkeit unter die Frankfurter Beschlüsse eine Schwäche, eine erzwungene Unterordnung der preußischen Großmacht erblickt? Die Nation hätte die Motive begriffen und geehrt; hätte gewußt, daß eben die Zuversicht auf den nationalen Sinn des Berliner Hofes die übrigen Regierungen in dem frischen Vorwärtsgehen bestärkt habe. Statt dessen folgte von hier aus in herzlichem Einverständniß mit dem Grafen Rechberg Hemmniß und Druck. Unter solchen Einflüssen fand das Beispiel der wenigen Staaten, welche wie Baden, Coburg, Weimar, Oldenburg sofort den Herzog Friedrich anerkannten, nur spärliche Nachfolge. In dem Ausschuß und in der Sitzung des Bundestages vom 28. November war nicht mehr diese schleunige Anerkennung, sondern nur noch die Suspension der holsteinischen Stimme, der vorläufige Ausschluß der Gesandten „beider" Prätendenten durchzusetzen. Die Erbfolge erschien jetzt plötzlich „verwickelt" und „streitig;" der einzige klare und richtige Weg, auf Grund ihrer unverzüglichen Lösung Schleswig-Holstein für den als rechtmäßig anerkannten Fürsten zu besetzen, war nicht mehr gangbar. Das Günstigste war jetzt, daß man wenigstens nicht auf den entgegengesetzten Weg der Großmächte, auf den Boden von 1852 hinübergezogen, mit einem Worte, daß die Execution in eine Occupation bis zur Entscheidung der Erbfolgefrage verwandelt würde. Dahin zielte der sächsische Antrag, dahin auch der abgeschwächte bayerische: die am 1. October in Aussicht genommenen Maaßregeln nun „zum Schutz aller Rechte," deren Wahrung dem deutschen Bunde unter gegenwärtigen Verhältnis-

sen obliegt, sofort in Vollzug zu setzen; und dieser Antrag wurde von der Mehrheit des Ausschusses angenommen. Es war ein Moment, wo ein schwäbisches Blatt mit vollem Fug sagen konnte: im Lager der Mittel- und Kleinstaaten ist Deutschland!" Nicht nur die Bevölkerungen regten sich dort mit einer reell sich bethätigenden Opferwilligkeit, mit einer Frische, mit einer Eintracht der Parteien, die uns gar sehr zum Vorbild dienen könnte, — die Regierungen, von diesem Geiste gedrängt und gehoben, sie hatten das Schicksal Deutschlands und eine glänzende Zukunft für sich selber in der Hand. Wenn heute die Mittelstaaten fest zusammenstanden, wenn sie die Kleineren an sich heranzogen, so war die Wohlthätigkeit der dritten „rein deutschen" Macht an einem eminenten Falle erwiesen, so war der Vorwurf widerlegt, als könnten jene Staaten zwar manche schlimme Tendenzen der Großmächte verstärken, aber das Gute nicht gegen sie durchsetzen.

Leider haben sich ihre geschlossenen Reihen vor dem Drängen und Drohen der beiden Hauptstaaten aufgelöst. Hannover, Kurhessen, Mecklenburg, dann die kleinsten: Anhalt und Schwarzburg, Reuß ältere Linie, Schaumburg-Lippe, und Lippe, dazu drei von den freien Städten verließen das Lager, wo die nationalen Hoffnungen waren. Am 7. December beschloß eine knappe Majorität die einfache Execution „mit Vorbehalt der Erbfolgefrage." Eine identische Note, in Berlin verfaßt, zwischen dem 3.—5. December an die deutschen Regierungen ergangen, bewirkte dieses Resultat.

Es ist hart, sich vor Gewaltigen zu beugen; aber kläglich ist es vor denen zu weichen, welche drohen, weil sie selbst Furcht vor dem Kriege haben.

Die Gefahren für den allgemeinen Frieden, heißt es in der Note, veranlassen Oesterreich und Preußen sich gegen die beabsichtigte Verwandlung der Execution in eine Occupation auszusprechen. Jene bietet „dem Auslande keine Berechtigung zum Einspruch;" diese würde Deutschland „ohne dringende Nothwendigkeit der Eventualität eines Krieges aussetzen, dessen Dimensionen unberechenbar sind." Oesterreich und Preußen, nachdem sie sich über diese Frage vollständig geeinigt haben, werden die deutschen Interessen „mit dem Nachdruck wahren, welcher nach der Gesammtlage Europas anwendbar ist;" und sie machen darauf aufmerksam, „daß der Bund selbst, wenn er seine Stellung in Europa wahren will, die letztere in europäischen Fragen auch vom europäischen und politischen Gesichtspunkte auffassen muß."

Also keine Maaßregel, die auch nur einer kriegerischen „Eventualität" uns aussetzt! Nach populärer Ansicht handelt es sich um gar nichts, als um den Krieg, da Dänemark Schleswig-Holstein nicht gutwillig herausgeben wird. Nach der ministeriellen Ansicht aber liegt keine dringende Nothwendigkeit vor, sich in solche Gefahr zu begeben; die Frage muß vom europäischen Gesichtspunkte aufgefaßt werden, ja nicht vom deutschen.

In solcher nationalen Politik wird der Bund unterrichtet, unterrichtet mit Hinzufügung sehr ernster Warnungen. Die Uneinigkeit in der Bundesversammlung droht „die ganze Maaßregel selbst unmöglich zu machen." Die deutschen Regierungen müssen erwägen, „welche Gefahren für den Bund selbst sich an ein übereiltes und einer einseitigen Tendenz folgendes Verfahren knüpfen

können.“ „Noch bedenklicher aber wäre es, wenn der Bund den Eindruck machte, für Europa statt der Bürgschaften des Friedens und der Ordnung, welche man von ihm erwartet, Gefahren und Elemente der Uneinigkeit zu schaffen.“ Darum mag sich „jede Regierung die volle Verantwortlichkeit für die ernsten und unabweislichen Folgen eines weitergetriebenen Dissenses in der Bundesversammlung vergegenwärtigen.“

Ja ernst und unabweislich, wir sind es leider gewiß, werden die Folgen dieser Sprache sein. Ein zweiter Act des italienischen Krieges ist nach manchen Anzeichen nicht allzufern; wenn er kommt, so werden die Süddeutschen vielleicht den Grafen Rechberg belehren, daß man sich um italienische Länder noch weniger in Unkosten setzt, als um deutsche. Wenn in Paris die Lust nach dem preußischen Saarkohlenlager wieder stärker werden sollte, so wird manches Bundesglied mit diesem Document in der Hand demonstriren, daß der Streit um das Saarthal eine europäische Frage sei, und daß der Bund unter allen Umständen den Beruf habe, in Europa den Eindruck der Friedfertigkeit zu machen.

Viele, die es gut mit der nationalen Sache meinen, nahmen den Beschluß vom 7. December als das geringere unter den möglichen Uebeln, und waren froh, daß wenigstens der offene Zerfall am Bunde gehindert wurde. Wir sind anderer Ansicht; wir glauben, daß ein beharrlicher Widerstand keineswegs den Bruch, vielmehr eine heilsame Rückwirkung auf unsere Verhältnisse zur Folge gehabt hätte. Noch ist es Zeit, den ersten Fehler zu verbessern und ohne Rücksicht auf jeden Dissens die Successionsfrage sofort nach dem Recht zu erledigen. Die Politik, die den dänischen Gesammtstaat von 1852 protegirt, steht bei uns nicht auf so festen Füßen, daß man den Conflict mit halb Deutschland dafür auf sich nehmen würde.

Unsere Hoffnungen auf den Bund sind noch nicht abgeschnitten und ebenso wenig die Hoffnung, daß die Besetzung Holsteins zum Conflict führe. Als die Entscheidung, die am 7. in Frankfurt getroffen, noch in der Schwebe war, beschloß das dänische Ministerium auf die Occupation mit dem Krieg, auf die Execution mit der Zurücknahme der Truppen zu antworten. Hall setzte unter Hinweis auf die übereinstimmende Forderung der europäischen Mächte dies gegen Orla Lehmann durch, der für den Krieg sans phrase war. Was die dänische Regierung jetzt auf diesen Zwitterbeschluß des Bundes — die reine Execution und doch mit dem Vorbehalt der Erbfolgefrage — beginnen wird, läßt sich nicht mit absoluter Gewißheit voraussagen; doch ist es wahrscheinlich, daß Hall's Einfluß den Sieg davontragen wird. Auch dann giebt es noch Anlässe zum Bruch: die streitige holsteinische Grenze, die Festung Rendsburg, der Brückenkopf von Friedrichsstadt. Es kommt hier vieles auf den Geist an, der die Soldaten und vor allem die Führer beseelt; und wir bauen auf das Kriegsfeuer und den Ingrimm unserer deutschen Truppen. Und sollten die Dänen auch das Grenzgebiet räumen, so bleibt noch die Chance, daß die Kopenhagener Demagogen die definitive Zurücknahme des Incorporationsgesetzes seitens des Reichsrathes nicht zulassen, daß die Bearbeitung der Gemüther zu diesem Zweck wenigstens bis zum Januar nicht zum Ziel gekommen ist. Die Spannung muß zur offenen Feindseligkeit umschlagen, wenn inzwischen am Bund weitere Schritte

durchgesetzt werden können, und spätestens bei dem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten ist der Augenblick gekommen, wo der Herzog Friedrich Raum gewinnt, sich an die Spitze seines Volkes und der deutschen Freiwilligen zu stellen. Das Herz jedes Deutschen hängt an dieser Sache, darum muß es glauben und festhalten so lange, als noch die Möglichkeit einer glücklichen Wendung vorhanden ist. —

Wir haben bisher das preußische **Abgeordnetenhaus** bei Seite gelassen, aus keinem anderen Grunde, als weil es sich selbst bei Seite gestellt hat. Ein Moment, wichtiger als irgend einer in den letzten vierzehn Jahren unserer vaterländischen Geschichte, trat an das Haus heran, aber es fehlte an dem raschen und sicheren Instinct, ihn in der rechten Weise zu ergreifen. Mühselig rang es sich zu der Wahrheit hindurch, daß die Pflicht den vaterländischen Boden zu vertheidigen, sich nie vertagen, nie unterordnen läßt; daß das Ansehen des **Staats** nach Außen hoch über jedem Conflict seiner Factoren steht. Für sich selbst des Impulses bedürftig, konnte es den Stimmungen des Volks keinen Impuls geben; beherrscht durch die inneren Gegensätze, konnte es sich nicht aufschwingen zu der großen Sprache eines sich selbst überwindenden Patriotismus, von der allein eine Wirkung an entscheidender Stelle zu hoffen war.

Die erste **deutsche** Frage brachte einen Riß in die **deutsche** Fortschrittspartei. Im Süden Deutschlands hat die Demokratie sich rückhaltlos der nationalen Idee hingegeben; bei uns aber ist, wie sich jetzt unwiderleglich enthüllt hat, ein Theil dieser Partei und gerade der, welcher sich durch seinen Radicalismus die breiteste Popularität verschafft hat, noch völlig von dem vaterlandslosen Kosmopolitismus beherrscht, den wir seit 1848 überwunden glaubten. Die Reden, welche die Wortführer dieser Fraction am 1. und 2. December hielten, sie sind — wir finden keinen andern Ausdruck — eine **Schmach** für die Tribüne einer deutschen Volksvertretung. Die staatsrechtliche Gemeinschaft Schleswigs „und" Holsteins ist eine Phantasie! Schleswig ist ein dänisches Lehen! Wer ist sicher, ob die Augustenburger nicht ein neues Mecklenburg an der Eider herstellen, ob die Einwohner des neuen Staats nicht sehnsüchtige Blicke nach Dänemark richten werden, das eine vortreffliche Verfassung hat! Kein Pseudoenthusiasmus für diese Sache, die von jeher eine Domäne der Constitutionellen war, darf uns jetzt beirren! Keine Rücksicht darauf, daß durch den jetzigen Krieg Deutschland sich auf irgend eine Weise künftig **besser nach Außen stellen** könnte! **neuer Waffenruhm** unserer Armee wäre der Freiheit schädlich! — so sprach Herr Waldeck; und: auch Elsaß und Lothringen wollen nicht wieder nach Deutschland zurück, sie haben selbst unter dem jetzigen Kaiserreich immer noch mehr Recht und Freiheit, als in Deutschland existirt, — so versicherte Herr Temme zu unserer Beruhigung über die bevorstehende neue deutsche Theilung; [illegible] der Krieg für die Befreiung Schleswig-Holsteins wird ein Krieg gegen [illegible]poleon; mithin werden wir an der Seite Oesterreichs und Rußlands gegen die vollständige Befreiung Italiens und gegen die Garantien des polnischen Volks kämpfen müssen, — so politisirte Herr Jung. Die **moralische Fäulniß**, welche durch die Niederlagen unserer auswärtigen Politik in den letzten Jahrzehnten bewirkt ist, sie ist erschreckend für jeden, der an die Lage

Europas und die Leistungen denkt, zu denen unser Staat, wenn er heute die Action verschmäht, bald unter weit schlimmeren Verhältnissen gezwungen werden kann. Es gilt schon als politische Weisheit, auch für die beste Sache keine Hand zu rühren, da sie ja doch einen schlimmen Ausgang nehmen müsse. Wahrlich es ist hohe Zeit, daß das Schicksal uns ungefragt in einen läuternden Kampf werfe, damit sich nicht endlich noch eine Partei bilde, die es für vernünftig erklärt, dem anrückenden Feinde die Provinz anzubieten, die er im Kriege ja doch uns abgewinnen werde.

Die Anhänger des Waldeck'schen Antrags waren, wir vergessen dies nicht, nur eine kleine Minorität; und die Sprecher der Mehrheit straften in glänzenden Reden dies undeutsche Wesen, stellten siegreich den Grundsatz fest, daß die Wahrung der Integrität des Vaterlandes über alles gehe. Aber es blieb gar sehr bei der Theorie; die praktische Folgerung, daß das Haus auch verbunden sei, für die seiner Erklärung entsprechende Politik die erforderliche Unterstützung zu gewähren, flüchtete sich in die Motive des Commissionsberichts und auch dort fand sie nur auf das Andringen der Altliberalen eine Stelle. Ob das Abgeordnetenhaus seine Unterstützung lediglich von dem rechten Angreifen der brennenden Frage, oder ob es sie außerdem noch von einem Wechsel des inneren Systems und seiner Träger abhängig machen wolle, dieser wichtigste Punkt wurde nicht erledigt. Man erklärte die Bewilligungsfrage für einen vorzeitigen Scrupel, für eine Hypothese, eine scholastische Frage. Man beklagte es zum Theil, daß der Commissionsbericht von einem — nur durch die schleswig-holsteinsche Sache bedingten Engagement rede, daß er dadurch Anlaß zu Mißverständnissen und Verdächtigungen und zu einem Zwiespalt unter der Mehrheit gebe. Man betheuerte, wie zwischen den Anträgen der Commission und denen Waldeck's ja eigentlich kein Unterschied sei und wie man, wenn nur jene Hypothese einer Regierungsunterstützung erst vorüber wäre, in voller Einheit wie bisher mit einander zusammengehen werde. In voller Einheit? Und doch ist es der wichtigste und heiligste Grundsatz, der welcher die ganze politische Gesinnung eines Mannes durchdringt und bestimmt, in welchem man sich diametral entgegensteht? — Ja in voller Einheit; vor wie nach als deutsche Fortschrittspartei!

So überwogen die inneren Interessen. Niemand wußte, wie Viele von den 231 Stimmen der Majorität außer den Bedingungen der Commission noch weitere geheime Vorbehalte in Reserve hielten. Seitdem sind zwei Wochen vergangen; die identische Note, der reine Executionsbeschluß ist gekommen, die Richtung der preußischen Politik hat durch die Thatsachen einen schwer zu modificirenden Charakter gewonnen. Heute stehen unter der Majorität auch diejenigen anders, die es früher verschmähten, die vaterländische Angelegenheit als Hebel für unsere inneren Zustände zu benutzen, und so ohne Gewinn für diese, auch jene zu verderben. Das Kriegsbudget eines ganzen Jahres würde ihnen nicht zu viel sein, könnten sie damit die Schleswig-Holsteiner erlösen, aber jeder Thaler ist zu viel, wenn und sofern es sich darum handelt, sie an den dänischen Gesammtstaat anzuschmieden.

Nach der Finanzvorlage vom 9. December giebt es nur einen Ausweg:

eine Adresse an Se. Majestät, den König und Vertagung der weiteren Beschlußfassung. Die Anleihe sofort abzulehnen, oder die Regierung für den bundesmatrikularmäßigen Beitrag Preußens zu den Executionskosten auf den Staatsschatz zu verweisen, dies wäre ein neuer Schlag für die schwerbedrängten Herzogthümer. Ein solcher Beschluß, welche Motive man ihm auch beigäbe, würde ausgebeutet werden, um den Schein zu erwecken, daß die Volksvertretung selbst den Krieg nicht wolle oder daß sie die Kriegseventualität zu einer Pression gegen die Krone, zu einer Beschränkung der in Artikel 45 der Verfassung garantirten Rechte benutzen wolle. Das Haus muß, ehe es über die Finanzvorlage schlüssig wird, sich an Se. Majestät mit der Erklärung wenden, daß es zu jedem Opfer, zu jeder Bewilligung für eine Politik bereit ist, welche von dem hinfälligen Londoner Vertrag sich lossagen, die Gerechtsame der Herzogthümer und ihres angestammten Fürsten ernstlich schützen will. Kein Seitenblick auf innere Fragen darf in diese Adresse hineinspielen! Dazu ist jetzt nicht der Moment! Nur an die Pflichten, die Gefühle, die Interessen muß appellirt werden, welche Krone und Land, Bürger und Armee in dieser Angelegenheit verbinden. Wer heute die Resignation übt, obwohl preußischer Volksvertreter doch nur als Deutscher zu handeln, der am ehesten, und der allein wird auch für das eigene Land eine Wendung zum Besseren geben können! Die Möglichkeit wenigstens ist noch offen, — und bis zum letzten Augenblick wollen und müssen wir der Sache dienen, an der unsere Ehre und die Zukunft unseres Staates hängt.

Noch eine kurze Nachschrift fügen wir unserer Correspondenz hinzu. Was wir nach den Stimmungen, nach den harten Kämpfen in den Fractionen noch bis zuletzt kaum zu hoffen wagten, es ist nun doch in Erfüllung gegangen. Die Adresse an Se. Majestät liegt öffentlich vor, unterstützt von einer unzweifelhaften Majorität. Ja das ist die Form, der Ton, die Sprache, die zum Herzen des Monarchen dringen können! Da ist mehr, als eine kahle Erklärung über die Pflichten aller deutschen Staaten; da wird zurückgegriffen auf unsere Traditionen, auf unsere gewichtigsten Interessen; da wird erinnert an das Wort unseres Fürsten, an die Waffenehre unserer Armee, an das Ansehen des Staats der die Schmach von Olmütz noch nicht getilgt hat. Da wird — und dies ist nach Allem, was vorhergegangen, der größte Act der Selbstüberwindung — da wird wohl schmerzvoll des Zwiespaltes daheim gedacht; aber um des Vaterlandes willen wird nichts anderes gefordert, als die rückhaltlose Hingebung für die nationale Sache, wird von dem Hause das Gelübde gethan, daß es solcher Hingebung alle Mittel freudig zur Verfügung stellen werde. Der kluge diplomatische Calcul ist zu Schanden gemacht; der Insinuation, als wolle man die Krone in den Krieg treiben, um dann im Moment ihrer Bedürftigkeit die Hülfe von der Wahl ihrer Rathgeber abhängig zu machen, ist der Boden entzogen. In großem Sinne hat das Haus seine Unterstützung geboten, sicher, daß der Erweis solcher Vaterlandsliebe mehr als jede engherzige und kurzsichtige Berechnung den Gütern zu Statten kommen muß, die es bisher vertheidigte.

Wird seine Sprache gehört werden? Werden wir auf dem Wege der „Selbstzerstörung" einhalten? Noch ist es möglich; Lord Wodehouse ist unbefriedigt abgereist, bestimmte Verpflichtungen, nach deren Erfüllung seitens der Dänen wir definitiv an den Londoner Vertrag gekettet wären, sind hier nicht übernommen. Selbst nach der Zurücknahme des Incorporationsgesetzes sind wir nicht entwaffnet, wenn wir nicht entwaffnet sein wollen. Auch von unserer heutigen Position aus können wir, gestützt auf den imperfecten Charakter des Vertrages vom 8. Mai 1852, gestützt ferner auf den Bundesbeschluß vom 17. September 1846, welcher die „wohlbegründeten Rechte der Agnaten" und die „der gesetzmäßigen Landesvertretung" wahrt (und dieser Beschluß gehört zu dem ganzen Umkreis des geltenden Bundesrechts, welches in Artikel 3 des Londoner Tractats vorbehalten ist) — von Dänemark sofort fordern, daß es den Ständen Raum gebe, sich über die Successionsordnung frei zu äußern, und daß es zu diesem Zweck seine Militärmacht auch aus Schleswig zurückziehe. In Petersburg, in Paris, in London, dies bestätigt jede Nachricht, ist man voll starren Staunens über die kaum für möglich gehaltene Thatsache, daß die preußische Politik in solcher Lage solche Wege einschlagen konnte! Wird der Bann noch in der letzten Stunde von uns genommen werden? — Wir wissen es nicht; aber Eins wenigstens ist geschehen. Das Abgeordnetenhaus, indem es sich endlich zusammenraffte, es hat die Ehre derer gerettet, die es vertritt; und es giebt nun, was auch komme, noch eine Hoffnung für uns in dem Selbstgefühl des preußischen Volks.

Notizen.

Viel später als es das Vorwort zum dritten Bande hoffen ließ, ist soeben der vierte Band der Briefe und Actenstücke „Aus Schleiermacher's Leben" veröffentlicht worden. Auch für diese Verzögerung indeß wird man dem Herausgeber, Herrn W. Dilthey nur zu danken haben; das bis dat qui cito dat hat auf eine derartige Veröffentlichung keine Anwendung; um soviel später, um soviel reicher ist die Gabe ausgefallen — schon allein die Briefe Schleiermacher's an seinen ältesten Freund, an G. v. Brinkmann, die es endlich für diese Herausgabe zu erobern gelang, entschädigen uns reichlich für das längere Warten —, von zahlreichen anderen Stücken, die sich in der Zwischenzeit allmählich zusammenfanden, nicht zu reden. Es ist nun wirklich erreicht, was der Herausgeber als seine Absicht ausspricht, wenigstens den weiten Umkreis der persönlichen Beziehungen Schleiermacher's während seiner späteren Zeit ganz zu umschreiben. Mit verständiger Auswahl sind zwischen die Briefe von Schleiermacher solche, die an ihn gerichtet waren, namentlich Auszüge aus den Steffens'schen Briefen, eingestreut; an die Briefsammlung aber schließt sich zunächst eine Reihe großentheils bisher ungedruckter amtlicher Schreiben und Denkschriften, endlich ein Nachtrag zu den Werken Schleiermacher's, der Dialog über das Anständige

und eine Sammlung der in die Werke nicht aufgenommenen Recensionen. Manche Mittheilung erläuternder kleinerer Stücke, auf welche die Anmerkungen des dritten Bandes Aussicht machten, scheint mit Rücksicht auf den schwellenden Umfang des Buches zurückgestellt worden zu sein; hier aber wie dort ist in den Anmerkungen dem Bedürfniß des äußeren Verständnisses mit dem richtigsten Maaße von Seiten des Herausgebers entgegengekommen.

Allein freilich, wer sich so viel Dank verdient, an den werden um so größere Ansprüche erhoben. Herr Dilthey hatte uns eine „Entwickelungsgeschichte Schleiermacher's" versprochen. Er entzieht sich jetzt einer ausführlichen und zusammenhängenden Erläuterung aller auf die kirchlichen Dinge bezüglichen Briefe und Schriftstücke durch den Hinweis auf eine dereinstige Biographie. Dürfen wir annehmen, daß er damit sich selbst zu diesem biographischen Geschäfte verpflichtet?

Denn geschrieben muß eine solche Biographie nun allerdings, geschrieben muß sie unter allen Umständen werden. Sie wird die schwierige Aufgabe einer Charakteristik des unvergleichlichen Mannes zu lösen haben — darum nicht weniger schwierig, weil das Material dazu in diesen vier Bänden bald in breiter Fülle und dann wieder in tausend versprengten Zügen so reichlich vorliegt. Durch tiefe Wahrhaftigkeit gleich sehr wie durch Feinheit des Blicks zu reinster Selbsterkenntniß und Selbstdarstellung befähigt, hat Schleiermacher, so scheint es, einer solchen Charakteristik mehr als irgend ein Anderer in die Hände gearbeitet. Wie viele Stellen auch in diesem vierten Bande wieder, die den Darsteller darauf anweisen, den sich selbst Beschreibenden gleichsam nur abzuschreiben! Welche Kunst und welches Seelenverständniß kann hier nachkommen? Was will, beispielsweise, der Biograph Besseres und Richtigeres über das innere Verhältniß Schleiermacher's zu der Herrnhutischen Gemeinde, über den dauernden Einfluß seiner Herrnhutischen Erziehung sagen, als was er selbst darüber in dem Briefe an Brinkmann vom 14. December 1803 sagt? Gewiß, in diesem Sinne sind diese vier Bände selbst bereits Biographie und Charakteristik. Verständen nur alle Leser auch zu verstehen! Darum wird immerhin auch von diesen Briefen gelten: „sie sind herausgegeben und sind auch nicht herausgegeben."

Sehr schön und übersichtlich hebt sich aus den Mittheilungen des vorliegenden Bandes doch auch das äußere Lebensbild des Mannes heraus. Ja, es ist dies der charakteristische Unterschied der späteren und der Jugendbriefe, daß uns diese in innigerem Zusammenhange mit dem, was er nach Außen und Innen erlebt, sein wissenschaftliches Streben, jene überwiegend den Handelnden und Lebenden vorführen. Seine Gedankenthätigkeit geht je länger je mehr ganz in dem lebendigen Beruf des Predigens und Docirens auf und selbst die schriftstellerischen Pläne müssen dagegen zurücktreten. „Seit meiner Dogmatik," schreibt er 1827 an De Wette, „ist nun eigentlich nichts geschehen und ich kann in meiner Person die Seltenheit eines sogenannten Gelehrten darstellen, der, genau genommen, weder liest noch schreibt, sondern dessen Geschäft nur darin besteht, dieselben Gedanken, die er nur bildet, um sie flüchtig auszusprechen und dann auch selbst gleich zu vergessen, immer wieder auf's Neue zu erzeugen." Das briefliche Gespräch überdies scheint ihm am wenigsten zu wissenschaftlichen Erörterun-

gen angethan — noch schlimmer komme ihm das vor, so schreibt er an Lücke, als eine Partie Schach in Briefen spielen. In der That wird hier Niemand etwas vermissen, da uns ja aus dieser späteren Zeit sogar jene immer neu erzeugten und wieder vergessenen Gedanken in den gedruckten Predigten und Vorlesungen, die von ihm selbst in der Schrift befestigten in kleinen und großen Werken vorliegen. Unschätzbar dagegen, wie sich in den Briefen an die Freunde die realen Lebensbeziehungen und dazu die Art und Weise, wie Schleiermacher dieselben empfunden, in großen Zügen zwar, aber überaus deutlich und rein abspiegeln. Mit vollendeter Klarheit steht nun der Mann über Allem, was er zu erleben, zu erleiden und zu vollbringen hat; die tiefere, aber zuweilen irregehende Erregtheit früherer Tage hat einer antheilvollen, aber ruhigen und reinen Weisheit Platz gemacht. In dieser Klarheit sieht man ihn selber, aber durch sein eigenes Wesen hindurch ebenso die verschiedene Eigenthümlichkeit der Freunde, denen er sich jedesmal darstellt; — man vergleiche nur in dieser Beziehung den jovialen Ton der Briefe an Blanc mit dem in wieder ganz anderer Weise vertraulichen an Gaß und an Brinkmann. Wenn er an die Vertrautesten jetzt seltener schreibt als früher, so wird uns auch das zum Gewinn; denn nun faßt er ganze Abschnitte und Epochen seines Lebens gleichsam summirend zusammen; die Briefe namentlich an Brinkmann werden zu großen Rückblicken, in denen für den alten Genossen und nun auch für uns eine Durchschnittsansicht geöffnet wird. Für den Biographen werden solche Briefe wie der an Blanc vom 26. Mai 1817, der an Brinkmann vom letzten Tage des Jahres 1818, der an De Wette aus dem Sommer 1823 zu orientirenden Höhepunkten, von denen sich die Existenz des Mannes wie von selbst zu einem Bilde zusammenzieht.

Doch die Hauptsache natürlich und das, was solchen brieflichen Documenten ihren eigentlich wissenschaftlichen Werth giebt, ist dies, daß sie uns — wie Schleiermacher selbst in der Recension der Lichtenberg'schen Schriften sich ausdrückt — „Aufschlüsse über des Mannes Methode, zu studiren, über die zusammengesetzten Kräfte geben, welche die Richtung seiner literarischen Laufbahn bestimmten." In dieser Beziehung nun, für das wissenschaftliche, vielmehr für das ganze menschliche Werden Schleiermacher's sind die älteren Briefe an Brinkmann weitaus am aufklärendsten und eben deshalb die eigentliche Perle dieser neuen Sammlung. Es war früher ein sehr natürlicher Gedanke, die kritisch rationalistische Seite in Schleiermacher's theologischen Ansichten, auf einen Einfluß Semler's zurückzuführen, „zu dessen Füßen er in Halle gesessen." Vergeblich suchen wir in den Briefen aus der Universitäts- und Candidatenzeit im dritten und vierten Bande unserer Sammlung die Spuren einer solchen Einwirkung: mit Ueberraschung sehen wir den jungen Theologen ganz und gar in dem Gedankenkreise des Eberhard'schen Philosophirens sich bewegen; der popularisirende, von englischen Elementen mitbestimmte, gegen die neue Kant'sche Philosophie sich wehrende Wolfianer ist für Brinkmann wie für Schleiermacher das Muster eines Lehrers, eines Schriftstellers, eines Weisen. Von allen Vorlesungen haben offenbar nur die Eberhard'schen auf den Letzteren einen bestimmenden Einfluß geübt. Die milde ethische Weisheit des Mannes, seine Richtung auf Geschichte der Philosophie, das ist es, was ihn angezogen hat. Ehe irgend etwas Anderes in

Schleiermacher fertig geworden, steht er als Ethiker vor uns. Von Eberhard hat er sich auf die Aristotelische Ethik hinleiten lassen, und, ganz wie Eberhard nach englischem Muster „Versuche" und philosophische Dialoge schreibt, so sind auch des Schülers erste schriftstellerische Uebungen Gespräche und Aufsätze über einzelne Themata aus der Moralphilosophie. Vermuthlich, daß diese Aufsätze dürftiger ausfielen als die Briefe, in denen er über sich selbst und sein Treiben dem Freunde mit grüblerischer und doch völlig prätensionsloser Selbstbeobachtung Auskunft giebt. Denn er klagt, und ohne Zweifel mit Recht, über sein schriftstellerisches Ungeschick, während er doch zugleich sich nicht ableugnen kann, „daß in seinem Köpfchen so manche Ideen sich kreuzen, die vielleicht den Umständen nach in keinem anderen Kopfe so gefaßt werden konnten" und ein andermal erklärt, daß „Vorstellungen nun einmal dasjenige seien, worin er sich verliebt habe." Sehr merkwürdig für die Geschichte seiner geistigen Entwickelung der Zauber, den Wieland und Lucian und dann wieder die Lectüre des Montaigne auf ihn ausübt. Der Einfluß der Kant'schen Philosophie bleibt nicht gänzlich aus, aber von Hause aus ist offenbar mehr in ihm, was sich gegen das Abstracte und Harte dieser Philosophie sträubt. Die „zeitige Liebe zu den Griechen," der milde Geist einer empirischen Psychologie und Moral, der Herrnhutianismus endlich, den er selbst so stark hervorhebt — das Alles zusammen giebt auch dem theologischen Genius, der in ihm schlummert, seine ursprüngliche Farbe. Und nun kommt, durch die Schrift Jacobi's veranlaßt, das Studium Spinoza's hinzu, das wirkliche Studium wohl erst in der Mitte, die erste Lectüre (zufolge des Briefes an Delbrück vom 2. Januar 1827) vielleicht schon zu Anfang der neunziger Jahre. Wie deutlich sieht man endlich aus dieser Correspondenz mit Brinkmann die Stellung, die er sich unter dem Einflusse der Schlegel'schen Anschauungen zu der Fichte'schen Lehre gab! Der Hauptanstoß, den er an dem großen Dialektiker nimmt, besteht darin, daß demselben Philosophie und Leben, der sogenannte transscendentale und der gemeine Standpunkt auseinanderfallen; die Monologen sind nichts Anderes, als ein Versuch, „den philosophischen Standpunkt in's Leben überzutragen und den Charakter darzustellen, der nach meiner Idee dieser Philosophie entspricht." Während sich nun diese Verbindung bei ihm ganz und gar zu einem ethischen Ideal gestaltet, geräth dieselbe seinen romantischen Freunden zu einer theoretischen und poetischen Paradoxie. Die Letzteren träumen eine neue Dichtung und gar eine neue Mythologie: ihr besonnener Freund geht von da zu seiner Kritik der Moral fort, er wirft sich, sofern er ihr ästhetisches Streben theilt, auf die Prosa, während er ihnen die Poesie überläßt, und in wiederholten Aeußerungen gesteht er, aus einem wie bewußten Experimentiren mit Stil und Sprache der rhetorische Ton der „Reden über die Religion," der lyrische der „Monologen" und der wissenschaftliche der „Kritik" hervorgegangen sei.

Wir haben einige wenige Spitzen dieser merkwürdigen Briefe in der allerleichtesten Andeutung hervorgehoben. Wir übergehen, welchen Aufschluß andere Stellen über das Verhältniß zu Schelling gewähren und wollen nur darauf noch hinweisen, daß die schätzbarste Ergänzung jener Briefe in den dem Bande angehängten Recensionen enthalten ist. Es ist des besten Dankes werth,

daß dieselben in solcher Weise von dem Herausgeber uns zugänglich gemacht sind, nachdem schon Gaß in dem Briefwechsel Schleiermacher's mit seinem Vater auf einige der wichtigsten derselben aufmerksam gemacht hatte. Nicht als ob wir die Methode dieser Recensionen, sofern wir sie als schriftstellerische Producte betrachten, für musterhaft hielten. Wir sind ganz der Ansicht Schleiermacher's selbst, der sich wiederholt die Geschicklichkeit dazu abspricht. Gerade die bedeutendsten darunter leiden an dem Fehler, daß sie „die genaueste Kenntniß des recensirten Werkes voraussetzen." Nur um so wichtiger und brauchbarer aber sind sie, um uns einen Einblick in des Recensenten eigene Gedankenarbeit zu verschaffen. Wir halten nicht dafür, daß der Scharfsinn ganz gerecht und ganz die Wahrheit treffend war, womit Schleiermacher in der berühmten Kritik der Fichte'schen „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" die Constructionen des Philosophen zersetzte, wohl aber wird man durch die Arbeit in den Stand gesetzt, die Größe des Winkels haarscharf zu bestimmen, in welchem die geistige, die intellectuelle sowohl wie die sittliche Richtung beider Männer auseinanderging.

Wenn aber in diesen Recensionen unseres Bandes das abstract wissenschaftliche Interesse gipfelt, so führen uns die „Amtlichen Briefe und Denkschriften" vor Allem die Erinnerung an den freien und starken Mann, zusammen mit dem Bilde einer unsäglich trüben und kranken Zeit vor die Seele. Wie schwer auch Schleiermacher den Druck dieser Zeit, die so rasch auf die Erhebung der Nation gefolgt war, empfand, das sagen uns zahlreiche Geständnisse an seine Freunde aus dem Anfange der zwanziger Jahre. Aber über den Unmuth wird doch immer wieder die Kampfeslust rege, sobald es ein Eintreten nicht blos für die eigene Person, sondern für Andere und für eine gemeinwichtige Sache gilt. So in den Verfolgungen und Verdächtigungen wegen angeblicher Demagogie, so in dem Kampfe gegen Liturgie und Agende. Censurbehörden, Polizeipräsidenten und Consistorien hören wir damals dieselbe Sprache führen wie auch heute wieder, — vielmehr die Verwarnungsliteratur der letzten Monate hat uns an Stärkeres und Unerhörteres gewöhnt. Nur Ein großer Unterschied drängt sich bei der Vergleichung jener und der heutigen Zustände auf. Es war damals die Krankheit der ganzen Zeit, die sich in jener kleinlichen und unsinnigen Polizeiangst und in deren Sicherheitsanstalten offenbarte: die Wiederholung solcher Repressionen und Chikanen ist heute eine vollkommen aussichtslose Don Quixoterie, ein Kampf gegen alle lebendigen und wachen Kräfte des nationalen Geistes. Das, was den Sieg verbürgt, war damals dasselbe wie heute — der sittliche Muth, die treue und zuversichtliche Ueberzeugung. Daß es inmitten eines ermatteten Geschlechtes Einzelne waren, die mit solchem Muth und solcher Ueberzeugung voranstanden, macht uns ihr Beispiel so vorzugsweise ehrwürdig. Ehrwürdiger aber ist keins als das des Mannes, der mit vollkommener Wahrheit angesichts der ihm drohenden Entsetzung das schwerwiegende Wort aussprechen konnte, er würde den Trost mit sich nehmen, daß er „als Lehrer, als Bürger und Mensch sich selbst nichts vorzuwerfen habe."

Als die Vertreter der deutschen Städte in diesem Herbste Nürnberg als Versammlungsort für den ersten deutschen Städtetag bezeichneten, mag bei dieser Wahl nicht blos an die passende Lage des Ortes in der Mitte Deutschlands gedacht sein; wahrscheinlich ist auch die Erinnerung an die einstige Bedeutsamkeit der alten Pegnitzstadt für die Wahrung städtischer Interessen, durch die sie sich vor Jahrhunderten auszeichnete, bestimmend gewesen. Wie oft hat sie in den Tagen vor der Reformation in ihren Mauern die Abgeordneten der geringeren Schwestern aufgenommen, wenn es sich um engere Einigung der durch gleiche Richtung verbundenen handelte, wenn es galt, ihre Selbständigkeit und Freiheit gegen die Angriffe der Fürsten und des Adels durch gemeinsames Handeln zu sichern. Der eben erschienene zweite Band, „Chroniken der deutschen Städte vom vierzehnten bis in's sechszehnte Jahrhundert" (Leipzig, bei Hirzel) ist recht geeignet, unser Auge auf dieser glänzenden Vergangenheit Nürnbergs festzuhalten. Wir haben bereits vor einem Jahre auf den Zweck und Charakter der Herausgabe dieser Chroniken (Jahrb. X., 420) aufmerksam gemacht und dürfen jetzt unsere Freude äußern, daß das Werk unter der eifrigen und kundigen Leitung des Professors Hegel rüstig vorwärts schreitet. Der vorliegende Band enthält dreierlei, das Memorial von Endres Tucher (1421—1440), den Zug der Nürnberger nach Lichtenburg (1444), den Krieg der Stadt mit Albrecht Achilles von Brandenburg (1449—1450), außerdem zu jedem der drei Stücke Einleitungen und Beilagen urkundlichen und kritischen Inhalts, Nachträge, ein Glossar und eine Karte des Nürnberger Territoriums im sechszehnten Jahrhundert. Das Memorial Tucher's bietet eine erwünschte Ergänzung zu der im vorigen Bande mitgetheilten Chronik aus der Zeit Sigismund's, von der sie sich jedoch ungeachtet einiger Verwandtschaft mannichfach unterscheidet; der Zug gegen das Schloß Lichtenburg ist ein Einzelbild aus der großen Menge städtischer Executionen, die an dem räuberischen Adel vollstreckt wurden, und giebt in seiner Ausführung wie Beendigung ein schlagendes Beispiel von der naiven Planlosigkeit, mit welcher dergleichen in Scene gesetzt zu werden pflegte; der Krieg gegen Albrecht, hier zum erstenmale ganz vollständig gedruckt, nachdem einzelne Partien schon früher bekannt gemacht waren, zeigt uns die Stadt in ihrem mannhaften Kampfe gegen jenen Markgrafen, in dessen Wesen die Fuchsnatur neben dem Adel des Löwen vertreten war, ihren bedeutendsten und erbittertsten Widersacher. Von den Beilagen sind uns besonders die über die Fürstenpartei (S. 417) und über die Bevölkerungs- und Handwerkerverhältnisse im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert von Interesse gewesen. Der erstere dieser Aufsätze stellt eine Liste derjenigen zusammen, die — aus dem Herren- wie aus dem Ritterstande — der Stadt abgesagt hatten, nach Landschaften geordnet. Wir waren darauf gefaßt, dabei manchem bekannten Namen zu begegnen: wie ein harmloses Spiel des Zufalls wollte es uns bedünken, als wir — man verzeihe uns die Notiz — auf S. 465 unter der feudalen Gesellschaft Thüringens auch einen „Daniel von der Heid" fanden.

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin von Jacob Grimm. Herausgegeben von Herman Grimm. Berlin 1863.

Da wir beabsichtigen, demnächst über Jacob Grimm ausführlicher zu handeln, so begnügen wir uns mit einem kurzen Hinweis auf die vorliegenden Reden, die zu dem Weihevollsten gehören, was aus der Feder des Verewigten geflossen sind. Jacob Grimm erscheint uns darin gleichsam in verklärter Gestalt. Die Gelehrsamkeit ist nur noch eine leichte Hülle, in die er sich kleidet, weil sie ihm durch den langen Gebrauch bequem geworden. Das Ewige, das Menschlichschöne, das in seinen reinwissenschaftlichen Büchern zum Vorschein kommt, wie an einer lichten Stelle der Waldbach in der Sonne blinkt, hier entströmt es in's Schattenlose, Freie mit breiteren Ufern, in ruhiger Pracht. Nie hat die brüderliche Liebe in innigeren, herzlicheren Worten gesprochen; nie ist mehr aus dem Eigensten und Persönlichsten heraus das Lob des Greisenalters geschrieben worden. Man erwarte über das Alter keine Entwickelung einer Folge von auseinander wachsenden Gedanken: es ist immer Ein Gedanke, den er nach der Reihe von den verschiedensten Seiten betrachtet. Folgen wir dieser Betrachtungsweise, so erhebt sich in uns „eine Vorstellung von Milde, Linde, Behagen, Muth und Arbeitslust. Wie ein Mann am Abend das vollbrachte Werk des Tages, so überschlägt der Greis sein vergangenes Leben." „Solch ein Hochbejahrter, den das Schicksal aufgespart hat, dem Verwandte und Freunde vorausgestorben sind, nur noch deren Nachkommen zur Seite stehen, darf sich dann auch einsam und verlassen fühlen, Freude und Trauer mischen." — Jacob Grimm hat ein Bild seines eigenen Alters entworfen — und wer empfindet nicht, daß dieses Alter ein glückliches gewesen ist? Glücklich und — zu der Zeit da er sprach — einsam. Es war nicht lange nach Wilhelm Grimm's Tode, und S. 61 findet sich die schlichte Aeußerung: „Wie freute mich innig, im Thiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der anderen Seite herkam, zu stoßen, nickend und schweigend gingen wir neben einander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehen." Im Sommer darauf (1860) hielt er ihm die Gedächtnißrede in der Akademie. Unvergeßlich wird allen, die sie hörten, der aus dem tiefsten Herzen quellende Ton bleiben, mit dem er die Eingangsworte sprach: „Ich soll vom Bruder reden." Was er sagte, verträgt keinen Auszug.

Von der Rede auf Wilhelm fehlt der Schluß. Herman Grimm hat, um die Lücke auszufüllen, in einer Art von Zwischenrede den Tod seines Vaters erzählt und als Einleitnng zur Rede über das Alter eine Aufzeichung aus der Brieftasche des Oheims und kostbare Bruchstücke aus der Correspondez desselben mitgetheilt, dazu einen Ueberblick über die letzten Jahre der Brüder gegeben, einfach, würdig, in der edlen Sprache, die man kennt.

Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporsprießen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem großen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte. —

H. v. Sybel's kleine historische Schriften. München 1863.

Wir freuen uns, unsere Leser auf diese willkommene Erscheinung auf dem Gebiete der Geschichtschreibung aufmerksam machen zu können. Elf Aufsätze von größerem oder geringerem Umfang, der Stoff aus den verschiedenen Bereichen der neueren Geschichte von der ersten Ausbreitung des Christenthums und von dem Eintritt der Deutschen in die Geschichte bis zu den inneren Kämpfen Englands und Irlands während der französischen Revolution und bis zu dem Triumph der deutschen Freiheitskriege; die Form und Fassung bei der Mehrzahl schon dadurch bestimmt, daß sie ursprünglich an ein größeres Publicum gerichtete öffentliche Vorträge waren. Die meisten dieser kleinen Schriften waren schon vorher theils durch besondere Abdrücke, theils aus verschiedenen Zeitschriften bekannt, einzelne wie die Vorträge über Eugen von Savoyen und die über die Erhebung Europas gegen Napoleon I. haben bereits in weitesten Kreisen Verbreitung gefunden. Dennoch ist diese Sammlung sehr willkommen zu heißen; wir haben in unserer historischen Literatur noch wenig Muster für jene leichtere gefällige Form der Darstellung, die die Gediegenheit eines völlig beherrschten Stoffes in einen engen Rahmen und in die Zugänglichkeit einer leicht verständlichen, wirksamen und doch würdigen Redeweise zu fassen versteht; ja man sträubt sich bei uns zum Theil wohl auch theoretisch dagegen, dem Essay nach englischer, geschweige denn nach französischer Weise den ebenbürtigen Platz, wenn auch eines zweit- oder drittgebornen, zuzugestehen. Es fruchtet wenig, theoretisch darüber hin und her zu reden: wirksamer ist, wenn die Meister auf dem Gebiete der Forschung und der höheren Darstellung es ihrer nicht unwürdig achten, sich auch dieses Zweiges anzunehmen, und wenn gerade von ihnen thatsächlich der Beweis gegeben wird, daß die deutsche Gelehrsamkeit nicht darum der essayistischen Form für gewisse Gegenstände und gewisse Zwecke widerstrebt, weil sie daran verzweifelt es den von anderer Seite her aufgestellten Mustern gleichzuthun oder selbst mustergültige Stücke nach eigener Art zu bilden. Die kleinen Schriften Sybel's fallen nur zum Theil in die gleiche Kategorie mit den englischen und französischen Essays, insofern die meisten ursprünglich nicht für die Lectüre, sondern zum mündlichen Vortrag bestimmt waren; aber eben diese Art von Vorträgen vor einem größeren Publicum sind bei uns allerdings ein so wichtiges Ingredienz unseres kleineren literarischen Lebens geworden, sie sind zugleich so sehr eine uns zu eigen angehörige Form (sowie die Sitte und das Bedürfniß, dem sie entsprungen, uns eigen ist), daß man sie vielleicht als das Gegenstück zu den erwähnten Erzeugnissen unserer Vettern und Nachbarn bezeichnen darf; hier spricht man die Essays, dort füllt man mit ihnen die zahlreichen Reviews und Revuen; und so wie diese ihren Raum meistens zwischen Geschichte und Naturwissenschaft theilen, so sind es diese beiden Gebiete, worauf in der Gattung der populären Vorträge das Meiste und Beste bei uns geleistet worden ist. Die Vorträge Sybel's gehören unstreitig zu dem Vorzüglichsten, was wir von dieser Art besitzen: und so wollen wir diese Sammlung als eine belehrende, anregende und erfreuende Lectüre allen Kreisen von Lesern empfohlen haben.

Schleswig-Holsteinische Literatur.

Kleine Schriften von Joh. Gust. Droysen. Heft I. Berlin.

Die Reihe von Aufsätzen, welche hier neugesammelt, dem deutschen Publicum vorgelegt werden, versetzen uns mitten hinein in den vieljährigen Kampf, vor dessen letzter Entscheidung wir jetzt stehen. Sie reichen von der ersten Entwickelung der nationalen Gegensätze unter dem Regimente Christian VIII. an bis hin zu der Zeit, wo der Krimmkrieg Preußen die Gelegenheit bot, die nordalbingischen Lande für Deutschland wieder zu gewinnen. Einzelne jener Aufsätze sind selbst zu historischen Denkmälern geworden; sie haben praktisch eingegriffen in den Verlauf der Dinge; andere, deren Wirkungskreis enger war, fesseln durch die Kraft und den Ernst der Gesinnung und die Gabe politischer Combination, die sich in ihnen bethätigt.

Es sind jetzt fast zwei Decennien, als die älteste dieser Arbeiten entstand. Die Gefahr, daß der Mannsstamm des regierenden Hauses erlöschen werde, war nahe gerückt; die hinterhaltigen Pläne König Christian VIII. begannen zu reifen; im dänischen Volk regte sich die Lust, durch den Umsturz des Rechtes, insbesondere der Successionsordnung der Herzogthümer den Zusammenhalt der Monarchie zu retten. Dahin zielten die Anträge der Stände zu Viborg und derer zu Roeskild. Noch wagte es die Regierung des Königs nicht, sich offen und unbedingt für diese Ziele zu bekennen. Die jütischen Stände wurden zurückgewiesen, „an bestehenden Erbrechten, meinte der königliche Commissar Oersted damals noch, könne auch der unumschränkteste Monarch nichts ändern.“ Als die Vertretung der Insel-Dänen zu Roeskild zusammenkam, waren seine Ansichten schon kühner geworden. Er billigte die Anträge Algreen-Ussing's auf Ausdehnung des dänischen Königsgesetzes über Schleswig-Holstein und Lauenburg, auf Berufung einer Delegirten-Versammlung für die gesammte Monarchie. Er billigte es auch, daß bei „der Ungewißheit über die Erbfolge und die üblen Folgen davon“ die Regierung sich zu der energischen Maaßregel entschließe, jede Discussion über die Frage zu verbieten. So sollte denen, „welche stark an dem historischen Recht hielten,“ der Mund geschlossen werden. Es war also Zeit zum Reden. Droysen entwarf die sogenannte Kieler Petition (November 1844), die bald mit tausenden von Unterschriften bedeckt, der holsteinischen Stände-Versammlung überreicht wurde. Sie war ein Protest gegen den drohenden „Staatsstreich;“ in knapper Deduction entwickelte sie die Rechte des Landes, wiederlegte sie die dänischen Fälschungen der Geschichte, insbesondere der seitdem viel besprochenen Vorgänge von 1721 und 1806.

Der Staatsstreich wurde vollzogen. Christian VIII. erließ den „offenen Brief“ und die Grundzüge der Gesammtstaatsverfassung waren von ihm festgestellt, als ihn der Tod ereilte. Friedrich VII. publicirte am 28. Januar 1848 das Werk seines Vorgängers, er berief zur Berathung Notabeln aus dem ganzen Land nach Kopenhagen. Der Entwurf ruhte auf paritätischer Grundlage; er war liberal. Sollten die Schleswig-Holsteiner sich auf die Staatseinheit mit den Dänen einlassen? Es wurden ihnen große constitutionelle Zugeständnisse geboten; statt der ständischen Vertretung mit berathender Befugniß gewannen

sie einen Platz in einer modernen Verfassung auf breiter Grundlage. Hätten sie die cosmopolitische Bildung unserer äußersten Linken besessen, sie würden ja wohl Deutschland den Rücken gewandt haben. Aber die Freiheit hatte für sie keinen Reiz und Werth ohne das Vaterland. „Was soll Dänemark mit uns," so sagten sie, „was wir mit Dänemark? In den vierhundert Jahren der Personalunion haben wir nicht gelernt, Kopenhagen als unsere Hauptstadt, als den Mittelpunkt unseres politischen, socialen oder gar geistigen Lebens anzusehen; vielmehr hat die jüngste Zeit in demselben Maaße, als sich in allen Landen die Gravitationen vereinfachten, uns nur mehr und mehr den scharfen Gegensatz empfinden lehren, der zwischen hier und dort ist. Und nun sollten wir unser Antlitz dorthin wenden? Sollten den Mittelpunkt, Heerd und Heerdflamme unseres staatlichen Daseins dort suchen? Schnell würde und müßte der Verfassung eine raschere, centralisirtere, eingreifendere Administration folgen, und deren Sitz würde Kopenhagen sein; dort würde unsere Jugend die Schule ihres Staatsdienstes, bald die Prüfungen zu demselben, bald die Studien für diese machen; dorthin würde sich aller edler Wetteifer, aller Ehrgeiz wenden, dort sich alle Anknüpfungen persönlichen Einflusses schürzen und bis in die Salons, in die Familien hinein festsetzen; dorther uns alle Impulse des öffentlichen Lebens kommen. Wir würden zu unserer Muttersprache dänisch lernen müssen, um in den beschließenden Ständen zu verstehen und verstanden zu werden, die dänische Monarchie würde unser Vaterland, die Lande diesseits der Königsau Departements für dies Klein-Paris Kopenhagen werden; wir würden Deutsch-Dänen, politische Zwitter, ein Mulattenvolk. — Nimmermehr! Wir sind nicht gemeint, um welchen Preis auch immer, Verrath an uns selber und an Deutschland zu üben. Wir wurzeln in Deutschland; mit aller Liebe, mit aller Kraft, mit dem unerschütterlichen Ernst unseres Willens halten wir fest an Deutschland."

Sie hielten daran fest. Mit dem Tode ihrer Jünglinge und Männer, mit dem Tode ihrer Freiheit büßten sie ihre Treue. Ein Paar Jahre später und die Mächte Europas saßen zusammen, um den Beraubten, den Zertretenen auch die Hoffnung auf Erlösung für die Zukunft zu nehmen. Die Integrität der dänischen Monarchie war der Vorwand, die Schwächung Norddeutschlands war der Zweck. „Deutschland, schrieb Graf Bouillé 1847, vereint in seiner centraleuropäischen Lage und in seinen drei Flüssen, Elbe, Rhein und Donau, alle diejenigen Vortheile, welche geeignet sind, ihm eine große Stelle in der europäischen Politik zuzuweisen; und die Hülfsquellen des Landes, sowie die geistigen Anlagen der Bevölkerung bestimmen ihm einen hohen Rang unter den industriellen Mächten der Welt. Nur Eins fehlt Deutschland, alles das zu sein, was es sein könnte. Die Mündung der drei großen Ströme ist in fremder Gewalt; daher hat Deutschland keine Kriegsmarine, keine Handelsmarine, kann deren nicht haben, im baltischen Meere beherrscht von Rußland und Scandinavien, in der Nordsee von England und Holland; die schleswig-holsteinische Frage, nach dem Wunsche von Deutschland entschieden, würde alles das gewähren, was Deutschland zur Zeit entbehrt." Hier liegt der Grund, weshalb bei den Londoner Verhandlungen die widerstrebenden Interessen Rußlands und Englands sich zusammenfanden. Durch den Ausschluß

der Augustenburger rückten die Erbansprüche Rußlands auf die Herzogthümer näher, aber England drückte die Augen zu vor dieser Gefahr. Bei diesem Punkte, bei der Designirung des Prinzen Christian von Glücksburg als Erben der Gesammtmonarchie knüpft ein neuer Aufsatz von Droysen an. Er ist überschrieben: „Zur Lehre von der Legitimität.“ Er entwickelt an den Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes, über wieviel gebrochene Eide der Protokollprinz selbst im eigentlichen Dänemark hinwegschreiten müsse, um den Weg zum Throne zu finden. In großen Zügen zeichnet er das Princip der Legitimität, — den Hort des conservativen Europa gegen die wildfluthende Bewegung, den Gravitationspunkt aller erhaltenden Kräfte. Wie soll die Weihe und die Autorisation des geborenen Regenten, wie sie der Ausdruck „von Gottes Gnaden“ bezeichnet, im Glauben der Völker erhalten werden, wenn die Fürsten selbst jenes Princip über Bord werfen? Welche Sicherheit der Existenz können die Dynastien der mittleren und der kleineren Staaten noch haben, wenn der Vortheil einiger Großen ausreicht, um das Erbrecht einer uralten fürstlichen Linie auszulöschen. Es ist doch vergeblich, jetzt plötzlich Zweifel gegen ein Successionsrecht zu heucheln, welches vor Jahrzehnten schon bei Freund und Feind als wohlbegründet galt. Die Völker glauben dieser Täuschung nicht; in ihrem Bewußtsein wird die Grundlage für das Recht aller deutschen Fürsten erschüttert, wann das Recht eines von ihnen aus Egoismus und aus Furchtsamkeit von den eigenen Genossen preisgegeben wird. Was soll die Revolution künftig noch hindern, „vor den Thronen stehen zu bleiben?“

Möchten diese Warnungen, die heute hundertfach ertönen, den Weg finden zu dem Gewissen unserer Fürsten! Möchten sie begreifen, daß in der Bewegung, welche das Leben der Nation ergriffen hat, sie nur dann feststehen, wenn sie dem Rechtsgefühl, dem nationalen Gefühl ihrer Bevölkerungen Genüge leisten. Droysen hat seine Betrachtungen über das Princip der Legitimität an die Spitze seiner Sammlung gestellt. Es folgen dann noch einzelne Aufsätze, die zur Zeit des Krimmkrieges niedergeschrieben wurden. Das Gegenstück der orientalischen Frage, — dieser Gedanke zieht sich durch die Aufzeichnungen hindurch, — ist die baltische Frage, und gegen die russische Macht, die wie an den Dardanellen, so am Sund eingedämmt werden muß, läßt sich im Norden kein Gegengewicht schaffen, außer durch die Verstärkung der preußischen Stellung nördlich der Elbe. So gehörte unser Historiker zu der Zahl der Männer, die um den Preis der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage das Bündniß Preußens mit den Westmächten anriethen. Manche geistvolle Combination, manche feine Bemerkung wird der Leser in diesen Skizzen finden. Jene Lage Europas — sie ging unbenutzt vorüber. Aber auch die heutigen Verhältnisse der europäischen Mächte bieten des Günstigen genug — für einen Staatsmann, dem die Augen geschärft werden durch das Interesse an der nationalen Sache, durch das lebendige Bewußtsein von der Ehre des preußischen Staates. —

Aus Schleswig-Holstein an das preußische Haus der Abgeordneten von einem ehemaligen Mitglied der deutschen Fortschrittspartei in Preußen, Berlin.

Es ist ein Weheruf von erschütternder Kraft — diese Flugschrift. Niemand,

dem der Kern deutschen Sinnes nicht ausgehöhlt ist — wird den Ruf ohne innerste Bewegung vernehmen. In kurzen, präcisen Zügen zeichnet die Schrift die europäische Situation, die Aufgabe, die jetzt an Preußen herangetreten, die Lage der Lande, für welche die Entscheidungsstunde über Leben oder Tod jetzt geschlagen hat. Ja über Leben oder Tod! „Wir müssen es ja am besten wissen, was zu ertragen ist und was nicht, wir müssen es doch an uns selbst erproben, ob unsere Widerstandskräfte erlahmen oder nicht. Wir, die wir ohne Waffen, die wir nach einem großartigen Aufschwunge mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert sind, die wir unsere Sprache haben ausrotten, unsere Kirchen entleeren, unsere Schulen demoralisiren sehen, die wir zwölf Jahre vom Feinde gehöhnt und mit Füßen getreten, denen jedes Recht verweigert und jedes Versprechen gebrochen wurde — wir rufen Euch, den deutschen Fürsten, dem deutschen Volke kraft unserer Erprobung dänischen Regiments und dänischer Treue zu: Ein Volk kann doch sterben. Der Elsaß beweist's. Wir sind am Sterben."

Und so wendet sich der Verfasser mit einer absoluten Forderung an uns, — an den Staat, die Krone, an das Abgeordnetenhaus, an die Partei, die seit zwei Jahren über die Mehrheit desselben verfügt. Er hat die Feder ergriffen, als diese Partei zögerte und schwankte, als sie nicht wußte, ob sie zur Rettung eines deutschen Landes gegen das Ministerium Bismark eine Verpflichtung übernehmen dürfe. Dieses Stadium des Zweifels wurde allerdings, Dank dem Druck der deutschen Bewegung, überwunden. Ob darum der Verfasser, ob Hunderttausende mit ihm befriedigt sein werden? — Haben die Debatten des Abgeordnetenhauses den Aufschwung des Volkes gefördert? Ist über dem Transigiren und Verschieben nicht der günstigste Moment verloren gegangen?

Es war der Fluch der äußeren Politik Preußens, daß es seit funfzig Jahren nichts ganz und ohne Rückhalt wollte. „Es sagte Ja mit einer kleinen Mischung von Nein, es sagte Nein, und deutete ein halbes Ja an." Es ist auch diesmal wieder so gekommen. Jeder klare politische Kopf sah nur zwei gangbare Wege, entweder Anerkennung Christian's IX. in Schleswig-Holstein, oder Anerkennung Friedrich's VIII., — aber die preußische Politik findet einen Mittelweg. Sie bleibt stehen bei dem Londoner Protocoll, aber nur bedingt; sie constatirt den dänischen Vertragsbruch, aber ohne die Consequenz daraus zu ziehen. So steht sie noch vor der Entscheidung, nur daß die Schwierigkeit der Lage immer größer, die Wahrscheinlichkeit der richtigen Wahl immer schwächer wird. Aber so lange noch eine Aussicht auf die richtige Wahl, eine Aussicht auf den Krieg geöffnet ist, der alle Verbindlichkeiten löst, so lange bleibt auch die Pflicht für das Abgeordnetenhaus: Versäumtes nachzuholen, die Regierung zu treiben und zu drängen, und „bis zum letzten Hauche der Möglichkeit für den letzten Erfolg zu kämpfen." —

Noch ist uns eine sehr wichtige kleine Schrift zugegangen, welche „die Ebenbürtigkeits-Frage in der schleswig-holsteinschen Erbfolge" behandelt, und deren Inhalt wir, obgleich sie leider nur als Manuscript druckt ist, im Interesse der Sache hier glauben berühren zu dürfen.

weist sie nach, daß der gemeinrechtliche Grundsatz, nach welchem die Ehe eines, dem deutschen hohen Adel angehörenden Fürsten nur dann ebenbürtig ist, wenn die Gemahlin desselben ebenfalls zum hohen Adel ihrer Geburt nach gehört, weder in dem Augustenburger, noch in dem Glücksburger, noch überhaupt in dem Oldenburger Hause Geltung hatte. Wollte man nun von der Voraussetzung ausgehen, daß jener Grundsatz für die Succession in einem deutschen Fürstenthume schlechthin maaßgebend wäre, so würde jedenfalls auch der heutige dänische König Christian IX. kein ebenbürtiger schleswig-holsteinscher Agnat mehr sein, es würden ferner die Descendenten der jetzigen Prinzessin von Wales weder als ebenbürtige sächsische Agnaten, noch als ebenbürtige hannöversche Cognaten künftig in Betracht kommen können. Allein jener Grundsatz ist nicht absolut. Es kommt bei der Beurtheilung der Ebenbürtigkeit nicht zuerst auf das deutsche gemeine Privatfürstenrecht, sondern zuerst auf das Familienrecht jedes einzelnen Fürstenhauses an. Das particulare Recht geht dem gemeinen vor, und das letztere kommt nur in Anwendung, wenn das erstere fehlt. Jede zum hohen deutschen Adel gehörige Familie hat kraft ihrer Autonomie die Befugniß, die Grundsätze über Ebenbürtigkeit frei zu normiren; jene Autonomie ist ein altes Recht, welches der Artikel 14 der Bundesacte nur von neuem bestätigt hat. Solche autonomische Bestimmungen können nun entweder in geschriebenen Familiengesetzen oder in hausgesetzlichen Observanzen enthalten sein. Eine solche Observanz bestand in dem Oldenburger Hause seit alter Zeit. Die Ehen, welche dem entsprechend geschlossen waren, würden nicht nur von der gesammten Familie, sondern auch von den deutschen Kaisern und von anderen deutschen Fürsten als ebenbürtig betrachtet. Prinzessinnen aus solchen Ehen wurden mit deutschen Fürsten verheirathet, ohne daß die Descendenten (z. B. in Anhalt, Lippe, Braunschweig-Wolfenbüttel) für unebenbürtig gehalten wären. Eine gleiche Observanz herrscht in anderen deutschen regierenden Familien und namentlich in Nebenzweigen derselben. So z. B. in dem Hause Reuß und speciell in dem Hause Reuß-Köstritz. Prinzessinnen aus derartigen Häusern gehen ebenbürtige Ehen mit solchen fürstlichen Familien ein, innerhalb derer der gemeinrechtliche Grundsatz gilt. So z. B. hat der jetzt regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eine Prinzessin von Reuß-Köstritz, Enkelin einer Freiin von Geuter, zur ebenbürtigen Gemahlin.

Das Resultat der sehr verdienstlichen Untersuchung faßt sich in Folgendem zusammen: Derselbe Zweifel, welcher gegen die Ebenbürtigkeit der Augustenburger erhoben ist, trifft nicht nur die Glücksburger einschließlich Christian's IX., sondern auch den russischen und den großherzoglich oldenburgischen Zweig des oldenburgischen Gesammthauses. Die deutsche Ebenbürtigkeit der russischen Linie wäre dann durch die Kaiserin Katharina, die von einem Fräul. v. Zeitsch stammte, durchbrochen, und die der großherzoglich oldenburgischen Linie durch die Prinzessin Sophie Charlotte, welche die Tochter einer Gräfin von Dohna war. Demnach bliebe für die Herzogthümer überhaupt kein legitimer Erbe übrig; es müßte denn sein, daß sich in dem Stammbaume des 64jährigen Prinzen v. Wasa, des letzten männlichen Sprosses aus der schwedischen Linie keine Mesalliance nachweisen ließe. Die Vorwände, welche die feudale Partei gegen das